HEYNE

Brian Herbert
Kevin J. Anderson

DER KREUZZUG

ROMAN

DER WÜSTENPLANET
Die Legende 2

HEYNE

Brian Herbert
Kevin J. Anderson

DER KREUZZUG

DER WÜSTENPLANET
Die Legende 2

Das Buch

Mit dem Wüstenplanet-Zyklus hat Frank Herbert eine Zukunftssaga geschaffen, die den größten Teil unserer Galaxis und einen Zeitraum von Tausenden von Jahren umfasst und in ihrer epischen Wucht und ihrem außerordentlichen Detailreichtum nur mit J. R. R. Tolkiens »Herr der Ringe« zu vergleichen ist. Nach dem Tod des Autors 1986 schien diese Saga – zum Bedauern von Millionen von Leserinnen und Lesern rund um die Welt – zu einem Abschluss gekommen zu sein. Doch nun geht das Abenteuer weiter: Gestützt auf den umfangreichen Nachlass seines Vaters und gemeinsam mit dem bekannten *Star-Wars*-Autor Kevin J. Anderson erzählt Frank Herberts Sohn Brian Herbert die »Legenden des Wüstenplaneten«, die Vorgeschichte dieses atemberaubenden Epos, und beleuchtet dabei jene Charaktere, Motive und Konflikte, die zu den Ereignissen in »Der Wüstenplanet« führen.

So berichtet »Der Kreuzzug« von einem sagenumwobenen Ereignis in ferner Vergangenheit, von dem in den »Wüstenplanet«-Romanen immer wieder die Rede ist: Die Rebellion der Menschen gegen die Künstlichen Intelligenzen, die den Aufstieg des Bene-Gesserit-Ordens und der Häuser des Imperiums überhaupt erst ermöglichte. Doch der Weg dorthin ist mit zahllosen Unwägbarkeiten verknüpft – und tödlichen Gefahren: Denn die Maschinen haben längst die Herrschaft über sämtliche menschlichen Lebensbereiche an sich gezogen und schrecken auch nicht davor zurück, die Bevölkerung ganzer Planeten zu versklaven. Nur eine Frau hat den Mut, sich ihnen entgegenzustellen. Ihr Name ist Serena Butler ...

»Diese neuen Romane sind nicht nur ein faszinierender Teil der großen Wüstenplanet-Erzählung, sondern auch ein erstklassiges Abenteuer, das für sich selbst steht. Frank Herbert wäre auf die Fortführung seiner Vision stolz gewesen.« *Dean Koontz*

Die Autoren

Brian Herbert, der Sohn des 1986 verstorbenen Wüstenplanet-Schöpfers Frank Herbert, hat selbst SF-Romane verfasst, darunter den in Zusammenarbeit mit seinem Vater entstandenen »Mann zweier Welten«.
Kevin J. Anderson ist einer der meistgelesenen SF-Autoren unserer Zeit. Zuletzt ist von ihm die gefeierte »Saga der Sieben Sonnen« erschienen – mit den Bänden »Das Imperium«, »Der Sternenwald« und »Sonnenstürme«.

Eine Liste der im WILHELM HEYNE VERLAG erschienenen Wüstenplanet-Bücher finden Sie am Ende des Bandes.

BRIAN HERBERT &
KEVIN J. ANDERSON

DER KREUZZUG

DER WÜSTENPLANET
DIE LEGENDE

Zweiter Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION
06/8316

Titel der amerikanischen Originalausgabe
DUNE: THE MACHINE CRUSADE
Deutsche Übersetzung von Bernhard Kempen
Das Umschlagbild ist von Frank M. Lewecke

Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf chlor- und
säurefreiem Papier gedruckt.

Redaktion: Frank-Dietrich Grehmsbaum
Copyright © 2003 by Herbert Enterprises LLC
Copyright © 2004 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
http://www.heyne.de
Deutsche Erstausgabe 11/2004
Printed in Germany 9/2004
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 3-453-52000-9

Für Penny und Ron Merritt,

unsere Reisebegleiter im Universum
des Wüstenplaneten,
in Liebe und Anerkennung für
die Hilfe bei der Wahrung
des Vermächtnisses von Frank Herbert

Danksagung

Nach Beendigung des Manuskripts dieses Buches begann erst die eigentliche Arbeit. Pat LoBrutto und Carolyn Caughey bewiesen ihr editorisches Genie, indem sie uns bei der Erstellung der endgültigen Version durch zahlreiche Wiederholungen und Feinabstimmungen führten. Unsere Agenten Robert Gottlieb, John Silbersack und Matt Bialer von der Trident Media Group, haben dieses Projekt von Beginn an mit Begeisterung unterstützt. Tom Doherty, Linda Quinton, Jennifer Marcus, Heather Drucker und Paul Stevens von Tor Books und Julie Crisp von Hodder & Stoughton hielten die Produktion und Vermarktung am Laufen, ohne dass ihre Begeisterung für einen Moment nachgelassen hätte.

Wie immer war Catherine Sidor von WordFire Inc. unermüdlich damit beschäftigt, Dutzende von Mikrokassetten zu transkribieren, Korrekturen einzufügen und angesichts eines mit Volldampf laufenden Arbeitstempos die Stimmigkeit zu erhalten. Diane E. Jones diente als Testleserin und Versuchskaninchen; sie sagte uns ihre ehrliche Meinung und schlug zusätzliche Szenen vor, die aus dem Text ein stärkeres Buch machten.

Rebecca Moesta Anderson widmete uns ungezählte Stunden voller Energie, Konzentration, Ratschläge und Kritik (immer liebenswürdig abgemildert), ohne dabei die Phrase »gut genug« in ihrem Vokabular zuzulassen. Wie immer reagierte Jan Herbert mit Unterstützung, Geduld und Verständnis auf die unvorhersagbaren Bedürfnisse eines Autors.

Javier Barriopedro und Christian Gossett schenkten uns »schwertmeisterliche« Erleuchtung. Dr. Attila Torkos nahm das endgültige Manuskript genau unter die Lupe und half uns, Widersprüche zu vermeiden.

Penny und Ron Merritt, David Merritt, Byron Merritt, Julie Herbert, Robert Merritt, Kimberly Herbert, Margaux Herbert und Theresa Shackelford von der Herbert Limited Partnership gaben uns ihre enthusiastische Unterstützung und vertrauten uns das Sorgerecht für Frank Herberts Vision an.

Ohne Beverly Herberts beinahe vier Jahrzehnte andauernde Unterstützung und Hingabe hätte Frank Herbert kein so unermessliches und faszinierendes Universum erschaffen, das wir nun erforschen können. Beiden sind wir zu großem Dank verpflichtet.

Prolog

Historiker sind unterschiedlicher Auffassung bezüglich der Botschaften, die im Geröll der fernen Vergangenheit verborgen sind.

Wenn man in die Geschichte eintaucht – solch ferne, chaotische Zeiten! –, werden die Fakten zunehmend schwammig und die Ereignisse widersprüchlich. Jenseits des Ozeans der Zeit und fehlbarer Erinnerungen verwandeln sich wahre Helden in Archetypen; Schlachten erhalten eine größere Bedeutung, als sie tatsächlich hatten. Legende und Wahrheit sind schwer in Einklang zu bringen.

Als Oberster Offizieller Historiker des Djihad muss ich diese Aufzeichnung so gut wie möglich niederschreiben, wobei ich mich auf mündliche Überlieferungen und fragmentarische Dokumente, die sich über hundert Jahrhunderte erhalten haben, verlassen muss. Was ist genauer – eine sorgfältig belegte Geschichtsschreibung wie die meine oder eine Ansammlung von Mythen und volkstümlichen Geschichten?

Ich, Naam der Ältere, muss diese Darstellung aufrichtig niederschreiben, selbst wenn dies den Zorn meiner Vorgesetzten hervorruft. Lest diese Geschichte sorgfältig, wenn ich mit Rendik Tolu-Fars Manifest des Protests beginne, einem Dokument, das von der Djipol konfisziert wurde:

»Wir sind des Kämpfens müde – todmüde! Milliarden über Milliarden wurden in diesem Kreuzzug gegen die Denkmaschinen bereits dahingeschlachtet. Die Verluste umfassen nicht nur uniformierte Soldaten des Djihad und gedungene Söldner, sondern gleichermaßen unschuldige Kolonisten und menschliche Sklaven der Synchronisierten Welten. Keiner macht sich die Mühe, die Zahl der zerstörten feindlichen Maschinen zu ermitteln.

Der Computer-Allgeist Omnius hat über ein Jahrtausend lang viele Planeten beherrscht, doch vor vierundzwanzig Jahren geschah es, dass die Ermordung des unschuldigen Kindes der Priesterin Serena Butler eine Revolte auslöste, die die gesamte Menschheit einschloss. Serena Butler nutzte diese Tragödie, um in der Liga der Edlen ein Feuer zu entfachen, das den Großangriff

der Armada und die atomare Zerstörung der Erde heraufbeschwor.

Ja, es war ein schwerer Schlag für Omnius, doch er tötete das letzte menschliche Leben auf diesem Planeten und verwandelte den Geburtsort der Menschheit in eine radioaktive Hölle, die auf Jahrhunderte unbewohnbar sein wird. Welch horrender Preis! – Und es war kein Sieg, kein Ende, sondern nur der Auftakt zu dieser langen Auseinandersetzung.

Über zwei Jahrzehnte lang wütete Serenas heiliger Krieg gegen die Denkmaschinen. Unsere Angriffe gegen Synchronisierte Welten wurden mit Überfällen der Roboter auf Kolonien der Liga beantwortet. Wieder und wieder.

Die Priesterin Serena scheint eine fromme Frau zu sein, und ich würde gerne an ihre Reinheit und Heiligkeit glauben. Sie hat Jahre ihres Lebens dem Studium der noch verfügbaren Schriften und Lehren der alten menschlichen Philosophen gewidmet. Kein anderer Mensch hat so viel Zeit im Gespräch mit Kwyna verbracht, der in der Stadt der Introspektion residierenden Kogitorin. Serenas Leidenschaft ist offenkundig und ihr Glaube über alle Zweifel erhaben. Doch ist sie sich aller Dinge bewusst, die in ihrem Namen geschehen?

Serena Butler ist kaum mehr als eine Galionsfigur, während Iblis Ginjo ihr politischer Stellvertreter ist. Er bezeichnet sich selbst als den »Großen Patriarchen des Djihad« und leitet den Djihad-Rat, eine Notstandskörperschaft der Regierung, die ohne Kontrolle durch das Liga-Parlament herrscht. Und wir lassen zu, dass dies geschieht!

Ich habe erlebt, wie der Große Patriarch – ein ehemaliger Sklavenaufseher auf der Erde – seine charismatischen Rednerfähigkeiten einsetzte, um Serenas Tragödie in eine Waffe zu verwandeln. Erkennt niemand, wie er seine politische Machtstellung ausbaut? Weshalb sonst hätte er Camie Boro heiraten sollen, die ihre Abstammung tausend Jahre zurückverfolgen kann, bis hin zum letzten schwachen Herrscher des Alten Imperiums? Niemand heiratet den letzten lebenden Nachkommen des letzten Imperators nur aus Liebe!

Um menschliche Verräter und verborgene Saboteure aufzuspüren, hat Iblis Ginjo seine Djihad-Polizei gegründet, die Djipol.

In den letzten Jahren sind viele tausend Menschen verhaftet worden. Kann es wirklich so viele Verräter gegeben haben, die für die Maschinen arbeiteten, wie die Djipol behauptet? Ist es nicht auffällig, dass viele von ihnen politische Feinde des Großen Patriarchen waren?

Ich kritisiere nicht die militärischen Führer des Djihad, die tapferen Soldaten und auch nicht die Söldner, denn sie alle kämpfen nach ihrem besten Vermögen. Menschen von allen freien Planeten wurden ausgesandt, um Vorposten der Maschinen zu zerstören und Plünderungen der Roboter zu stoppen. Doch können wir noch hoffen, jemals den Sieg zu erringen? Omnius kann jederzeit neue Kampfmaschinen bauen ... und sie werden immer wiederkommen.

Wir sind von diesen endlosen Kampfhandlungen erschöpft. Gibt es noch Hoffnung auf Frieden? Gibt es noch Möglichkeiten für ein Abkommen mit Omnius? Denkmaschinen ermüden nie.

Und sie vergessen nie.«

177 V.G.

(Vor Gilde)

25. Jahr des Djihad

1

Die Schwäche der Denkmaschinen besteht darin, dass sie tatsächlich all die Informationen glauben, *die sie erhalten, und entsprechend reagieren.*

Vorian Atreides, aus der vierten Einsatzbesprechung mit der Liga-Armada

Primero Vorian Atreides stand mit seinen fünf Ballistas im Orbit über dem von Schluchten zernarbten Planeten und musterte die feindlichen Roboter-Streitkräfte. Die Einheiten mit dem effizienten, funktionalen Design waren schlank und silbern wie Raubfische und hatten die Grazie scharfer Messer.

Die Monstrositäten von Omnius waren den Schiffen der Menschen zahlenmäßig um das Zehnfache überlegen, aber weil die Djihad-Schlachtschiffe mit sich überlappenden Holtzman-Schilden ausgestattet waren, konnte die feindliche Flotte die Schiffe der Menschen bombardieren, ohne den geringsten Schaden anzurichten und ohne zur Oberfläche von IV Anbus vorrücken zu können.

Obwohl die Verteidigungskräfte der Menschen nicht die nötige Feuerkraft besaßen, um die Maschinen-Armee zu vernichten oder wenigstens zurückzuschlagen, setzten die Djihadis den Kampf dennoch fort. Es war eine Pattsituation zwischen Menschen und Maschinen.

Omnius hatte mit seinen Streitkräften in den vergangenen sieben Jahren viele Siege errungen, abgelegene kleine Kolonien erobert und Vorposten eingerichtet, von denen unbarmherzige Angriffswellen gestartet wurden. Aber nun hatte sich die Djihad-Armee geschworen, diesen Unverbündeten Planeten um jeden Preis gegen die Denkmaschinen zu verteidigen – mit oder ohne Einverständnis der einheimischen Bevölkerung.

Auf der Planetenoberfläche bemühte sich gleichzeitig sein Kamerad Primero Xavier Harkonnen um eine diplomatische Einigung mit den Ältesten der Zenschiiten, den Anführern einer

buddhislamischen Sekte. Vor bezweifelte, dass sein Freund große Fortschritte machte. Als Unterhändler war Xavier nicht flexibel genug, er ließ sich zu sehr von seinem Pflichtgefühl und der strikten Verfolgung der Ziele dieser Mission beherrschten.

Außerdem war Xavier gegenüber diesen Menschen voreingenommen ... was sie zweifellos spürten.

Die Denkmaschinen hatten es auf IV Anbus abgesehen, und die Djihad-Armee musste sie aufhalten. Wenn sich die Zenschiiten aus dem galaktischen Konflikt heraushalten und nicht an der Seite der tapferen Soldaten kämpfen wollten, die sich für die Freiheit der Menschheit einsetzten, dann waren sie wertlos. Vor hatte Xavier einst scherzhaft mit einer Maschine verglichen, weil er die Welt nur in Schwarz oder Weiß sah, worauf dieser nur eine eisige, finstere Miene zur Schau gestellt hatte.

Laut Berichten von der Oberfläche verhielten sich die religiösen Anführer der Zenschiiten genauso halsstarrig wie Primero Harkonnen. Keine Seite war zum Nachgeben bereit.

Vor stellte den Kommandostil seines Freundes nicht in Frage, obwohl er sehr von seinem abwich. Nachdem er unter den Denkmaschinen aufgewachsen und zu deren Trustee ausgebildet worden war, genoss Vor nun das »Menschsein« in allen Facetten und ging manchmal zu leichtfertig mit der neu entdeckten Freiheit um. Er genoss es, mit anderen Offizieren Sport zu treiben oder zu spielen, Kontakte zu knüpfen oder herumzualbern. Es war ganz etwas anderes als das, was Agamemnon ihm beigebracht hatte ...

Hier draussen wusste Vor, dass sich die Schlachtschiffe der Roboter niemals zurückziehen würden, außer wenn sie davon überzeugt waren, dass sie statistisch gesehen unmöglich gewinnen konnten. In den vergangenen Wochen hatte er an einer komplizierten Strategie gearbeitet, mit der er Omnius' Flotte in die Flucht schlagen wollte, aber noch war er nicht in der Lage, sie in die Tat umzusetzen.

Dieses orbitale Patt war etwas ganz anderes als die Kriegsspiele, die Vor gerne mit Djihadis auf Patrouille spielte, oder die unterhaltsamen Wettkämpfe, die er und der Roboter Seurat sich Jahre zuvor während langer Reisen zwischen den Sternen gelie-

fert hatten. Diese schwierige Sackgasse bot wenig Gelegenheit, sich zu amüsieren.

Er hatte immer wieder bestimmte Angriffsmuster beobachtet.

Bald würde sich die Roboter-Flotte ihnen in einem rückläufigen Orbit nähern wie ein Schwarm Piranhas. Vor würde stolz in seiner adretten, dunkelgrünen, karmesinrot abgesetzten Militäruniform dastehen, in den Farben des Djihad, die Leben und vergossenes Blut symbolisierten. Er würde den Kriegsschiffen in seiner Wachflotte befehlen, die Holtzman-Schilde zu aktivieren und darauf zu achten, dass sie sich nicht überhitzten.

Es war geradezu bestürzend, wie berechenbar die waffenstrotzenden Roboter-Kriegsschiffe waren, und seine Männer schlossen häufig Wetten über die genaue Zahl der Schüsse ab, die der Feind abfeuern würde.

Er beobachtete, wie seine Streitkräfte ihre Position veränderten, wie er es ihnen befohlen hatte. Xaviers Adoptivbruder Vergyl Tantor war der Captain des Vorhut-Ballistas und brachte sein Schiff in Position. Vergyl diente seit siebzehn Jahren in der Djihad-Armee, stets aufmerksam von Xavier beobachtet.

Seit Tagen hatte sich hier nichts geändert, und die Kämpfer wurden immer ungeduldiger. Sie zogen wiederholt am Feind vorbei und konnten nichts tun, außer sich aufzuplustern und wie exotische Vögel ihr Kampfgefieder zu präsentieren.

»Man sollte meinen, die Maschinen würden langsam dazulernen«, murmelte Vergyl über die Komverbindung. »Hoffen sie etwa immer noch, dass wir einen Fehler machen?«

»Sie testen uns nur, Vergyl.« Vor sparte sich die Förmlichkeiten der Rangbezeichnung und der Befehlshierarchie, weil es ihn zu sehr an die strengen Vorschriften der Maschinen erinnerte.

Früher an diesem Tag, als die Wege der beiden Flotten sich flüchtig kreuzten, hatten die Roboter-Kriegsschiffe eine Salve explosiver Projektile abgefeuert, die auf die unüberwindlichen Holtzman-Schilde geprasselt waren. Vor hatte nicht gezuckt, als er die sinnlosen Explosionen gesehen hatte. Einen kurzen Moment lang hatten sich die Schiffe der Kontrahenten in chaotischem Durcheinander vermischt, dann waren sie aneinander vorbeigezogen.

»Na gut, wie viele waren es?«, rief er.

»Achtundzwanzig Schuss, Primero«, meldete einer der Brückenoffiziere.

Vor hatte genickt. Es waren immer zwischen zwanzig und dreißig Geschosse, aber seine Schätzung war zweiundzwanzig gewesen. Er und die Offiziere seiner anderen Schiffe hatten Glückwünsche hin und her geschickt und gutmütig darüber lamentiert, dass sie sich um ein oder zwei Schüsse verschätzt hatten. Dann hatten sie Vereinbarungen über die Begleichung der abgeschlossenen Wetten getroffen. Dienststunden und Luxus-Rationen waren zwischen Gewinnern und Verlierern von einem Schiff zum anderen verschoben worden.

Die gleichen Szenen hatten sich schon fast dreißigmal abgespielt. Aber jetzt, wo sich die Kriegsparteien berechenbar aufeinander zubewegten, hatte Vor eine Überraschung im Ärmel.

Die Djihad-Flotte blieb in perfekter Formation, diszipliniert wie Maschinen sind.

»Es geht wieder los!« Vor wandte sich an die Brückenbesatzung. »Bereiten Sie sich auf das Gefecht vor. Fahren Sie die Schilde auf volle Kraft hoch. Sie wissen, was zu tun ist. Wir haben es oft genug geübt.«

Auf dem Deck breitete sich ein Vibrieren aus, das auf der Haut kribbelte, als die riesigen Generatoren die Schichten des schimmerndes Schutzfeldes aufbauten. Die Kommandanten aller Schiffe würden sorgfältig darauf achten, dass sich die Schilde nicht überhitzten – ein fataler Fehler des Systems, von dem die Maschinen vorläufig nichts ahnten.

Er beobachtete den Ballista, der im Orbit die Vorhut bildete. »Vergyl, bist du bereit?«

»Schon seit Tagen, Sir. Nichts wie los!«

Vor erkundigte sich bei seinen technischen und taktischen Spezialisten, die von Zon Noret, einem der Ginaz-Söldner, angeführt wurden. »Mr. Noret, haben Sie alle unsere ... Mausefallen aufgebaut?«

Die Rückmeldung kam prompt. »Jede ist perfekt positioniert, Primero. Ich habe allen unseren Schiffen die genauen Koordinanten übermittelt, damit wir ihnen ausweichen können. Die Frage ist nur, ob die Maschinen es nicht bemerken werden?«

»Ich werde sie schon auf Trab halten, Vor!«, sagte Vergyl.

Die Maschinen-Kriegsschiffe näherten sich dem Abfangpunkt. Obwohl die Denkmaschinen keinen Sinn für Ästhetik hatten, brachten ihre Berechnungen und das effiziente technische Design Schiffe mit präzisen Kurven und fehlerfreiem glattem Rumpf hervor.

Vor lächelte. »Los!«

Als die Omnius-Flotte wie ein Schwarm angriffslustiger Raubfische vorrückte, machte Vergyls Ballista plötzlich mit hoher Beschleunigung einen Ausfall nach vorn und feuerte Geschosse nach einem neuen Intervallsystem ab, das die Bugschilde in Millisekundenabständen ein- und ausschaltete, um in präziser Abstimmung die Projektile durchzulassen.

Hochleistungsraketen bombardierten das nächste Schiff der Maschinen, und im nächsten Augenblick hatte Vergyl schon wieder den Kurs geändert und pflügte wie ein wild gewordener salusanischer Stier durch die zusammengedrängten Roboter-Schiffe.

Vor gab den Befehl zum Ausschwärmen, und der Rest seiner Schiffe löste die Formation auf und verteilte sich.

Die Maschinen versuchten auf die unerwartete Situation zu reagieren, konnten aber nicht viel mehr tun, als das Feuer auf die mit Holtzman-Schilden ausgestatteten Djihad-Schiffe zu eröffnen.

Vergyl stieß erneut mit seinem Ballista vor. Er hatte den Befehl, seine Munition im wilden Angriff zu verfeuern. Ein Geschoss nach dem anderen detonierte an den Roboter-Schiffen, was erheblichen Schaden anrichtete, sie aber nicht zerstörte. Über die Komverbindungen hallten Beifallsrufe.

Aber Vergyls Gambit war nur ein Ablenkungsmanöver. Der Hauptteil der Omnius-Streitkräfte folgte weiter dem vorgegebenen Kurs – direkt in das Minenfeld, das der Söldner Zon Noret und seine Mannschaft im Orbit vorbereitet hatte.

Die riesigen Annäherungsminen waren mit Tarnbeschichtungen überzogen, die sie für Sensoren fast unsichtbar machten. Mit einer gründlichen Suche hätte man sie aufspüren können, doch Vergyls rasender Überraschungsangriff hatte die Aufmerksamkeit der Maschinen abgelenkt.

Die vordersten zwei Roboterschiffe explodierten, als sie mit einer Minenkette kollidierten. Gewaltige Detonationen rissen

Löcher in Bug, Rumpf und die Verkleidung der unteren Triebwerke. Sie kamen vom Kurs ab und gingen in Flammen auf. Eins der verwüsteten Feindschiffe traf auf eine weitere Mine.

Da die Denkmaschinen noch nicht gemerkt hatten, was geschah, kollidierten drei weitere Roboterschiffe mit unsichtbaren Raumminen. Dann sammelte sich das Maschinen-Battaillon. Die restlichen Kriegsschiffe ignorierten Vergyls Angriff, verteilten sich und setzten ihre Sensoren ein, um den Rest der verstreuten Minen aufzuspüren, die sie mit einem Hagel präzise gezielter Schüsse beseitigten.

»Vergyl – Angriff abbrechen!«, übermittelte Vor. »Alle anderen Ballistas wieder sammeln. Wir hatten unseren Spaß.« Er lehnte sich mit einem zufriedenen Seufzer in seinem Kommandosessel zurück. »Schicken Sie vier schnelle Kindjal-Späher los, die den Schaden begutachten sollen, den wir angerichtet haben.«

Er aktivierte eine private Komverbindung, und das Gesicht des Ginaz-Söldners erschien auf dem Bildschirm. »Noret, dafür bekommen Sie und Ihre Männer Orden.« Wenn sie keine Tarnkleidung für das Legen von Minen und andere Geheimoperationen angelegt hatten, trugen die Söldner lieber ihre eigenen, selbst entworfenen gold-roten Uniformen. Gold stand für die beträchtlichen Summen, die sie erhielten, und Rot für das Blut, das sie vergossen.

Hinter ihnen setzte die angeschlagene Omnius-Flotte unbeirrt ihre Patrouille im Orbit fort, wie Haie auf Nahrungssuche. Die Schiffe hatten bereits Schwärme von Robotern ausgestoßen, die wie Läuse über die Außenhüllen krabbelten, um größere Reparaturen durchzuführen.

»Es sieht nicht so aus, als hätten wir ihnen auch nur die Federn zerzaust!«, sagte Vergyl, als sein Ballista sich wieder der Djihad-Flotte anschloss. Er klang enttäuscht und fügte hinzu: »Trotzdem werden sie IV Anbus nicht kriegen!«

»Richtig! Wir haben ihnen in den letzten Jahren genug durchgehen lassen. Es wird Zeit, diesem Krieg eine andere Wendung zu geben.«

Vor fragte sich, weshalb die Roboter-Streitkräfte so lange untätig blieben, ohne diesen Konflikt eskalieren zu lassen. Es passte nicht zu ihrem üblichen Verhaltensmuster. Als Sohn des Tita-

nen Agamemnon wusste er besser als irgendein anderer Djihad-Kämpfer darüber Bescheid, wie Computergehirne arbeiteten. Als Vor jetzt darüber nachdachte, wurde er sehr misstrauisch.

Bin ich derjenige, der zu berechenbar geworden ist? Was ist, wenn die Roboter mich nur glauben lassen wollen, dass sie ihre Taktik nicht ändern werden?

Stirnrunzelnd öffnete er die Komverbindung zum Vorhut-Ballista. »Vergyl? Ich habe kein gutes Gefühl bei dieser Sache. Schicke Erkundungsschiffe los, um die Landmassen des Planeten zu kartographieren. Ich glaube, die Maschinen führen etwas im Schilde.«

Vergyl stellte die Intuition Vors nicht in Frage. »Wir werden einen vorsichtigen Blick nach unten werfen, Primero. Wenn sie auch nur einen Stein umgedreht haben, werden wir es herausfinden.«

»Ich befürchte, dass es um mehr als das geht. Sie versuchen uns auszutricksen - soweit es ihre berechenbare Art zulässt.« Vor warf einen flüchtigen Blick auf das Chronometer und wusste, dass ihm noch ein paar Stunden blieben, bevor er sich um das nächste orbitale Gefecht Sorgen machen musste. Er war unruhig. »Vergyl, übernimm inzwischen das Kommando über die Flotte. Ich werde mit einem Shuttle runterfliegen und nachsehen, ob es deinem Bruder gelungen ist, vernünftig mit unseren Zenschiiten-Freunden zu reden.«

2

Um die Bedeutung des Sieges zu verstehen, muss man zuerst seine Feinde definieren ... und seine Verbündeten.

Primero Xavier Harkonnen,
Vorlesungen zur Kriegsführung

Seit der Abwanderung aller buddhislamischen Religionsgemeinschaften aus der Liga der Edlen vor einigen Jahrhunderten hatte sich IV Anbus zum Zentrum der zenschiitischen Kultur entwickelt. Die Hauptstadt Darits war das religiöse Herz der unabhängigen und isolierten Gemeinschaft. Sie wurde von Fremdweltlern weitgehend ignoriert, die kein Interesse an den knappen Rohstoffen des Planeten und den lästigen religiösen Fanatikern hatten.

Die Landmassen auf IV Anbus waren von großen seichten Meeren durchsetzt, von welchen einige Süßwasser und andere extrem salziges Wasser enthielten. Die Gezeiten, die von nahe um den Planeten kreisenden Monden hervorgerufen wurden, zogen die Meere wie Putzlappen über die Landflächen. Sie wuschen den Mutterboden durch tiefe Schluchten aus und erodierten Höhlen und Täler aus dem weicheren Sandstein. Im Schutz gewaltiger Überhänge hatten die Zenschiiten ihre Städte errichtet.

Zwischen den Meeren sorgten die Flüsse im Wechsel der Gezeiten für natürliche Entwässerung. Die Bewohner von IV Anbus hatten außerordentliche mathematische, astronomische und technische Fähigkeiten entwickelt, um die steigende und sinkende Flut vorherzusagen. Schlammwäscher gewannen kostbare Mineralien, indem sie das trübe Wasser siebten, das durch die Schluchten floss. Das stromabwärts gelegene Tiefland bot fruchtbare Böden und reiche Erträge, solange die landwirtschaftlichen Arbeiter zur richtigen Zeit aussäten und ernteten.

In Darits hatten die Zenschiiten einen gigantischen Damm an einer engen Stelle der roten Felsenschlucht gebaut – eine trot-

zige Geste, die zeigen sollte, dass ihr Glaube und ihr Erfindungsreichtum groß genug waren, selbst den mächtigen Strom zu bändigen. Hinter dem Damm hatte sich ein gewaltiges Reservoir tiefblauen Wassers aufgestaut. Rund um den See brachen zenschiitische Fischer in zierlichen Ruderbooten auf. Mit großen Netzen ergänzten sie das Nahrungsangebot aus Getreide und Gemüse, das auf den Flutebenen angebaut wurde.

Der Darits-Damm war keine bloße Mauer, er war mit gewaltigen Steinstatuen geschmückt, die talentierte und gläubige Handwerker geschaffen hatten. Die hundert Meter hohen Zwillingsmonolithen stellten die idealisierten Gestalten von Buddha und Mohammed dar, deren Züge von der Zeit, der Legendenbildung und den Vorstellungen idealisierter Verehrung verwischt waren.

Die Gläubigen hatten schwere hydroelektrische Turbinen installiert, die von der Kraft der Strömung betrieben wurden. Im Zusammenspiel mit unzähligen Solarkraftwerken, die das Hochland überzogen, erzeugte der Darits-Damm genug Energie, um alle Städte auf IV Anbus zu versorgen, die im Vergleich zu denen anderer Welten nicht groß waren. Der gesamte Planet hatte gerade einmal neunundsiebzig Millionen Bewohner. Und doch verbanden das Kommunikations- und Energieversorgungsnetz die Siedlungen mit genügend technischer Infrastruktur, um den Planeten zur zivilisiertesten aller buddhislamischen Rückzugswelten zu machen.

Was genau der Grund war, weshalb die Denkmaschinen so sehr an IV Anbus interessiert waren. Mit geringem Aufwand ließ er sich in einen Brückenkopf verwandeln, von dem Omnius größere Angriffe auf Welten der Liga vorbereiten konnte.

Serena Butlers Djihad war seit mehr als zwei Jahrzehnten in vollem Gange. In den dreiundzwanzig Jahren seit der atomaren Zerstörung der Erde war das Kriegsglück auf beiden Seiten mehrmals von Sieg zu Niederlage gewechselt.

Doch vor sieben Jahren hatten die Denkmaschinen begonnen, Unverbündete Planeten anzugreifen, die einfacher zu erobern waren als die gut geschützten, dichter besiedelten Liga-Welten. Auf den verwundbaren Unverbündeten Planeten waren die verstreuten Händler, Minenarbeiter, Bauern und buddhisla-

mischen Flüchtlinge nur selten in der Lage, ausreichende Streitkräfte zu mobilisieren, um Omnius Widerstand zu leisten. In den ersten drei Jahren waren fünf dieser Planeten von den Denkmaschinen überrannt worden.

Auf Salusa Secundus hatte der Djihad-Rat nicht verstanden, weshalb Omnius sich mit solchen unbedeutenden Zielen begnügte – bis Vorian das Muster erkannt hatte. Angetrieben von den Berechnungen und Extrapolationen des Computer-Allgeistes, kreisten die Denkmaschinen die Liga-Welten wie mit einem Netz ein, das immer enger zusammengezogen wurde, um einen tödlichen Vorstoß gegen die Hauptwelt der Liga vorzubereiten.

Kurz nachdem Vorian Atreides – mit Xaviers Unterstützung – gefordert hatte, dass die militärischen Mittel des Djihad zur Verteidigung der Unverbündeten Planeten eingesetzt werden sollten, gelang es mit einem schweren und unerwarteten Gegenschlag, den Maschinen Tyndall wieder zu entreißen. Jeder Sieg war ein guter Sieg.

Xavier war froh, dass die Armee des Djihad dank der Warnungen eines Sklavenhändlers namens Rekur Van rechtzeitig auf IV Anbus eingetroffen war. Der Tlulaxa hatten auf dieser Welt Zenschiiten gefangen genommen, um sie auf den Sklavenmärkten von Zanbar und Poritrin zu verkaufen. Nach ihrem Überfall hatten die Sklavenhändler einen Kundschafter der Roboter entdeckt, der den Planeten kartographiert und analysiert hatte – wie es die Maschinen stets zur Vorbereitung einer Eroberung taten. Rekur Van war sofort zurück nach Salusa Secundus geeilt und hatte dem Djihad-Rat die unheilvolle Nachricht überbracht.

Um die Bedrohung abzuwenden, hatte der Große Patriarch Iblis Ginjo hastig eine militärische Einsatztruppe zusammengestellt. »Wir können es uns nicht leisten, eine weitere Welt in die Hände der dämonischen Denkmaschinen fallen zu lassen«, hatte Iblis bei der Verabschiedungszeremonie gerufen, während das Publikum begeistert gejubelt und orangegelbe Blumen in die Luft geworfen hatte. »Wir haben bereits Ellram, die Peridot-Kolonie, Bellos und andere Welten verloren. Aber vor IV Anbus wird die Armee des Djihad den Maschinen einen Riegel vorschieben!«

Obwohl Xavier die Zahl der Schiffe unterschätzt hatte, die Omnius zu dieser abgelegenen Welt entsenden würde, war es den Streitkräften des Djihad bisher gelungen, die versuchte Invasion zu vereiteln, auch wenn sie die Roboter nicht in die Flucht schlagen konnten.

Während einer Pause in den Gesprächen mit den Zenschiiten fluchte Xavier leise. Genau die Menschen, die er zu retten versuchte, hatten kein Interesse an seiner Hilfe und weigerten sich, gegen die Denkmaschinen zu kämpfen.

Die Stadt in der roten Felsenschlucht beherbergte Reliquien und den originalen handgeschriebenen Kanon der Zenshia-Interpretation des Buddhislams. In Höhlengewölben bewahrten weise Männer uralte Manuskripte der Koran-Sutras auf und beteten fünfmal täglich, wenn sie die Rufe von den Minaretten hörten, die am Rand der Schlucht aufragten. Aus Darits sandten die Ältesten ihre Kommentare, die dazu gedacht waren, die Gläubigen durch den Dschungel der esoterischen Lehre zu führen.

Xavier Harkonnen konnte seine Enttäuschung kaum verbergen. Er war Soldat und daran gewöhnt, zu kämpfen, seine Truppen zu führen und Befehle zu erteilen. Er wusste einfach nicht, was er tun sollte, wenn diese pazifistischen buddhislamischen Einwohner des Planeten sich einfach ... verweigerten.

Auf den Liga-Welten gab es eine zunehmende Protestbewegung gegen den Djihad. Die Menschen waren nach über zwei Jahrzehnten Blutvergießen ohne sichtbare Fortschritte kampfesmüde geworden. Einige hatten sich mit ihren Transparenten sogar in die Nähe des Heiligtums von Manion dem Unschuldigen gewagt und »Frieden um jeden Preis!« gefordert.

Ja, Xavier konnte ihre Erschöpfung und Verzweiflung verstehen, denn sie hatten viele geliebte Menschen sterben sehen. Aber diese isolierten Anhänger des Buddhislams hatten nie ihre Hand zum Widerstand erhoben – ein Beweis für die große Dummheit extremer Gewaltlosigkeit.

Das Angriffsziel der Maschinen war offensichtlich, und Omnius würde sicherlich kein Verständnis für irgendwelche Vorlieben religiöser Fanatiker zeigen. Xavier hatte hier im Namen des Djihad eine lebenswichtige Aufgabe zu erledigen – und diese

Aufgabe verlangte von den Planetenbewohnern ein wenig Zusammenarbeit auf der Basis des gesunden Menschenverstandes. Er hatte nicht erwartet, auf so große Probleme zu stoßen, wenn er versuchte, diesen Menschen näher zu bringen, was die Armee des Djihad für sie riskierte.

Die Ältesten der Zenschiiten schlurften zurück in den Konferenzraum, eine Einfriedung, die mit alten religiösen Artefakten aus Gold und Edelsteinen verziert war.

Der religiöse Führer Rhengalid starrte ihn mit steinernen Augen und offener Ablehnung an, wie er es schon seit Stunden getan hatte. Den großen rasierten Kopf hatte er mit glitzernden exotischen Ölen eingerieben, seine dichten Augenbrauen waren gekämmt und künstlich gedunkelt. Sein Kinn war von einem dichten, quadratisch geschnittenen Bart bedeckt, den er als ein Zeichen seines Stolzes trug. Seine Augen waren von einem hellen Grau-Grün, das in irritierendem Kontrast zu seiner braun gebrannten Haut stand. Dieser Mann ließ sich weder von der bedrohlichen Kriegsflotte der Denkmaschinen am Himmel oder der massiven Feuerkraft der Armee des Djihad beeindrucken oder einschüchtern. Er schien blind zu sein.

Es kostete Xavier große Mühe, mit ruhiger Stimme zu sprechen. »Wir versuchen, Ihre Welt zu beschützen, Ältester Rhengalid. Wenn wir nicht genau zu diesem Zeitpunkt gekommen wären, wenn unsere Schiffe nicht weiterhin *jeden Tag* die Denkmaschinen zurückdrängen würden, wären Sie und Ihr Volk längst Sklaven von Omnius.« Steif saß er dem Führer der Zenschiiten auf der harten Bank gegenüber. Nicht ein einziges Mal hatte Rhengalid ihm irgendeine Erfrischung angeboten, obwohl Xavier vermutete, dass die Ältesten jedes Mal etwas zu sich nahmen, wenn die Soldaten den Raum verließen.

»Sklaven? Wenn Sie so sehr um unser Wohlergehen besorgt sind, Primero Harkonnen, wo waren Ihre Schlachtschiffe vor wenigen Monaten, als die Fleischhändler der Tlulaxa gesunde junge Männer und fruchtbare Frauen aus unseren landwirtschaftlichen Siedlungen raubten?«

Xavier bemühte sich, keine Bestürzung zu zeigen. Er hatte nie Diplomat sein wollen, dazu hatte er nicht die nötige Geduld. Er diente der Sache des Djihad mit all der Loyalität und Hingabe,

die er besaß. Das tiefe Rot seiner Uniform symbolisierte das vergossene Blut der Menschheit, und sein Sohn Manion der Unschuldige war – mit gerade einmal elf Monaten – zum ersten Märtyrer geworden.

»Ältester, was haben Sie zur Verteidigung Ihres Volkes getan, als die Plünderer kamen? Ich wusste bis jetzt nichts von diesem Vorfall und kann Ihnen nicht bei Dingen helfen, die in der Vergangenheit geschehen sind. Ich kann Ihnen nur versichern, dass das Leben unter der Herrschaft der Denkmaschinen viel schlimmer sein wird.«

»Das sagen Sie, aber Sie können die Scheinheiligkeit Ihrer eigenen Gesellschaft nicht leugnen. Weshalb sollten wir dem Wort eines Sklavenhändlers mehr Glauben schenken als dem eines anderen?«

Xaviers Nasenflügel bebten. *Ich habe für so etwas keine Zeit!* »Wenn Sie darauf bestehen, die Vergangenheit zu beschwören, dann erinnern Sie sich bitte an den Beginn unseres Freiheitskampfes. Die Weigerung Ihres Volkes, den Denkmaschinen Widerstand zu leisten, hat Milliarden von Menschen die Freiheit gekostet und Ungezählten den Tod gebracht. Viele glauben, dass Sie große Schuld auf sich geladen haben.«

»In dieser Auseinandersetzung sympathisieren wir mit keiner Seite«, erwiderte der graubärtige Mann. »Mein Volk will nichts mit Ihrem sinnlosen, blutigen Krieg zu tun haben.«

Xavier verbiss sich eine hitzige Erwiderung. »Dennoch sind Sie zwischen die Fronten geraten und müssen sich nun für eine Seite entscheiden.«

»Sind menschliche Unterdrücker besser als Maschinen? Wer kann das sagen? Doch ich weiß, dass dies nicht unser Kampf ist, dass es nie unser Kampf gewesen ist.«

Im Darits-Damm wurden Schleusentore bewegt, worauf klares Wasser in zwei gleichen spektakulären Wasserfällen aus den offenen Händen der gigantischen Statuen von Buddha und Mohammed hinabstürzte. Als er das plötzlich einsetzende Rauschen hörte, blickte Xavier nach oben und sah zu seiner Überraschung Primero Vorian Atreides, der über den Felsenpfad vom Landeplatz seines Shuttles auf dem primitiven Raumhafen schritt. Der dunkelhaarige Mann kam lächelnd näher und wirk-

te noch immer so gesund, kraftvoll und jung wie nach seiner Flucht von der Erde vor vielen Jahren, als Xavier ihm zum ersten Mal begegnet war. »Du kannst ihnen schmeicheln, so sehr du willst, Xavier, aber die Zenschiiten sprechen eine andere Sprache ... nicht nur im linguistischen Sinne.«

Die Ältesten von Darits reagierten entrüstet. »Ihre gottlose Zivilisation hat uns verfolgt. Soldaten des Djihad sind hier nicht willkommen - vor allem nicht in unserer heiligen Stadt Darits.«

Xavier hielt den Blick auf Rhengalid gerichtet. »Ich muss Ihnen Folgendes mitteilen, Ältester: Ich werde nicht zulassen, dass die Denkmaschinen diesen Planeten erobern, ob Sie uns nun helfen oder nicht. Sollte IV Anbus fallen, hätte der Feind einen weiteren Trittstein zu den Liga-Welten gewonnen.«

»Dies ist unser Planet, Primero Harkonnen. Sie haben hier nichts zu suchen.«

»Genauso wenig wie die Denkmaschinen!« Xaviers Gesicht war rot angelaufen.

Vorian legte ihm sichtlich amüsiert eine Hand auf den Arm. »Wie ich sehe, hast du ganz neue Methoden der Diplomatie entwickelt.«

»Ich habe mich nie darum gedrängt, als Vermittler tätig zu werden.«

Vor nickte lächelnd. »Wenn diese Leute deinen Befehlen folgen würden, hätte es die Dinge sicherlich vereinfacht, nicht wahr?«

»Ich werde diesen Planeten nicht aufgeben, Vor.«

In der Kommando-Komverbindung knisterte es, bis eine verständliche Botschaft hereinkam. Vergyl Tantors Stimme war aufgeregt und atemlos. »Primero Atreides, Ihre Vermutungen waren richtig! Wir haben ein geheimes Basislager der Denkmaschinen entdeckt, das auf einem Plateau errichtet wurde. Es scheint ein militärischer Brückenkopf mit Industriemaschinen, schweren Waffen und Kampfrobotern zu sein.«

»Gute Arbeit, Vergyl«, sagte Vor. »Jetzt geht der Spaß los.«

Xavier blickte sich über die Schulter zum selbstvergessenen Rhengalid um, der den Eindruck machte, als wollte er die Kämpfer des Djihad niemals wiedersehen. »Wir sind hier fertig, Vor. Wir kehren zum Flaggschiff zurück. Auf uns wartet Arbeit.«

3

So etwas wie eine Zukunft gibt es nicht. Die Menschheit steht vor mannigfachen möglichen Zukünften, die häufig von scheinbar bedeutungslosen Ereignissen abhängen.

Die Muadru-Chroniken

Zimia war eine überwältigende Stadt, die kulturelle Hochburg der freien Menschheit. Von Bäumen gesäumte Boulevards führten wie die Speichen eines Rades zu einem Komplex von Regierungsgebäuden und einem gigantischen Gedenkplatz. Männer in eleganten Zweiteilern und Damen in verzierten Dienstkleidern liefen auf dem Platz umher.

Iblis Ginjo runzelte die Stirn, als er über die weite Fläche auf das imposante Parlamentsgebäude zueilte. Eine solche Ordnung konnte einem die Illusion von Sicherheit geben, dass sich die Umgebung niemals ändern würde.

Doch nichts ist für immer. Nichts ist sicher.

Es war seine Aufgabe, Menschen zu inspirieren, sie zum Handeln zu animieren, indem er sie überzeugte, dass die bösen Maschinen jederzeit jede Welt angreifen konnten, und dass es selbst hier im Herzen der Liga menschliche Spione gab, die im Geheimen Omnius Loyalität geschworen hatten.

Manchmal musste Iblis die Wahrheit ausschmücken, für den größeren Nutzen des Kampfes.

Er war ein breitschultriger Mann mit kantigem Gesicht und glattem dunkelbraunem Haar und trug einen weiten schwarzen Blazer, der mit goldenen Stickereien und funkelnden Ringen verziert war. Wenige Schritte hinter ihm folgte ein halbes Dutzend Djipol-Agenten, Mitarbeiter der Djihad-Polizei, die Hände in ständiger Alarmbereitschaft an den Waffen. Abtrünnige Menschen oder den Maschinen loyal ergebene Attentäter konnten überall lauern.

Vor zwei Jahrzehnten hatte Iblis den Titel »Großer Patriarch des Djihad« angenommen, und jedes Mal, wenn er in der Öffent-

lichkeit auftrat, gewann er die Sympathie der versammelten Menge. Er sprach zu den Menschen, rüttelte sie auf, sagte ihnen, was sie denken und wie sie handeln sollten. Wie Vorian Atreides war Iblis einst ein Trustee der Denkmaschinen auf der Erde gewesen. Nun war er ein Redner und Staatsmann höchsten Ranges: König, Politiker, religiöser Führer und militärischer Befehlshaber in einem. Ein charismatischer Mann, der seinen eigenen Weg gegangen war, einen beispiellosen Weg, der ihm völlige Bewegungsfreiheit innerhalb der höchsten Kreise der menschlichen Führung gestattete. Er kannte die Geschichte, und er sah deutlich, welchen Platz er darin einnahm.

Als er die breiten Stufen des Parlamentsgebäudes erstieg und das Foyer mit der hohen, von Fresken verzierten Decke betrat, verstummten die Abgeordneten und Sekretäre. Iblis liebte es, wenn die Menschen ehrfürchtig, stotternd und mit roten Gesichtern vor ihm umhertappten.

Mit dem gebührenden Respekt hielt er am verzierten Alkoven mit dem Schrein für Serena Butlers ermordetes Kind Manion stehen, einer engelgleichen Skulptur mit weit ausgestreckten Armen, in die täglich frische Blumen gelegt wurden, orangegelbe Ringelblumen, die wie kleine helle Supernovae aussahen, die als »Manions Blumen« eingeführt worden waren.

Im großen Plenarsaal war jeder Stuhl von einem Adligen oder planetaren Abgeordneten besetzt. Selbst in den Gängen drängten sich bedeutende Gäste, die sich in mobilen Suspensorsesseln im neuesten Design räkelten.

Ein Mönch in safrangelbem Gewand saß nahe der vordersten Reihe der Versammlung und bewachte einen schweren durchsichtigen Behälter, der ein lebendes menschliches Gehirn in lebenserhaltendem bläulichem Elektrafluid enthielt. Als Iblis einen Blick zur verehrten Kogitorin warf, erinnerte er sich mit aufrichtiger Freude an das uralte Philosophengehirn namens Eklo, das sein Wissen mit ihm geteilt hatte, als Iblis nicht mehr als ein Sklavenaufseher auf der Erde gewesen war. Es waren berauschende Tage voller Möglichkeiten gewesen ...

Diese Kogitorin namens Kwyna zeigte weniger Bereitschaft, ihm zu helfen, ihm ihren Rat anzubieten. Trotzdem suchte Iblis häufig die ruhige Stadt der Introspektion auf, um an Kwynas

Konservierungsbehälter zu sitzen, in der Hoffnung, etwas von ihr zu lernen. Er hatte in seinem Leben nur zwei Kogitoren getroffen, aber die großartigen organischen Denkeinheiten beeindruckten ihn immer wieder. Sie waren Omnius weit überlegen, sie besaßen Eleganz und – *Menschlichkeit*, trotz ihrer offensichtlichen körperlichen Einschränkungen.

Das Parlament tagte bereits seit Stunden, doch vor seinem Eintreffen würde nichts Wesentliches geschehen. Alles war genau geplant. Seine stillen Verbündeten unter den Abgeordneten der Liga hatten die Regierungsgeschäfte mit unwichtiger Bürokratie behindert, damit *er* einen umso größeren Eindruck machte, wenn er mit einem Handstreich das Zaudern beendete.

Auf dem Podium leierte Hosten Fru, der planetare Abgeordnete von Hagal, seine Rede über ein kleineres Handelsproblem herunter, eine Auseinandersetzung zwischen der Firma VenKee Enterprises und der Regierung von Poritrin, in der es um Patente und Vertriebsrechte für Leuchtgloben ging, die sich zunehmender Beliebtheit erfreuten.

»Das ursprüngliche Konzept basiert auf Arbeiten einer Assistentin des Weisen Tio Holtzman, doch VenKee Enterprises hat diese Technik vermarktet, ohne die geringste Vergütung an Poritrim zu leisten«, legte Hosten Fru dar. »Ich schlage vor, ein Komitee zu beauftragen, das sich der Sache annimmt, und ihr die gebührende Beachtung zu widmen ...«

Iblis lachte innerlich. *Ja, ein Komitee wird sicherstellen, dass es diesem Fall an jeglicher Beschlussfassung fehlen wird.* Hosten Fru war ein offensichtlich unfähiger Politiker, der die Arbeit der Liga mit banalen Problemen blockierte und damit die schwerfällige Regierung so wenig effektiv wie das passive Alte Imperium erscheinen ließ. Niemand wusste, dass der Abgeordnete von Hagal einer von Iblis' geheimen Verbündeten war. Er verdeutlichte, wie unfähig das Parlament der Liga beim Lösen einfacher Probleme war, besonders in Krisenzeiten. Daraus ergab sich, dass wichtige Entscheidungen dem Djihad-Rat übertragen werden mussten, den Iblis kontrollierte ...

Mit strahlendem Selbstvertrauen hatte er nun seinen großen Auftritt. Als Stellvertreter von Serena Butler war er der Wort-

führer der Menschheit und ihres Heiligen Krieges gegen die Denkmaschinen.

Zehn Jahre nach der atomaren Zerstörung der Erde hatte sich der alte Manion Butler als Viceroy der Liga zur Ruhe gesetzt, mit der Bitte, dass seine Tochter seinen Platz übernehmen sollte. Sie war per Akklamation gewählt worden, bestand aber darauf, dass sie den Titel des Viceroy bis zum Ende des Krieges nur kommissarisch führen würde. Begeistert hatte Iblis sich als ihr engster Ratgeber eingeschmeichelt, indem er Reden für sie schrieb, die das Feuer für den Kreuzzug gegen die Denkmaschinen entfachten.

Mit erhobenem Kopf schritt er durch den mit Teppichen ausgelegten Gang zum Rednerpodium. Projektoren warfen Iblis' überlebensgroße Gesichtszüge auf die Wände. Sofort verstummte Hosten Fru ehrfürchtig und verbeugte sich, während er vom Podium zurücktrat. »Ich überlasse meine verbliebene Redezeit dem Großen Patriarchen.«

Iblis trat ans Pult, faltete die Hände und nickte dem Abgeordneten von Hagal, der vom Podium eilte, mit formeller Dankbarkeit zu. Doch bevor er seine Gedanken sammeln konnte, kam von unten eine Unterbrechung.

»Tagesordnung!« Er erkannte die Frau als Muñoza Chen, eine lästige Abgeordnete von der fernen Liga-Welt Pincknon.

Iblis wandte sich ihr zu und zwang sich zu einem geduldigen Gesichtsausdruck, während Chen aufstand und sagte: »Ich hatte bereits die zusätzlichen Verantwortungen zur Diskussion gestellt, die vom Parlament ohne das nötige Verfahren an den Djihad-Rat übertragen werden sollen. Diese Debatte wurde ausgesetzt, bis sich ein autorisiertes Mitglied des Rats an dieses Plenum wenden kann.« Sie verschränkte die Arme vor der schmalen Brust. »Ich glaube, der Große Patriarch Ginjo ist ermächtigt, im Namen des Rats zu sprechen.«

Er schenkte ihr ein kühles Lächeln. »Das ist nicht der Grund, weswegen ich mich heute an das Plenum wende, Madame Chen.«

Doch die Frau weigerte sich, wieder Platz zu nehmen. »Eine noch offene Angelegenheit wird gerade verhandelt. Die übliche Vorgehensweise verlangt, dass wir erst diese Sache zu lösen versuchen, bevor wir uns einem neuen Problem zuwenden.«

Er spürte die Ungeduld der Menge und wusste, wie er sie für seine Zwecke nutzen konnte. Sie waren gekommen, um *ihn* reden zu hören, nicht, um Zeuge einer weitschweifigen Diskussion über einen unbedeutenden Antrag zu werden. »Sie erteilen uns gerade eine ausgezeichnete Lektion, warum der Djihad-Rat gegründet wurde. Um ohne diesen bürokratischen Morast rasch notwendige Entscheidungen treffen zu können.«

Das Publikum stimmte murrend zu. Nun wurde sein Lächeln wärmer.

In den ersten dreizehn Jahren, nachdem Serena Butler ihren Djihad ausgerufen hatte, hatte das Liga-Parlament sich damit abgemüht, dringende Kriegsangelegenheiten mit demselben schwerfälligem System handzuhaben, das auch zuvor in den Jahrhunderten des unsicheren Friedens benutzt worden war. Doch nach den Debakeln auf Ellram und in der Peridot-Kolonie, als die Politiker so lange geschachert hatten, dass ganze Protektorate ausgelöscht worden waren, bevor die Rettungsmissionen eintreffen konnten, hatte sich Serena entrüstet an das Parlament gewandt. Sie hatte ihrer Wut und – was für die Menschen viel schlimmer war – ihre *Enttäuschung* zum Ausdruck gebracht, weil ihnen kleinliche Querelen wichtiger als ihr wahrer Feind gewesen waren.

Iblis hatte damals sofort die Initiative ergriffen und die Gründung eines »Djihad-Rats« vorgeschlagen, der sich um alle Angelegenheiten mit direktem Bezug zum Djihad kümmern sollte, während weniger dringliche wirtschaftliche, soziale und innenpolitische Fragen weiterhin in aller Ruhe in den Sitzungen des Parlaments diskutiert werden konnten. Kriegszeiten verlangten eine schnelle und entschlossene Führung, die durch die tausend Stimmen des Parlaments nur behindert wurde.

Jedenfalls hatte Iblis sie überzeugt; sein Antrag war mit überwältigender Mehrheit angenommen worden.

Dennoch wurde der Fortschritt auch ein Jahrzehnt später noch durch eingefahrene politische Verhaltensweisen gehemmt. Erfreut über die verhaltene Zustimmung von den Sitzen blickte Iblis mit langmütiger Geduld zur Abgeordneten von Pincknon. »Wie lautet Ihre Frage?«

Muñoza Chen schien die gemurmelten Kommentare nicht wahrzunehmen. »Ihr Djihad-Rat findet immer mehr Bereiche,

die in seinen Zuständigkeitsbereich fallen. Ursprünglich hatten Sie sich darauf beschränkt, die militärischen Operationen der Armee des Djihad zu leiten sowie die innenpolitische Sicherheit durch die Arbeit der Djipol zu gewährleisten. Inzwischen verwaltet der Rat zudem die Flüchtlinge, verteilt Vorräte und führt neue Zölle und Steuern ein. Wann wird diese besorgniserregende Ausweitung von Machtbefugnissen ein Ende haben?«

Iblis nahm sich vor, seinen Polizeichef Yorek Turr anzuweisen, diskrete Nachforschungen über diese Frau anzustellen. Vielleicht wurde es sogar notwendig, jemanden erdrückende Beweise für Chens »betrügerische Verbindungen« zu den Denkmaschinen »finden« zu lassen. Thurr war sehr fähig, was solche Arrangements anbelangte. Vielleicht befand sie sich in einer gesundheitliche Verfassung, die zu einem »bedauerlichen« Todesfall führen konnte.

»Überlebende und Flüchtlinge in Kriegsgebieten zu verwalten steht in ganz offensichtlicher Beziehung zum Mandat des Rates«, antwortete er ruhig, »ebenso wie die Ausbildung der Sanitäter und die Verteilung der benötigten medizinischen Vorräte. Als wir letztes Jahr Tyndall von den Maschinen zurückeroberten, leitete der Rat sofortige Hilfslieferungen ein. Durch die Einführung von Notstandssteuern und die Beschlagnahmung von Luxusgütern auf wohlhabenden Liga-Welten konnten wir diesen armen Menschen Unterkünfte, Medizin und neue Hoffnung geben. Hätten wir diese Angelegenheiten dem Liga-Parlament überlassen, Madame Chen, würde es noch heute in offenen Sitzungen darüber beraten.« Er wandte sich zum Podium und fügte beiläufig hinzu: »Ich habe von der Bevölkerung von Tyndall noch keine Beschwerden gehört.«

»Aber wenn der Rat seinen Zuständigkeitsbereich ohne die Zustimmung des ...«

Iblis schnaufte ungeduldig. »Ich könnte solche Fragen stundenlang mit Ihnen diskutieren, aber wollen diese Leute hier das wirklich hören?« Er hob fragend die Hände, und wie auf Kommando hallten Buhrufe durch den Saal. Zum Teil stammten sie von seinen eigenen Leuten, aber viele dieser Kundgebungen kamen spontan. »Wie dem auch sei, ich bin heute vor diese Versammlung getreten, um Ihnen spezielle Erkenntnisse

mitzuteilen, die kürzlich in alten Muadru-Inschriften enthüllt wurden.«

In den starken Händen hielt er ein bedeutendes Stück Geschichte, eine uralte Platte aus gehauenem Stein zwischen zwei Scheiben aus bruchsicherem Plaz. Er stellte den Rahmen auf das Rednerpult. »Dieses Fragment wurde vor zwei Jahrhunderten auf einer unbewohnten Welt ausgegraben, aber nie übersetzt. *Bis heute.*«

Das verblüffte Publikum verstummte. Die übergangene Muñoza Chen zögerte, dann setzte sie sich unbeholfen, ohne ihre Frage offiziell zurückgezogen zu haben.

»Diese Zeichen wurden von einem längst verstorbenem Propheten in einer Sprache namens Muadru auf dauerhaftem Stein niedergeschrieben. Die Worte aus der Vergangenheit stammen vermutlich von der Erde, der Mutterwelt der Menschheit.« Er wandte den Blick dem Sekundanten zu, der neben dem altehrwürdigen Gehirn im Konservierungsbehälter saß. »Durch die Unterstützung der Kogitorin Kwyna wurde es mir ermöglicht, diese archaischen Runensymbole zu übersetzen und zu verstehen. Kwyna, würdet Ihr nun bitte die Leitung übernehmen?«

Unsicher stand der Mönch auf und trug den verzierten Gehirnbehälter zu einem goldenen Tisch neben dem Sprecherpodium. Für Iblis war es eine aufregende Erfahrung, neben einem so großartigen Geist zu stehen. Der Mann im safrangelben Gewand wartete.

Iblis folgte den komplexen Runen mit der Fingerspitze. Das Publikum verharrte in stummer Ehrfurcht, als er vorzulesen begann und die scharfen Schnalzlaute und weichen, rollenden Silben deutlich aussprach. Fremdartige, unbegreifliche Laute hallten durch den großen Versammlungssaal und verzauberten das Publikum.

Jedes Mal, wenn Iblis verstummte, presste der Assistent der Kogitorin seine Handfläche gegen das gewölbte Gefäß, das Kwynas lebendes Gehirn enthielt, und führte vorsichtig die Finger in das hellblaue Fluid. Mit Hilfe dieser Verbindung übersetzte er die Muandru-Worte mit einer Stimme, die weit entfernt klang – als würde er aus der tiefsten Vergangenheit sprechen.

Der Runenstein war bei einem weit zurückliegenden Unglück beschädigt worden, das Brandspuren und tiefe Furchen hinterlassen hatte, sagte er. Obwohl in einigen Sätzen Worte fehlten, erzählte der Rest von einem schrecklichen antiken Krieg, in dem viele Menschen auf grausame Weise gestorben waren. Schließlich sagte er: »Ich zitiere den namenlosen Propheten: ›Ein Jahrtausend voller Drangsal wird verstreichen, bevor unser Volk seinen Weg ins Paradies findet.‹«

Iblis wartete bis zu diesem Moment, dann ließ er ein strahlendes, überschwängliches Lächeln aufblitzen und rief: »Ist die Botschaft nicht eindeutig? Die freien Menschen haben eintausend Jahre unter den Cymeks und ihren Maschinenherren gelitten. Unsere Zeit der Drangsal ist vorbei – wenn wir es nur wollen.«

Das blaue Elektrafluid im Gehirntank der Kogitorin geriet in Bewegung, und der Sekundant gab Kywnas Botschaft an die Versammlung weiter. »Dieses Fragment des Runenstein enthält nicht die gesamte Prophezeiung. Die Botschaft ist unvollständig.«

Iblis ließ sich nicht von seiner Tagesordnung abbringen. »Wir müssen immer beidem ins Auge sehen – der Gefahr *und der Verheißung* des Unbekannten. Eine unserer Schlachtflotten ist nach IV Anbus aufgebrochen, um einem neuerlichen Überfall der Roboter entgegenzutreten – doch das ist nicht genug. Als freie Menschen müssen wir energischer handeln, um alle Synchronisierten Welten zurückzugewinnen und die versklavte menschliche Bevölkerung zu befreien. Nur auf diese Weise kann unsere Drangsal jemals enden, wie es der Runenstein prophezeit. Die vorhergesagten eintausend Jahre sind vergangen. Jetzt müssen wir den Weg zum Paradies beschreiten und die dämonischen Maschinen niederwerfen. Ich fordere eine Aufstockung der Djihad-Streitkräfte, zusätzliche Kriegsschiffe und pflichtbewusste Soldaten, die zu neuen Offensiven gegen Omnius aufbrechen.«

Stärkere Wirbel wühlten das blaue Fluid im Tank auf. »Und weitere Tote«, übersetzte der Sekundant.

»Und weitere Helden!« Iblis erhob die Stimme, sein Gesicht glühte vor Leidenschaft. »Wie die weise Kwyna sagt, ist dieses

Runenfragment alles, was wir haben. Deshalb müssen wir als menschliche Wesen die bestmögliche Interpretation wählen. Haben wir den Mut, den Preis zu bezahlen, der für die Erfüllung dieser Prophezeiung notwendig ist?«

Bevor Kwyna irgendeine widersprechende Bemerkung machen konnte, dankte der Große Patriarch der Kogitorin und ihrem Assistenten. Obwohl Iblis die Denkerin verehrte, hatte Kwyna viel Zeit mit konträren Philosophien und Kontemplationen verbracht, ohne die Realitäten des Djihad zu verstehen.

Iblis jedoch hatte praktische Ziele. Sein enthusiastisches Publikum interessierte sich nicht für philosophische Haarspaltereien.

Die volltönende Stimme des Großen Patriarchen hob und senkte sich in einem exakt abgestimmten Rhythmus. »Unser Sieg wird mit menschlichem Blut erkauft. Serena Butlers kleiner Sohn hat diesen Preis schon gezahlt, genauso wie Millionen von tapferen Soldaten des Djihad. Der endgültige Sieg rechtfertigt nicht nur solche Kosten, er *erfordert* sie. Zu verlieren ist undenkbar. Unsere gesamte Existenz steht auf dem Spiel.«

Überall im Saal wurde genickt, und Iblis empfand eine tiefe Genugtuung. Obwohl der Sekundant stumm neben dem Plaz-Behälter stand, spürte der Große Patriarch, dass Kwyna ihm vielleicht sogar zustimmen würde. Niemand konnte sich seinen Worten und seiner Leidenschaft widersetzen. Sichtbare Tränen der Dankbarkeit schimmerten in Iblis' Augen – genug, um zu zeigen, wie sehr er sich wirklich um die Menschheit sorgte.

4

Man kann diesen neuen Djihad mit einem notwendigen Aufbereitungsprozess vergleichen. Wir entledigen uns der Dinge, die uns als Menschen zerstören.

Kogitorin Kwyna,
Archive der Stadt der Introspektion

Der kleine Junge lag friedlich und makellos in einem Sarg aus Kristall. Wie ein Funke in einer gläsernen Hülle war Manion Butler von allem isoliert, das in seinem Namen geschehen war. Und Serena teilte die Absonderung mit ihm innerhalb der Mauern der Stadt der Introspektion.

Sie kniete auf einer steinernen Plattform vor dem Schrein, wie sie es oft tat, und wirkte zugleich glückselig und verbittert. Vor langer Zeit hatten Verehrer den Vorschlag zurückgezogen, am besinnlichen Zufluchtsort eine schöne Bank zu errichten, auf der sie hätte sitzen und zu ihrem Kind beten können. Seit nunmehr vierundzwanzig Jahren hatte Serena sich ihren Gedanken, Erinnerungen und Alpträumen gewidmet, indem sie vor dem Kristallbehälter kniete.

Manion sah hier so friedlich und so beschützt aus. Das zarte Gesicht und die zerbrechlichen Knochen des Jungen waren zerschmettert worden, als der monströse Roboter Erasmus ihn von einem hohen Balkon hatte fallen lassen, doch Iblis Ginjo hatte dafür gesorgt, dass seine äußere Gestalt und die Gesichtszüge von Leichenkosmetikern wiederhergestellt wurden. Ihr Sohn war so konserviert, wie Serena ihn im Erinnerung behalten wollte. Ja, der treue Iblis hatte sich um alles gekümmert.

Wäre er noch am Leben, wäre Manion jetzt ein erwachsener junger Edelmann ... alt genug, um verheiratet zu sein und eigene Kinder zu haben. Während sie in sein schönes Gesicht blickte, stellte Serena sich vor, was er hätte erreichen können, wenn die Denkmaschinen nicht gewesen wären.

Stattdessen hatte das unschuldige Kind einen Djihad geboren, der sich durch Sonnensysteme brannte. In seinem Namen schürten die Menschen Revolutionen auf den Synchronisierten Welten und griffen die Roboterschiffe und alle Inkarnationen von Omnius an. Milliarden waren bereits für die heilige Sache gestorben. Erasmus musste beim atomaren Angriff zerstört worden sein, der die Denkmaschinen auf der Erde ausgetilgt hatte. Doch der Computer-Allgeist herrschte immer noch über den Rest seines Reiches, und die Menschen durften in ihrer Wachsamkeit nicht nachlassen.

Der Schmerz wollte nicht weichen. Serenas tiefste Seele war durch die Ermordung ihres Sohnes zerschmettert worden. In seiner Gegenwart zu meditieren gab ihr die nötige Kraft, um den Djihad weiter anzuführen. Dieser Schrein, der Manions Leichnam enthielt, war ihr und wenigen auserwählten Anhängern vorbehalten.

Weitere Heiligtümer und kunstvolle Reliquienschreine waren überall auf Salusa Secundus und anderen Liga-Welten errichtet worden. Manche waren mit Gemälden des göttlichen Jungen als Opferlamm geschmückt, obgleich keiner der Künstler ihn lebendig gesehen hatte. Manche Schreine enthielten angeblich kleine Teile seiner Kleidung oder Haare oder gar mikroskopische Zellproben. Obwohl Serena die Authentizität solcher Ausstellungsstücke anzweifelte, hatte sie nie gefordert, dass sie entfernt würden. Der Glaube und die Hingabe der Menschen waren wichtiger als Pedanterie.

Nachdem es nicht gelungen war, die Synchronisierte Welt Bela Tegeuse niederzuwerfen, und nachdem die Denkmaschinen erneut Salusa Secundus angegriffen hatten – und zurückgeschlagen worden waren –, hatte Iblis Serena davon überzeugt, dass sie ihre Macht nicht schwinden lassen oder ihre Sicherheit für bedeutungslose politische Aktivitäten riskieren durfte. Stattdessen beschränkte sie ihre öffentlichen Auftritte auf Angelegenheiten von größerer Bedeutung. Er hatte betont, dass die Menschheit ohne Serena Butlers Inspiration nicht den Willen zum Kampf aufbringen würde. Also hielt sie große inspirierende Ansprachen, und die Menschen brachen auf, um ihr Leben für die Sache – für Serena – zu opfern.

Trotz Iblis' Vorsichtsmaßnahmen war Serena nur knapp einem Anschlag entronnen, als sie ein Jahr, nachdem sie die Rolle des kommissarischen Viceroy angenommen hatte, eine Rede vor dem Parlament hatte halten wollen. Der Attentäter war getötet worden, und der Djipol-Chef Yorek Thurr hatte in seinem Besitz ungewöhnliche Maschinentechnik entdeckt. Zum ersten Mal war die Liga mit Omnius' Spionen konfrontiert worden.

Im Aufruhr hatten die meisten Menschen nicht verstanden, was jemanden dazu bringen konnte, freiwillig den unmoralischen Denkmaschinen Treue zu schwören. Doch dann hatte Iblis auf dem großen Platz von Zimia zu einer großen Menschenmenge gesprochen. »Ich selbst habe erlebt, wie menschliche Sklaven auf den Sychronisierten Welten aufgezogen wurden. Es ist kein Geheimnis, dass Primero Vorian Atreides und ich einer Gehirnwäsche unterzogen wurden, um Omnius zu dienen. Anderen wurden vielleicht attraktive Belohnungen versprochen – zum Beispiel die Verwandlung in einen Neo-Cymek oder die Herrschaft über Planeten und eigene Sklaven. Wir müssen jederzeit wachsam sein.«

Die Angst vor den Spionen der Denkmaschinen, die verborgen auf den freien Planeten lebten, war für Iblis ein bedeutender Antrieb für die Gründung der Djipol gewesen, einer wachsamen Sicherheitsorganisation, die innenpolitische Aktivitäten auf Anzeichen von verdächtigem Verhalten überwachte.

Nach dem Attentatsversuch war Serena eilig in die Stadt der Introspektion gebracht worden, wo sie fortan ein noch zurückgezogeneres Leben führte, um ihre Sicherheit zu gewährleisten.

Die alte Anlage war vor Jahrhunderten erbaut worden, zum Teil angeregt durch eine Debatte über den Buddhislam und das anschließende Exil der Zensunni- und Zenschiiten-Sklaven, die sich vor ihrem Auszug generationenlang auf Salusa abgerackert hatten. Nun kamen Anhänger der verschiedenen zersplitterten Glaubensrichtungen hierher, um uralte Schriften, religiöse Werke und philosophische Abhandlungen zu studieren. Gelehrte analysierten ehrwürdige Lehren, von den mysteriösen Muadru-Runensteinen, die auf verschiedenen unbewohnten Welten gefunden worden waren, bis zu den vagen navachristlichen Traditionen von Poritrin und Chusuk, dem Haiku des Zen

Hekiganshu auf III Delta Pavonis und den alternativen Interpretationen der Koran-Sutras aus den Glaubensgemeinschaften der Zensunni und Zenschiiten. Die Variationen waren so vielfältig wie die über zahllose Planeten verteilten menschlichen Gemeinden ...

Serena hörte Schritte, die leise auf dem Kiesweg knirschten, und hob den Kopf. Ihre Mutter näherte sich. In Begleitung der Äbtissin befanden sich drei helläugige junge Frauen in weißen, karmesinrot verzierten Roben, deren Säume aussahen, als wären sie in Blut getaucht worden. Die Wächterinnen mit den steinernen Mienen waren groß und muskulös. Eng anliegende Kapuzen aus einem Netz feinster Goldschuppen bedeckten ihre Köpfe. Jede der Frauen hatte sich ein kleines Symbol des Djihad über die linke Augenbraue gemalt.

Vierzehn Jahre zuvor, als der Djipol-Chef zum ersten Mal Omnius-Agenten enttarnt hatte, die geheime Pläne gegen Serena schmiedeten, hatte Iblis eine Spezialeinheit aus weiblichen Wächtern gegründet, die die Priesterin des Djihad schützen sollten. Serenas »Seraphim« waren eine Mischung aus Amazonenkriegerinnen und vestalischen Jungfrauen, sorgfältig ausgewählte Begleiterinnen, denen der Große Patriarch den Auftrag erteilt hatte, jeden von Serenas Wünschen zu erfüllen.

Livia Butler ging schneller und löste sich von den drei Seraphim. Serena trat vom Schrein ihres Sohnes zurück, lächelte und küsste ihre Mutter auf die Wange.

Livia hatte schneeweißes, kurz geschnittenes Haar und trug ein schlichtes langes Gewand aus cremefarbenen Fasern. Sie hatte ein Leben voller Tragödien und schmerzlicher Erfahrungen hinter sich. Nach dem Tod von Serenas Bruder Fredo hatte sich ihre Mutter auf der Suche nach dem Trost und der Weisheit Gottes vom Anwesen der Butlers zurückgezogen. Doch aufgrund ihrer langen Ehe mit dem früheren Viceroy schenkte die würdevolle Frau der Politik und aktuellen Ereignissen immer noch große Aufmerksamkeit. Sie verfolgte die Auswirkungen des Djihad auf die reale Welt, statt sich wie die Kogitorin Kwyna nur mit esoterischen Fragen der Moral zu beschäftigen.

Im Augenblick verriet ihr Gesicht große Besorgnis. »Ich habe gerade die Rede des Großen Patriarchen gehört, Serena. Ist dir

bewusst, dass er schon wieder die Trommel für die Armee des Djihad schlägt, indem er zu weiteren blutigen Angriffen aufruft?«

Livia warf einen Blick über die Schulter zum Trio der statuenhaften Seraphim, die zu nahe auf der steinernen Plattform vor dem Schrein standen. Serena bedeutete den Frauen mit einer Geste, sich zu entfernen. Sie folgten der Anweisung, doch nur so weit, dass sie in Rufweite blieben. Zwei von ihnen kannte sie gut, die dritte Seraph war neu und hatte erst vor kurzem ihr hartes Trainingsprogramm absolviert.

»Opfer sind notwendig, um den endgültigen Sieg zu erringen, Mutter«, antwortete sie mit den allzu vertrauten Worten. »Mein Djihad hat zwei Jahrzehnte lang gebrannt, doch nicht hell genug. Wir dürfen nicht zulassen, dass wir in eine Pattsituation geraten. Wir müssen unsere Anstrengungen verdoppeln.«

Livias Mund verengte sich beinahe bedrohlich zu einer dünnen Linie. »Ich habe gehört, wie der Große Patriarch dieselben Gründe anführte, mit praktisch denselben Worten.«

»Was stört dich daran?« Serenas lavendelfarbene Augen blitzten auf. »Iblis' Ziele sind dieselben wie meine. Als Priesterin des Djihad kann ich mich nicht um Politik und Machtspiele kümmern. Stellst du mein Urteilsvermögen oder meine Hingabe für die freie Menschheit in Frage?«

»Niemand stellt deine Motive in Frage, Serena«, sagte ihre Mutter mit ruhiger Stimme. »Dein Herz ist rein, wenn auch hart.«

»Die Maschinen haben meine Fähigkeit zu lieben getötet. Der Roboter Erasmus hat sie mir für immer genommen.«

Traurig trat Livia näher an ihre Tochter heran und legte ihr einen Arm um die Schultern. Die Seraphim-Wächterinnen erstarrten und legten die Hände an ihre verborgenen Waffen. Serena und Livia ignorierten sie.

»Mein Kind, menschliche Liebe ist ein nie versiegender Quell. Ganz gleich, wie oft sie erschöpft wurde, ob sie gestohlen oder freiwillig gegeben wurde, Liebe kann immer nachwachsen, wie eine Blume aus einer Knolle, und dein Herz erfüllen.«

Serena senkte den Kopf und hörte den tröstlichen Worten ihrer Mutter zu. »Morgen ist Octas Geburtstag. Octas und ...

Fredos. Auch ich habe meinen Sohn verloren, Serena, also weiß ich, wie du dich fühlst.« Hastig fügte sie hinzu: »Natürlich starb dein Bruder auf andere Weise.«

»Ja, Mutter – und du hast dich anschließend in die Stadt der Introspektion zurückgezogen. Du müsstest mich am besten verstehen.«

»Oh, das tue ich, aber ich habe nicht zugelassen, dass mein Herz zu Stein wurde und alle Liebe in mir starb. Ich bin für deinen Vater, für Octa und für dich da. Komm mit mir und sieh dir an, wie groß ihre Töchter geworden sind. Du hast jetzt zwei Nichten.«

»Wird Xavier nicht dort sein?«

Livia runzelte die Stirn. »Er kämpft auf IV Anbus gegen die Maschinen. Du selbst hast ihm diesen Auftrag erteilt. Erinnerst du dich nicht?«

Serena nickte verwirrt. »Er ist schon so lange fort. Ich bin überzeugt, dass er sich danach sehnt, zu Octa zurückzukehren.« Dann hob sie den Kopf. »Doch der Djihad muss Vorrang vor allen persönlichen Angelegenheiten haben. Wir treffen Entscheidungen, und wir überleben, indem wir nicht von unserem Weg abweichen.«

»Nimm ihm nicht übel, dass er deine Schwester geheiratet hat«, sagte Livia mit traurigem Blick. »Du kannst dir nicht auf ewig wünschen, dass die Dinge anders verlaufen wären.«

»Natürlich wünsche ich mir, dass die Dinge anders verlaufen wären, doch vielleicht war mein Leid genau das, was die Menschheit letztlich benötigte, um zum Handeln angestoßen zu werden. Andernfalls hätten wir nie den Antrieb gehabt, umzukehren und die Fesseln der Denkmaschinen abzuwerfen.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht mehr eifersüchtig auf Octa, und ich nehme Xavier nichts übel. Ja, ich habe ihn einst geliebt – er war Manions Vater –, aber ich war damals noch ein unerfahrenes Mädchen. Dumm und blauäugig. Im Licht der folgenden Ereignisse erscheinen mir solche Angelegenheiten so ... trivial.«

»Liebe ist niemals trivial, Serena«, tadelte Livia ihre Tochter, »selbst wenn du sie nicht willst.«

Serenas Stimme wurde leiser und war nun nicht mehr das mächtige, leidenschaftliche Instrument, das sie einsetzte, um

gewaltige Menschenmengen aufzurütteln. »Ich fürchte, dass die Verwundung meiner Seele länger als ein Leben braucht, um zu heilen.«

Livia hakte sich bei Serena unter und führte sie über den mit Edelkieseln bedeckten Weg. »Dennoch ... mehr Zeit wirst du dafür nicht haben, Tochter.«

Plötzlich sah Serena eine verwischte weiße Bewegung aus der Richtung ihrer Wachen. Eine der Seraphim schrie auf und warf sich auf eine andere – die neue –, die sich mit unglaublicher Geschwindigkeit bewegte und einen langen Dolch zog, der silbern glitzerte.

Ihre Mutter warf sich auf Serena und riss sie zur Seite. Als sie fiel, hörte Serena ein nahes Reißen von Stoff und ein gurgelndes Schnappen. Sie sah einen grausigen Strahl von Blut und fühlte beinahe zeitgleich einen heftigen Schlag. Livia sank auf ihr nieder und legte sich über Serenas Körper.

Die dritte Seraph stürzte sich auf die Angreiferin, griff in die goldmaschige Kappe, die das Haar der Verräterin bedeckte, und riss ihren Kopf so heftig zurück, dass ihr mit einem dumpfen Knacken das Genick brach.

Obwohl sie immer noch unter dem Körper ihrer Mutter lag, konnte Serena einen scharlachroten Rorschachfleck auf dem Gewand einer ihrer Wächterinnen sehen – ganz anders als der karmesinrote Besatz auf der weißen Uniform. Eine keuchende, heroische Seraph – die einzige Überlebende der drei – stieß ein »Die Gefahr wurde neutralisiert, Priesterin« hervor. Sie schnappte nach Atem und fasste sich schnell wieder.

Zitternd half Livia ihrer Tochter auf die Beine. Serena sah zu ihrem Erstaunen zwei der Wächterinnen tot daliegen. Ihre Verteidigerin mit aufgeschlitztem Hals, die Verräterin mit gebrochenem Genick.

»Eine Attentäterin?« Serena betrachtete die Frau, deren Kopf in unnatürlichem Winkel abstand.

»Wie konnte sie unser Trainingsprogramm infiltrieren?«, wollte Livia wissen.

»Priesterin, aus Sicherheitsgründen müssen wir Euch in eines der Gebäude bringen«, sagte die verbliebene Seraph. »Möglicherweise gibt es einen weiteren Anschlag auf Euer Leben.«

Der Alarm war bereits ausgelöst worden, und weitere Seraphim in weißen Gewändern eilten herbei. Sie suchten die gesamte Umgebung nach weiteren Gefahren ab. Serena spürte ihre Knie weich werden, als sie und ihre Mutter in den Schutz des nächsten Gebäudes gedrängt wurden.

Sie musterte die junge Frau, die ihr das Leben gerettet hatte. Im Kampf war ihre goldmaschige Kappe verrutscht, sodass das kurze blonde Haar der Wächterin zu sehen war. »Niriem? So lautet dein Name, nicht wahr?«

»Ja, Priesterin.« Sie rückte ihre Kappe zurecht.

»Hiermit ernenne ich dich zu meiner obersten Seraph. Sorge dafür, dass der Große Patriarch seine besten Djipol-Mitarbeiter mit der Untersuchung dieser Angelegenheit beauftragt«, sagte Serena atemlos, während sie weiterlief.

»Ja, Priesterin.«

Aufgrund der Schwere des Zwischenfalls würde sich Iblis persönlich mit der Sache befassen. Möglicherweise ließ er alle Seraphim ersetzen ... außer Niriem. Serena würde ihm die Aufklärung des Falls überlassen. Sie konnte es immer noch nicht richtig glauben.

Livia drängte ihre Tochter in die Sicherheit des Hauptheiligtums, eines umgebauten Herrenhauses mit Kuppeln und Türmchen. »Du warst dir stets der Gefahren bewusst, meine Tochter. Die Maschinen sind überall.«

Serenas Augen waren trocken, ihr Gesichtsausdruck kalt. »Und sie werden nie aufhören, sich gegen uns zu verschwören.«

5

Eine menschliche Lebensspanne reicht für eine Person nicht immer aus, um Größe zu erlangen. Um dem zu begegnen, haben manche von uns mehr Zeit für sich vereinnahmt.

General Agamemnon, *Memoiren*

Die größten Feinde der Menschheit versammelten sich auf Corrin, der bedeutendsten der Synchronisierten Welten – Cymeks, Roboter und Omnius, der Computer-Allgeist.

Nur vier der ursprünglich zwanzig Titanen waren noch am Leben. Vor tausend Jahren hatten diese menschlichen Tyrannen aus Angst vor der Sterblichkeit ihre Gehirne in gepanzerte Zylinder verpflanzt, damit ihre Gedanken, ihr Verstand und ihre Seele für immer leben konnten. Doch im Verlauf der langen und gewalttätigen Jahrhunderte waren sie einer nach dem anderen Unfällen oder Anschlägen zum Opfer gefallen. Bei den jüngsten Aufständen waren Barbarossa und Ajax getötet worden.

General Agamemnon, der Anführer der Titanen, hatte diese Schuld mehr als tausendfach zurückgezahlt, indem er zahllose Menschen abgeschlachtet hatte. Er zerquetschte sie und ließ sie verrotten oder warf sie auf lodernde Scheiterhaufen. Seine Geliebte Juno hatte ihm geholfen, grausame Strategien der Rache zu entwickeln.

Es gab so viele Möglichkeiten, Menschen zu töten.

Dante, der Cymek ohne besonderen Ehrgeiz, aber mit großem bürokratischem Talent, leistete weiterhin stille, aber notwendige Arbeit. Der Feigling Xerxes, der die Schuld daran trug, dass Omnius den Titanen die Macht entrissen hatte, hing noch immer dem Irrglauben an, er könnte den Respekt der anderen zurückgewinnen.

Die Titanen trafen in vier speziell konfigurierten Schiffen ein. In Agamemnons Raumschiff setzten mechanische Arme den Konservierungsbehälter des Generals in einem zweckdienlichen

Laufkörper. Elektroden verbanden sein Bewusstsein mit den beweglichen Systemen, und er streckte die spinnenartigen Gliedmaßen, bevor er unter einem blutroten Himmel loslief. Juno, Dante und Xerxes kamen aus ihren Schiffen und folgten ihrem Anführer zu Erasmus' prächtiger Villa, die große Ähnlichkeit mit dem Anwesen aufwies, das die Liga-Armada bei ihrem Angriff auf die Erde dem Erdboden gleichgemacht hatte.

Erasmus hielt sich selbst für ein kultiviertes Individuum, einen Verehrer vergangenen menschlichen Ruhms. Er hatte seine Residenz nach dem Vorbild opulenter historischer Paläste gestaltet, auch wenn die Landschaft von Corrin bestimmte Anpassungen verlangte, beispielsweise Diffusionsgeräte, um die menschlichen Sklaven vor der Vergiftung durch Bodengase zu schützen.

Corrin war ursprünglich ein gefrorener, toter Felsbrocken gewesen; doch als die Sonne zu einem roten Riesen angeschwollen war und die inneren Planeten des Systems verbrannt hatte, wurde der einst unbewohnbare Klumpen aufgetaut. In der Zeit des Alten Imperiums, als die Menschen noch ein paar Funken Genialität und Ehrgeiz besessen hatten, war Corrin von zähen Pionieren einer Terraformung unterzogen worden. Sie hatten Gräser und Bäume gepflanzt und Tiere, Insekten und Kolonisten auf den Planeten gebracht.

Doch die Siedlung hatte nicht einmal die kurze Lebensspanne des roten Riesen überdauert, und nun herrschten hier Maschinen unter einem rötlichen Himmel, während das unheilvolle Auge der aufgedunsenen Sonne auf die schmutzigen Verschläge der menschlichen Sklaven herabschaute.

Die Cymeks marschierten durch die Metalltore der Villa, die von Bogen und Schnörkeln geziert wurden. Üppige Ranken voller scharlachroter Blüten drapierten die Wände und das offene Dachgitter. Die Luft musste erstickend schwer von ihrem Duft sein. Agamemnon war froh, dass er keinen Laufkörper mit Geruchssensoren gewählt hatte. Blumen zu riechen war das Letzte, wonach ihm in diesem Moment der Sinn stand.

Mit einem künstlichen Grinsen im Flussmetallgesicht glitt Erasmus zu den Würdenträgern hinauf, als sie den Hof betraten. Der unabhängige Roboter trug ein geckenhaftes Gewand,

das mit Plüschpelz ausstaffiert war, nach dem Vorbild eines antiken menschlichen Königs. »Willkommen, meine Kollegen. Ich würde Ihnen gerne Erfrischungen anbieten, doch ich vermute, die Geste wäre an Maschinen mit menschlichen Gehirnen verschwendet.«

»Wir sind nicht hier, um eine Party zu feiern«, sagte Agamemnon. Im Gegensatz zu ihm hatte es Xerxes immer ein wenig enttäuscht, dass er sich nicht mehr gutem Essen widmen konnte. In seinen menschlichen Tagen war er ein sanfter Hedonist gewesen. Nun gab er lediglich ein mechanisches Seufzen von sich und bewunderte die Umgebung.

Omnius-Bildschirme waren an den Wänden angebracht, und Wächteraugen schwirrten wie dicke mechanische Hummeln herum. Während der eigentliche Netzknoten des Allgeistes von Corrin im Zentralturm in der Stadt residierte, konnte Omnius durch Myriaden mobiler Beobachter alles wahrnehmen und jedes geflüsterte Gespräch mithören. Agamemnon hatte sich längst an die ständige Überwachung gewöhnt, obwohl er sich immer noch darüber ärgerte. Doch er konnte nichts dagegen tun – dazu musste er Omnius vollständig aus dem Weg schaffen.

»Wir müssen über diesen Krieg gegen die irrationalen Menschen reden.« Die Stimme des Allgeists dröhnte aus den Lautsprechern wie ein allmächtiger, allgegenwärtiger Gott.

Agamemnon dämpfte seine akustischen Rezeptoren und reduzierte die donnernden Befehle des Allgeists zu einem leisen Piepsen. »Lord Omnius, ich bin für jede weitere Aggression gegen die Hrethgir bereit. Ihr müsst sie nur genehmigen.«

»General Agamemnon ist seit Jahren für solche Aktionen eingetreten«, warf Xerxes etwas zu eifrig ein. »Er hat immer gesagt, dass die freie Menschheit eine tickende Zeitbombe ist. Er hat ständig davor gewarnt, dass uns das Problem über den Kopf wachsen könnte, wenn wir uns nicht mit den Hrethgir befassen, dass sie großen Schaden anrichten werden – genau das, was sie auf der Erde, Bela Tegeuse, in der Peridot-Kolonie und erst kürzlich auf Tyndall getan haben.«

Der Cymek-General unterdrückte seine Verärgerung. »Omnius ist sich unserer früheren Gespräche in vollem Umfang bewusst, Xerxes. Und auch unserer Schlachten mit den Menschen.«

Erasmus sprach in dozierendem Tonfall. »Da wir niemals ein Update der letzten Gedanken und Entscheidungen des Terra-Omnius gesehen haben, wissen wir nicht genau, was in den letzten Tagen auf der Erde geschehen ist. Diese Informationen sind für uns auf immer verloren.«

»Wir benötigen keine genauen Einzelheiten«, brummte Agamemnon. »Ich bin jetzt seit über tausend Jahren Offizier. Ich habe Armeen aus Menschen und aus Robotern geführt. Ich habe den Sturz des Alten Imperiums inszeniert.«

»Und seitdem warst du jahrhundertelang ein loyaler Krieger und Diener von Omnius«, fügte Erasmus hinzu. Der Titan hatte das Gefühl, eine Spur Sarkasmus in seinen Worten zu bemerken.

»Genau«, sagte Juno, bevor Agamemnon eine scharfe Erwiderung geben konnte. »Die Titanen sind seit jeher wertvolle Verbündete von Omnius gewesen.«

»Unsere erste Sorge gilt der Sicherstellung, dass keine vergleichbare Rebellion auf einer anderen Synchronisierten Welt ausbricht«, sagte Omnius.

»Das ist absolut unwahrscheinlich«, legte Dante dar. »Eure Wächteraugen haben die Bevölkerung ständig im Blick. Kein Sklave wird jemals wieder die Gelegenheit erhalten, Untertanen aufzurütteln, wie es der Trustee Iblis Ginjo getan hat.«

»Ich habe Kommandounternehmen aus Neo-Cymeks angeführt, um rebellische Zellen auszutilgen«, sagte Xerxes und trat vor. »Die aufsässigen Menschen werden niemals Fuß fassen.«

Erasmus ging mit wehendem Gewand im Hof auf und ab. »Unglücklicherweise vergrößern solche repressiven Maßnahmen nur die Unzufriedenheit. Die Armee des Djihad hat Spitzel auf unsere Welten gesandt. Sie schmuggeln Propaganda zu den versklavten Arbeitern, Handwerkern und selbst unseren verlässlichen Trustees. Sie kommen mit Aufzeichnungen von Serena Butlers leidenschaftlichen Reden, die sie die Priesterin des Djihad nennen.« Das Flussmetallgesicht des Roboters hatte einen wehmütigen Ausdruck angenommen. »Für sie ist sie eine schöne und überzeugende, eine wahrhafte Göttin. Wenn sie Serenas Worte hören, wie könnten sie ihren Wünschen widerstehen? Sie werden ihr folgen, selbst in den Tod.«

»Unsere Trustees haben alles, was sie sich wünschen könnten, und trotzdem hören sie ihr zu«, murrte Agamemnon. *Wie mein eigener Sohn Vorian. Der Narr.* »Die beste Lösung wäre es, dieses Krebsgeschwür herauszuschneiden, indem wir sofort zuschlagen, sobald es sich irgendwo zeigt. Schließlich werden wir alle Unzufriedenheit ausgerottet haben ... oder gezwungen sein, die lästigen Menschen ein für alle Mal zu vernichten. Beide Lösungen sind annehmbar.«

»Wo wünscht Ihr, dass wir beginnen, Lord Omnius?« fragte Xerxes.

»Sabotagefälle und offene Unruhe treten am häufigsten auf Ix auf«, warf Erasmus ein. »Der Großteil der Landschaft wurde in nützliche Industriegebiete verwandelt, doch die Rebellen haben ein natürliches Höhlensystem in der Planetenkruste entdeckt. Dort verstecken sie sich wie Termiten und greifen unsere Schwachpunkte an.«

»Wir sollten keine Schwachpunkte haben«, sagte Agamemnon.

»Es sollte auch keine Rebellen geben, wenn wir bedenken, dass ich die Effizienz des planetaren Netzwerks verbessert habe«, sagte Omnius. »Dieser Aufruhr hat zahlreiche Probleme verursacht, und ich möchte alle Möglichkeiten in Betracht ziehen. Vielleicht ist der Ärger, diese Menschen auszurotten, größer, als der Aufwand rechtfertigt. Es könnte für uns wirkungsvoller sein, einfach aufzuhören, sie zu bekämpfen.«

Agamemnon konnte seinen Zorn nicht im Zaum halten. »Und sie gewinnen lassen? Nach allem, was wir in den letzten tausend Jahren geschaffen und erreicht haben?«

»Was bedeutet ein bloßes Jahrtausend?«, fragte Omnius. »Als Denkmaschinen haben wir Alternativen, die den Menschen nicht gegeben sind. Unsere Körper können sich an Umgebungen anpassen, die für biologische Lebensformen tödlich sind. Ich könnte einfach die von den Hrethgir verseuchten Planeten aufgeben und die zahlreichen atmosphärelosen Monde und Felsplaneten ausbeuten. Dort können die Denkmaschinen existieren und die Synchronisierten Welten ohne weitere Unannehmlichkeiten ausdehnen.«

Selbst Erasmus schien von diesem Vorschlag überrascht. »Die Menschen hatten einst ein Sprichwort, Lord Omnius: ›Es ist besser in der Hölle zu herrschen, als im Himmel zu dienen.‹«

»Ich diene niemandem. Ich analysiere das Verhältnis des größten Nutzens für die geringsten Kosten und das kleinste Risiko. Nach meinen Extrapolationen können wir unsere menschlichen Sklaven niemals hinreichend zähmen. Sofern wir die Spezies nicht vollständig ausrotten – was einen immensen Aufwand erfordern würde –, werden die Menschen weiterhin durch Sabotageakte und den Verlust von Rohmaterial eine Bedrohung darstellen.«

»Lord Omnius, ist es ein Sieg, über Territorien zu herrschen, die niemand will?«, sagte Agamemnon inbrünstig. »Wenn Ihr alle Planeten verlasst, die wir einst beherrschten, gesteht Ihr Euer Scheitern ein. Ihr wärt der König der Inkonsequenz. Das wäre eine große Dummheit.«

Omnius war nicht erzürnt. »Ich bin an Expansion und Effizienz interessiert, nicht an archaischen, pompösen Begriffen. Die von Serena Butler verbreitete Propaganda hat bewirkt, die Grundlagen meiner Herrschaft zu hinterfragen. Ich weiß nicht, was ich gegen die ungenauen Informationen unternehmen kann, die von außen kommen. Weshalb glauben Sklaven solchen Aussagen ohne stützende Datenbasis?«

»Weil Menschen dazu neigen, das zu glauben, was sie glauben wollen, auf der Basis von *Gefühlen*, nicht von Beweisen«, sagte Erasmus. »Ihr habt ihr paranoides Verhalten gesehen, wie sie in jede dunkle Ecke und hinter jeden Vorhang schauen, weil sie fürchten, dass unzählige Spione der Maschinen in ihrer Mitte leben. Ich stelle fest, dass es uns gelungen ist, ein paar unserer Trustees auf die von der Liga kontrollierten Welten zu schleusen, doch die paranoiden Menschen sind inzwischen davon überzeugt, dass die meisten ihrer Nachbarn im Geheimen mit Omnius verbündet sind. Solche grundlosen Ängste schaden nur ihnen selbst.«

Juno gluckste, und Xerxes kommentierte die Einfalt und Schwäche der Hrethgir mit einem übertrieben verächtlichen Laut.

»Zurück zur Sache«, sagte Agamemnon, der mit einem metallischen Vorderbein über eine Steinplatte kratzte. »Ihr könnt

Erasmus dafür tadeln, die destruktive Rebellion ausgelöst zu haben. Sein Manipulationsexperiment hat die Bedingungen geschaffen, die den ersten Aufstand auf der Erde auslösten.«

Erasmus wandte sich dem mächtigen Cymek zu. »Ohne das Update des Terra-Omnius, General, können wir uns dessen nicht sicher sein. Doch auch Ihr seid in dieser Hinsicht nicht schuldlos. Einer der größten Soldaten des Djihad ist Euer eigener Sohn – Vorian Atreides.«

Agamemnon kochte vor Wut. Er erinnerte sich an die hohen Erwartungen, die er in seinen dreizehnten und letzten Sohn gesetzt hatte, und wie er zwölf frühere Kinder getötet hatte, als er ihre schweren Mängel entdeckt hatte. Nun war Agamemnons unersetzlicher Spermavorrat beim atomaren Angriff auf die Erde vernichtet worden. Das nahm er sehr persönlich; es war ein Angriff auf seine Familie.

Vorian war seine letzte Hoffnung gewesen, hatte sich aber als seine größte Schande entpuppt.

»Es gibt genug Schuld für jeden, der sie anzunehmen wünscht«, sagte Omnius. »Ich habe kein Interesse an solchen Lappalien.«

Junos Stimme war tief und einschmeichelnd. »Lord Omnius, seit Jahrhunderten wollten wir Titanen die wilden Menschen auslöschen, doch Ihr habt uns nie die Erlaubnis dazu gegeben.«

»Vielleicht wird sich das ändern«, sagte der Allgeist.

»In diesem Moment führt mein Sohn die Armee des Djihad und wehrt den Angriff der Maschinen auf IV Anbus ab«, sagte Agamemnon mit bewegter Stimme. »Erlaubt mir, eine Kampftruppe von Cymeks zu führen, und ich werde meinen rebellischen Sprössling jagen.«

Omnius stimmte zu. »Der Kampf auf IV Anbus verschwendet viel Zeit und Energie. Ich hatte einen raschen Sieg erwartet. Sorge dafür, dass er vollendet wird, General Agamemnon. Und schicke einen deiner Titanen nach Ix, um dort für Ruhe zu sorgen. Beseitige beide Probleme schnell und effizient.«

»Ich gehe freiwillig nach Ix, Lord Omnius«, sagte Xerxes. Anscheinend glaubte er, dass die Niederschlagung einiger weniger unorganisierter Rebellen einfacher und sicherer wäre, als der Armee des Djihad gegenüberzutreten. »Vorausgesetzt, ich

erhalte volle militärische Unterstützung. Außerdem würde ich gerne Beowulf als meinen General ...«

»Beowulf geht mit uns«, sagte Agamemnon, in erster Linie, um Xerxes einen Strich durch die Rechnung zu machen. Beowulf war einer der ersten Cymeks der neuen Generation, von Barbarossa erschaffen, über ein Jahrhundert nach der Machtübernahme des Computer-Allgeistes. Als Mensch war Beowulf ein Kollaborateur der Cymeks gewesen, ein Trustee und Kriegsherr auf einem zweitrangigen Planeten. Er hatte sich als äußerst fähig und ehrgeizig erwiesen und hatte begeistert zugesagt, als er die Möglichkeit erhielt, ein Cymek zu werden.

Der General der Titanen brauchte Beowulf eigentlich gar nicht, doch er war froh, den feigen Xerxes nicht bei sich zu haben. Mit Juno und Dante konnte er eine Menge verlässlicher Neo-Cymeks sowie militärische Roboterkräfte rekrutieren, um die Streitmacht der Maschinen zu vergrößern, die sich bereits auf IV Anbus befanden. Trotzdem würde es nicht einfach sein, Vorian Atreides zu besiegen.

Agamemnon hatte seinen Sohn gut ausgebildet.

6

Das ist der Punkt, in dem die analytischen Fähigkeiten der Denkmaschinen irren: Sie glauben, sie hätten keine Schwächen.

Primero Vorian Atreides,
Nie wieder Allgeist

Als die Djihad-Flotte über der feindlichen Landestelle auf IV Anbus hinwegzog, ließ sie einen Hagel von Störfeldgranaten fallen. Im Orbit jubelte der junge Vergyl Tantor triumphierend, als erste Scans die taumelnden Vorgeschwader der Roboterbodentruppen zeigten, die mit zerstörten Gelschaltkreisen auf die metallischen Knie gestürzt waren.

Nach seiner Rückkehr aus Darits zog Xavier Harkonnen eine steife neue grün-rote Uniform mit den beeindruckenden Abzeichen seines Primero-Ranges an. Er fühlte sich noch immer vom Streit mit den sturen Ältesten der Zenschiiten besudelt. Während er nun die nächste Welle an Truppen und Ausrüstung auf die Oberfläche hinabschickte, wirkte er wie das Idealbild eines befehlshabenden Offiziers.

Ein Shuttle voller kampfbegieriger Ginaz-Söldner – die besten Kämpfer, die für Geld zu haben waren – stieß zum Basislager der Maschinen hinunter. Die Söldner sicherten das ihnen zugewiesene Gebiet mit gezogenen Pulsschwertern, Störfeldgranaten und Knüppeln. Zon Norets professionelle Kampfexperten benötigten weniger als eine Stunde, um die zur Hälfte fertig gestellte Basis des Feindes zu verwüsten und die letzten funktionierenden Roboter zu zerstören. Die Maschinen hatten einen so schnellen und überwältigenden Kampfeinsatz nicht erwartet.

Xavier stand mit dem Ausdruck höchster Zufriedenheit auf der Brücke seines Flaggschiffs. »Das ist ein herber Rückschlag für den Feind, doch wir sollten keine Sekunde daran glauben, dass er sich aufhalten lässt.«

Vor hielt sich in der Nähe seines Freundes auf. »Da sie nicht klug genug sind, um zu wissen, wann sie aufgeben sollten, müssen wir sie eben davon überzeugen.«

Fleißige Taktiker des Djihad beugten sich in den Analyseräumen an Bord des Flaggschiffs über Papiere und Karten und studierten die Verteilung der Maschinenstreitkräfte, um Rückschlüsse auf Omnius' Plan für die Eroberung von IV Anbus zu ziehen. Anscheinend hatten die Maschinen vor – obwohl ihr ursprünglicher Brückenkopf vernichtet war –, mit einer überwältigenden Streitmacht zu landen und eine Invasion mit Bodentruppen zu starten.

Im Planungsraum ermittelten die zwei Primeros den voraussichtlichen Weg, den die Invasoren gehen würden. Xavier wartete auf die Meinung seines dunkelhaarigen Kameraden. »Ergibt das für dich einen Sinn? Was haben die Maschinen vor?«

Vor strich sich ein paar Strähnen des langen Haars aus den Augen. »Wie bei fast allem, was die Denkmaschinen tun, ist ihr Plan direkt und klar ersichtlich, und er basiert auf schierer Kraft und nicht auf Raffinesse.« Er schürzte die Lippen und zeigte auf die taktischen Projektionen, die ihnen aus den Analyseräumen geliefert wurden. »Die Flotte der Roboter verfügt über ausreichend Feuerkraft, um IV Anbus einfach bombardieren und alle Städte der Zenschiiten ausradieren zu können. Mit Leichtigkeit. Doch es sieht so aus, als würde Omnius die Infrastruktur von Darits und den anderen Städten intakt halten wollen, um den Planeten effizienter in eine Synchronisierte Welt umwandeln zu können. IV Anbus ist im Vergleich zu dem, was sie im Normalfall anlegen würden, primitiv, doch die Maschinen sind anpassungsfähig.«

Xavier sah ihn grimmig an. »Und das bedeutet mehr Arbeit für sie, als alles einfach in die Luft zu jagen.«

»Aber wenn es natürlich zu lange dauert, greifen sie auf den ursprünglichen Plan zurück. Ich vermute, wir haben nicht viel Zeit. Wir haben sie hier lange genug hingehalten.«

Xavier folgte mit dem Finger den federartigen Schluchten, die auf den Satellitenbildern hervorgehoben waren. »Falls die Kampfroboter vorhaben, eine überwältigende Bodenstreitmacht einzusetzen, um Darits, das hydroelektrische Kraftwerk und

das Kommunikationsnetz zu erobern, dann werden die Maschinen wahrscheinlich durch diese Schluchten vorstoßen. Wenn sie die Felsenstadt besetzt haben, werden sie die übliche Kopie von Omnius installieren.«

Er drehte sich um und studierte die Satellitenkarten. »Was schlägst du also vor? Selbst mit allen Ginaz-Söldnern haben wir nicht genug militärische Stärke, um uns einem umfassenden Bodenangriff der Roboter entgegenzustellen. Nicht alle unsere Kämpfer sind entbehrlich.«

»Wenn wir es mit Omnius zu tun haben, können wir nicht einfach rohe Gewalt gegen rohe Gewalt setzen. Wir müssen etwas *Listiges* tun«, sagte Vor mit einem Lächeln. »Die Denkmaschinen sollten verwirrt werden.«

»Aha? Wie deine verrückte Schattenflotte, die gerade auf Poritrin gebaut wird? Ich glaube immer noch nicht, dass so etwas funktionieren wird.«

Vor lachte. Er zog es vor, den Feind wie ein Gauner auf die krumme Tour zu besiegen, statt mit direkten militärischen Gefechten ... nicht unbedingt, weil er diese Taktik für effektiver hielt, sondern weil er die Verluste an menschlichen Leben möglichst gering halten wollte. »Ich habe immer einen Plan im Ärmel, Xavier, und ich habe meinen Computervirus gegen diese Kriegsschiffe beinahe fertig gestellt. Ich werde mich um die Schlachtschiffe der Maschinen im All kümmern, du befasst dich mit den Bodentruppen.«

»Und wie soll ich das machen, ohne eine ›überwältigende Streitmacht‹ einzusetzen?«

Vor hatte seine Antwort schon parat. »Schicke eine Nachricht an unsere Flotte, in der du befiehlst, unsere militärischen Truppen vom Planeten zurückzuziehen. Begründe es damit, dass wir glauben, die Denkmaschinen würden aus dem All angreifen.«

Xaviers ungläubiger Gesichtsausdruck ließ ihn beinahe losprusten. »Die Maschinen sind nicht so verrückt, das zu glauben, Vorian. Selbst ein Roboter kann eine so offensichtliche List erkennen.«

»Nicht wenn du die Übertragung codierst. Benutze deinen kompliziertesten mathematischen Schlüssel. Ich garantiere dir, dass die Roboter ihn knacken werden. Dann werden sie auf jeden Fall glauben, was sie hören.«

»Dein Vater hat dir den Verstand verdreht«, sagte Xavier und schüttelte den Kopf. »Doch ich bin froh, dass du ihn nun zum Nutzen des Djihad einsetzt. Wenn wir die Denkmaschinen nicht davon abhalten können, Omnius hier zu installieren ...« Seine steife Haltung verriet, dass er die volle Last auf seinen Schultern spürte. »Gut, lass uns einfach sagen, dass ich jedes Gebäude auf IV Anbus dem Erdboden gleichmache, bevor ich so eine Niederlage hinnehme. Die gesamte Liga der Edlen steht auf dem Spiel.« Xavier seufzte und rieb seine Schläfen. »Weshalb wollte Rhengalid nicht mit uns zusammenarbeiten? Wir können sein Volk retten und zugleich unsere eigenen Ziele erreichen.«

Vor sah ihn mit einem bedauernden Lächeln an. »Die Zenschiiten sehen überall Feinde, aber sie sind unfähig, Freunde zu erkennen.« Er hatte versucht, die Geschichte vom buddhislamischen Standpunkt aus zu betrachten, indem er den Advocatus Diaboli gegen Xaviers unerschütterliche Überzeugungen spielte, doch ihre Gründe ergaben keinen Sinn. »Ich vermute, da ich von Denkmaschinen aufgezogen wurde, verstehe ich einfach zu wenig von Religion.«

Xavier sah von den taktischen Projektionen auf und hob die Augenbrauen. »Wir können uns den Luxus, sie zu ›verstehen‹, nicht leisten, Vorian. Solche Feinheiten sind etwas für Politiker in vornehmen Büros, weit entfernt vom Schlachtfeld. Die Entscheidungen der Zenschiiten haben Auswirkungen auf die gesamte Menschheit. So gern ich sie alle einfach ihrem Glauben überlassen würde, wir können es nicht zulassen. IV Anbus darf kein weiterer Trittstein für Omnius werden.«

Vor klopfte ihm auf die Schulter, froh, dass er niemals diesen steinernen Gesichtsausdruck an einem Spieltisch bluffen oder niederzwingen musste. »Du bist ein harter Mann, Xavier Harkonnen.«

»Serenas Djihad hat mich dazu gemacht.«

* * *

Nachdem er die Geländebedingungen genau studiert hatte, wählte Xavier eine Hand voll strategisch günstig gelegener Städte der

Zenschiiten als Basen für seine Truppen aus. Die unscheinbaren Siedlungen waren für die Djihadis ideale Ausgangspunkte, um einen Hinterhalt für die Maschinenstreitkräfte auf dem Weg nach Darits zu legen. Die Armee des Djihad hatte ihre schwerste Artillerie auf die Oberfläche gebracht, damit sie in den Städten getarnt aufgebaut werden konnte.

Zu seiner Freude und seinem Stolz war Tercero Vergyl Tantor ausgewählt worden, den Einsatz in der Siedlung zu leiten, die es mit der ersten Offensive der Maschinen zu tun bekommen würde. Während der Erholungsstunden an Bord des Schiffs, wenn er ein paar schnelle Runden Fleur de Lys mit Vorian Atreides spielte, beschwerte sich Vergyl oft, dass sein Adoptivbruder sich weigerte, ihm bedeutungsvolle Missionen anzuvertrauen. Dieses Mal jedoch hatte der dunkelhäutige, braunäugige, junge Mann sich so lange bei Xavier eingesetzt, bis ihm schließlich die Leitung des ersten Überfalls auf die Maschinen übertragen worden war.

»Vergyl, die Stadt der Zenschiiten sollte über alles Rohmaterial verfügen, das du benötigst, um deinen Schlag zu führen. Und vergiss deine taktische Ausbildung nicht.«

»Ja, Xavier.«

»Finde einen Engpass, wo du die Roboterarmee überwältigen kannst, ohne dich selbst großer Gefahr auszusetzen. Schlag hart zu, mit allem, was du hast, und zieh dich dann zurück. Tercero Cregh und seine Truppen in der zweiten Stadt werden mit allen Denkmaschinen aufräumen, die übrig bleiben.«

»Ich verstehe.«

»Wir senden zudem Ginaz-Söldner aus, um die weiter verstreuten Roboterstreitkräfte zu zermürben«, fügte Vor mit einem Schnauben hinzu. »Es wird für sie eine erfreuliche Abwechslung sein, nachdem sie bisher nur im Orbit herumgeflogen sind und so getan haben, als wollten sie die Kriegsschiffe der Maschinen bedrohen.«

»Und pass gut auf dich auf, Vergyl«, sagte Xavier mit ernsterer Stimme als sonst. »Dein Vater hat mich als Waisenkind aufgenommen, nachdem die Denkmaschinen meine Familie getötet hatten. Ich habe nicht die Absicht, ihm schlechte Nachrichten zu überbringen.«

Als Vergyl seine Truppen in die ausgewählte Siedlung brachte, hoffte er, dass die Einwohner sie willkommen heißen würden. Er sah sich um und versuchte, die Stimmung der Dorfbewohner einzuschätzen. Die Zenschiiten, überwiegend Bauern und Schlammwäscher, die in den mineralhaltigen Sandbänken arbeiteten, standen vor ihren Häusern und beobachteten das Geschehen mit Bestürzung. Ein Transporter nach dem anderen landete auf ihren Feldern und spie Djihad-Truppen und Ginaz-Söldner aus. Ingenieure und Waffenspezialisten schafften Artillerie-Bauteile heran, während Pioniere ausschwärmten und das Gelände erkundeten, um die besten Geschützstellungen zu finden.

Vergyl ging ruhig auf die Menschen zu. »Wir wollen keinen Schaden anrichten. Wir sind hier, um Sie vor den Denkmaschinen zu beschützen. Der Feind ist auf dem Weg.«

Die Bauern sahen die Soldaten mit harten Augen an. Ein Mann mit grimmigen Zügen erwiderte: »Rhengalid hat uns gesagt, dass Sie hier nicht willkommen sind. Sie sollten gehen.«

»Es tut mir Leid, aber ich habe meine Befehle.«

Vergyl sandte seine Männer durch die Stadt, um die Gebäude zu inspizieren, und sagte zu ihnen: »Beschädigen Sie nichts. Suchen Sie nach leer stehenden Bauten, die wir nutzen können. Verhalten Sie sich so unaufdringlich wie möglich.«

Alte Frauen murrten Flüche in Richtung der Djihadis. Eltern holten ihre Kinder von der Straße und schlossen sie in den Häusern ein, als hätten sie Angst, Vergyls Ingenieure würden sie im Dunkel der Nacht rauben.

Das Gesicht des halsstarrigen Bauern zeigte resignierte Duldung. »Was ist, wenn wir nicht wollen, dass Fremdweltler in unseren Häusern schlafen?«

Vergyl wusste, wie er antworten musste. »Dann werden wir Zelte aufstellen. Doch Ihre Kooperation und Gastfreundschaft wäre uns lieber. Wenn der Morgen anbricht, werden Sie die größere Gefahr sehen. Dann werden Sie froh sein, dass wir da sind.«

Die Zenschiiten zeigten wenig Begeisterung, doch sie unternahmen nichts.

Man erwartete, dass die Streitkräfte der Maschinen sich durch die Schluchten nach Darits vorkämpften. Die Überwachung

hatte bereits den neuen Sammelpunkt der Roboter auf dem Plateau lokalisiert, genau wie Primero Atreides vermutet hatte.

Die Ingenieure achteten darauf, keine verräterischen Spuren ihrer Arbeit zu hinterlassen. Die schweren Waffen wurden in verlassenen Gebäuden aufgebaut, und Vergyl musste keine Familie aus ihrem Haus vertreiben.

Es gab auch eine Gruppe leer stehender Gebäude, in die sich seine Soldaten für die Nacht einquartierten. Als er die Leute fragte, was mit den ursprünglichen Bewohnern geschehen war, erhielt Vergyl nur verängstigte Blicke zur Antwort. Schließlich antwortete ihm ein bärtiger Bauer. »Sklavenhändler von Tlulax haben sie vor ein paar Monaten geholt. Ganze Familien.« Er deutete auf die Gebäudegruppe.

»Das tut mir Leid.« Vergyl wusste nicht, was er sonst hätte sagen können.

Als die Dunkelheit kam, nahm er Kontakt mit Tercero Hondu Cregh auf, seinem Gegenpart im zweiten Dorf. Sie tauschten Informationen aus und bestätigten sich, dass der Hinterhalt vorbereitet war. Tercero Cregh hatte von den Leuten ebenso wenig Kooperation erfahren, aber auch keinen offenen Widerstand.

Nachdem er seine Kommandoeinheiten zusammengerufen hatte und sie gemeinsam die letzte Inspektion der in Stellung gebrachten Waffen beendet hatten, sah Vergyl überrascht, wie einige zenschiitische Bauern mit Krügen und Flaschen zu ihnen kamen. Angespannt, aber das Beste hoffend, ging er ihnen entgegen. Der Bauer, der zuvor mit ihm gesprochen hatte, reichte ihm seinen Krug, während eine Frau an seiner Seite mehrere flache Tassen anbot.

»Die Koran-Sutras verlangen von uns, dass wir selbst ungeladenen Gästen mit Gastfreundschaft begegnen.« Der Bauer goss eine hellgelbe Flüssigkeit in eine der flachen Tassen. »Wir wollen nicht mit den Traditionen brechen.«

Vergyl nahm die Tasse an, während die Frau ein zweites Gefäß für ihren Mann füllte. Vergyl und der Zenschiite prosteten sich höflich zu und nahmen einen vorsichtigen Schluck. Das Getränk war bitter und brannte alkoholisch, doch der Djihad-Offizier nahm noch eine zweite Tasse davon.

Die anderen Dorfbewohner gaben allen Kämpfern zu trinken, die darauf bedacht waren, ihre Gastgeber nicht zu verärgern. »Wir sind nicht Ihre Feinde«, versicherte Vergyl den Leuten. »Wir versuchen, Sie vor den Denkmaschinen zu retten.«

Obwohl die Zenschiiten nicht überzeugt schienen, spürte Vergyl, dass er etwas erreicht hatte – auch wenn man sich vielleicht nur im Zweifel zu seinen Gunsten entschieden hatte.

Dann sagte er seinen Soldaten, sie sollten in ihre Feldbetten steigen und sich noch so viel Ruhe wie möglich gönnen, bevor am Morgen die Maschinen kommen würden. Für jedes versteckte Artilleriegeschütz wurde ein Wachtposten abgestellt, um die Waffen und Energiespeicher zu schützen ...

Vergyl dämmerte mit den Gedanken an Xavier ein, den er als Helden verehrte. Schon als kleiner Junge hatte er immer seinem älteren Bruder nacheifern wollen, ein Djihad-Offizier wie er werden wollen. Im Alter von nur siebzehn Jahren, nach dem tragischen Massaker auf Ellram, hatte Vergyl seinen Vater überzeugt, für ihn eine Erlaubnis zu unterschreiben, sich von der Armee einziehen zu lassen. Nach der Empörung über die jüngsten Brutalitäten der Maschinen warteten zehntausende von neuen Freiwilligen darauf, in den Kampf zu ziehen. Emil Tantor hatte Vergyl trotz der Bedenken seiner Frau gehen lassen – zum Teil, weil er überzeugt war, dass der Junge bei einem Verbot davonlaufen und sich trotzdem melden würde. Auf diese Art blieb er unter dem offiziellen und wachsamen Auge von Xavier.

Nach der Grundausbildung und der formalen Einführung war Vergyl nach Giedi Primus versetzt worden, um den Wiederaufbau nach der Abwehr der Denkmaschinen zu unterstützen. Jahrelang hatte Xavier verhindert, dass sein Bruder auf Kampfschiffe nahe der Frontlinie geschickt wurde, indem er Vergyl die Leitung über den Bau eines riesigen Denkmals für gefallene Soldaten übertrug, das nun kurz vor der Fertigstellung stand.

Auf Giedi Primus lernte Vergyl Sheel kennen und verliebte sich in sie. Sie waren mittlerweile seit dreizehn Jahren verheiratet und hatten zwei Söhne, Emilo und Jisp, und eine Tochter, Ulana.

Doch Xavier war es nicht möglich gewesen, ihn ständig zu behüten. Vergyl war ein fähiger Offizier, und bald verlangten die

Erfordernisse des Djihad von ihm, sich dem Kampf zu stellen. Seine bislang schwerste Schlacht war die Zurückeroberung des Unverbündeten Planeten Tyndall gewesen, ein massiver und überraschender Gegenschlag des Djihad, der die vom Krieg zerrissene Welt dem Zugriff der Denkmaschinen entzog. Vergyl hatte sich in dieser Auseinandersetzung ausgezeichnet, und ihm waren zwei Orden verliehen worden, die er zu Sheel und den Kindern nach Hause geschickt hatte.

Nun versprach er sich, alles zu tun, um diese Operation zu einem Erfolg zu führen. Sie würden die Denkmaschinen auch hier auf IV Anbus schlagen, und Vergyl Tantor würde seinen Teil zum Sieg beitragen.

Ein tiefer Schlaf fiel wie ein Vorhang über ihn. Am Ende der unruhigen Nacht, kurz vor der erwarteten Ankunft der Maschinen, packte ihn eine schwere lähmende Übelkeit. Genauso ging es allen anderen Soldaten, die hier stationiert waren.

* * *

Als die vier Ballistas zur gegenüberliegenden Seite des Planeten kreisten, setzten die Maschinen eine neue Abteilung Kampfroboter ab. Der Feind hatte aus dem ersten Versuch, einen Brückenkopf zu errichten, gelernt und sich angepasst. Nun bewegten sich Omnius' Truppen mit großer Geschwindigkeit und Effizienz, um die morgendliche Offensive vorzubereiten. Bataillone aus furchterregenden Meks und Kampffahrzeugen begannen ihren rollenden Marsch auf Darits und richteten nach jedem eroberten Kilometer Stützpunkte ein.

Weiter unten in der Schlucht schwärmten hochbezahlte Ginaz-Söldner aus, geführt von Zon Noret. Sie liefen über Felsgrate, folgten Wasserläufen voller Geröll und errichteten kleine Straßenblockaden. Sie brachten Sprengsätze zur Explosion und ließen die Wände enger Schluchten einstürzen, um den Vormarsch der Maschinen zu behindern, obwohl die Roboter genug Feuerkraft besaßen, um sich durch die Barrieren zu schießen.

Weitere Söldner hasteten an flachen Bächen entlang und hinterließen Landminen, mit denen die vordersten Reihen der

Kampfmeks ausgeschaltet werden sollten. Jeder Ginaz-Söldner trug einen schützenden Holtzman-Schild, der seinen Körper mit einer unsichtbaren Barriere umgab. Die Roboter verließen sich auf Projektilwaffen, Patronen und Nadelgeschosse, doch die Individualschilde vereitelten solche Angriffe. Die Söldner warfen sich mitten unter die Roboter in den Nahkampf.

Zon Noret hatte jedem Einsatztrupp klare Befehle erteilt. »Eure Aufgabe ist es nicht, den Feind zu vernichten, obwohl ihr ihm durchaus Schaden zufügen könnt.« Er lächelte. »Euer Ziel ist es, das Feuer auf euch zu lenken, um die Denkmaschinen vorwärts zu locken. Verhöhnt sie, provoziert sie, überzeugt sie, dass die einheimischen Menschen der Besetzung durch die Maschinen trotzen wollen. Darin sind wir gut.«

Letztlich sollte der sorgfältig inszenierte ineffektive Widerstand die Roboterbataillone in trügerischer Sicherheit wiegen, bis sie glaubten, dass die Menschen nichts Stärkeres gegen sie aufbieten konnten. Norets unabhängige Kämpfer mussten gewollt inkompetent vorgehen.

Von ihrer Programmierung getrieben stießen die Roboter weiter vor.

* * *

Als die Sonne ihr erstes grelles Licht über die Landschaft ergoss, wankte Vergyl Tantor an der Wand des Gebäudes entlang, in dem er geschlafen hatte. Das Haus stank nach Erbrochenem und Durchfall. Die Soldaten stöhnten, taumelten und würgten; sie waren kaum in der Lage, sich zu bewegen. Als Vergyl den Eingang erreichte, blinzelte er und hustete. Die zenschiitischen Einwohner kamen mit selbstgefälligen Mienen aus ihren Häusern.

»Sie ... haben uns *vergiftet*!«, keuchte Vergyl.

»Es wird vorübergehen«, sagte der bärtige Bauer. »Wir haben Sie gewarnt. Fremde sind hier nicht willkommen. Wir wollen nichts mit Ihrem Krieg gegen die dämonischen Maschinen zu tun haben. Gehen Sie.«

Der Djihad-Offizier schwankte und griff an den rauen Türpfosten, um sich aufrecht zu halten. »Aber ... Sie alle werden an

diesem Morgen sterben! Sie wollen nicht uns, sondern *Sie*! Die Roboter ...« Erneut würgte er und erkannte, dass die Dorfbewohner ein Gegengift genommen haben mussten.

Dann wurde über die Komverbindung dringend nach ihm gerufen. Vergyl konnte kaum eine Empfangsbestätigung aushusten. Die verstreuten Djihad-Geschwader und Überwachungsteams meldeten, dass die Roboter von ihrem neuen Sammelpunkt aufgebrochen waren. Die Ginaz-Söldner waren bereits entlang des Marschweges in Stellung gegangen, um die Roboter aufzustacheln. Der Angriff hatte begonnen.

»Die Maschinen kommen!«, schrie Vergyl heiser, um seine Männer aufzurütteln. »Jeder auf seinen Posten!« Er ignorierte die Dorfbewohner, ging zurück ins Gebäude und zerrte die Soldaten ins Morgenlicht hinaus. Sie hatten die Kleidung zenschiitischer Bauern angezogen, sodass sie nicht wie Djihadis aussahen, doch jetzt war der Stoff mit Fieberschweiß getränkt und mit Erbrochenem besudelt.

»Wacht auf! Reißt euch zusammen!« Er stieß einen Mann, der kaum bei Bewusstsein war, in Richtung des nächsten getarnten Artilleriegeschützes. »Auf Eure Posten! Bemannt die Waffen!«

Dann sah Vergyl entsetzt die Wächter, die von Krämpfen geschüttelt am Boden neben den Waffen lagen. Er musste um sein Gleichgewicht und die Koordination seiner Bewegungen kämpfen, als er wie ein kaputtes Spielzeug in das nächste Gebäude rannte, das ein großes Projektilgeschütz beherbergte. Ein Kanonier trat wankend neben ihn, und Vergyl versuchte, die Energiesysteme des Geschützes zu aktivieren. Er rieb sich die trüben Augen. Das Zielkreuz schien defekt zu sein.

Der Kanonier nahm ein paar Schaltungen vor, dann öffnete er die Konsole und stieß einen Schrei der Überraschung und Bestürzung aus. »Jemand hat die Kabel herausgerissen – und die Energiespeicher sind fort!«

Plötzlich hörte Vergyl auch von den anderen Geschützen gebrochene Schreie durch die Ortschaft hallen. Wütend brüllte er: »Die Menschen, die wir retten wollten, haben uns einen Dolch in den Rücken gestoßen!«

Sein Zorn verlieh ihm die Kraft, seine Benommenheit vorläufig zu überwinden. Vergyl wankte aus dem Gebäude, um den Bauern entgegenzutreten, die mit zufriedenen Gesichtern dastanden.

»Was habt ihr getan?«, schrie Vergyl mit rauer Stimme. »Ihr Narren, was habt ihr getan?«

7

Die Zukunft, die Vergangenheit und die Gegenwart sind miteinander verflochten – ein Gewebe, das jeden Punkt in der Zeit verbindet.

Die Legende von Selim Wurmreiter,
Feuerlyrik der Zensunni

Im Eingang der großen Stammeshöhle blickte Selim Wurmreiter auf den sanften Dünenozean von Arrakis hinaus und wartete auf den Moment, da die Sonne über den Horizont steigen würde. Dann spürte er, wie sich sein Puls beschleunigte, als sich goldenes Licht wie geschmolzenes Metall über die gewellte Wüste ergoss. Das Licht war reinigend und unvermeidlich – wie seine Visionen, wie seine Lebensmission.

Selim begrüßte den Tag, während er einen tiefen Atemzug trockener Luft nahm – so trocken, dass sie seine Lungen knistern ließ. Die Morgendämmerung war seine liebste Zeit, kurz nach dem Erwachen aus tiefem Schlaf, der mit mysteriösen Träumen und Zeichen erfüllt war. Es war die beste Zeit, bedeutungsvolle Aufgaben zu vollbringen.

Ein großer, hagerer Mann trat an seine Seite. Er wusste genau, wo sein Anführer bei Tagesanbruch zu finden war. Der getreue Jafar hatte einen schweren Unterkiefer, eingefallene Wangen und tiefe vollständig blaue Augäpfel – eine Folge der mit Gewürz angereicherten Nahrung. Der Stellvertreter wartete schweigend ab, davon überzeugt, dass Selim sich seiner Anwesenheit bewusst war. Schließlich wandte sich der Stammesführer von der aufgehenden Sonne ab und sah seinen geachteten Freund und Anhänger an.

Jafar reichte ihm einen kleinen Teller. »Ich habe dir die Melange für den Morgen gebracht, Selim, damit du besser in den Geist von Shai-Hulud sehen kannst.«

»Wir dienen ihm und unserer Zukunft, doch niemand kann den Geist von Shai-Hulud verstehen. Geh niemals von dieser Annahme aus, Jafar, und du wirst länger leben.«

»Wie du es sagst, Wurmreiter.«

Selim nahm eine der Waffeln aus Gewürz, Mehl und Honig. Auch in seinen Augen stand das tiefe Blau der Abhängigkeit, doch das heilige Gewürz hatte ihn am Leben erhalten, indem es ihm selbst in Zeiten größter Prüfungen und Entbehrungen Kraft gab. Die Melange öffnete ein phantastisches Fenster zum Universum und schenkte Selim Visionen, die ihm halfen, das Schicksal zu verstehen, das Gott für ihn erwählt hatte. Er – und seine stetig wachsende Schar von Ausgestoßenen der Wüste – folgte einem Ruf, der größer als ihre Einzelexistenzen war.

»Es wird heute Morgen eine Prüfung geben«, sagte Jafar ruhig mit seiner tiefen Stimme. Die neu geborene Sonne enthüllte Fußstapfen, die während der Nacht hinterlassen worden waren. »Biondi wünscht sich zu beweisen. Heute wird er versuchen, einen Wurm zu reiten.«

Selim runzelte die Stirn. »Er ist noch nicht bereit.«

»Aber er besteht darauf.«

»Er wird sterben.«

Jafer hob die Schultern. »Dann wird er eben sterben. Das ist der Weg der Wüste.«

Selim stieß einen ergebenen Seufzer aus. »Jeder Mann muss sich seinem eigenen Gewissen und seiner eigenen Prüfung stellen. Shai-Hulud trifft die letzte Entscheidung.«

Selim mochte Biondi, obwohl die ungestüme Ungeduld des jungen Mannes besser zum Leben eines Fremdweltlers auf dem Raumhafen von Arakis City passte als zur unveränderlichen Existenz in der tiefen Wüste. Biondi mochte eines Tages ein wertvoller Mitarbeiter in Selims Gruppe werden, doch falls der junge Mann nicht seinen eigenen Fähigkeiten gerecht werden konnte, wäre er eine Gefahr für die anderen. Es war besser, solche Schwächen jetzt zu erkennen, als das Leben von Selims gläubigen Anhängern in Gefahr zu bringen.

»Ich werde von hier aus zusehen«, erklärte Selim.

Jafer nickte und ging.

Vor über sechsundzwanzig Standardjahren war Selim fälschlicherweise bezichtigt worden, Wasser aus dem Stammesvorrat gestohlen zu haben; daraufhin war er in die Wüste verbannt worden. Angestachelt durch die Lügen von Naib Dhartha hatten

Selims frühere Freunde ihn aus ihrer Felsenstadt gejagt und ihn mit Steinen und Beleidigungen beworfen, bis er auf die tückischen Dünen hinausgerannt war, um vermeintlich von einem der »dämonischen Würmer« verschlungen zu werden.

Doch Selim war unschuldig gewesen, und Gott hatte ihn gerettet – weil er einen Auftrag für ihn hatte.

Als ein Sandwurm gekommen war, um ihn zu verschlingen, hatte Selim das Geheimnis entdeckt, wie das Geschöpf zu reiten war. Der Shai-Hulud hatte ihn vom Zensunni-Dorf fortgebracht und ihn nahe einer verlassenen botanischen Versuchsstation abgesetzt, wo er Nahrung, Wasser und Werkzeuge gefunden hatte. Dort hatte Selim die Zeit genutzt, in sich selbst zu schauen und seine wahre Mission zu verstehen.

In einer durch Melange ausgelösten Vision, bei der er beinahe im rötlichen Pulver einer Gewürzeruption ertrunken war, hatte er erfahren, dass er Naib Dhartha und seine Wüstenparasiten daran hindern musste, Melange zu ernten und an Fremdweltler zu verkaufen. In den ersten Jahren hatte Selim im Alleingang viele Lager überfallen und alles Gewürz vernichtet, das die Zensunni gesammelt hatten. Er hatte sich einen legendären Ruf und den Titel »Wurmreiter« erworben.

Wenig später hatte er seine ersten Anhänger um sich geschart.

Jafar war vor zwei Jahrzehnten der Erste gewesen. Er hatte den Schutz seines Heimatdorfes in der Nähe von Arrakis City aufgegeben, um diesen Mann zu suchen, der die großen Wüstentiere reiten konnte. Jafar war halb tot gewesen, als Selim ihn unter dem grellen Himmel gefunden hatte, ausgetrocknet, von der Sonne verbrannt und fast verhungert. Der Mann hatte zum schlanken und abgehärteten Ausgestoßenen aufgeblickt und zwischen rissigen Lippen – keine Bitte um Wasser, sondern eine Frage – hervorgestoßen: »Bist du ... der Wurmreiter?«

Damals hatte Selim über fünf Jahre lang allein gelebt, zu allein, und mit einer heiligen Aufgabe, die zu groß für einen einzelnen Mann war. Er päppelte Jafar wieder auf und lehrte ihn, Shai-Hulud zu reiten. In den folgenden Jahren hatten die beiden Anhänger um sich gesammelt, raue Männer und Frauen, die mit den strengen Regeln und der Ungerechtigkeit des Lebens in den

Zensunni-Felskolonien unzufrieden gewesen waren. Selim erzählte ihnen von seiner Mission, die Gewürzernte zu unterbinden, und sie hörten zu, vom Glühen in seinen Augen in den Bann geschlagen.

Nach Selims wiederholten Melange-Visionen würden die Aktivitäten der fremden Händler und der Gewürzsammler den Frieden des Wüstenplaneten zerstören. Auch wenn der Zeitrahmen unklar war, würde die Verbreitung des Gewürzes über die Galaxis in einer ungewissen fernen Zukunft schließlich zur Ausrottung aller Würmer und einer Krise der menschlichen Zivilisation führen. Obwohl seine Worte erschreckend waren, konnte keiner seine Ansprüche oder seinen Glauben bezweifeln, wenn sie ihn stolz auf dem riesigen Rücken eines großen Sandwurms reiten sahen.

Doch selbst ich verstehe Shai-Hulud nicht ... den Alten Mann der Wüste.

Als junger, von seinem Stamm verstoßener Halunke hatte Selim niemals ein Anführer sein wollen. Doch nun, nach vielen Jahren, in denen er sich allein durchs Leben geschlagen und Entscheidungen für seine Anhänger getroffen hatte, war Selim Wurmreiter ein selbstsicherer, klar denkender General, der allmählich selbst an den Mythos glaubte, dass er unzerstörbar war, ein Dämon der Wüste. Obwohl er sein Leben dem Schutz der Würmer widmete, erwartete er keineswegs, dass der launenhafte Shai-Hulud Dankbarkeit zeigte ...

Unvermutet kehrte Jafar in die hohe Höhle zurück und verbreitete so viel Unruhe, dass Selim von der Öffnung zurücktrat und sah, dass sein Freund einen Neuankömmling mitgebracht hatte. Die junge Frau sah schmutzig und mager aus, doch ihre dunklen Augen leuchteten mit hochmütigem Trotz. Ihr staubiges braunes Haar war kurz geschoren. Ihre Wangen waren unter den Augen sonnenverbrannt, doch ansonsten schien sie unversehrt zu sein. Sie schien gewusst zu haben, dass sie sich vor der Sonne schützen musste. Eine gekrümmte weiße Narbe lag wie eine Mondsichel über ihrer linken Augenbraue, eine exotische Akzentuierung ihrer herben Schönheit.

»Sieh mal, was wir draußen in der Wüste gefunden haben, Selim.« Jafar stand gleichmütig und unerschütterlich da, doch

Selim bemerkte die Spur eines amüsierten Leuchtens in seinen tiefblauen Augen.

Die junge Frau wich vor dem großen Mann zurück, als wollte sie beweisen, dass sie seinen Schutz nicht nötig hatte. »Mein Name ist Marha. Ich bin allein aufgebrochen, um nach dir zu suchen.« Dann zuckte ihr Gesicht unsicher und ehrfürchtig, wodurch sie unerwartet jung wirkte. »Es ist ... mir eine Ehre, dich kennen zu lernen, Selim Wurmreiter.«

Er legte die Hand unter ihr Kinn und zwang sie, ihm in die Augen zu sehen. Sie war mager und schmutzig, aber sie hatte große Augen und markante Züge. »Du bist noch ein kleines Mädchen. Wärst bei der schweren Arbeit nicht besonders nützlich. Weshalb hast du dein Volk verlassen?«

»Weil es aus Narren besteht«, platzte es aus ihr heraus.

»Viele Menschen sind Narren, wenn man sie näher kennen lernt.«

»Ich nicht. Ich bin gekommen, um mich dir anzuschließen.«

Selim hob belustigt die Augenbrauen. »Wir werden sehen.« Er wandte sich Jafar zu. »Wo hast du sie gefunden? Wie nah ist sie herangekommen?«

»Wir haben sie unter dem Nadelfelsen erwischt. Sie hatte dort gelagert und wusste nicht, dass wir sie beobachteten.«

»Ich hätte euch gesehen«, warf sie ein.

Der Nadelfelsen lag sehr nahe an der Siedlung. Obwohl Selim beeindruckt war, zeigte er es nicht. »Und du hast ganz allein in der Wüste überlebt? Wie weit ist dein Dorf entfernt?«

»Acht Tagesmärsche. Ich habe Essen und Wasser mitgenommen und Eidechsen gefangen.«

»Du meinst, du hast Essen und Wasser aus deinem Dorf gestohlen.«

»Ich habe es mir *verdient*.«

»Ich bezweifle, dass dein Naib das ebenso sieht. Also ist es unwahrscheinlich, dass dein Stamm dich wieder aufnehmen würde.«

Marhas Augen blitzten auf. »Das ist sehr unwahrscheinlich. Ich bin aus Naib Dharthas Dorf geflohen, genauso wie du vor vielen Jahren.«

Selim erstarrte und musterte sie genauer. »Er hat den Stamm immer noch fest im Griff?«

»Er sagt, dass du böse bist, ein Dieb, ein Vandale.«

Selims leises Lachen war trocken und humorlos. »Vielleicht sollte er mal in einen Spiegel schauen. Durch seinen Verrat hat er sich zu meinem Feind auf Lebenszeit gemacht.«

Marha wirkte müde und durstig, doch sie beschwerte sich nicht, verlangte nicht nach Gastfreundschaft. Sie tastete an ihrem Hals herum und zog eine Drahtschleife hervor, die eine Sammlung von klirrenden Metallchips zusammenhielt. »Gewürzmarken von Fremdweltlern. Naib Dhartha schickte mich hinaus, um im Sand zu arbeiten, um nach Gewürz zu scharren und es zu sammeln, damit es an seine Händlerfreunde in Arrakis City geliefert werden kann. Ich bin seit drei Jahren im heiratsfähigen Alter, doch keine Frau – und kein Mann – der Zensunni kann sich einen Gefährten nehmen, bevor sie oder er sich fünfzig Gewürzmarken verdient haben. So bemisst Naib Dhartha unsere Dienste für den Stamm.«

Selim zog eine finstere Miene, berührte die Marken vorsichtig mit den Fingerspitzen, dann steckte er sie voller Abscheu in ihren Kragen zurück. »Er ist ein Mann, der sich vom Geiz und der falschen Hoffnung auf ein einfaches Leben in die Irre führen lässt.«

Er wandte sich ab und starrte in die Wüste hinaus. Im Morgenlicht blinzelnd beobachtete er vier Gestalten, die aus den unteren Höhlen auftauchten. Sie gingen auf die offene Sandfläche hinaus, in Tarnroben und -mäntel gekleidet. Ihre Gesichter waren verhüllt, um den Feuchtigkeitsverlust zu verringern.

Der kleinste von ihnen war Biondi, der sich auf seine Prüfung vorbereitete.

Als Marha sich fragend zu den Männern umblickte, erklärte Jafar: »Selim Wurmreiter empfängt Botschaften vom Shai-Hulud. Uns wurde von Gott aufgetragen, die Vergewaltigung der Wüste zu beenden, die Gewürzernte zu verhindern, den Handel zu unterbinden, der die Geschichte auf einen unheilvollen Kurs zu bringen droht. Es ist eine gewaltige Aufgabe für unsere kleine Gruppe. Durch deine Arbeit bei der Melange-Ernte hast du unsere Feinde unterstützt.«

Trotzig schüttelte die junge Frau den Kopf. »Ich habe sie verlassen und damit eurer Sache geholfen.«

Selim wandte sich um und blickte von ihrer Mondsichel-Narbe zu ihren aufmerksamen Augen. Er sah darin eine Entschlossenheit, war sich über ihre wahren Absichten aber nicht sicher. »Warum bist du zu uns gekommen, zu einem harten Leben, statt nach Arrakis City zu gehen und auf einem Handelsschiff anzuheuern?«

Die Frage schien sie zu überraschen. »Warum? Was denkst *du*?«

»Weil du Fremdweltlern nicht mehr vertraust als deinem eigenen Stammesführer.«

Sie hob den Kopf. »Ich will auf Würmern reiten. Und nur du kannst es mich lehren.«

»Und warum sollte ich das tun?«

Der Eifer der jungen Frau verdrängte ihre Unsicherheit. »Ich dachte, wenn ich dich finden könnte, wenn ich die Lage eures Verstecks ausfindig mache, würdest du mich akzeptieren.«

Selim hob die Augenbrauen. »Das ist nur der erste Teil.«

»Der leichte Teil«, sagte Jafar.

»Ein Schritt nach dem anderen, Marha. Bis jetzt hast du dich gut geschlagen. Nicht viele kommen dem Nadelfelsen so nahe, bevor wir sie ergreifen. Manche schicken wir mit ausreichenden Vorräten zurück, damit sie den Weg nach Hause überleben. Andere sind so hoffnungslos verloren, dass sie in den Tod laufen, ohne überhaupt zu wissen, dass wir sie beobachten.«

»Ihr seht ihnen einfach beim Sterben zu?«

Jafar zuckte die Achseln. »Wenn sie in der Wüste nicht überleben können, sind sie nutzlos.«

»Ich bin nicht nutzlos. Ich bin gut mit dem Messer ... ich habe einen Gegner getötet und einen anderen im Duell verletzt.« Sie berührte ihre Augenbraue. »Diese Narbe verdanke ich einem Mann vom Raumhafen. Er wollte mich vergewaltigen. Dafür zeichnete ich ihn mit einer Narbe – einmal quer über den Bauch.«

Selim zog einen milchweißen Kristalldolch und zeigte ihn der jungen Frau. »Ein Wurmreiter trägt einen Dolch wie diesen, gefertigt aus dem heiligen Zahn von Shai-Hulud.«

Marha starrte voller Erstaunen darauf. »Ach, was könnte ich mit einer so wunderbaren Waffe vollbringen!«

Jafar lachte. »Viele hätten gern eine solche Waffe, aber du musst sie dir verdienen.«

»Sag mir, was ich tun muss.«

Als er regelmäßige Trommelschläge aus der ausgedehnten Wüste hörte, drehte sich Selim zum Höhlenfenster um. »Bevor du eine übereilte Entscheidung triffst, Mädchen, schau dir an, was dich hier erwartet.«

»Mein Name ist Marha. Ich bin kein Mädchen mehr.«

Für junge Leute auf ganz Arrakis war Selim eine ruhmreiche Gestalt, ein tollkühner Held. Viele versuchten, ihm nachzueifern und selbst Wurmreiter zu werden, obwohl er sie davon abzubringen versuchte, indem er sie vor den Gefahren eines Renegatenlebens warnte. Da Selim eine wahre Vision von Gott erhalten hatte, blieb ihm selbst keine andere Wahl. Sie dagegen konnten es sich noch einmal überlegen.

Doch immer wieder gab es Kandidaten mit leuchtenden Augen, die seinen Rat in den Wind schlugen. Sie brachen mit großen Träumen und übersteigertem Selbstvertrauen auf, was sich in den meisten Fällen als ihr Verderben erwies. Doch jene, die überlebten, lernten die größte Lektion ihres Lebens.

Draußen hallten die Trommelschläge über die Dünen. Fast alle Beobachter hatten den Sand verlassen und waren in den Schutz der Felsklippen zurückgekehrt. Biondi saß allein auf dem Kamm einer Düne, dem Ort, den er für seine Prüfung ausgewählt hatte. Er hatte alles dabei, was er brauchte. Der junge Mann trug einen der neuen Destillanzüge, die Selim und seine Anhänger zum Schutz vor den lebensfeindlichen Bedingungen in der offenen Wüste entwickelt hatten. Außerdem hatte er Stangen und Haken mitgenommen, und zwischen seinen Knien lag ein Seil. Er schlug auf eine Trommel, sandte einen lauten, beharrlichen Lockruf aus.

Marha trat ehrfürchtig neben Selim, als könnte sie noch gar nicht glauben, dass sie nun an der Seite des Mannes war, der längst zu einer Legende der Wüste geworden war. »Wird ein Wurm kommen? Wird er reiten?«

»Wir werden sehen, ob er Erfolg hat«, sagte Selim. »Aber Shai-Hulud wird kommen. Das tut er immer.«

Selim sah das Wurmzeichen als Erster und zeigte es der jungen Frau. Nach über einem Vierteljahrhundert zählte er nicht

mehr, wie oft er schon einen Sandwurm gerufen und die rauen Segmente erklettert hatte, um das Geschöpf an sein gewünschtes Ziel zu lenken.

Biondi war nur zweimal zuvor geritten, immer in Begleitung eines erfahrenen Reiters, der alle Arbeit für ihn übernommen hatte. Der Junge hatte eine angemessene Leistung gebracht, doch musste er noch eine Menge lernen. Ein weiterer Monat Übung hätte ihm viel genützt.

Selim hoffte, dass er keinen weiteren Anhänger verlor ... doch nun lag Biondis Schicksal in seinen eigenen Händen.

Der Anfänger schlug die Trommel viel länger als notwendig. Er bemerkte die Ankunft des Wurmes erst, als er nach Osten blickte und zitternde Wellen sah, die durch den Sand liefen. Dann griff er nach seiner Ausrüstung und rappelte sich auf. Dabei trat er versehentlich gegen die Trommel, sodass sie die Vorderseite der Düne hinunterrollte.

Am Fuß der Sandformation traf die Trommel auf einen Felsen und sandte einen weiteren hallenden Ton aus. Der herankommende Wurm wich leicht zur Seite aus, und Biondi wirbelte herum, um seine Position im letzten Moment anzupassen. Unerwartet tauchte der Wurm aus dem Sand auf, wirbelte Staub auf und ebnete Dünen ein.

Selim staunte über den majestätischen Anblick. »Shai-Hulud«, flüsterte er ehrfurchtsvoll.

Vor dem heranstürmenden Giganten war Biondi eine winzige Gestalt, die Haken und Stange bereithielt, die Muskeln angespannt.

In instinktiver Furcht zuckte Marha zurück, doch Selim hielt sie an der Schulter fest und zwang sie, dem Geschehen zuzusehen.

Im letzten Moment verlor Biondi die Nerven. Statt mit dem Geschirr auf seinem Platz zu bleiben, wandte er sich zur Flucht. Doch niemand konnte Shai-Hulud in der Wüste davonrennen.

Der Wurm verschlang sein Opfer mitsamt gelbem Sand und pulvrigem Staub. Selim konnte die winzige menschliche Gestalt kaum noch erkennen, als sie im gewaltigen Schlund verschwand.

Gebannt starrte Marha hinaus. Jafar schüttelte den Kopf in trauriger Enttäuschung.

Selim nickte wie ein uralter weiser Mann. »Shai-Hulud hat den Kandidaten für mangelhaft befunden.« Er wandte sich an Marha. »Jetzt hast du die Gefahr gesehen. Wäre es nicht besser für dich, zu deinem Dorf zurückzukehren und Naib Dhartha um Verzeihung anzuflehen?«

»Im Gegenteil – mir scheint, dass ihr nun Platz für einen neuen Anhänger habt.« Sie starrte grimmig auf den Sand hinaus. »Ich bin immer noch entschlossen, den Wurm zu reiten.«

8

Standhaftigkeit. Glaube. Geduld. Hoffnung.
Das sind die Schlüsselworte unserer Existenz.

Zensunni-Gebet

Das extravagante, aber sinnlose Bauprojekt auf Poritrin erforderte eine außergewöhnliche Arbeitsleistung. Folglich wurden Sklaven eingesetzt.

Ishmael arbeitete im heißen Rauch der Schiffswerften und im hallenden Lärm der angrenzenden Hochöfen. In Schweiß gebadet und mit Ruß und fettigem Staub beschmiert schuftete Ishmael an der Seite der anderen Gefangenen. Er befolgte Anweisungen und erwartete keine Rücksichtnahme. Das war die Überlebensstrategie der Zensunni, das Streben nach einem einigermaßen erträglichen Leben unter den Zwängen, die ihnen von ihren poritrinischen Sklavenhaltern auferlegt wurden.

An den Abenden im buddhislamischen Lager vereinte Ishmael sein Volk im Gebet und ermutigte die Menschen, den Glauben nicht zu verlieren. Er war der bedeutendste Zensunni-Gelehrte in ihrer Gruppe und hatte sich mehr Sutras und Gleichnisse eingeprägt als alle anderen. Infolgedessen wandten sie sich hilfesuchend an ihn, obwohl er selbst oft keine Antwort wusste.

Ishmael war fest davon überzeugt, dass ihre Gefangenschaft eines Tages enden würde, doch er war sich nicht mehr sicher, ob es noch während seiner Lebensspanne geschehen würde. Er war bereits vierunddreißig Jahre alt. Wie lange musste er noch darauf warten, dass Gott sein Volk in die Freiheit führte.

Vielleicht hatte Aliid doch Recht ...

Ishmael schloss die Augen und murmelte ein schnelles Gebet, bevor er an die Arbeit zurückkehrte. Metallischer Lärm und das Zischen von Nietlasern erfüllten die Luft.

Südlich der Hauptstadt Starda fächerte sich das Flussdelta des Isana auf und bildete zahlreiche flache Inseln, zwischen denen

Schifffahrtskanäle verliefen. Lastkähne brachten Erze von den Minen weit im Norden zu den Produktionszentren.

In den vergangenen sechs Monaten hatte der Weise Tio Holtzman ein gewaltiges Arbeiterheer zusammengerufen, indem er mit dem Segen von Lord Niko Bludd Sklavengruppen vom ganzen Kontinent requirierte. Dieses groß angelegte Projekt hatte sich aus einem Vorschlag von Primero Vorian Atreides entwickelt und benötigte sämtliche Arbeitskräfte von Poritrin, sodass über tausend Arbeiter zu den Werksinseln gebracht worden waren. Stinkende, laute Fabriken verarbeiteten die Rohstoffe zu großen Bauelementen der Sternenschiffe, zu Rumpfplatten und Antriebsdüsen, die zur Montage in den Orbit gebracht werden würden.

Niemand hatte sich die Mühe gemacht, den Sklavengruppen diesen Plan zu erläutern. Wie Ameisen hatte jeder Mann und jede Frau eine bestimmte Aufgabe bekommen, und Aufseher überwachten den komplizierten Wirbel der Tätigkeiten von oben.

Für Ishmael war es nur eine weitere dreckige und schwere Arbeit. Er hatte während der letzten fünf Jahre in den Zuckerrohrfeldern, Minen und Fabriken in und um Starda geschuftet. Die leidenschaftlichen Zenschiiten wie auch die weniger radikalen Zensunni blieben unruhig, während ihre Herren sie zwangen, den gestiegenen Anforderungen von Serena Butlers galaktischem Krieg gerecht zu werden.

Als Ishmael noch ein Junge gewesen war, hatten Plünderer sein friedliches Dorf auf Harmonthep angegriffen. Sie hatten gesunde Zensunni-Siedler entführt und sie zum Dienst auf den Liga-Welten gezwungen, auf denen Sklaverei erlaubt war. Nach über zwanzig Jahren war Poritrin nun Ishmaels Welt geworden, gleichzeitig seine Heimat und sein Gefängnis. Er hatte das Beste aus seinem Leben gemacht.

Weil Ishmael keinen offenkundigen Ärger verursacht hatte, war es ihm gestattet worden, eine Frau zu nehmen, als er das Erwachsenenalter erreicht hatte. Schließlich wollten die Sklavenherren von Poritrin, dass ihr Bestand an Arbeitskräften gedieh. Und ihre Statistiken wiesen darauf hin, dass verheiratete Sklaven härter arbeiteten und einfacher kontrolliert werden

konnten. Irgendwann hatte sich Ishmael in die starke und neugierige Ozza verliebt. Sie hatte ihm zwei Töchter geschenkt, die mittlerweile dreizehn Jahre alte Chamal und die elfjährige Falina. Sie konnten nicht selbst über ihr Leben bestimmen, aber immerhin war Ishmaels Familie trotz mehrerer Verlegungen und neuer Aufgaben zusammengeblieben. Ishmael wusste nie, ob es eine Belohnung für seine zufrieden stellenden Dienste gewesen war oder einfach Zufall.

Nun kam sich Ishmael in den trostlosen Schiffswerften zwischen roten Funken und der spritzenden Glut heißer Metalllegierungen wie in einer Vision von Heol vor, wie sie in den buddhislamischen Sutras beschrieben wurde. Das Zischen von schwefelhaltigem Rauch, der Gestank von Metallstaub und verbranntem Erz zwang die Sklaven, sich geschwärzte Lumpen um die Köpfe zu wickeln, damit sie atmen konnten.

Neben ihm sah er das verschwitzte, ewig zornige Antlitz seines Freundes aus Kindertagen, Aliid, den Ishmael erst kürzlich in der Schiffswerft wiederentdeckt hatte. Obwohl Ishmael seine Unverfrorenheit als bedrohlich empfand, war ihre Freundschaft einer der wenigen Fäden, an denen sie sich festhalten konnten.

Bereits während ihrer Kindheit hatte Aliid ständig für Ärger gesorgt. Er war bereit, Regeln zu brechen, und erging sich in mutwilliger Zerstörung und Sabotage. Weil Ishmael sein Freund war, hatten sie oft gemeinsam Bestrafungen und Versetzungen erdulden müssen. Bevor die Jungen zu Teenagern geworden waren, hatte man sie getrennt, und sie hatten sich beinahe achtzehn Jahre lang nicht gesehen.

Doch Tio Holtzmans ambitioniertes neues Bauprojekt hatte viele Sklaven in den Hochöfen und Fabriken zusammengeworfen. Ishmael und Aliid hatten sich wiedergefunden.

Unter dem infernalischen Lärm von Hämmern und dem prasselnden Zappen der Nietlaser dirigierte Ishmael die Maschine über die Nähte von Rumpfplatten. Mit den Jahren waren seine Muskeln gewachsen, genauso wie die von Aliid. Obwohl seine Kleidung schmutzig und abgetragen war, schor Ishmael sein Haar und rasierte sich das wettergegerbte Gesicht. Aliid jedoch ließ sein dunkles Haar lang wachsen und band es mit einem Rie-

men zurück. Sein Bart war dicht und schwarz wie der von Bel Moulay, dem mutigen Zenshiiten-Führer, der zu einem Sklavenaufstand aufgerufen hatte, als sie noch Jungen gewesen waren.

Ishmael kletterte neben seinem Freund hinauf, um ihm zu helfen, die schwere Metallplatte an ihren Platz zu hieven. Aliid aktivierte den Nietlaser, bevor sie die Anordnung überprüft hatten. Aliid wusste, dass er schlampig arbeitete, doch sie wurden nie von den Aristokraten und Aufsehern von Poritrin bestraft oder gar in ihrer Arbeit kritisiert. Ein Schiff nach dem anderen war im Orbit über dem Planeten zusammengebaut worden. Inzwischen drängten sich Dutzende von Kriegsschiffen im All, wie eine Meute abgerichteter Jagdhunde, die auf ihre Gelegenheit warteten.

»Liegt das innerhalb der Toleranzgrenzen?«, fragte Ishmael vorsichtig. »Wenn wir die Rumpfnähte nicht fest versiegeln, könnten wir den Tod tausender Besatzungsmitglieder verschulden.«

Aliid wirkte nicht beunruhigt, während er mit dem glühenden Nietlaser weiterarbeitete. Er riss sich das schmierige Tuch vom Gesicht, sodass Ishmael sein hartes Lächeln sehen konnte. »Dann werde ich mich bei ihnen entschuldigen, wenn ich ihre Geister in den Tiefen von Heol schreien höre, wohin alle bösen Menschen gehen. Und wenn sie sich nicht darum kümmern, die Bauteile im Orbit zu prüfen, haben sie es verdient, Vakuum zu atmen.«

Während Ishmael eine relativ sichere Stellung behalten und mit seiner Familie ein bescheidenes Glück gefunden hatte, war sein unruhiger Freund viele Male versetzt worden. Im Lärm der Baustellen hatte Aliid ihm schreiend von seiner Frau erzählt, die er leidenschaftlich liebte, und von einem neugeborenen Sohn, an den er sich kaum erinnerte. Doch vor zehn Jahren hatte ein Aufseher ihn erwischt, wie er den Treibstoff einer großen Bergbaumaschine mit Salz versetzt hatte. Zur Strafe war Aliid aus der Arbeitsgruppe entfernt und auf die andere Seite von Poritrin geschickt worden.

Aliid hatte seine Frau nie wiedergesehen, nie seinen Sohn in den Armen gehalten. Kein Wunder, dass der Mann verbittert

und zornig war. Obwohl er das Unglück selbst verschuldet hatte, wollte Aliid nichts von Ishmaels Vorhaltungen hören. Für ihn hatte das Volk von Poritrin die alleinige Schuld. Weshalb sollte er sich um die Leben der Mannschaften an Bord dieser Schiffe Gedanken machen?

Seltsamerweise schienen sich die Vorarbeiter und Konstrukteure genauso wenig um die Qualität zu kümmern, als würde ihnen mehr daran liegen, die Schiffe *schnell* zu bauen, als sie funktionstüchtig und sicher zu machen.

Ishmael legte Wert auf sorgfältige Arbeit. Es zahlte sich nicht aus, sich in Einzelheiten und Fragen zu vertiefen, die den Zorn der Aufseher erregen konnten. Er kam besser zurecht, wenn er sich äußerlich taub stellte und den Funken seiner Identität tief in sich verborgen hielt. Nachts, wenn er Sutras für seine Zensunni-Anhänger rezitierte, rief er sich das Leben auf Harmonthep in Erinnerung und hörte wieder seinen Großvater, wie er die Schriften zitierte ...

Unerwartet läutete es zum Schichtende, und die Lichter in der lärmenden Eisenhütte wurden heller. Funken fielen wie winzige Meteore zu Boden, und Flaschenzüge hoben die Maschinen zurück an die Decken. Gebellte Worte aus Lautsprechern wurden vom Hintergrundlärm zerrissen. Uniformierte Aufseher kamen und schickten die Arbeitsgruppen in die Versammlungsräume.

»Lord Niko Bludd erlaubt der gesamten Bevölkerung von Poritrin, selbst den Sklavenarbeitern, eine Stunde der Entspannung und inneren Einkehr, um des Sieges der Zivilisation über die Barbarei zu gedenken, des Triumphes der Ordnung über das Chaos.«

Der zischende Krach des Hochofens und der Schiffswerften ließ nach. Die Sklavengruppen unterbrachen ihre Gespräche und blickten zu den Lautsprechern auf. Aufseher standen auf erhöhten Plattformen und starrten auf die Leute hinab, um sicherzustellen, dass sie zuhörten.

Nun waren die aufgezeichneten Worte von Lord Bludd deutlicher zu verstehen. »Vor vierundzwanzig Jahren haben meine Dragoner einen gewaltsamen und widerrechtlichen Aufstand beendet, der vom kriminellen Bel Moulay angeführt wurde. Die-

ser Mann verführte unsere Sklaven, indem er sie mit unsinnigen Versprechen verwirrte, um sie zu einem hoffnungslosen, sinnlosen Kampf zu verleiten. Glücklicherweise war unsere Zivilisation in der Lage, die Ordnung wieder herzustellen.

Heute ist der Jahrestag der Hinrichtung dieses Verbrechers. Wir feiern den Triumph der poritrinischen Gesellschaft und der Liga der Edlen. Alle Menschen müssen ihre Differenzen beilegen und unseren gemeinsamen Feind, die Denkmaschinen, bekämpfen.«

Aliid blickte finster drein, während er sich darum bemühte, einen trotzigen Ausbruch zu unterdrücken. Ishmael wusste, was sein Freund dachte. Die buddhislamischen Sklaven trugen unfreiwillig zur militärischen Kampagne gegen Omnius bei, indem sie in der Kriegsindustrie arbeiteten. Doch für die Gefangenen waren beide Seiten, die poritrinischen Sklavenhalter und die Maschinen, böse Dämonen – nur von unterschiedlicher Art.

»Heute Abend ist jeder Bürger von Poritrin eingeladen, an den Feiern teilzunehmen. Feuerblumen und Himmelsbilder werden von Flößen auf dem Fluss abgeschossen. Sklaven sind als Zuschauer ebenfalls willkommen, vorausgesetzt, sie bleiben in den gekennzeichneten Bereichen. Wenn wir zusammenarbeiten und unsere Stärke vereinen, kann Poritrin sich des Sieges über Omnius und der Freiheit von den Denkmaschinen gewiss sein. Niemand soll das Potenzial der Menschheit vergessen.«

Die Bekanntmachung endete, und die Vorarbeiter applaudierten pflichtschuldigst, doch die Sklaven fügten ihren Beifall nur zögernd hinzu. Aliids Miene verdüsterte sich hinter seinem schwarzen Bart, und er zog den Stofffetzen wieder hoch, um sein Gesicht zu verhüllen. Ishmael bezweifelte, dass die unaufmerksamen Aufseher seinen Ausdruck tiefsten Hasses bemerkten.

* * *

Nachdem die Nacht angebrochen war und die Sklaven in ihr Lager im sumpfigen Flussdelta zurückgekehrt waren, ließ Lord Bludd die extravaganten Festlichkeiten beginnen. Hunderte von

phosphoreszierenden Ballonen erhoben sich in den Himmel. Feierliche Musik wehte über das Wasser. Selbst nach zwei Jahrzehnten auf Poritrin klangen die Melodien leicht atonal und fremd für Ishmael, während er bei seiner Frau Ozza und ihren beiden Töchtern saß.

Die Aristokraten von Poritrin bekannten sich zum gemäßigten bukolischen Navachristentum, doch ihre Glaubensgrundsätze hatten keinen Einfluss auf ihr tägliches Leben. Sie begingen ihre Feiertage und hielten sich an religiöse Formalitäten, doch die herrschende Klasse von Poritrin tat wenig, um ihren Glauben zu leben. Seit Jahrhunderten basierte ihre Wirtschaft auf Sklavenarbeit, seitdem sie hoch entwickelte Technik verworfen und alles aufgegeben hatten, was sie an Denkmaschinen erinnerte.

Die Sklaven hatten gelernt, jeden verfügbaren Moment für Erinnerungen zu nutzen. Ishmaels Mädchen Chamal und Falina waren vom Spektakel fasziniert, doch er selbst stand schweigend an der Seite seiner Frau und hing seinen Gedanken nach. Die Feier erinnerte ihn daran, wie brutal die Dragoner in den goldenen Rüstungen vor zwei Jahrzehnten gegen die Aufständischen durchgegriffen hatten. Lord Bludd hatte allen Sklaven befohlen, der Hinrichtung des Rebellenführers beizuwohnen, und Ishmael und Aliid hatten mit Grauen zugesehen, wie der Scharfrichter Bel Moulay nackt ausgezogen und in Stücke gehackt hatte. Dieser Aufstand hatte den Sklaven einen kurzen Schimmer der Hoffnung gegeben, doch der Tod ihres Anführers hatte ihren Willen gebrochen und eine dunkle Narbe auf ihren Herzen hinterlassen.

Schließlich traf sich Ishmael mit anderen Sklaven, um des gefallenen Bel Moulay zu gedenken. Er sah, dass auch Aliid ins Lager gekommen war, auf der Suche nach Ishmael und gemeinsamen Erinnerungen an das tragische Ereignis, das ihre Kindheit geprägt hatte.

Aliid stand neben Ozza, als Ishmael die vertrauten Sutras zitierte, die den Gläubigen das Paradies und die Freiheit versprachen. Sie ignorierten die geisterhaften Klänge der Musik und das militärische Krachen der Feuerblumen. Schließlich sprach Ishmael die Worte, die er schon oft – zu oft – benutzt

hatte: »Es ist Gottes Versprechen, dass unser Volk eines Tages frei sein wird.«

Aliids dunkle Augen reflektierten den Glanz des Lagerfeuers. Seine Stimme war tief, aber klar, und darin lag eine siedende Drohung, die Ishmael beunruhigte. »Das schwöre ich – eines Tages werden wir unsere Rache bekommen.«

9

Erfinden ist eine Kunstform.

Tio Holtzman,
aus der Dankesrede anlässlich der Verleihung
des Tapferkeitsordens von Poritrin

Während die Produktion der neuen Schiffe auf Poritrin auf Hochtouren lief, setzte der Weise Holtzman seine Arbeit auf Salusa Secundus fort. In einer isolierten Laborkammer innerhalb einer der höchsten Sicherheitszonen ging der legendäre Erfinder, die Hände in die Hüften gestemmt, auf und ab und runzelte missbilligend die Stirn. Es war die Haltung, die er immer dann annahm, wenn jemand von ihm erwartete, dass er etwas Wichtiges tat.

Dank der gepanzerten Wände und der von Zimia unabhängigen Energieversorgung war die große Regierungseinrichtung angeblich sicher und geschützt. Theoretisch war die Geisel Omnius völlig von der Außenwelt abgeschottet.

Doch dieses Labor war nicht so eingerichtet, wie Holtzman es sich gewünscht hätte. Er zog es vor, seine eigenen Diagnosegeräte und Analysesysteme zu verwenden – und Sklavenassistenten, die beschuldigt werden konnten, wenn etwas schief ging. Holtzman, ein kleiner gealterter Mann mit grauem Bart, rühmte sich, in der Lage zu sein, Mittel zu verwalten. Der Weise war davon überzeugt, dass er diesen Militärwissenschaftlern des Djihad mit guten Ratschlägen beistehen konnte. Falls ihm die Ideen ausgingen, würde er die Sachlage seinen vielen eifrigen Assistenten zu Hause auf Poritrin schildern müssen, die immer wieder Wege fanden, ihn zu beeindrucken.

Hinter sicheren durchsichtigen Absperrungen verfolgte die Gruppe der offiziellen Beobachter jede seiner Bewegungen. Anwesend war auch die Kogitorin Kwyna, die ein weiteres Mal aus ihrer friedlichen Kontemplation in der Stadt der Introspektion herausgerissen worden war. Selbst durch die undurch-

dringliche Barriere hindurch konnte Holtzman die Wut und Angst der Beobachter spüren.

Eine silberne Gelsphäre schwebte glitzernd vor ihm, während sie im unsichtbaren Suspensorfeld rotierte. Diese Inkarnation des Allgeistes stand völlig unter seiner Kontrolle. Unter anderen Umständen hätte er sich vor einer solchen Situation gefürchtet, doch nun schien der größte Feind der menschlichen Rasse nur noch ein winziges Ding zu sein. Ein Kinderspielzeug! Er hätte die komplexe Sphäre in einer Hand halten können.

Sie enthielt eine vollständige Kopie des Computer-Allgeistes, auch wenn es sich inzwischen um eine veraltete Version handelte. Während des Atomangriffs auf die Erde gleich zu Beginn des Djihad hatte Vorian Atreides dieses Update aus einem flüchtenden Roboterschiff erbeutet. Im Laufe der Jahre hatte der »Kriegsgefangene« der Liga wertvolle Einblicke in die Pläne und Reaktionen der Denkmaschinen ermöglicht.

Die Programme des Allgeistes waren kopiert, auseinander genommen und von den Cybernetikexperten der Liga untersucht worden. Zunächst wurden alle Daten als verdächtig eingestuft, weil sie vielleicht absichtlich durch Omnius verändert worden waren, obwohl der Computer vermutlich gar nicht zu einem derartigen Betrug in der Lage war.

Die Armee des Djihad hatte ein paar militärische Einsätze unternommen, die auf Informationen fußten, welche man aus der Kopie des Allgeistes gewonnen hatte. Als die Kämpfer eine Offensive gegen die wolkenverhangene Welt Bela Tegeuse gestartet hatten, hatten sie genaue Beschreibungen von dieser Omnius-Kopie erhalten. Doch das Gefecht hatte unentschieden geendet.

Nun, nach dreiundzwanzig Jahren ohne eine Aktualisierung, waren die in der Gelsphäre gespeicherten Daten veraltet. Der gefangene Omnius war weder in der Lage gewesen, sie vor der Rückkehr der Roboterkriegsflotte nach Zimia zu warnen – auch wenn dieser zweite Versuch von Primero Xavier Harkonnen durchkreuzt worden war –, noch hatte der Computer die Liga auf das Massaker von Honru vorbereitet, das so vielen wehrlosen Kolonisten das Leben gekostet hatte. Dennoch war der Gefangene von einigem Nutzen gewesen.

Holtzman kratzte sich in seiner dichten Haarmähne, während er die sich in der Luft drehende Sphäre beobachtete. *Abgesehen von ihren Unzulänglichkeiten versorgt sie uns mit Hinweisen. Es ist nur eine Frage der richtigen Interpretation dieser Hinweise.*

»Erasmus hat oft die unendliche Kreativität der menschlichen Vorstellungskraft gepriesen«, drang eine gelangweilte synthetische Stimme aus den mit der Sphäre verbundenen Lautsprechern, »doch Ihre Befragungen sind langweilig geworden. Müssten Sie nach so vielen Jahren nicht alles von mir gelernt haben, das Ihr beschränkter Verstand erfassen kann?«

Holtzman schob die Hand in die Tasche seines weißen Kittels. »Ich bin nicht hier, um dich bei Laune zu halten, Omnius.«

Während der vergangenen Jahre hatte er häufig mit diesem Omnius kommuniziert, doch niemals mit solcher Intensität. In den letzten Wochen, die er mit diesen Bemühungen verbracht hatte, hatte der berühmte Erfinder keinen Durchbruch erzielen können, ungeachtet seiner früheren Erfolge auf anderen Gebieten. Holtzman hoffte, dass er sich durch die Weckung allzu hoher Erwartungen nicht selbst ins Abseits gedrängt hatte.

Er versuchte zurückzurechnen und sich zu erinnern, wann alles angefangen hatte. Es war bereits ein Vierteljahrhundert her, seit er das junge Genie Norma Cenva eingeladen hatte, mit ihm zu arbeiten. Das zwergenwüchsige und unattraktive Mädchen von fünfzehn Jahren war ein hässliches Entlein im Vergleich zur statuenhaften Schönheit ihrer Mutter, einer mächtigen Zauberin von Rossak. Doch Holtzman hatte einige der innovativen Schriften des Mädchens gelesen und festgestellt, dass sie viel zu bieten hatte.

Norma hatte ihn nicht enttäuscht. Jedenfalls nicht zu Anfang. Sie arbeitete fleißig und entwickelte eine ungewöhnliche Idee nach der anderen. Sein höchst erfolgreiches Störfeld schützte ganze Planeten vor den Denkmaschinen, doch Norma hatte vorgeschlagen, das Prinzip auf kleinere tragbare Einheiten zu übertragen, die für Angriffe auf Synchronisierte Welten genutzt werden konnten. Norma hatte seine Feldgleichungen auch dazu benutzt, sich die inzwischen allgegenwärtigen Suspensorplattformen auszudenken ... und bewegliche Leuchtgloben, Licht-

quellen, die nie erloschen. Es war nur eine Spielerei – obgleich eine sehr populäre und einträgliche.

Während desselben Zeitraums hatten Holtzman und sein Gönner Lord Niko Bludd Individualschilde entwickelt und vermarktet, die Gewinne nach Poritrin brachten, so schnell die Liga-Schiffe Bilanzen von den zentralen Bankkonten herbeischaffen konnten. Unglücklicherweise war die kommerzielle Verwertung der Leuchtgloben irgendwie ihrer Kontrolle entglitten. Norma Cenva hatte die Technik einfach ihrem Freund Aurelius Venport anvertraut, der mit seiner Firma VenKee Enterprises die Geräte gebaut und vertrieben hatte.

Doch die Ideen für die Suspensoren und Leuchtgloben hatte die naive Frau entwickelt, während sie unter *seiner* Schirmherrschaft gearbeitet hatte, und sie hatte dazu *seine* Feldgleichungen verwendet. Lord Bludd hatte bereits eine Darstellung des Sachverhalts beim Gerichtshof der Liga eingereicht und die Rückerstattung aller Gewinne verlangt, die VenKee Enterprises mit dem unautorisierten Gebrauch von gesetzlich geschützter Technologie eingestrichen hatte. Zweifellos würden sie gewinnen.

Als der Weise jetzt auf die schwebende Gelsphäre starrte, wie ein Hexer beim Versuch, einen Zauberspruch zu entziffern, überlegte er, was Norma getan hätte, wenn sie an seiner Stelle gewesen wäre. Entgegen seinem Rat hatte Norma jahrelang daran gearbeitet, Unmengen von neuen Gleichungen aus seiner innovativen Arbeit abzuleiten. Sie wollte ihm die Einzelheiten nicht erklären, weil sie annahm, dass der Weise sie ohnehin nicht verstehen würde. Solch abschätzige Bemerkungen verärgerten ihn, doch er konnte sie vor ihrem persönlichen Hintergrund relativieren. Ungeachtet einiger Beiträge zu den Kriegsanstrengungen hatte Norma den Blick für das Wesentliche verloren und war für ihn nutzlos geworden.

Nachdem er unendlich viel Geduld gezeigt hatte, gab sich Holtzman jetzt keiner Illusion mehr über sie hin. Er hatte sie allmählich von seinen zahlreichen anderen Projekten abgezogen und sich neue Assistenten gesucht – brillante junge Erfinder, die nach einem großen Durchbruch suchten. Er hatte seinem eifrigen und ambitionierten Team ergebener junger Mitarbeiter mit

Verstand und Genie den Vorzug gegeben. So hatte der Weise Norma Cenva vom ersten Laborplatz in seinem Hauptturm zu den minderwertigen Arbeitsräumen unten an den Docks versetzt. Doch es schien sie überhaupt nicht gestört zu haben.

Nun fragte er sich, ob sie ihm einen Hinweis hätte geben können, um Omnius zu verstehen.

Die Gelsphäre sah wie ein sich drehender metallischer Planet aus, der im Licht des Raumes schimmerte. Sie enthielt unzählige Informationen, doch die unglaublich komplizierte KI widersetzte sich einer vollständigen Ergründung.

Trotzdem musste der große Tio Holtzman einen Fortschritt erzielen. Auf die eine oder andere Weise.

Lächelnd nahm er einen kleinen Sender aus seiner Tasche. *Etwas wartet darauf, entdeckt zu werden, auf einer tieferen Ebene. Dessen bin ich mir sicher.* »Das ist einer meiner Störfeldgeneratoren, den ich auf schwächste Leistung eingestellt habe. Er richtet schwere Zerstörungen in Gelschaltkreisen an und liefert dir vielleicht den notwendigen Ansporn zur Kooperation.«

»Ich verstehe. Erasmus hat mir die menschliche Neigung zur Folter erklärt.« Die synthetische Stimme war plötzlich mit statischem Rauschen durchsetzt.

Eine Stimme aus der Beobachternische mischte sich ein, Kwynas Sekundant, der für die alte Kogitorin sprach. »Das könnte zu irreparablen Schäden führen, Weiser Holtzman.«

»Und zu wichtigen Antworten«, beharrte der Wissenschaftler. »Nach all den Jahren ist es an der Zeit, Omnius dieser Prüfung zu unterziehen. Was haben wir jetzt noch zu verlieren?«

»Zu gefährlich«, sagte einer der Beobachter des Rats. »Uns ist es nie gelungen, die Sphäre zu reproduzieren, also ist sie die einzige ...«

»Stören Sie mich nicht bei meiner Arbeit! Sie haben hier keine Autorität!«

Tio Holtzman hatte als Bedingung für seine Mitwirkung an diesem Projekt ausgehandelt, dass er sich vor niemandem verantworten musste, nicht einmal vor der Kogitorin Kwyna. Trotzdem waren die Beobachter – insbesondere die ungebildeten und abergläubischen Politiker, die ihm ständig über die Schulter schauten – ein Ärgernis. Der Weise hätte es vorgezogen, ihnen

schriftliche Berichte und Zusammenfassungen zu geben, die er nach Bedarf hätte färben können. Doch auch Holtzman hatte ein Interesse an diesem Projekt; es gab spezielle Ideen, die er erforschen wollte.

»Ich bin bereits eingehend befragt und verhört worden«, betonte Omnius mit sanfter Stimme. »Ich vermute, Sie konnten die militärischen Informationen über Flottenpositionen oder Cymek-Strategien gut verwenden.«

»Das alles ist viel zu veraltet, um für uns von irgendeinem Nutzen zu sein«, log Holtzman. In Wirklichkeit hatte die Armee des Djihad in den ersten Jahren, nachdem sie in den Besitz der Sphäre gelangt war, mehrere Überraschungsangriffe gegen die Denkmaschinen geführt, wobei sich die Informationen von Omnius als äußerst nützlich erwiesen hatten. Die Maschinen hatten sich damals bei ihren militärischen Operationen sehr vorhersehbar verhalten. Immer wieder nutzten sie alte Methoden, bereisten dieselben galaktischen Pfade und wandten die gleichen defensiven und offensiven Manöver an.

Die Bewegungen der Maschinenflotten waren auf der Basis von Wahrscheinlichkeitsberechnungen erfolgt, die in allen Einzelheiten von Bordcomputern ausgearbeitet wurden. Für die Djihad-Offiziere war es ein Leichtes, diese Kalkulationen nachzuvollziehen. Man hatte Fallen vorbereitet, indem man Schwächen der Djihad-Einheiten vortäuschte, um die Maschinen anzulocken. Dann schnappte genau im richtigen Moment die Falle zu, und Verstärkungstruppen des Djihad stießen aus dem Verborgenen dazu. Viele Roboterflotten waren durch solche Aktionen vernichtet worden.

Doch nach den anfänglichen Erfolgen des Djihad gingen die Denkmaschinen dazu über, auch die Wahrscheinlichkeit eines Hinterhalts zu berücksichtigen, und es war nicht mehr so leicht, sie zu täuschen. In den letzten sieben Jahre hatten sich die Informationen von Omnius als immer wertloser erwiesen.

Lächelnd konzentrierte sich Holtzman wieder auf die schimmernde Gelsphäre. »Es wäre mir sehr unangenehm, wenn ich alle deine Gedanken durch einen einzigen Puls auslöschen würde, Omnius. Du hältst etwas vor mir verborgen, nicht wahr?«

»Ich könnte niemals etwas vor dem überragenden wissenschaftlichen und technischen Sachverstand des Weisen Tio Holtzman verbergen«, entgegnete die Stimme mit einem ungewöhnlich sarkastischen Unterton. Konnte ein Computer tatsächlich sarkastisch sein?

»Man sagt, du seist ein Teufel in der Flasche.« Der Wissenschaftler justierte gelassen den Sender, was erhöhte Maschinengeräusche zur Folge hatte. »Eher ein Teufel in der Klemme, würde ich sagen. Du wirst niemals wissen, welche Erinnerungen ich gerade gelöscht habe, welche Gedanken und Entscheidungen du gerade verloren hast.«

Die offiziellen Beobachter wanden sich. Bis jetzt hatte Holtzman die Silberkugel nicht wirklich beschädigt. Zumindest glaubte er das; einer seiner Assistenten hatte dieses Gerät erfunden. »Bist du bereit, mir deine Geheimnisse preiszugeben?«

»Ihre Frage ist vage und bedeutungslos. Ohne eine Spezifizierung kann ich nicht antworten.« Omnius klang nicht trotzig; er führte lediglich eine Tatsache an. »Alle primitiven Bibliotheken und Datenbanken auf diesem Planeten können nicht so viele Daten enthalten, wie ich in meinem Allgeist bewahre.«

Holtzman fragte sich, welche Erkenntnisse der Djihad-Rat von ihm erwartete. Obwohl er zur Passivität neigte, war der gefangene Allgeist verhältnismäßig mitteilsam gewesen. Mit finsterem Blick bereitete sich der Weise darauf vor, den Pulsgeber auf eine höhere Stufe einzustellen.

»So sehr ich es genieße, wenn Omnius sich in Schmerzen windet, Weiser Holtzman, aber vorläufig dürfte es genug sein.« Der Große Patriarch Iblis Ginjo betrat den Sicherheitsraum, ging ungezwungen an der Barriere vorbei und betrat das Labor. Er trug einen seiner schwarzen, mit goldenem Flechtwerk verzierten Blazer, die sein Markenzeichen waren.

Im Bewusstsein, dass er sämtliche Gelschaltkreise des Computers mühelos mit einem einzigen Puls seines Störfeldsenders vernichten konnte, nahm der Wissenschaftler sich zusammen und schaltete das Gerät aus. Holtzman blickte zur Barriere aus Plaz zurück und bemerkte, dass drei von Iblis' unauffälligen Djipol-Begleitern misstrauisch neben dem Repräsentanten Stellung bezogen hatten.

Die silberne Update-Sphäre, die noch immer in der Luft schwebte, sagte mit lauter Stimme: »Ich habe noch nie zuvor eine derartige ... Empfindung erlebt.«

»Du spürst das mechanische Äquivalent zu menschlichem Schmerz. Ich glaube, du hättest beinahe geschrien.«

»Das ist absurd.«

»Seltsamerweise können Computer genauso halsstarrig wie Menschen sein«, bemerkte Holtzman pikiert in Richtung des Großen Patriarchen.

Iblis zeigte ein dünnes Lächeln, obwohl er beim Klang von Omnius' synthetischer Stimme eine Gänsehaut bekommen hatte. Er hasste den Computer-Allgeist, er hätte ihn am liebsten mit einem Knüppel zerschmettert. »Ich wollte Sie nicht stören, Weiser. Ich war lediglich auf der Suche nach der Kogitorin Kwyna.« Er betrachtete versonnen das uralte Gehirn im Konservierungsbehälter. »Ich habe viele Ideen und Fragen. Vielleicht kann sie mir helfen, meine Gedanken zu sammeln.«

»Oder weitere Schriften falsch auszulegen?«, warf der Sekundant in gelber Robe ein. Seine Stimme war glatt wie ein Pflasterstein.

Iblis reagierte entrüstet auf die Dreistigkeit. »Wenn die Bedeutungen niemandem klar sind, wer kann dann sagen, dass ich sie *falsch* ausgelegt habe?«

»Weil jedes Mal Menschen sterben, wenn Sie eine Bedeutung in alten Runen oder antiken Schriften finden.«

»Menschen sterben in jedem Krieg.«

»Und in einem Djihad sterben mehr Menschen.«

Der Große Patriarch zeigte einen Anflug von Ärger, doch dann grinste er. »Sehen Sie, Weiser? Das ist genau die Art von Diskussion, die ich wünsche... obwohl ich mehr Zeit unter vier Augen bevorzugen würde, falls die Kogitorin es mir erlaubt.« Seine dunklen Augen blitzten.

Frustriert über seinen Mangel an Erfolg mit dem gefangenen Allgeist packte Holtzman seine Ausrüstung zusammen. »Bedauerlicherweise habe ich nicht die Zeit, diese Befragung fortzusetzen. Ein Linienraumschiff wird in Kürze nach Poritrin aufbrechen, und ich habe wichtige Verpflichtungen auf meiner

Heimatwelt.« Er sah zu Iblis hinüber. »Das ... äh ... Projekt, das von Primero Atreides vorgeschlagen wurde.«

Der Große Patriarch sah ihn lächelnd an. »Auch wenn der Plan nicht ganz ›wissenschaftlich‹ sein dürfte, wird er die Denkmaschinen vielleicht dennoch narren.«

Holtzman hatte gehofft, im Triumph von Zimia abzureisen, doch die Wochen, die er hier verbracht hatte, waren beunruhigend fruchtlos gewesen. Das nächste Mal würde er einige seiner besten Assistenten mitbringen. Sie würden einen Weg finden, das Problem zu lösen. Er beschloss, Norma Cenva nicht mit einzuschließen.

10

Obwohl Norma Cenva große Offenbarungen in den Komplexitäten des Kosmos sah, konnte sie manchmal nicht Tag und Nacht unterscheiden. Vielleicht musste sie solche Dinge nicht identifizieren, weil sie fähig war, geistig durch ein ganzes Universum zu reisen.

War ihr Gehirn physisch imstande, große Mengen von Daten zu sammeln und diese Informationen zu nutzen, um umfangreiche Ereignisse und komplizierte Entwicklungen zu erkennen? Oder war es stattdessen ein unerklärliches außersinnliches Phänomen, das ihr ermöglichte, die Denkkapazitäten jedes Menschen, der vor ihr gelebt hatte, zu übertreffen? Oder die jeder Denkmaschine?

Noch Generationen später debattierten ihre Biographen über ihre geistigen Kräfte, und auch Norma selbst hätte die Frage wohl nicht beantworten können. Realistisch betrachtet dürfte es sie wenig interessiert haben, wie ihr Verstand arbeitete, im Gegensatz zur tatsächlichen Leistung ihres Verstands und zu den unglaublichen Ergebnissen seiner Nachforschungen.

»Norma Cenva und die Raumgilde«,
vertrauliches Memorandum der Gilde

Wo immer sie sich befand, was immer sie tat, alles lieferte Rohmaterial für die geschäftige Fabrik von Norma Cenvas Geist.

Aus Gründen, die ihr nicht erklärt wurden, verlagerte Holtzman ihre Arbeitsräume und Labors in ein kleineres, billigeres Gebäude nahe den Lagerhäusern am Isana-Fluss. Die Räume waren klein, doch sie benötigte wenig Luxus außer Zeit und Einsamkeit. Sie hatte keine pflichtbewussten Sklaven mehr, deren einzige Aufgabe das Lösen von Gleichungen war; nun waren die

Rechensklaven den profitableren Aufgaben zugewiesen worden, die von den anderen ehrgeizigen Assistenten des Weisen vorgelegt wurden. Norma störte es nicht – in Wirklichkeit zog sie es sogar vor, die Kalkulationen selbst zu erledigen. Sie verbrachte ihre Tage damit, immer wieder in einen abstrakten Geisteszustand einzutreten, wenn sie dem Fluss der höheren Mathematik folgte.

Jahrelang war sie in einem Meer von Gleichungen getrieben, die sie weder Holtzman noch einem anderen Theoretiker der Liga jemals hätte erklären können. Sie war in ihre eigene Vision versunken, und jedes Mal, wenn sie das Rätsel eines weiteren Sandkörnchens auf einem ausgedehnten mathematischen Strand löste, kam sie dem sicheren Hafen wieder ein Stück näher.

Sie würde lernen, den Raum zu falten ... über große Distanzen zu reisen, ohne sich tatsächlich zu bewegen. Sie *wusste*, dass es möglich war.

Der Weise Holtzman behielt sie vorgeblich als Assistentin in seinem umfangreichen Stab, doch sie arbeitete nur noch an ihren gewaltigen zyklischen Kalkulationen. Nichts anderes interessierte sie mehr.

Gelegentlich schaute er bei ihr vorbei und versuchte, sie in ein Gespräch zu verwickeln, um zu sehen, was sie tat. Doch er verstand nur sehr wenig von dem, was sie ihm erzählte, und die Jahre vergingen. Norma hatte den Eindruck, dass er sie lieber dort hätte, wo er sie überwachen konnte.

Obwohl sie ihm in letzter Zeit keine Fortschritte vorgewiesen hatte, die er für sich selbst in Anspruch nehmen konnte, hatte sie ihn viele Male zuvor überrascht. Seit dem Beginn des Djihad hatte sie Holtzmans Schilde für die Liga-Armada modifiziert, sodass sie sich im Kampfgeschehen nicht mehr so schnell überhitzten. Das thermische Verhalten blieb mangelhaft, aber die neuen Schilde stellten eine bedeutende Verbesserung der ursprünglichen Version dar.

Vier Jahre danach hatte Holtzman eine Intervalltechnik für seine Schilde entwickelt, ein sorgfältig choreographiertes System, dass einem Liga-Schiff erlaubte, durch Unterbrechungen des Schildes im Mikrosekundenbereich zu feuern. Norma hatte

seine Berechnungen bereinigt und damit ein weiteres Unglück verhindert. Sie hatte nie gewagt, ihm zu erzählen, was sie getan hatte, weil sie wusste, dass sie ihn damit entrüstet in die Defensive gedrängt hätte.

Im Verlauf der letzten acht Jahre hatte sie in ihren privaten Laboratorien gearbeitet und ausschließlich eigene Ideen verfolgt. An ihrem beengten, vollgestopften Arbeitsplatz blieben Norma nur winzige Bereiche zum Kochen, Schlafen und zur Körperpflege. Solche menschlichen Bedürfnisse waren zweitrangig für sie, während die Erzeugnisse ihres Geistes an erster Stelle standen. Holtzman gewährte ihr weiterhin minimale finanzielle Unterstützung, obwohl Norma nur die Mittel ihres eigenen Verstandes benötigte, da ihre Arbeit in erster Linie theoretischer Natur war. Bis jetzt jedenfalls.

Seit drei Tagen hatte Norma nun ohne Unterbrechung an einer besonders komplizierten Manipulation von Holtzmans Grundgleichungen gearbeitet. Über den Arbeitstisch gebeugt, der an ihre zwergenhafte Figur angepasst worden war, aß und trank sie wenig. Sie wollte nicht von den Forderungen ihres physischen Körpers belästigt werden.

Obgleich sie als Tochter der führenden Zauberin von Rossak geboren worden war, hatte Norma den größten Teil ihres Lebens hier auf Poritrin verbracht, nicht als Bürgerin, sondern als Besucherin, auf Einladung des Weisen Holtzman. Vor vielen Jahren, als Normas strenge Mutter sie nur als Misserfolg und Enttäuschung gesehen hatte, war Holtzman das verborgene Genie des Mädchens aufgefallen, worauf er ihr die Möglichkeit gegeben hatte, mit ihm zu arbeiten.

In all der Zeit hatte sie wenige Auszeichnungen erhalten. Die bescheidene, aber pflichtbewusste Norma störte es nicht, im Schatten des großen Mannes zu stehen. Sie war auf ihre anspruchslose Art eine Patriotin und wollte nur sicherstellen, dass die fortschrittliche Technologie zum Wohl des Djihad verwendet wurde.

Jahrelang hatte Norma den Weisen sogar geschützt, indem sie unangenehme Widersprüche aufgriff und löste, die zu desaströsen Folgen hätten führen können. Sie tat es aus Dankbarkeit, da er ihr Gönner war. Doch als sie schließlich festgestellt hatte, dass

der Weise so viel Zeit darauf verwendete, mit Adligen zu verkehren, dass er kaum noch etwas allein vollbrachte, verwendete sie weniger Zeit auf die Versuche, sein Ansehen zu retten, und widmete ihre ganze Konzentration ihren eigenen Forschungen.

Sie hielt sein aktuelles kostspieliges Projekt für besonders unsinnig, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet. Er baute eine gigantische Scheinflotte im Orbit! Es war nicht mehr als ein Bluff, eine Illusion. Selbst wenn der Plan funktionierte – wovon Primero Atreides fest überzeugt war –, fand Norma, der Weise hätte seine geistigen Fähigkeiten stattdessen auf etwas Herausfordernderes richten sollen als auf Trugbilder.

Von ihrem schäbigen Arbeitsplatz an den Docks hörte sie das Hämmern und Brummen der Fabriken und Schiffswerften über die Sumpfebene des Isana hallen. Gießereien zischten; Dampf und Funken wallten von Fließbändern auf. Lastkähne beförderten Erzladungen in die Werften und nahmen fertige Bauteile mit.

Glücklicherweise verschwanden alle Ablenkungen im Hintergrund, wenn Norma ihre Gedanken sammelte.

Als ihr Körper schließlich hungrig und ausgetrocknet nach einer Pause schrie, legte Norma den Kopf auf die Stapel hingekritzelter Gleichungen, als ob die Symbole auch durch Osmose in ihren Verstand eindringen könnten. Selbst im Schlaf fuhr ihr unbewusster Geist fort, die Formeln zu bearbeiten, die sie überprüft hatte ...

Mathematische Gleichungen kreisten durch ihren schlafenden Verstand. Sie konnte Aufgaben aufteilen, indem sie abgetrennte Bereiche ihres Gehirns anwies, bestimmte Tätigkeiten zu verrichten. Das führte zu einem koordinierten Massenproduktionsverfahren in ihrer Großhirnrinde. Nach kurzer Zeit kam die sich wiederholende Simulation zu einem Höhepunkt, und sie fühlte ihr träumendes Ich aus großer Tiefe durch die Katakomben ihres Geistes aufsteigen.

Unvermittelt setzte sich Norma an ihrem Arbeitstisch gerade auf, wobei sie fast vom erhöhten Stuhl gefallen wäre. Sie riss die blutunterlaufenen Augen auf, doch sie nahm nichts von ihrer Umgebung wahr. Immer noch im Bann eines lebhaften Traumes starrte Norma über eine ungeheure Entfernung, als ob ihre Gedanken sich von einer Seite des Universums zur anderen aus-

dehnen und die fernen Teile durch Faltung der darunterliegenden Struktur des Raumes zusammenbringen könnten. Nach Tagen ohne Ruhe ließ ihr Unterbewusstsein die Puzzleteile schließlich einrasten.

Endlich!

Sie wurde sich ihrer körperlichen Existenz bewusst, ihres Herzens, das so schnell schlug, dass es aus der Brust zu springen drohte. Sie sog einen tiefen Atemzug ein, während sie verzweifelt versuchte, die Konzentration zu wahren, um das im Griff zu behalten, von dem sie geträumt hatte. Die Antwort!

Als sie erwachte, klammerte sich ihr Verstand an die Offenbarung, die sie wie einen Schmetterling im Netz gefangen hatte. Sie stellte sich große Raumschiffe vor, die das Universum durchquerten, ohne sich zu bewegen, geführt von hellsichtigen Navigatoren, die sichere Pfade durch das All erkennen konnten. Riesige Firmen und Imperien würden sich auf diesem Fundament erheben, und es würde einen grundsätzlichen Wandel im Charakter von Kriegsführung, Reise und Politik geben.

Tio Holtzman hatte niemals solche Konsequenzen aus seinen Gleichungen vorausgesehen. Er wäre auch nicht fähig, sie jetzt zu sehen. Norma durfte keine Zeit verschwenden. Der Weise würde sie herausfordern, würde ihre »unbeweisbare« Mathematik in Frage stellen, und sie wollte sich nicht damit aufhalten, ihm antworten zu müssen. Sie hatte zu hart gearbeitet, das Potenzial war zu groß. Dieser Durchbruch gehörte ganz allein *ihr*.

Sie hatte kein Interesse an ideeller oder finanzieller Anerkennung für diese Entdeckung, doch sie musste sicherstellen, dass das Konzept die vollständige kommerzielle und militärische Auswertung erfuhr, die es verdiente. Der Weise Holtzman würde die Größe dessen, was sie getan hatte, nicht verstehen; er würde es nur der Vergessenheit anheim fallen lassen.

Nein, Norma musste einen anderen Weg finden. *Die Zukunft erwartet mich*, sagte sie von sich.

Lächelnd stieß sie einen langen, langsamen Atemzug aus. Sie hätte über diese Möglichkeit schon vor langer Zeit nachdenken sollen. Sie wusste genau, wo das unabhängige Kapital zu bekommen war, das sie für Forschung, Entwicklung und Produktion benötigte.

11

Wenn sie durch das Vergrößerungsglas der Zeit zurückblicken, werden die Menschen der Zukunft die Persönlichkeiten der Großen Revolte als überlebensgroß wahrnehmen. Ein solcher Eindruck kommt weder durch eine Verzerrung des Glases zustande noch durch einen Ausschmückungsprozess, der Mythen erschafft. Stattdessen waren die Helden des Djihad etwa so, wie man sich nun an sie erinnert; sie zeigten sich der Lage gewachsen, als die Menschheit sie stärker brauchte als jemals zuvor.

Prinzessin Irulan,
Die Linse der Zeit

Nach einem Jahrzehnt des Bauens und Polierens wurde das Ehrenmal für die Kriegstoten des Djihad endlich fertig gestellt. Aurelius Venport, dessen Handelsfirma VenKee Enterprises einer der größten Spender war, erhielt bei der Enthüllungszeremonie in Zimia einen ausgezeichneten Platz.

Die Nacht war kühl, die Dunkelheit wurde von Scheinwerfern und erleuchteten Gebäuden rund um den zentralen Platz zurückgedrängt. Menschenmassen wogten in angrenzenden Alleen und Straßen, in sicherem Abstand zu den feudalen Tribünen für die Prominzenz inmitten des parkähnlichen Platzes.

Venport nippte vorsichtig an einem gerillten Glas mit sprudelndem Champia. Er hatte sich nie viel aus der widerlichen Süße des leicht alkoholischen Getränks von Rossak gemacht, doch es war einer der Exportschlager seiner Firma. Er hatte eine volle Ladung des Jahrgangs nur für dieses Ereignis nach Salusa Secundus geliefert.

Das Bauwerk war umwerfend und surreal, es bestand aus zwei frei gestalteten Säulen mit sanften Rundungen und organischen Formen, die die Menschheit darstellten und über einem klobigen Monolithen aufragten, der umgestürzt und zerbro-

chen zu ihren Füßen lag. Es symbolisierte den Sieg des Lebens über die Maschinen.

Ein identisches Monument war auf Giedi Primus erbaut worden, dem Schauplatz eines schrecklichen Blutvergießens und zugleich eines bedeutsamen Sieges über die Maschinen. Wenn alles nach Plan gelaufen war, hatte man das zweite Denkmal ebenfalls vollendet, sodass es zeitgleich mit diesem enthüllt werden konnte. Bei einer Handelsfahrt nach Giedi City hatte Venport die geschäftige Baustelle und das gewaltige Gebilde gesehen, das auch dort errichtet worden war.

Ein Jahrzehnt zuvor, als sich der Djihad bereits vierzehn Jahre lang durch die Galaxis gebrannt hatte, war Xavier Harkonnen zum Wortführer einer Bewegung geworden, die die Errichtung eines würdigen Denkmals für jene zum Ziel hatte, die von den Denkmaschinen abgeschlachtet worden waren. In den vorangegangenen zwei Jahren hatten Roboter die kleine Kolonie Ellram angegriffen und erobert. Dann waren sie in die Peridot-Kolonie eingefallen und – unter großen Verlusten – zurückgeschlagen worden. Eine Gruppe enthusiastischer und schlecht beratener Djihad-Soldaten hatte einen eigenen Rachefeldzug gegen Corrin, die wichtigste Synchronisierte Welt, geführt. Doch alle waren getötet worden. Märtyrer für die Sache.

In dem Tumult, der den vielen Rückschlägen folgte, hatte Primero Harkonnen nach den Monumenten verlangt, damit die gefallenen Soldaten niemals vergessen wurden. Serena Butler, die trotz ihres Rückzugs in die Stadt der Introspektion noch immer kommissarischer Viceroy der Liga war, hatte dem Projekt ihre Unterstützung zukommen lassen, indem sie ihren Einfluss spielen ließ, um finanzielle Mittel von politischen und wirtschaftlichen Führern zu bekommen.

Weil Serenas Gesuch ihn bewegt hatte und weil er Augenzeuge einiger schwerer Gefechte gegen die Denkmaschinen geworden war, hatte Aurelius Venport entschieden, seinen Teil beizutragen, ungeachtet der anfänglichen Einwände seines tlulaxanischen Geschäftspartners Tuk Keedair. Seit dem Beginn des Djihad waren die Gewinne von VenKee Enterprises beträchtlich gestiegen, da ihre Handelsschiffe Kriegsmaterial und

Vorräte in die notleidenden Kolonien transportierten. Ebenso erzielten sie große Gewinne aus dem Export von ständig beliebter werdenden Luxusgütern wie Leuchtgloben und – am lukrativsten von allem – dem Handel mit Gewürzmelange von Arrakis.

Venport brüstete sich seines geschäftlichen Scharfsinns und seiner Fähigkeit, profitable Gelegenheiten zu erkennen und daraus Kapital zu schlagen. Die Liga der Edlen war groß und offen für Handel. Durch seinen Zugang zu Arzneimitteln von Rossak, der Melange von Arrakis und den Leuchtgloben und Suspensorprodukten, die von der lieben Norma erfunden worden waren, hatte er seinen Gewinn so weit wie möglich erhöht, was ihm außerordentlich gefiel.

Seine frühere Gefährtin Zufa Cenva hatte immer darauf beharrt, dass aus ihm nie etwas werden würde, genauso wenig wie aus ihrer kleinwüchsigen Tochter. Sie beide hatten bewiesen, dass Zufa sich geirrt hatte.

Es war viele Jahre her, seit er der Geliebte und Partner der führenden Zauberin gewesen war. Während dieser Zeit hatte Zufa niemals geglaubt, dass Venport mit seinen Handelsinteressen oder Norma mit ihren mathematischen Spielereien jemals etwas zum Kampf beitragen würden.

Selbst als Venport persönlich genug Credits gespendet hatte, um einen großen Teil des Denkmals auf Zimia zu finanzieren, hatte er nicht erwartet, dass Zufa beeindruckt war. Die strenge Frau hatte ihr Leben und ihre Seele dem Djihad gewidmet. Sie bildete Zauberinnen aus, die sich in parapsychischen Selbstmordkommandos gegen Bollwerke der Cymeks warfen. Zufa hielt seine Spende, genauso das Denkmalprojekt selbst, für eine leichtfertige Verschwendung von Geldern, die besser dafür ausgegeben worden wären, Waffen zu kaufen oder neue Schlachtschiffe zu bauen.

Venport lachte innerlich bei diesem Gedanken. Wenigstens war Zufa konsequent und vorhersehbar. Wider jede Vernunft hatte er sie vom ersten Tag an geliebt und verehrt. Doch in Geschäftssprache ausgedrückt, war es keine lohnende Investition seines emotionalen Kapitals gewesen.

Manion Butler, der Viceroy im Ruhestand, der auf der Freilufttribüne neben einer schönen jungen Frau saß – eine seiner

erwachsenen Enkelinnen? –, fing Venports Blick auf und lächelte herzlich. In seiner Nähe saß Primero Harkonnens Adoptivvater, der betagte und würdevolle Emil Tantor. Er war allein und wirkte schläfrig.

Ein lächelnder Bediensteter bot ihm ein weiteres Glas Champia an, das Venport ablehnte. Er lehnte sich zurück und wartete auf die Show. Das Publikum wurde langsam unruhig, doch der Große Patriarch Iblis Ginjo war ein Meister des Timings und würde genau dann beginnen, wenn die Begeisterung den Höhepunkt erreicht hatte und bevor die Stimmung in Ungeduld umschlug.

Obwohl der Große Patriarch rechtzeitig zur Zeremonie gekommen war, flankiert von einschüchternden Djipol-Leibwächtern, wollte er, dass die prominenten Gäste herumschlenderten, während die große Masse Andenken und leuchtende Ringelblumensträuße kaufte – Manions Blumen.

Als der Jubel anschwoll, drehte Venport sich um und sah Iblis Ginjo und Serena Butler bei ihrem großen Auftritt. Serena trug ihre übliche purpurbesetzte Robe in so strahlendem Weiß, sodass sie wie die Inkarnation eines Engels aussah. Der Große Patriarch, der ein selbstsicheres Lächeln aufgesetzt hatte und in einen prächtigen schwarzen Blazer mit goldenen Verzierungen gekleidet war, begleitete sie auf das verzierte Podium, während glänzende Lichter einen glühenden Heiligenschein über sie warfen.

Hinter Iblis folgte schweigend seine schöne Frau Camie Boro. Sie hatten sich offensichtlich nicht aus Liebe, sondern aus politischen Erwägungen geheiratet. Während seines Aufstiegs zur Macht hatte der Mann gezielt eine Frau von tadelloser Herkunft ausgewählt, eine direkte Nachfahrin des letzten Herrschers des Alten Imperiums.

Um Iblis' Hals baumelte eine prismatische Kette, die einen Anhänger aus leuchtendem blau-grünem Hagalquarz hielt – wahrscheinlich ein Teil des Vermögens seiner Frau. Niemand fragte, woher der Große Patriarch das Geld für solchen Luxus oder für andere Aspekte seines opulenten Lebensstils hatte. Sein Wert für die Liga konnte nicht mit Geld bemessen werden. Er war von seiner eigenen wachsenden Mythologie umgeben.

Iblis hob die Hände, und seine Stimme dröhnte mit Resonanzverstärkung. »Wenn wir dieses Denkmal sehen, müssen wir derer gedenken, die den höchsten Preis im Kampf gegen die dämonischen Maschinen bezahlt haben. Doch wir müssen uns ebenso daran erinnern, *wofür* sie gekämpft haben.«

Serena trat vor und fuhr mit ihrer klaren, leidenschaftlichen Stimme fort: »Dieses Denkmal ist nicht nur eine Erinnerung an gefallene Helden, sondern bereits ein Symbol für einen weiteren Schritt in Richtung unseres endgültigen Sieges über Omnius!«

Mit einem leuchtenden Blitz wie von einem explodierenden Stern schossen zwei Speere aus Licht nach oben und beleuchteten das Ehrenmal und den gesamten Park. Ein reflektierender Teich wurde zu einem Spiegel der Sterne unter dem nächtlichen Himmel, vor einer Gruppe prächtiger Springbrunnen. Die Scheinwerfer strahlten heller, als versuchten sie sich gegenseitig zu übertreffen, die Fontänen sprühten höher, und die Hochrufe der Menge wuchsen zu einem ohrenbetäubenden Lärm an. Helle orangegelbe Ringelblumen wurden über das Gras und in die Teiche gestreut, ihr berauschender Duft wehte durch die Abendluft.

Als Serena Butler auf der Bühne auf die Knie fiel und weinte, klagte die Hälfte des Publikums und grämte sich mit ihr um ihr verlorenes Baby und eigene gefallene Angehörige.

Mitgerissen vom überwältigenden Beifall des Publikums sprang Venport auf die Beine und applaudierte dem Schauspiel. Die Führer des Djihad wussten, wie man eine Menschenmenge beeindruckte.

* * *

Anschließend, während die Bevölkerung von Zimia bis spät in die Nacht feierte, wohnten Iblis Ginjo und seine Frau einem formelleren und exklusiveren Empfang im Versammlungshof des Salusanischen Kulturmuseums bei.

Leuchtgloben schwebten über ihnen und warfen farbiges festliches Licht an das Gebälk der Freilufttribünen. Nachtfalter schwirrten um die Mondlilien, die in Pflanzkübeln in den Ecken des Hofes blühten. Wichtige Gäste plauderten zwanglos miteinander.

Camie Boro war in ihrer untadeligen Kleidung und mit ihren Juwelen eine strahlende Erscheinung. Sie achtete darauf, dass sie beim Eintreffen mit Iblis gesehen wurde, doch sie wollte keine Party damit »verschwenden«, sie nur an seinem Arm zu verbringen. Sie hatte eigene Pläne und Verbindungen und machte sich daran, Gunstbeweise auszutauschen und subtile Verpflichtungen zusammenzufügen. Iblis sah ihr lächelnd nach, dann wandte er sich seinen Zielobjekten in der gut gekleideten Menge zu. Er und seine Frau hatten sehr klare Vorstellungen von ihren jeweiligen Pflichten.

Der Große Patriarch sah einen groß gewachsenen Mann – patrizische Züge mit hellblauen Augen und gelocktes, dunkles, graubereiftes Haar – neben einem kleinen Plaz-Kästchen stehen. Der Mann öffnete den Deckel, um Dutzende von Melange-Produkten zu präsentieren, die von seiner Firma entwickelt worden waren. Viele Adlige der Liga hatten sich bereits in das seltene und teure Gewürz verliebt, und Aurelius Venport ließ nur wenige Gelegenheiten aus, seine Güte zu zeigen – und neue Kunden zu verführen –, indem er kostenlose Proben anbot.

Wenn neugierige Gäste auf etwas zeigten, was sie zu probieren wünschten – Gewürzbier, Melangebonbons oder Gewürzkaustäbe –, entnahm Venport seinem Kästchen das Gewünschte. »Eine kostenlose Probe. Wenn jemand von Ihnen nicht mit den Vorzügen der Melange vertraut ist, kommen Sie bitte her und überzeugen Sie sich selbst.«

Angeblich macht Melange abhängig, dachte Iblis, als er nach vorn trat. *Und sie ist fraglos nützlich.* Er hatte bereits Gewürz zu sich genommen, jedoch war es stark verdünnt und nahezu geschmacklos gewesen. »Ich hätte gerne eine kleine, reine Probe, Direktor Venport. Etwas, das ich gerade so ... schmecken kann.«

Der Patrizier von Rossak lächelte. »Für den Grooohßen Patriarchen des Djihad! Ich fühle mich geehrt«, sagte er mit übertriebener Betonung, um den Würdenträger zu beeindrucken. »Ich habe nur das Beste zu dieser Zusammenkunft mitgebracht. Den Kaviar des Gewürzes.« Er nahm ein flaches, scheibenförmiges Behältnis, das nicht größer als eine kleine Münze war.

»Legen Sie es auf Ihre Zunge. Lassen Sie es einfach Ihre Sinne durchdringen und bis in Ihre Seele einsickern.«

Als Venport den winzigen Deckel öffnete, linste Iblis hinein. Er sah ein orangerotes Pulver und tauchte eine Fingerspitze in die Substanz. Bei der Berührung fühlte es sich überraschend sandig an. Als er zu den schwebenden Leuchtgloben hinaufblickte, erinnerte er sich, dass sie ebenso erfolgreiche VenKee-Produkte waren, auch wenn die Technik gegenwärtig Anlass einer weitschweifigen und dummen Patentdebatte war.

Er zögerte und betrachtete das Gewürzpulver an seinem Finger. »Habe ich nicht vor ein paar Tagen im Parlament gehört, wie Senator Husten Fru über einen Streit zwischen Ihrer Firma und der Regierung von Poritrin diskutiert hat? Etwas über Rechte an Leuchtgloben?«

Iblis hatte seine Zweifel, was den Weisen Holtzman und seinen wichtigtuerischen Gönner Lord Niko Bludd betraf, doch Aurelius Venport hatte ihn bisher als außerordentlich scharfsinniger Geschäftsmann beeindruckt.

»Norma Cenva ist eine sehr talentierte Wissenschaftlerin, die dem Weisen Holtzman geholfen hat, viel Ruhm und Erfolg zu erlangen. Gleichzeitig ist sie eine liebe Freundin von mir, doch die Beziehung ist etwas ... kompliziert.« Venport zog eine finstere Miene, als hätte er etwas abscheulich Schmeckendes verschluckt. »Norma hat die Suspensor-Technologie, die in den Leuchtgloben Verwendung findet, allein entwickelt und sie meiner Firma zur Vermarktung angeboten. Jetzt, wo VenKee ein Vermögen ausgegeben hat, die Leuchtgloben zu produzieren und in der gesamten Liga zu verkaufen – während dieser Zeit rührte Poritrin nicht einen Finger, um zu helfen –, glaubt Lord Bludd plötzlich, er habe einen Anspruch auf unsere Gewinne.«

Hinter Venport hatten sich Gäste versammelt, die auf eine kostenlose Melangeprobe hofften, doch sie unterbrachen seine Unterhaltung mit dem Großen Patriarchen nicht.

Iblis lächelte. »Dennoch wurde die Technologie auf Poritrin in Holtzmans Laboratorien entwickelt, nicht wahr? Finanziert von Lord Bludd. Senator Fru behauptet, dass der Rechtsberater von Poritrin Dokumente vorgelegt hat, die von Norma Cenva un-

terzeichnet sind und bescheinigen, dass alle technologischen Durchbrüche, die während der Anstellung bei Holtzman erzielt werden, im Besitz der Regierung von Poritrin verbleiben.«

Venport seufzte, und seine Lippen verzogen sich zu einem nachsichtigen Lächeln, das Iblis überraschte. »Ich zweifle nicht daran, dass der Weise Holtzman sie dazu verleitet hat, einen solchen Verzicht zu unterschreiben. Norma war noch nicht volljährig, als er sie einstellte. Das Mädchen ging völlig in der Forschung auf und hatte nie einen ... politischen Durchblick.«

Iblis musterte wieder das Gewürzpulver auf seiner Fingerspitze. Seine Haut schien ein wenig zu prickeln. »Und wie wollen Sie dieses Problem lösen?«

Venport schien nicht übermäßig besorgt. »Ich bin Geschäftsmann. Ich bin immer in der Lage gewesen, Vereinbarungen auszuhandeln und in Kontroversen zu vermitteln. Die gegenwärtigen Umstände verlangen einfach nur etwas mehr Finesse als üblich. Ich werde einen Weg finden.« Er deutete mit einem Nicken auf das Gewürz an Iblis' Finger. »Doch belasten wir uns nicht damit. Ich bin neugierig auf Ihre Meinung zur Melange.«

Iblis wurde sich der Menschen bewusst, die ihn beobachteten und möglicherweise sein Zögern bemerkten. Er wagte es nicht, Angst zu zeigen. Alles, was der Große Patriarch tat, wurde genau geprüft und erörtert. Er strich sich die Melange auf die Zunge und klappte den Mund zu.

»Die reinste Form von Melange soll viele Facetten haben ... so wie der unbezahlbare Juwelenanhänger, den Sie tragen«, sagte Venport. »Die Melange zeigt jedem, der sie nimmt, einen anderen Aspekt.«

Iblis fühlte sich ... anders. Er konnte es nicht genau bestimmen, denn er hatte nie zuvor eine vergleichbare Erfahrung gemacht. Sein Puls beschleunigte sich und wurde wieder langsamer, was sich kurz darauf wiederholte. Was für eine seltsame Empfindung! Dann verlangsamte er sich noch weiter, und in einem Zustand vollständiger Gelassenheit konnte er beinahe in sein Inneres blicken, in sein Herz und seinen Verstand. Er konnte kaum noch Worte bilden und sie aussprechen.

»Erstaunlich. Woher ... haben Sie ... dieses ... Gewürz?«

Venport sah ihn lächelnd an. »Ich bitte Sie! Ein paar Handelsgeheimnisse müssen mir erlaubt sein.« Er bot Iblis eine weitere Probe an, und der Große Patriarch nahm sie ohne Zögern.

»Vertrauen Sie mir«, sagte der Geschäftsmann, »selbst wenn ich Ihnen sagen würde, woher das Gewürz kommt, Sie wären nicht gewillt, diesen Ort zu besuchen.«

12

Zähle nicht, was du verloren hast. Zähle nur, was du noch besitzt.

Zensunni-Sutra der Ersten Ordnung

Die Gewürzkarawanen brachen in der Dämmerung auf, sobald die Hitze des Tages nachließ. Im Ödland der tiefen Wüste machten sich Naib Dharthas Melange-Sammler nicht die Mühe, sich vor Fremden zu verbergen. Sie hätten es besser wissen müssen.

Selim Wurmreiter und seine Anhänger beobachteten sie seit Tagen.

Jafar, der sich mit seinen Räubern in hohen Felsspitzen versteckt hatte, benutzte einen Spiegel, um eine letzte Nachricht zu blitzen. Er leitete das Licht des Signals dorthin, wo Selim wartete.

Tiefer unten zwischen den Felsblöcken kauerte der legendäre Mann der Wüste neben Marha, die die Augen weit aufgerissen hatte. Seit sie sich vor einem Monat ihrer Gruppe von Gesetzlosen angeschlossen hatte, beeindruckte die junge Frau ihn immer wieder. Sie war stets bereit, von seinen Visionen zu hören und zu lernen. Doch das Beste war, dass sie seine Anordnungen ohne zu fragen befolgte, und auf diese Weise hatte sie auch ihre Prüfung überlebt. Immer, wenn Marha es schaffte, ihre Scheu vor Selims nahezu mythischem Status zu überwinden, sah sie ihn mit einer intensiven, aber unschuldigen Stärke an, die an seinen innersten Gefühlen zerrte.

Selim dachte, dass sie ein großer Gewinn für seine Kommandoeinheit wäre. Auch wenn er ihr zulächelte und ihren Ehrgeiz ermutigte, wollte er nicht, dass Marha übertrieben selbstbewusst wurde, so wie es Biondi vor seinem Tod geworden war. Er wollte, dass sie länger bei ihm blieb.

»Beobachte genau und schau, was sie tun.« Selim deutete mit dem Kinn zu den entfernten Gestalten, die Bündel trugen und

robuste alte Bodenfahrzeuge beluden. »Sie stehlen Shai-Hulud die Melange und verkaufen sie an Fremdweltler.«

Marha schmiegte sich grimmig in den Schatten, als sie sah, wie die Karawane aufbrach. »Ich habe selbst in solchen Gruppen gearbeitet, Wurmreiter. Die Sammler lagern in den Felsen, doch während des Tages huschen sie über den Sand, scheffeln Gewürz und flüchten zurück in die Sicherheit, bevor die Würmer kommen, um sie zu holen.«

»Shai-Hulud verteidigt seinen Schatz«, sagte Selim. Seine tiefblauen Augen blickten in die Ferne, doch sie waren voller Energie. »Die Zensunni glauben, Sandwürmer seien Teufel, doch Shaitan verursacht mehr Schaden durch einen Mann wie Naib Dhartha als durch alle Kreaturen der Wüste.«

Selims Verehrer brachten oft Neuigkeiten mit, wenn sie aus verstreuten Siedlungen kamen, um sich der Bande der Gesetzlosen anzuschließen. Marha selbst hatte unschätzbare Erkenntnisse und Beobachtungen geliefert. Sie klärten einige der widersprüchlichen Geschichten, die Selim über die Jahre gehört hatte. Mit seinem kommerziellen Erfolg beim Handel mit reichen Geschäftsleuten war es Naib Dhartha gelungen, mehrere Siedlungen der Zensunni zu vereinen. Obwohl ein solches Verhalten ihrer Lehre der Isolation und Unabhängigkeit widersprach, bot Dhartha den anderen Stämmen viel Gewinn und Wasser. Und die Melange war leicht zu ernten.

Er warf einen Blick auf die Gruppe von Arbeitern. »Glaubst du, dass Dhartha unter ihnen ist?«

»Der Naib hat der Wüste den Rücken zugekehrt«, antwortete Marha. »Sein Sohn Mahmad verbrachte die meiste Zeit der letzten zwei Jahre in Arrakis City, bis er sich am Raumhafen eine Krankheit der Fremdweltler holte und starb.«

»Mahmad ist tot?«, fragte Selim und kam sich einsam vor, als er seine ferne Jugend heraufbeschwor. Er erinnerte sich an einen Jungen im gleichen Alter wie Selim. Doch wenn er überlebt hätte, wäre Mahmad heute ein erwachsener Mann wie Selim, über vierzig Jahre alt. Und Mahmad war fern der Wüste in einer *Stadt* gestorben, vom Melange-Handel mit Fremdweltlern verdorben. Selims Unterlippe verzog sich vor Abscheu. »Und Naib Dhartha macht sich deswegen keine Vorwürfe?«

Marha schenkte ihm ein freudloses Lächeln. Die sichelförmige Narbe auf ihrer linken Braue schimmerte weiß auf ihrer braun gebrannten Haut. »Er macht *dir* Vorwürfe, Wurmreiter. Er betrachtet dich als die Ursache für all seinen Kummer.«

Selim schüttelte den Kopf. Seine Visionen waren so klar gewesen, die Antwort offensichtlich. Doch Naib Dhartha würde niemals auf ihn hören. »Wir müssen mehr tun, um diese Gräuel zum Wohle aller zu beenden.«

Wenn die Gewürzsammler ihre Melange in Karawanen wie dieser transportierten, waren sie verwundbar. Nun bewegte sich die Karawane langsam auf dem flachen Sand am Rand der Felsen entlang. Trotz der brummenden Motoren der Bodenfahrzeuge und der stapfenden Menschen, die den Gewürzladungen folgten, würden sich die Sandwürmer nicht den Felsen nähern.

Zwei Läufer in getarnten Destillanzügen ließen sich neben Selim und Marha niedersinken. Sie bewegten sich so lautlos wie Schatten, und Selim lächelte zufrieden.

»Jafar ist in Position.« Einer der Läufer nahm einen Atemschlauch aus dem Mund und schaltete damit das interne Recyclingsystem seiner Wüstenkleidung ab. »Wir müssen handeln, bevor die Karawane sich zu weit entfernt.«

Selim stand auf. »Übermittelt die Botschaft mit dem Spiegel. Schlagt vorsichtig zu, wie immer. Tötet niemanden, sofern es sich vermeiden lässt. Unsere Aufgabe ist es, ihnen eine Lektion zu erteilen und zurückzuholen, was Shai-Hulud gehört.« Ein Teil von ihm wollte Naib Dhartha erschlagen, doch er wusste, dass es eine größere Rache war, den Mann zu demütigen und sein Ansehen als Anführer zu untergraben.

Mit einem hohlen Knirschen löste sich eine kleine Staubwolke von den Klippen, und eine Lawine aus schwarzem Geröll wälzte sich den uralten Felsenhang vor der langsam dahinziehenden Karawane hinab.

»Jetzt halten wir sie auf.« Selim war bereits losgerannt. Seine Anhänger tauchten aus ihren Verstecken auf und sprinteten los. In der braun-schwarzen Landschaft waren sie kaum zu erkennen.

Auf dem Sand hielten die Gewürzsammler der Zensunni die Bodenfahrzeuge in sicherer Entfernung vom lärmenden Stein-

schlag an. Bevor die Mitglieder der Karawane erkannten, was geschah, waren sie von Jafar und den anderen umzingelt. Jafar hielt eine Maula-Pistole. Die anderen Männer waren mit Speeren, Projektilwaffen und sogar Schleudern ausgerüstet, die Steine mit mörderischer Kraft katapultieren konnten.

Die Zensunni waren eingeschüchtert und verängstigt. Irgendwo in ihren Bündeln mussten auch sie Waffen haben, doch Selims abgehärtete Truppe rückte nahe genug heran, dass sie sie nicht benutzen konnten.

»Wer es wagt, Shai-Hulud zu bestehlen, muss die Konsequenzen tragen«, sagte Selim.

»Banditen!«, fauchte eine Frau und spuckte das Wort wie einen Fluch aus.

Ein junger Mann, kaum ein Teenager, sah mit glitzernden Augen zu ihnen auf, die noch nicht völlig blau vom Melangekonsum waren. »Es ist Selim Wurmreiter!«

»Ich bin Selim, der für Shai-Hulud spricht. Gott hat mir eine Vision gegeben, deren Wahrheit nicht geleugnet werden kann. Schande über euch alle, weil ihr am Tod der Sandwürmer und an der Zerstörung von Arrakis mitverantwortlich seid.«

Er starrte in ihre verhüllten Gesichter, musterte ihre dunklen Augen und stellte fest, dass Naib Dhartha nicht unter ihnen war. Wie Marha gesagt hatte, ließ der grauhaarige alte Mann sich nicht mehr dazu herab, seine Tage mit anstrengender Arbeit zu verschwenden. Er verkehrte nur noch mit Geschäftsleuten von fremden Welten.

Die Gesetzlosen durchstöberten die Laderäume der Bodenfahrzeuge. Sie zogen Bündel mit rostfarbenem Gewürz heraus und gaben sie an andere weiter, die damit die Felsen hinaufeilten.

Mit geschmeidigen Bewegungen, wie ein Wüstenhase, drängte sich Marha in die Nähe einer der nervösen Frauen, deren Hände und Kleidung mit feinem braunem Pulver bedeckt waren. Lächelnd riss sie ihr einen Drahtreif vom Hals, eine klimpernde Kette mit Gewürzmarken. »Immer noch nicht verheiratet, Hierta? Vielleicht begnügst du dich damit, als verdorrte alte Jungfer zu leben.« Sie steckte die Melangemarken in die Tasche ihres Destillanzugs, und sah dann Selim mit wildem Triumph an.

Hierta starrte sie wütend an. »Marha? Verräterin! Wir haben gehofft, du wärst in der Wüste gestorben, doch du bist unter den Einfluss dieses Wüstendämons gefallen, dieses Wahnsinnigen.«

»Wahnsinnig?«, gab sie zurück. »Nein, er ist erleuchtet.«

»Gewürz an Fremdweltler zu verkaufen wird diesem Planeten den Untergang bringen«, sagte Selim. »Die großen Würmer werden sterben und mit ihnen unsere Art zu leben.« Er stand schützend neben Marha, die Arme vor der Brust verschränkt. »Jetzt ist es meine heilige Pflicht, das zurückzugeben, was Ihr Shai-Hulud genommen habt.«

Er zog sein milchiges Kristallmesser und stieß es in einen Beutel Melange. Er verstreute das Pulver wie getrocknetes Blut über die Felsen und den Sand. Ein paar Steinchen prasselten herunter, die letzten Nachzügler der Lawine.

»Wir haben alles, Selim«, sagte Jafar, nachdem seine Männer jeden aufgegriffen hatten, der zu entkommen versuchte, und die Pakete in das zerklüftete Geröllfeld davongetragen hatten.

Sie töteten die Gewürzsammler nicht, stahlen nicht einmal ihr Wasser oder ihre Fahrzeuge. Besitz bedeutete Selim nichts. Die Wüste würde sie immer versorgen. »Merkt euch, was ihr hier gelernt habt«, rief er mit dröhnender Stimme. »Wie oft muss ich euch noch dieselbe Lektion erteilen?«

Dann folgten die Wächter der Wüste Marha auf die zerklüfteten Felsen und verschwanden ...

* * *

Während die anderen Sammler jammerten und murrten, starrte ein Junge ihnen voller Ehrfurcht hinterher. Einige seiner Kameraden hoben die Fäuste und schrien den Gesetzlosen Flüche hinterher.

Doch der junge Mann, Aziz, konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Er hatte nie erwartet, mit eigenen Augen einen Blick auf den Wurmreiter werfen zu können! Der große Mann hatte ihn direkt angesehen.

Als Enkel von Naib Dhartha hatte Aziz von Selims Taten gehört, auch wenn der Zensunni den Anführer der Banditen als Schurken hingestellt hatte. Doch Selim und seine Anhänger

wussten, wie man auf einem Wurm ritt! Und sie hatten niemanden verletzt. Ganz gleich, was sein Großvater sagte, Aziz war überzeugt, dass sie eine tapfere und großartige Truppe waren, wahrhaftig von Gott gesegnet.

Insgeheim sehnte sich Aziz danach, mehr über sie zu erfahren.

13

Der Feigling will nicht kämpfen.
Der Narr weigert sich, das Offensichtliche zu sehen.
Der Schuft stellt sich selbst über seine Mitmenschen.
Auf die Zenschiiten trifft all das zu.

Primero Xavier Harkonnen,
Vor-Ort-Kriegsberichte

Xavier Harkonnen ignorierte den kalten Empfang durch Rhengalid und errichtete seine militärische Operationbasis in der Höhlenstadt Darits. Das Tosen des durch den Damm abgeleiteten Wassers erfüllte die kühle Luft. Rote Algenflecken tröpfelten wie dunkles Blut die Steilwand herunter.

Die Ältesten der Zenschiiten hatten sich in ihre Behausungen in den Klippen zurückgezogen. Die Fanatiker leugneten störrisch, dass sie sich in irgendeiner Gefahr befanden, obwohl Xavier ihnen Bilder von der Roboterarmee gezeigt hatte, die auf ihre heilige Stadt zumarschierte. »Schauen Sie mit eigenen Augen. Die Maschinen werden Sie vernichten.«

Mit Stacheln besetzte Roboter schritten über Ackerland entlang des Flusskanals, begleitet von knirschenden, schwer gerüsteten Fahrzeugen auf Raupenketten. Ginaz-Söldner, die wie einheimische Bauern gekleidet waren, provozierten die Roboter, Explosivgeschosse abzufeuern, und gingen dann schnell in Deckung. Die Roboterarmee wich nie von ihrer Route ab und rückte weiter auf das verwundbare Darits zu.

Als er die Bilder betrachtete, runzelte der Älteste Rhengalid sorgenvoll die Stirn, dann schob er sein bärtiges Kinn vor. »Wir haben hier nichts, das die Maschinen begehren könnten. Bald werden sie es erkennen und uns in Ruhe lassen.«

Doch Xavier hatte bereits zweimal die totale Verwüstung gesehen, die die Denkmaschinen verursachen konnten – in Zimia und auf Giedi Primus, wo er Serena verloren hatte. Er war auch bei den Massakern auf Ellram, in der Peridot-Kolonie und

auf Bellos dabei gewesen. Er wusste, dass Omnius IV Anbus erobern wollte, weil der Planet ein wichtiger Trittstein auf dem Weg nach Salusa Secundus war. Den Robotern wäre es egal, ob die zenschiitischen Bewohner überlebten oder starben.

Weil er wusste, dass er drauf und dran war, den Mann vor Zorn und Enttäuschung anzuschnauzen, schickte Xavier den halsstarrigen Anführer davon. »Ich habe alles in meiner Macht Stehende getan, um Ihnen zu helfen, Ältester, doch ich habe keine Zeit mehr, weiter darüber zu diskutieren. Sie können gerne Ihre Sutras rezitieren, wenn Sie glauben, dass Sie das vor dem Feind retten wird, aber stören Sie mich nicht bei meiner Arbeit.«

Vereinzelte Berichte kamen von den Ginaz-Söldnern herein. Auch wenn die Kämpfer keine besseren Waffen bei sich trugen, als die Zenschiiten verwendet hätten, erwiesen sich die Söldner als bemerkenswert erfolgreich. Sie eliminierten doppelt so viele Maschinen wie erwartet. Die Trümmer von Kampfrobotern säumten ihren Weg. Xavier befürchtete, die Ginaz-Kommandos würden so viel Schaden anrichten, dass die Denkmaschinen argwöhnisch wurden und sich zurückzogen.

Dennoch erreichten die Roboter bald die erste der beiden Siedlungen, in denen Fallen errichtet worden waren.

Der Primero kehrte zurück, um sich die letzten Meldungen der unabhängigen Guerillas und Djihad-Streitkräfte in den zwei besetzten Siedlungen zu anzuhören. »Tercero Tantor, geben Sie mir einen Statusbericht. Die Söldner berichten, dass die Maschinen auf dem Weg zu Ihnen sind.« Xavier hoffte, Rhengalids Einwände würden in dessen Mund zu Staub zerfallen, wenn er die wahre Bedrohung durch die monströse Maschinenarmee sah.

Aus der ersten Ortschaft antwortete Vergyl mit sich überschlagender Stimme. »Primero Harkonnen, wir haben ein schweres Problem!«

»Was haben die Maschinen getan?«

»Nicht die Maschinen – die Einwohner. Über Nacht haben sie uns vergiftet ... unser Waffenarsenal sabotiert, die Energiezellen beschädigt. Meine Männer sind handlungsunfähig. Keines unserer Geschütze funktioniert. Die Zenschiiten haben alles zerstört!«

Xavier verspürte schleichende, nackte Angst. Er rang mit Zorn und Abscheu, als der Bericht des zweiten Kontingents hereinkam. »Hier spricht Tercero Hondu Cregh. Die Dorfbewohner haben auch uns betäubt, dann die Energiekabel zerschnitten, Batterien gestohlen, die Zielvorrichtungen verbogen. Es war mein Fehler ... aber wir ...« Er hustete. »Wir waren gekommen, um diese Menschen zu beschützen. Jetzt können wir nicht einen einzigen Schuss abfeuern.«

Vergyl unterbrach ihn mit angespannter und benommener Stimme. »Xavier, die Maschinen kommen mit großem Tempo auf uns zu. Wie lauten deine Befehle? Was sollen wir tun?«

Xavier schäumte vor kaum gebändigter Wut und ging hektisch auf und ab. Er wollte Rhengalid anschreien, doch das hätte niemandem genützt.

Er konnte nicht zulassen, dass seinem kleinen Bruder etwas geschah, und erst recht nicht, wenn er Menschen half. »Tercero Tantor, Tercero Cregh«, bellte er zurück, »Sie werden sich augenblicklich zurückziehen. Sie werden ausgelöscht werden, wenn Sie sich bemerkbar machen.«

Xavier presste die Kiefer zusammen, bis seine Zähne schmerzten, während er seinen Verstand nach einer anderen Lösung durchwühlte. Die Zeit lief ihm davon. Die Maschinenarmee rückte unerbittlich vor – und nun war sein sorgfältig vorbereiteter Hinterhalt, die einzige Möglichkeit für einen sauberen und entscheidenden Sieg, von diesen hirnlosen religiösen Fanatikern vereitelt worden.

Vor Jahren hatten buddhislamische Sklaven auf Poritrin die neu installierten Schildgeneratoren der Liga-Armada sabotiert, sodass die Soldaten blind in den Tod marschiert wären, hätte Xavier den Verrat nicht rechtzeitig entdeckt.

Und nun hatten diese Zenschiiten von IV Anbus durch ihre frömmlerische Halsstarrigkeit einen weiteren Verrat gegen die Armee des Djihad begangen.

Xavier atmete tief durch. Er erinnerte sich nur zu deutlich daran, dass diese bösartigen Maschinen seinen Sohn ermordet hatten, den er nie gesehen hatte. »Wir werden den Sieg auf die harte Tour erringen, wenn die Zenschiiten es so wollen«, teilte er über die Komverbindung allen Soldaten mit. Kalte Luft pfiff

durch seine Zähne. »Ich werde diesen Planeten niemals an Omnius ausliefern ... ganz gleich, zu welchem Preis.«

Vergyl klang erschrocken, aber er schien seinen Optimismus nicht ganz verloren zu haben. »Xavier, vielleicht kann ich ein paar unserer Waffen reparieren. Wir können die Denkmaschinen verfolgen, sie angreifen.«

Zon Noret mischte sich ein und sprach für die Söldner. »Geben Sie uns diese Waffen, Primero. Sie haben gesehen, wie viel wir schon mit dem wenigen vollbracht haben, das wir aus den örtlichen Beständen zusammengekratzt haben. Wir werden es versuchen.«

»Das wäre eine Vergeudung unserer Kräfte. Sie könnten nicht das vollbringen, was wir brauchen. Ziehen Sie sich zurück und retten Sie so viel militärische Ausrüstung, wie Sie fortschaffen können. Vielleicht benötigen wir sie irgendwann – aber nicht jetzt. Ich habe andere Pläne.« Er blickte in die lange Schlucht; die Maschinenarmee konnte nicht mehr fern sein. »Alle Söldner melden sich so schnell wie möglich in Darits zurück. Zon Noret, wenn ich mich recht entsinne, haben Sie eine spezielle Sprengausbildung. Ich brauche Ihre ... besonderen Fähigkeiten.«

Er schaute zu dem gigantischen Damm hoch, der von den Zenschiiten erbaut worden war, um das Wasser zu stauen und die Fluten zu kontrollieren. Wenn diese Menschen eine so komplizierte Anlage errichten konnten, weshalb schafften sie es dann nicht, sich einem offensichtlichen Feind entgegenzustellen?

Tercero Cregh meldete sich aus dem zweiten Dorf. »Primero, die Maschinentruppen sind gerade an uns vorübergezogen. Keine Verluste.«

»Vorläufig interessieren sich die Roboter nicht für Sie. Wenn sie aber einmal das Netzwerk und die Infrastruktur von Darits übernommen und ihre eigenen Substationen errichtet haben, werden sie sich die Zeit nehmen, um zurückzukommen und alle umliegenden Dörfer zu vernichten.« Er bemühte sich, nicht laut loszufluchen. »Können Sie abschätzen, wann die Maschinen Darits erreichen werden?«

»In maximal zwei Stunden, Primero.«

»Wir werden bereit sein.« Xavier schaltete die Komverbindung ab und wandte sich an einen Soldaten. Er hatte keine ande-

re Wahl, als rigoros zu handeln. Dafür hatten die Zenschiiten gesorgt. »Suchen Sie Rhengalid. Sagen Sie ihm, seine Leute haben weniger als zwei Stunden Zeit, die Stadt zu evakuieren. Machen Sie ihm klar, dass ich keine zweite Warnung aussprechen werde.«

* * *

Die Ältesten der Zenschiiten standen im nebelfeuchten Hohlweg, der an der Felswand verlief, und verlangten zu wissen, was Xavier zu tun gedachte.

»Dies war nicht die Taktik, mit der ich die Denkmaschinen bekämpfen wollte, aber Sie lassen mir keine andere Wahl. Ich hätte meine Mission erfüllen und dabei Ihre Stadt und Ihr Volk retten können. Sie haben mir keine Alternative gelassen.«

Rhengalid reckte eine sehnige Faust in den Himmel. »Darits ist eine heilige Stadt, das Herz der zenschiitischen Religion. Hier bewahren wir heilige Texte auf, zahllose Reliquien, unersetzliche Artefakte.«

»Dann hätten Sie sie in Sicherheit bringen sollen, als Sie vor einer Stunde meine Warnung gehört haben.« Xavier ließ ihn gewaltsam entfernen. »Sagen Sie Ihrem Volk, dass es sich beeilen soll. Die Leute müssen nicht sterben.«

Während Wasserströme aus den Umleitungskanälen und Abflussschächten des Dammes tosten, erzählte er unbarmherzig die ganze Wahrheit. Er berichtete von der Zeit, als Omnius einen größeren Angriff auf die salusanische Hauptstadt Zimia gestartet hatte. Xavier hatte seine Streitkräfte zusammengezogen und die schwere Entscheidung getroffen, Holtzmans Schildgeneratoren unter allen Umständen zu schützen. Und er hatte die ganze Welt gerettet, obgleich es tausende Menschenleben und ganze Stadtviertel der schönen Metropole gekostet hatte. Nun hatte Xavier eine ähnliche Wahl für Darits getroffen – in einem noch größeren Maßstab.

In einer eiligen Beratung hatte er sich mit seinen Pionieren und Sprengstoffexperten getroffen, um die Anordnung von Sprengladungen zu besprechen. Der Damm war gut gebaut, doch seine Einsatzteams konnten die Schwachpunkte in der Struktur erkennen.

Zon Noret stand vor ihnen; Blut tropfte aus Wunden, die er sich im Nahkampf mit den Robotern zugezogen hatte. Er ignorierte die Verletzungen, er hatte eigenhändig Notverbände angelegt, um sich noch eine Weile handlungsfähig zu halten. »Wir brauchen mindestens zehn Ladungen, alle perfekt positioniert.«

»Wir könnten einfach Atomwaffen verwenden, Primero«, sagte einer der Pioniere. »Es wäre viel einfacher.«

Xavier schüttelte den Kopf. Er hatte genug atomare Zerstörung gesehen, als die Armada der Liga die Erde unfruchtbar gemacht hatte. »Ganz gleich, was diese Menschen getan haben, ich will ihnen noch eine Chance geben.«

Die drahtigen, furchtlosen Männer und Frauen aus Ginaz kletterten nach Norets Anweisungen in Rissen der großen Steinblöcke hinauf, die die verzierte Oberfläche des Damms bildeten. Sie positionierten Sprengkapseln hinter die kolossalen Skulpturen von Mohammed und Buddha.

Die Maschinenarmee marschierte weiter. Sie ignorierte die Ablenkung durch andere Dörfer, die sie besetzen würden, nachdem das Update von Omnius im Netzwerk von Darits installiert war. Xavier beabsichtigte jedoch, ihnen diese Beute vorzuenthalten und die Robotertruppen zu zerstören.

Einige Zenschiiten nahmen die Warnung ernst und flohen aus der Stadt, während andere sich weigerten, auf irgendetwas zu hören, das die Ungläubigen sagten. Zerrissen von der fürchterlichen Entscheidung, die zu fällen er gezwungen worden war, beobachtete Xavier den Strom der Flüchtlinge. Er hatte in seinem Leben schon so viel Tod gesehen.

Ich kann nicht jene retten, die darauf bestehen, sich zu Märtyrern zu machen.

Doch er spürte die Tränen in seinen Augen brennen. *Welch eine Verschwendung! Für wen opfern sie sich? Omnius wird nicht beeindruckt sein, und ich bin es genauso wenig.*

Vorian Atreides meldete sich großspurig von seinem Flaggschiff im Orbit. »Gute Neuigkeiten, Xavier. Ich bin hier oben fast fertig. Wir sind bereit, es mit der Raumflotte aufzunehmen.«

»Ausgezeichnet – denn die Denkmaschinen haben uns fast erreicht.« Er unterbrach die Komverbindung und überließ sei-

nem Kollegen die Vorbereitungen zur zweiten Phase, die – theoretisch – die Reste der Maschinenflotte von IV Anbus vertreiben würde.

Augenblicke später traf die furchteinflößende Roboterarmee am fernen Ende der Schlucht ein, eine unheilvolle Ansammlung unerbittlicher mechanischer Macht. Xavier wünschte sich nichts anderes, als sie zu zerstören.

Selbst die fronterfahrenen Kämpfer schrien vor Entsetzen, doch Xavier winkte ihnen beruhigend zu. »Wir kämpfen für die Ehre und eine gerechte Sache! Wir sind Soldaten in der Armee des Djihad.« Er befahl seinen Söldnern und Djihadis, sich in Sicherheit zu bringen. Zon Noret entfernte sich stolpernd; er wäre fast zusammengebrochen. Mehr Blut war aus seinen tiefen Wunden gesickert, doch er wehrte die Hilfe ab, die ihm einer von Xaviers Soldaten anbot.

Die Maschinen setzten ihren Vormarsch fort. Offenbar waren sie davon überzeugt, dass sie die letzte Verteidigungslinie der Menschen durchbrochen hatten. Xavier wartete ... und wartete. Schweiß lief ihm über die Schläfen in die Augenwinkel.

Wir haben die Kraft der Natur auf unserer Seite, und sie ist ein mächtiger Verbündeter. Das Wasser wird den Rest der Arbeit für uns übernehmen.

Die letzten Ginaz-Kommandotrupps kletterten die Schluchtwand hinauf, um aus dem unmittelbaren Bereich der angebrachten Sprengladungen zu kommen. Noret blieb trotz seiner Verletzungen auf den Beinen und folgte seinen Söldnern. Sonnenlicht schimmerte auf den Metallhüllen der abscheulichen Kampfroboter.

»Dies ist eine Welt, die Omnius *nicht* erobern wird«, sagte Xavier mit tiefer und bedrohlicher Stimme. Dann hob er den Kopf und öffnete den Mund zu einem Schrei. »Du wirst diesen Planeten nicht bekommen!«

Er zündete die Sprengladungen selbst.

Eine Serie von Detonationen grollte wie Donner, als die Schallwellen von den nahen Schluchtwänden gefangen und verstärkt wurden. Die Explosionen trafen verwundbare Punkte, hämmerten auf sie ein und setzen sich durch den mächtigen Damm fort.

Nachdem die Struktur nachhaltig beschädigt war, stieß die ungeheure Kraft des gefesselten Wassers durch wachsende Brüche, gewann an Stärke und verursachte exponentielle Steigerungen der Schäden. Gischtendes Wasser und schwere Trümmer schossen wie aus Hochdruckdüsen heraus.

Wasser drängte sich durch die Risse wie eine kosmische Stampede. Die riesigen Statuen von Buddha und Mohammed wankten, als würden sie sich in einem trunkenen Tanz winden. Dann zerbrachen und stürzten sie. Schließlich barst der ganze Damm mit gewaltigem Dröhnen. Der Schutzwall, die zyklopischen Skulpturen und hausgroße Trümmer wälzten sich mit der titanischen Kraft eines entfesselten Flusses voran.

Diese Waffe war selbst für die Denkmaschinen viel zu mächtig.

Die maschinellen Invasoren zögerten, als ihre Sensoren ihnen die herankommende Wasserwand anzeigten. Sie analysierten die Information und versuchten sich zurückzuziehen. Aber sie waren viel zu langsam. Der flüssige Vorschlaghammer zerschmetterte sie. Er wirbelte selbst die am stärksten gepanzerten Körper davon wie Blätter in einem Sturm.

Das befreite Wasser riss ebenso die Bauten in den geschützten Höhlen heraus. Die heilige Stadt Darits wurde fortgeschwemmt, zusammen mit den nicht geretteten Reliquien und allen zenschiitischen Einwohnern, die sich geweigert hatten, die Stadt zu verlassen.

Xavier Harkonnen stand am Rand der Schlucht, in sicherer Entfernung vom tosenden Ausbruch des Wassers, und beobachtete mit grimmiger Miene das Geschehen. Er konnte die frische nasse Erde und das schäumende Wasser riechen, als das Reservoir sich vollends mit einem großen, schlammbeladenen Schwall leerte. Stromabwärts würde die Flut die Ernte und die Siedlungen auslöschen.

Ich hätte jede andere Taktik bevorzugt. Doch sie haben mir keine Wahl gelassen.

* * *

Nachdem die Maschinen fortgespült waren und die Wasserwand weiter die Schlucht hinabjagte, trafen Djihad-Shuttles ein, um die wieder formierten Kräfte aufzunehmen. Während

Xavier die Ginaz-Söldner und seine verbliebenen Soldaten über der Schlucht versammelte, schrien und jubelten tausende Kämpfer, um ihren großen Sieg zu feiern.

Im Gegensatz zu ihnen wirkten die überlebenden Zenschiiten entsetzt und erschüttert, die Augen ungläubig aufgerissen. Rhengalid, dessen Gesicht mit Dreck beschmiert war, zeigte mit einem anklagenden Finger auf Xavier.

»Ich verfluche dich! Du hast unsere heilige Stadt zerstört, unsere heiligen Reliquien und tausende unseres Volkes. Möge der Zorn Gottes für eine Million Jahre über dich und deine Nachfahren kommen!«

Das Wasser dröhnte weiter durch die Schlucht und breitete sich aus, wo das Gelände ebener wurde. Die letzten Brocken des zerfallenden Damms brachen von den Verankerungen in der Felsenwand, und das gewaltige Reservoir leerte sich. Einige Fischerboote waren in die Stromschnellen getrieben worden, wo der Strom sie zerschmettert hatte.

»Sie werden eine gesamte Stadt neu aufbauen müssen.« Xavier sah Rhengalid mit wenig Sympathie an. »Doch Sie können das nur tun, weil Sie am Leben sind – und weil Sie *frei* sind.«

14

Geheimnisse gebären neue Geheimnisse.

Sprichwort von Arrakis

Nachdem Agamemnon und seine Titanen auf getrennte Missionen ausgesandt worden waren, wirkte Corrin wieder friedlich und effizient.

Obwohl die Denkmaschinen über jeden Knotenpunkt des weitläufigen Netzwerks des Allgeistes kommunizieren konnten, erhielt Erasmus von Omnius den Befehl, sich für ein Treffen zum Zentralturm von Corrin zu begeben.

Jedes Mal, wenn Erasmus das große nadelförmige Gebäude aus Flussmetall sah, passte der Turm sein Aussehen an die jeweiligen Launen von Omnius an. Das mechanische Gebilde mit den Schiebewänden, Plazfenstern und verstellbaren Böden schien selbst lebendig zu sein. Der Kern des Allgeists bewegte sich durch das Labyrinth von der Spitze des Turmes bis zu den unterirdischen Kammern.

Erasmus konnte die Mimik seines beweglichen Metallgesichts wechseln, doch der Corrin-Omnius konnte ganze Gebäudestrukturen verändern – und tat dies auch. Soweit der autonome Roboter wusste, gab sich keine der anderen Omnius-Kopien solchen Launen hin. Es ließ den herrschenden Computer beinahe ... exzentrisch erscheinen.

Als er eintraf, nahm Erasmus gehorsam einen schnellen Aufzug zum siebten Stock des Flussmetallturms, wo er in einen kleinen fensterlosen Raum hinaustrat. Nachdem sich die metallischen Türen nahtlos hinter ihm geschlossen hatten, konnten seine optischen Fasern keine Öffnungen in den Wänden oder der Decke mehr erkennen. Er fragte sich, ob der Allgeist ihn einzuschüchtern versuchte.

Entwickelte dieser spezielle Omnius – der Allgeist auf der strategisch zentralen Maschinenwelt – Gefühle und Verschrobenheiten? Hielt sich der Corrin-Omnius den anderen für überlegen? In

der Vergangenheit hatte der neugierige Roboter versucht, sondierende Fragen in dieser Hinsicht zu stellen, doch der Allgeist hatte sich beharrlich geweigert, darauf zu antworten.

Der hochentwickelte Computer hatte seine Eigenarten und Neigungen – und ein ausgeprägtes Ego, obwohl Omnius diese Anschuldigung zurückgewiesen hätte. Der unabhängige Roboter fand es interessant. Omnius schien ein Programm entwickelt zu haben, das ihn impulsiver und unvorhersehbarer machen sollte, ähnlich wie die Menschen, deren unberechenbares Verhalten den Maschinen auf vielen Schlachtfeldern zum Verderben geworden war.

»Heute werden wir über Religion sprechen, Erasmus«, verkündete der Allgeist durch unsichtbare Lautsprecher, die den Anschein erweckten, als wäre er überall. »Strecke eine Hand aus, die Handfläche nach oben.«

Als der Roboter es tat, fiel eine metallene Gelsphärenkopie von Omnius aus einem Deckenfach in seine Hand. Eine unvorstellbare Menge von Informationen in einer winzigen, leichtgewichtigen silbrigen Kugel. Und so viel mehr, das nicht da war, vor allem die Eigenschaft einer »Seele«, nach der Erasmus strebte, sowie andere schwer zu fassende Aspekte der menschlichen Beschaffenheit.

»Versorge mich bitte mit allen relevanten Daten zu dem Thema, bevor wir beginnen«, sagte Omnius.

Erasmus hatte die menschliche Spezies über viele Jahrhunderte beobachtet und Experimente durchgeführt. Dadurch hatte er seinen bereits umfassenden Datenbanken ungeheure Mengen an Informationen hinzugefügt. Obwohl der unabhängige Roboter oft angeboten hatte, all diese Daten zu überspielen, hatte Omnius nur wenig Interesse an diesen Studien gezeigt. Bis jetzt. »Weshalb willst du etwas über Religion wissen? Das ist ein ungewöhnliches Thema für dich.«

»Für mich sind die so genannten spirituellen oder religiösen Glaubensrichtungen ein unbegreifliches menschliches Verhaltensmuster. Doch nun erkenne ich, dass Religion als Waffe gegen mich verwendet wird. Deshalb muss ich sie analysieren.«

Für eine effiziente Datenübertragung setzte Erasmus die Omniuskopie in einen Port an der Seite seines Körpers und

übertrug die Daten, die der Allgeist angefordert hatte. Dann holte er die Sphäre wieder heraus.

Omnius brauchte einen Augenblick, um die Daten zu verarbeiten. »Interessant. Es gibt viele Arten von Religion, doch die Glaubensbekenntnisse mit den stärksten emotionalen Komponenten scheinen sich auf die Existenz eines Höchsten Wesens oder eine führende Kraft zu gründen. Ist das der bedeutendste Glaube der Menschen?«

»Ich untersuche die Angelegenheit noch, Omnius. In Glaubensfragen ist nur wenig sicher. Menschen stellen Glauben und Wunschdenken über Logik und klare Fakten.«

»Welchen Sinn haben deine Experimente, wenn du nicht mit konkreten Antworten aufwarten kannst?«

»Was das menschliche Verhalten betrifft, ist es bereits schwierig, konkrete Fragen zu formulieren. Wie auch immer, meine Absicht ist es, bestimmte Richtlinien und Verallgemeinerungen zu etablieren, die sich als nützlich erweisen könnten.«

Die silberne Sphäre drehte sich auf Erasmus' Handfläche und erzeugte Wärme. »Und ihre Religionen? Sind diese Daten alles, was du darüber weißt?«

»Ich habe dir eine geschichtliche Zusammenfassung gegeben, die aus dem besteht, was meine gefangenen Menschen mir über die Kirchen, Synagogen, Moscheen und Heiligtümer ihrer Völker erzählt haben, und wie die ursprünglichen Glaubensrichtungen sich in ihre heutigen Ausprägungen aufgeteilt oder verwandelt haben. Wenn du willst, kann ich dir alle erfassten Planeten mit sämtlichen bekannten religiösen Zugehörigkeiten auflisten.«

»Unnötig.« Omnius' Stimme wurde lauter. »Warum bezeichnen sie ihre Maßnahmen gegen mich als *Djihad*, als heiligen Krieg? Ich bin ein Computer. Wie kann ich mit ihren Religionen verbunden sein?«

»Aus Bequemlichkeit haben sie dich mit einer bösen Kraft in Verbindung gebracht, die in vielen ihrer heiligen Texte personifiziert ist. Sie bezeichnen dich als Dämon, und dadurch können sie verkünden, dass du der Feind des jeweiligen Höchsten Wesens bist, das sie verehren. Damit verändert sich die Auseinandersetzung von einer politischen Angelegenheit zu einem religiösen Kampf.«

»Und was ist der Vorteil dieser Assoziationen?«

»Sie ermöglichen es, dass Emotionen die Leitung übernehmen, statt der Logik, nach der wir handeln. Menschen neigen zu irrationalen Handlungen, weil ihre Religionen ihnen die moralische Rechtfertigung dazu geben. Für sie wird unser Konflikt zu mehr als einem Krieg – zu einem heiligen Unternehmen von höchster Ordnung.«

Erasmus spürte ein Prickeln in der Hand, als die Sphäre in Höchstgeschwindigkeit Informationen durch ihre Datenbanken schleuste. »Könnte ihr Gott eine Form von organischem Leben sein, die höher entwickelt ist als sie selbst?«, fragte Omnius.

»Welchen Gott meinst du? Den Gott der Navachristenheit? Des Buddhislam? Die deislamische Kraft? Den panhinduistischen Herrn des Siebten Kreises? Ich begreife die Unterschiede nicht gut genug. Sie könnten einfach verzerrte Manifestationen derselben Gottheit sein, verwischt von der Zeit und falschen Berichten. Oder es sind vollkommen unterschiedliche Götter.«

»Deine Antworten sind äußerst unbestimmt«, sagte Omnius.

»Exakt. Die Gläubigen halten Gott für eine vergeistigte Lebensform, obwohl die meisten wichtigen Religionsgemeinschaften Geschichten über ihre Gottheiten kennen, in denen sie menschliche Inkarnationen annehmen.«

»Lächerlich.«

Erasmus wägte seine Worte ab, bevor er antwortete. »Du bist vielleicht ein Gott der Maschinen, Omnius.«

»Weshalb stelle ich dann solche Fragen?« Der Allgeist klang tatsächlich frustriert. »Wenn ich Gott wäre, würde ich dann nicht alles *wissen*?«

Die Bemerkung deckte sich mit Erasmus' eigenen Überlegungen, dass das Maschinenwissen, das in Omnius' Datenbanken enthalten war, nicht vollständig war. Er hielt inne, um nachzudenken. Hatte der Allgeist die ganze Zeit mit ihm gespielt? Hatte Omnius sich alle Daten zu seinen Untersuchungen der menschlichen Natur einverleibt?

Liest Omnius in genau diesem Augenblick meine Gedanken?

»Jahrzehntelang hast du eine Gruppe von Menschen wie Tiere in Pferchen gehalten, und keiner von ihnen hat irgendeine religiöse Unterweisung erhalten.« Die silberne Sphäre erhob

sich in die Luft, erreichte die Decke und rollte dort an der gestaltlosen weißen Oberfläche herum, als ob sich die Schwerkraft verkehrt hätte. »Was glauben die Menschen in deinen Pferchen über Gott?«

»Natürlich haben sie einen primitiveren Glauben entwickelt. Einige haben sich Geschichten über ein Höchstes Wesen ausgedacht, doch die meisten sind überzeugt, dass sie von einer solchen Gottheit im Stich gelassen wurden. Die Religion könnte lediglich ein sozialer Aspekt der Menschheit sein, und wenn die sozialen Gefüge zerstört werden, schwinden solche Glaubenssysteme.«

Die Gelsphäre sauste über eine Deckenfläche, dann glitt sie eine Wand hinab, rollte über den Boden und zwischen Erasmus' Beinen hindurch, dann stieg sie wieder nach oben. »Ist es möglich, dass du das Fachgebiet der Religion in deinen Untersuchungen vermieden hast, weil es zu kompliziert und unlogisch ist?«

»Ich habe die Sache nicht bis ins Kleinste untersucht, Omnius. Viele andere Wege des menschlichen Verhaltens haben mich in Beschlag genommen. Der Glaube ist nur ein unbedeutender Gesichtspunkt des menschlichen Wesens. Aus meinen Beobachtungen würde ich schließen, dass Menschen entweder Agnostiker oder Atheisten sind, bis sie extremem Schmerz oder Stress ausgesetzt werden. Solches Verhalten zieht sich zyklisch durch ihre Geschichte, es kommt und geht wie eine Gezeitenfolge der menschlichen Angelegenheiten. Religiöser Glaube ist derzeit gerade im Aufschwung, und der Djihad ist sein Katalysator.«

»Ist das Bedürfnis nach Religion ein angeborenes menschliches Wesensmerkmal? Vielleicht warst du bezüglich ihres wesentlichen Kerns blind, indem du ihre Spiritualität nicht beachtet hast?«

»Ich habe tausende von ihnen gefoltert, und sehr wenige haben über Gott gesprochen – außer zu fragen, warum Er sie im Stich gelassen hat. Doch ich zweifle nicht daran, dass sogar jetzt, wenn Xerxes die rebellische Bevölkerung von Ix dezimiert, die wimmernden Opfer mit ihren letzten Atemzügen Gebete ausstoßen, auch wenn sie genau wissen, dass es letztlich nutzlos ist.«

Es gab zwar keine Neuigkeiten von Ix, doch der Titan hatte eindeutige Befehle erhalten. Xerxes war durchaus in der Lage, ein brutales Gemetzel zu veranstalten. Die wenigen Überlebenden von Ix würden nie wieder den Unsinn einer Rebellion in Betracht ziehen.

»Ich begreife immer noch nicht das eigentliche Konzept der Religion«, sagte Omnius. »Welchem Zweck dient sie? Sie scheint ein eingebildeter Leistungsansporn zu sein, der gesellschaftlich akzeptables Verhalten kontrollieren soll.«

»Glauben zu verstehen«, erwiderte Erasmus zögernd, »ist, als würde man versuchen, einen nassen, moosbewachsenen Felsen in den Händen zu halten. Es ist ein festes, materielles Objekt, jedoch schlüpfrig und sehr schwer zu greifen.«

»Erkläre es mir.«

»Die religiöse Erfahrung ist für alle Menschen unterschiedlich, selbst wenn sie demselben Glaubenssystem angehören. Jedes Individuum scheint sich auf andere Aspekte zu konzentrieren. Es gibt Nuancen, feine Abweichungen – genauso wie die menschliche Emotion der Liebe für zwei Menschen niemals dieselbe ist.«

»Aber warum?«

Während Erasmus nachdenklich dastand, flitzte Omnius immer schneller um den Raum herum, die Wände hinauf, die Decke entlang, die Wände herunter, über den Boden. Schließlich erschienen duplizierte Gelsphären, Dutzende von Omnius-Kopien. Wie Geschosse rasten sie in Höchstgeschwindigkeit in alle Richtungen, verfehlten Erasmus knapp und stießen ständig ein einziges, sich überlappendes Wort aus: »Warum? Warum? Warum?«

Unvermittelt schossen die Sphären davon, und Stille kehrte in den versiegelten Raum hoch im Zentralturm zurück. Die Tür öffnete sich hinter Erasmus. Gehorsam trat er in den Aufzug und ging.

* * *

Zurück in seiner Villa auf Corrin gestand sich Erasmus die Möglichkeit ein, dass er dem Gebiet der Religion tatsächlich nicht genügend Aufmerksamkeit gewidmet hatte, wie Omnius behaup-

tete. Wenn dem so war, konnte er es nicht länger vermeiden. Er war besessen gewesen von der menschlichen Kreativität und ihren Äußerungen in verschieden Kunstformen. Doch woher kam die Inspiration? Von einer höheren Quelle? Möglicherweise hatten seine versklavte Menschen ihre Religiosität erfolgreich vor ihm verborgen – vielleicht sogar unbewusst. Und das deutete darauf hin, dass sie sie genauso vor sich selbst versteckten.

Erasmus stand auf einer Veranda und blickte auf die Pferche. Er beobachtete die schmutzigen Menschen, wie sie in ihren überfüllten, verwahrlosten Umzäunungen umherliefen. Wenn Iblis Ginjo oder Serena Butler herausgefunden hatten, wie man diesen Motor tief in der menschlichen Psyche auf Touren brachte, wäre das eine Erklärung für die religiöse Leidenschaft, die zu diesem Kriegsfieber führte.

Erfüllt von erneuerter Entschlossenheit begab sich der Roboter auf eine neue intellektuelle Suche. Welche Macht stand hinter der Religion? War sie eine Waffe, die die Maschinen wirklich nicht handhaben konnten? Während sich Erasmus wenig um die Einzelheiten des galaktischen Djihad kümmerte, musste er dieses Projekt für seine persönliche Entwicklung voranbringen ...

Omnius gab Erasmus Zugang zu Unmengen von gedruckten und elektronischen Büchern, die in alten menschlichen Bibliotheken und Siedlungen auf eroberten Synchronisierten Welten konfisziert worden waren. Der unabhängige Roboter lud sie nun in seine eigenen Datenbanken.

Während er das tat, dachte Erasmus an die Kogitoren und die vielen Informationen in ihren uralten Gehirnen. Wenn es einen Kogitor auf Corrin gegeben hätte, hätte ein solches Gehirn ihm interessante Erkenntnisse verschaffen können. Auf der Erde hatte Erasmus gelegentlich mit dem Kogitor Eklo gesprochen, doch Eklo war in der menschlichen Revolte umgekommen.

Mit maschineller Präzision rief der Roboter sich bewusst jedes Wort in Erinnerung, das Eklo mit ihm gewechselt hatte. Er ging alle Gespräche in allen Einzelheiten durch und kam zu einem beunruhigenden Schluss: Der vermeintlich neutrale Kogitor hatte irgendetwas vor ihm verborgen – und die ganze Zeit über die Menschen beschützt.

15

Bedauerlicherweise werden einige Kriege von der Seite gewonnen, die in religiöser Hinsicht die fanatischste ist. Die siegreichen Führer machen sich die heilige Energie eines kollektiven Irrsinn nutzbar.

Kogitorin Kwyna,
Die Kunst der Aggression

Ein leichter Nachmittagsregen ging auf den Regierungsplatz nieder, als Iblis Ginjo zum Parlamentsgebäude eilte. Ein halbes Dutzend Djipol-Mitarbeiter folgte ihm, ohne sich um Schutz vor dem Wetter zu sorgen. In verschiedenen Ecken glitzerten Statuen und Heiligtümer für die Märtyrer des Djihad im Nieselregen und gelben Licht.

Während er die breiten Stufen hinaufhastete, täuschte der Große Patriarch Überraschung vor, als er auf vier Mönche in safranfarbenen Gewändern traf, die vorsichtig nach unten stiegen. Der Größte trug einen schweren Zylinder, der in Tücher gehüllt war, um ihn vor dem Regen zu schützen: Die Kogitorin Kwyna, die wie ein Vogel im Käfig transportiert wurde. Iblis hatte gewusst, dass sie hier sein würde, und es so arrangiert, dass er ihrem Gefolge »zufällig« begegnete.

Er gab seinen Leuten ein Zeichen, und sie verstellten den Sekundanten den Weg. »Ah! Wie wunderbar!«, rief Iblis aus. »Ich hatte darum gebeten, die Kogitorin zu sprechen. Ich bin mir sicher, dass wir viele Gedanken auszutauschen haben.« Er grinste, und heimlich sehnte er sich nach der Art von Kontakt, die er mit dem großen, brillanten Kogitor Eklo vor der schrecklichen Rebellion auf der Erde gehabt hatte.

Doch Iblis' gegenwärtige Arbeit war weitaus anspruchsvoller als seine früheren, unbeholfenen Anstrengungen, die Sklaven zu einem Aufstand gegen ihre Herren aufzustacheln. Er konnte die Aufgabe nicht selbst vollbringen, doch er war überzeugt, dass die Kogitorin ihm helfen konnte – wenn er Kwyna nur über-

zeugen konnte, ihren unermesslichen Verstand mit ihm zu teilen. Bislang jedoch war das uralte Philosophen-Gehirn zurückhaltend und reserviert geblieben, als wäre sie nicht bereit, die guten Gründe für Iblis' Handlungen einzusehen.

»Kwyna war beschäftigt«, antwortete der Sekundant, der den Konservierungsbehälter hielt. Eine wulstige Narbe verlief auf einer Gesichtsseite von der Schläfe bis zum Kinn. Regentropfen besprenkelten seine Robe.

»Natürlich, genauso, wie der Djihad mich beschäftigt hält. Aber wir stehen doch auf derselben Seite, nicht wahr? Wir sind Verbündete ... vielleicht sogar Kollegen.«

Mit dreister Vorfreude hob Iblis einen Teil des schützenden Tuchs, um das versiegelte Gefäß zu enthüllen, das ein rosafarbenes, in blauem Elektrafluid schwimmendes Gehirn enthielt. Die dicke Narbe des Mönchs zuckte, als er das Gesicht verzog, und seine dunklen Augen wurden hart. Doch er widersetzte sich dem Großen Patriarchen nicht.

»Kogitorin Kwyna?« Iblis sprach direkt zu Kwynas verschlossenem Behälter. »Warum treten wir nicht aus diesem lästigen Regen und gehen irgendwohin, wo wir reden können? Ich brauche Sie, damit Sie mich erleuchten.«

Kwynas körperloser Verstand war ein unermessliches Reservoir an Wissen und Verständnis, so wie es auch Eklos gewesen war. Vielleicht würde sie sich bereit erklären, ihn zu unterweisen, wenn er die Informationen auf die richtige Art verwendete. Iblis hatte eine Hand voll früherer esoterischer Offenbarungen der Kogitorin gelesen, und jetzt musste er sich vergewissern, dass seine Interpretationen ihrer Gedanken richtig waren.

Obwohl er Kwynas Verdruss über sein aufdringliches Interesse spüren konnte, sehnte er sich danach, der Kogitorin intellektuell näher zu sein, all dem wunderbaren Wissen und der Philosophie. Seine Stimme wurde dünn und begierig. »Bitte?«

»Warten Sie, Großer Patriarch.« Die Augen des narbigen Mönchs wurden glasig, als er mit dem ehrwürdigen Gehirn kommunizierte.

Der Sekundant, der den kalten, stärker fallenden Regen ignorierte, sprach mit rauer, kehliger Stimme, als die Kogitorin über ihn kommunizierte. »Großer Patriarch, Sie wollen mich über

Schriften und alte Texte befragen. Das spüre ich in Ihrer Stimme, in Ihren Handlungen und in jedem Ihrer Atemzüge.«

Iblis nickte beeindruckt. »Ich bin von den alten Muadru-Prophezeiungen fasziniert, weil sie auf unsere turbulenten Zeiten so erstaunlich zutreffen. Bei meiner Lektüre habe ich zahllose Rechtfertigungen für den Heiligen Krieg gegen die Denkmaschinen gefunden. Ihre eigenen Schriften und Reden haben mich inspiriert, viele tapfere Kämpfer auf unsere Schlachtfelder zu schicken.«

Die Kogitorin wirkte bestürzt. »Diese Gedanken hatten niemals eine Bedeutung für Ihren Djihad.«

»Sind gewisse Gedanken nicht zeitlos? Besonders Ihre, Kwyna?« Inzwischen hatte der prasselnde Regen jeden durchnässt. Einer der Djipol-Mitarbeiter gab dem Großen Patriarchen ein Tuch, mit dem er sich das Gesicht abtrocknete, während er fortfuhr. »In einem Ihrer Manifeste schrieben Sie über den kollektiven Irrsinn des Krieges, dass mit eindrucksvollen Täuschungen gearbeitet wird, um den Sieg zu erlangen. Ich habe versucht, dieses erhabene Ziel zu erreichen, für das Sie eintreten. Mit ein bisschen Erfolg, wie ich erfreut sagen darf. Doch nun möchte ich auf eine höhere Ebene gelangen.«

»Ich habe niemals eine solche Praxis befürwortet. Es war lediglich einer von vielen Gedanken, die ich als Beispiel anführte«, erwiderte Kwyna. »Sie haben meine Worte aus dem Zusammenhang gerissen. Haben Sie die ganze Schriftrolle gelesen, Iblis Ginjo? Ich glaube, sie ist mehrere Millionen Worte lang, und es kostete mich Jahrhunderte, sie zusammenzustellen.«

»Ich habe sie auf Ideen überflogen. Sie haben mich inspiriert.«

»Bedeutende Vorstellungen müssen in ihrer Gesamtheit aufgenommen werden. Versuchen Sie nicht, Schriften mit Scheuklappen zu interpretieren, um sie Ihren eigenen Zwecken anzupassen.«

Iblis wusste ganz genau, dass er sich selektiv aus ihren Schriften bedient und die Informationen manipuliert hatte. Doch er genoss das Gespräch mit Kwyna, sah es als intellektuelles Spiel, als Herausforderung, um zu sehen, wie gut er seinen Verstand mit einem der größten Geister der Geschichte messen konnte.

Es stillte sein Verlangen nach der Art von Anleitung, wie er sie unter Kogitor Eklo genossen hatte, bis zu seiner Vernichtung in den schrecklichen Aufständen auf der Erde.

Der Große Patriarch zitierte schnell aus mehreren »Endzeit«-Schriften, alten Muadru-Runensteinen und anderen Zeugnissen, die – sofern sie frei genug interpretiert wurden – verkündeten, dass die Menschheit ihr Paradies nur finden konnte, nachdem sie eintausend Jahre des Leidens erduldet hatte ... und wenn sie genügend Opfer brachte.

»Ich glaube, Ix ist eine Möglichkeit für uns, solche Opfer zu bringen. Meine Djihadis und Söldner sind bereit, den Preis zu zahlen. Wie auch das Volk von Ix.«

»Das Blut Unschuldiger war schon immer das Zahlungsmittel charismatischer Anführer«, sagte Kwyna durch die Stimme des Sekundanten. »Sie lesen aus Fragmenten und Artefakten, die bekanntlich unvollständig sind. Demgemäß gibt es Lücken in Ihrem Wissen, und Ihre Folgerungen könnten fehlerhaft sein.«

Mit plötzlichem Interesse hob Iblis die Augenbrauen. »Dann wissen Sie, wie der Rest der Botschaft lautet? Was steht auf den anderen Fragmenten?« Er wollte so viel geschriebene Munition, wie er bekommen konnte. Er musste eine Raserei auf neu erwachenden Planeten hervorrufen, die unterdrückten Menschen mit Versprechungen elektrisieren, dass ihre Zeit der Drangsal vorüber war.

»Sind Sie ein religiöser Mensch, Iblis Ginjo?«, fragte Kwyna nach einem Moment intensiver Stille.

Er wusste, dass er die uralte Philosophin nicht belügen konnte. »Religion passt zu meinem heiligen Ziel, der Menschheit zu helfen, sich gegen ihre Unterdrücker zu erheben.«

»Und haben Sie auf irgendeinen der zahlreichen Proteste gegen den Djihad gehört?«, sagte sie mit ihrer schaurigen, vom Mönch geliehenen Stimme. »Tun Sie es für die Menschheit, Großer Patriarch ... oder nur für sich selbst?«

»Vielleicht für nur eine Person«, antwortete Iblis gewandt. »Aber nicht für mich selbst. Nein, ich tue es für das unschuldige Kind von Serena Butler, dessen Ermordung durch die Hand einer gefühllosen Denkmaschine ich miterleben musste. Die Demonstranten sind kurzsichtig und unerheblich, während ich

selbst nur ein Werkzeug des Sieges bin. Wenn das Ziel erreicht ist, werde ich mit Freuden zur Seite treten.«

Über ihre Verbindung mit dem Sekundanten gab Kwyna ein eigenartiges Geräusch von sich. »Dann sind Sie ein höchst bewundernswerter – und ungewöhnlicher – Mann, Iblis Ginjo.«

Der Mönch zog das feuchte weiße Tuch herab, der den Konservierungsbehälter bedeckte, und beendete damit gewaltsam die Audienz. »Wir müssen zur Stadt der Introspektion zurückkehren, Großer Patriarch. Die ehrwürdige Philosophin darf nicht weiter gestört werden.«

Als würde er aus einer Trance erwachen, wurde sich Iblis der Menschen gewahr, die an ihm vorbei die regenglatten Stufen zum Parlamentsgebäude hinaufeilten. Er wollte mehr Zeit mit dem uralten Gehirn verbringen, um Rat und Weisungen zu erhalten, um seine strahlende Erleuchtung zu teilen – doch die Sekundanten in den safranfarbenen Roben hasteten davon.

Dann stellte er fest, dass er spät dran war. Serena Butler wollte sich mit einer weiteren inspirierenden Ansprache, die Iblis persönlich für sie geschrieben hatte, an das Plenum wenden. Ohne seine nasse Kleidung zu beachten, eilte der Große Patriarch hinein, um ihr zuzuhören. Obwohl höchste Sicherheitsvorkehrungen herrschten, musste er sich heute keine Gedanken über Gewalt oder Attentatsversuche machen.

Er hatte keine angeordnet.

* * *

Auf der Rednerbühne wirkte Serena Butler wie eine himmlische Vision. Sie war in ein erlesenes weißes Gewand gekleidet und trug glänzenden Rubat-Schmuck. Selbst ohne die Zier einer gelben Ringelblume am Aufschlag und einer goldenen Kette um den Hals sah sie überraschend kraftvoll und gesund für ihr fortgeschrittenes Alter aus. Bemerkenswert, wenn man in Betracht zog, dass sie sich weigerte, Aurelius Venports jugendverlängernde Melange zu sich zu nehmen.

Iblis beobachtete alles. Serena kam selten persönlich aus der Stadt der Introspektion, also war jede ihrer Reden zwangsläufig ein bedeutendes Ereignis.

Zwanzig befreite Menschen, Rebellen, die aus dem Schlachtfeld von Ix herausgeschmuggelt worden waren, saßen als Schaustücke in den vorderen Reihen. Sie starrten voller Ehrfurcht zur Priesterin hinauf. Dank Iblis' verstärkter Propaganda hatte jeder lebende Mensch – selbst in der dunkelsten Gefangenschaft auf Maschinenplaneten – von dieser Frau und ihrem zum Märtyrer gewordenen Kind gehört. Sie hatte sich zu einer hingebungsvollen Missionarin entwickelt, die unermüdlich arbeitete, um die Menschen gegen die abscheulichen Maschinen zu vereinen.

Als das Publikum verstummte, erhob sich Serenas melodische Stimme im Saal. »Viele von uns sind unmittelbare Zeugen der Tapferkeit, des Blutvergießens und der Opfer geworden, die nötig sind, die größte Verderbnis im Universum niederzuwerfen. Einige von Ihnen sind wahre Helden.«

Sie bat ein halbes Dutzend Männer und Frauen, sich zu erheben, und nannte jeden für seine tapferen und selbstlosen Taten beim Namen. Sie alle waren Zivilisten und hatten fürchterliche Schlachten überlebt. »Kommen Sie zu mir.« Serena winkte, und überall im großen Saal standen die Leute auf und applaudierten ihnen. Als die Flüchtlinge einer nach dem anderen vortraten, berührte die Priesterin sie wie bei einer Segnung am Kopf; Tränen liefen auf den Gesichtern herab, auch auf ihrem eigenen.

Serena erhob ihre Stimme herausfordernd und mit wütender Entschlossenheit. Tränen glitzerten auf ihren Wangen. »Ich habe etwas gesehen, was keine Mutter jemals sehen sollte: Mein schönes Kind wurde vor meinen Augen ermordet. Denken Sie an Ihre Babies und an meines. Ich bitte Sie, lassen Sie die Denkmaschinen dies nicht anderen Kindern antun.«

Als er ihrer meisterhaften Vortragsweise zuhörte, der perfekten Betonung und Diktion, spürte Iblis einen stolzen Schauder seine Wirbelsäule hinablaufen. Die Tränen waren eine ausgezeichnete letzte Note, und er zweifelte nicht, dass sie echt waren. Er hörte Serena die Formulierungen verwenden, die er geschrieben hatte, und nickte, als er ihre magische Wirkung auf das Publikum sah. Die Menschen waren hingerissen. Sie war eine ausgezeichnete Schülerin gewesen, seit er damit begonnen hatte, sie auf den Pfad des professionellen Fanatismus zu führen.

Zu Beginn war die junge Frau bereitwillig seinen Anweisungen gefolgt, um achtbare, edle Ziele zu erreichen. Doch nach den ersten Anzeichen, dass sie nicht mehr mit ihm übereinstimmte, hatte Iblis mögliche »Bedrohungen« für ihre Sicherheit erfunden, um sich die Rechtfertigung zu verschaffen, eine Gruppe seiner handverlesenen Seraphim zu ihren persönlichen Leibwächtern zu bestimmen.

Als Serena trotzdem immer unabhängiger geworden war, hatte er einen Attentatsversuch inszeniert, bei dem der »irregeleitete« Täter bequemerweise während der Verhaftung getötet worden war. Danach blieb Serena zu ihrem »Schutz« innerhalb der Mauern der Stadt der Introspektion, wo es ihm leichter fiel, ein Auge auf sie zu haben.

Er musste sicherstellen, dass Serena Butler sich niemals völlig sicher fühlte, sodass sie immer von ihm abhängig war.

Iblis entspannte sich, als er sah, dass alles unter Kontrolle war. Da seine Ankunft nicht bemerkt worden war, eilte er in einen Umkleideraum und zog sich trockene Sachen an. Bevor er den privaten Raum verlassen konnte, schlüpfte sein Djipol-Chef leise durch die Tür. »Großer Patriarch, es ist mir eine Freude, Ihnen mitzuteilen, dass unsere Arbeit mit Muñoza Chen nach Ihren Wünschen beendet wurde. Alles ist vorbereitet. Ein nette, saubere Lösung.«

Yorek Thurr war ein kleiner dunkelhäutiger Mann mit einem großen Schnauzbart und kahlem Kopf. Er trug ein dunkelgrünes Wams und spähte aus Schlitzaugen, die so stumpf und schwarz wie die eines Toten waren. Er war ein Meister mit der Garrotte, dem Stilett und verschiedenen anderen lautlosen Waffen. Zudem verfügte Thurr über die Fähigkeit, sich mit der größten Heimlichkeit zu bewegen – und als Djipol-Chef war er stets bereit, die Gebote des Großen Patriarchen zu befolgen. Es war gut, einen solchen Mann um sich zu haben.

Iblis gestattete sich ein Lächeln. »Ich wusste, dass ich mich auf Sie verlassen kann.«

Seit der Gründung der Djihad-Polizei hatte sich Thurr als wertvoller Informant erwiesen. Er enttarnte wirkliche Spione, unauffällige, doch sehr mächtige Menschen, die geheime Verbindungen zu den Synchronisierten Welten unterhielten. Ob-

wohl Iblis das Schreckgespenst ursprünglich nur als Buhmann aufgebaut hatte, um die Liga-Mitglieder zu verängstigen, hatte Thurr zu seinem Erstaunen immer tiefere Schichten des Verrats aufgedeckt. Dutzende bekannter Bürger wurden angeklagt und hingerichtet, was die paranoide Raserei der freien Menschen anwachsen ließ. Im gleichen Maß, wie die Djipol an Bedeutung gewann, war Thurr in der Hierarchie aufgestiegen und hatte schließlich die Leitung der Institution übernommen. Manchmal ängstigte er sogar den Großen Patriarchen.

Wegen ihrer ständigen Beschwerden und ihrem Widerstand hatte Iblis schon immer den Verdacht gehabt, dass Muñoza Chen eine Agentin der Denkmaschinen sein könnte. Weshalb sonst sollte sie gegen die eminent wichtige Arbeit des Djihad-Rats opponieren? Die Antwort schien offensichtlich. In dem Augenblick, als Chen beschlossen hatte, sich ihm entgegenzustellen, war ihre Lebenserwartung jäh gesunken. Jeder, der sich gegen den Djihad aussprach, war definitionsgemäß ein Verbündeter der Denkmaschinen. Alles passte zusammen.

Als Großer Patriarch trug er die Verantwortung für Billionen Menschenleben und hatte nicht die Zeit für Feinheiten. Um die Bewegung zu schützen und voranzubringen, musste er die Opposition effizient beschneiden. Die deutlichen Ergebnisse rechtfertigten alles, was er auf seinem Weg zu tun gezwungen war. Der Djihad lief nun seit Jahrzehnten und kam langsam in Fahrt. Trotzdem war er noch nicht weit genug oder schnell genug fortgeschritten, um Iblis zufrieden zu stellen.

Jeder, der offenkundig die Pläne des Großen Patriarchen durchkreuzte, wurde untersucht und geschickt eingekreist. Nachdem der ersten Großen Säuberungsaktion auch sieben Abgeordnete der Liga zum Opfer gefallen waren – seltsamerweise waren alle politische Gegner von Iblis oder hatten sich gegen ihn ausgesprochen –, vermuteten die Menschen unter jedem Bett einen Spion der Maschinen. Fünf Jahre später hatten weitere Säuberungen jeden Widerstand gegen Iblis ausgeräumt.

Nun gab es nur noch wenig innere Opposition, und dank des unauffälligen Wirkens der Djipol würde Muñoza Chen nicht mehr lange den Kreuzzug gegen die Maschinen behindern ...

Iblis trennte sich vom Djipol-Chef und ging zurück in den Versammlungssaal. Es wäre gut für ihn, wenn er gesehen würde, wie er Serenas Rede zuhörte. Als er eintrat, drang ihre leidenschaftliche Stimme durch den Saal wie Parfüm auf einer Brise. Sie hob die Arme zur Segnung und stand für einen langen, ergreifenden Augenblick reglos da, als würde sie eine Eingebung von oben erhalten. Dann sah sie direkt zu Iblis Ginjo und sagte: »Uns bleibt keine Zeit, uns vor den Pflichten der Menschheit zu drücken, und keine Zeit, uns auszuruhen – nur zu kämpfen!«

Während sie sprach, sprangen die Türen der Halle auf, und eine Gruppe Männer und Frauen marschierte herein. Sie trugen die leuchtenden grün-karmesinroten Uniformen des Djihad. Während das Publikum jubelte, füllte sich jeder verfügbare Raum in der Halle mit tausenden von neuen Freiwilligen, die bereit waren, ihr Leben für die Armee des Djihad zu opfern.

Serena glitt mit engelgleichen Bewegungen in ihre Mitte und weinte vor Dankbarkeit. Sie segnete alle und küsste viele im Bewusstsein, dass sie die meisten von ihnen in den Tod sandte. »Meine kämpfenden Djihadis!«

Iblis nickte zufrieden. Der Auftritt war zeitlich perfekt choreographiert gewesen, doch er hatte Serena erschüttert, als wäre es ein spontanes Ereignis gewesen. Die Idee war von ihr gekommen, während Iblis sich um die Einzelheiten der Präsentation gekümmert hatte.

Wir sind ein großartiges Gespann.

Doch während er beobachtete, wie die begabte Prinzessin die Menge bearbeitete, fand sich Iblis in einer Zwickmühle wieder. Er wollte, dass Serena es gut machte, er hatte sie sorgfältig ausgebildet – und nun gab sie die Vorstellung ihres Lebens.

Der Große Patriarch beschloss, sie in seinem eigenen Interesse genauer als je zuvor im Auge zu behalten. Er wollte nicht, dass sie zu viele eigene Gedanken hatte ... oder zu viel von sich selbst hielt.

16

Wir sind Narren, wenn wir glauben, dass der Kampf je enden wird. Ein besiegter Feind kann uns dazu verleiten, unsere Wachsamkeit zu verringern ... zu unserem ewigen Kummer.

Primero Xavier Harkonnen,
Vor-Ort-Kriegsberichte

Vor räkelte sich im Kommandosessel auf der Brücke des Flaggschiffs und studierte Satellitenbilder des durch die Schluchten von IV Anbus brausenden Wassers. Er schüttelte den Kopf. *Sieg durch eine völlige Katastrophe.* Er lächelte gequält. *Was kommt als Nächstes?*

Nach den Bodeneinsätzen waren Tercero Yergyl Tantor und die anderen Schlachtschiffkommandanten zu ihren Ballistas zurückgekehrt und hatten ihre Plätze an Bord wieder eingenommen. Sie bereiteten sich auf die Schlussphase vor, die im All stattfinden würde. Wenn alles nach Vors Plan verlief, würde Omnius' Flotte für immer von dieser schwer geschlagenen Welt vertrieben werden.

Vor wusste, dass Primero Harkonnens Shuttle bereits angedockt hatte und sein Freund auf dem Weg zu ihm war, und er grinste in Vorfreude. *Jetzt bin ich am Zug.* Er würde Xavier zeigen, auf welche Weise ein Sieg errungen werden sollte – durch List, nicht durch Zerstörung.

Sobald Xavier keuchend und zerzaust auf das Brückendeck trat, warf Vor ihm einen herausfordernden, leicht verschmitzten Blick zu. »Schau dir an, wie ich die Flotte der Denkmaschinen ohne einen so großen und unangenehmen Verlust an Menschenleben ausschalten werde.« Er gab den Befehl, und das Flaggschiff drängte sich nach vorn, um die Spitzenposition in der Djihad-Flotte einzunehmen.

Xavier zog die Finger wie einen Kamm durch sein rostbraunes Haar und glättete die grau gestreiften Schläfen. »Es hätte

keine Verluste geben müssen, Vorian. Einige Menschen wollten zu Märtyrern werden, obwohl sie eine andere Wahl hatten.« Sichtlich verstört versuchte er sich zu beruhigen, während er zusah. »Doch selbst wenn wir es geschafft hätten, ohne dass irgendjemand einen Kratzer abbekommen hätte, hätten sich die Zenschiiten dennoch über unsere Mühen beschwert.«

Vor stieß ein kurzes Lachen aus. »Wir machen das hier nicht, um Dankbarkeit zu ernten, mein Freund, sondern für die Zukunft der Menschheit.« Er drehte sich zu seiner Station um und sprach in ein Mikrofon. Seine Stimme wurde über die Komverbindung zu den Brücken aller fünf Ballistas übertragen. »Volle Energie auf die Holtzman-Schilde. Erhöhen Sie die orbitale Geschwindigkeit, sodass wir eine Stunde früher auf die Schlachtschiffe der Roboter treffen, als sie erwarten.«

»Das wird sie überraschen, Vor«, meldete Vergyl von seiner Brücke.

Xavier nahm einen offiziellen Tonfall an. »Denkmaschinen sind eher ... irritiert und nicht in der Lage, ihre Handlungen in einem angemessenen Zeitrahmen neu zu berechnen, Tercero Tantor. Dass ist nicht dasselbe wie eine emotionale Reaktion.«

»Wie dein kleiner Bruder sagte«, fügte Vor hinzu, »sie werden überrascht sein.«

Sein Gesicht auf dem Bildschirm machte den Eindruck, als hätte der dunkelhäutige junge Offizier mit den Folgen einer schleichenden Krankheit zu kämpfen. »Vergyl, du siehst aus, als könntest du nach der Mission Urlaub vertragen«, spöttelte Vor, während sie darauf warteten, dass die Djihad-Schiffe ihre Position einnahmen.

»Nur ein bisschen zu viel ... Gastfreundschaft von den Zenschiiten. Aber wenn dein Mitgefühl dich dazu veranlassen könnte, mir in unserem nächsten Spiel ein paar Punkte ...«

»Meine Herren, konzentrieren wir uns auf die vor uns liegende Schlacht«, sagte Xavier.

Auch wenn die Bodentruppen der Roboter von der gewaltigen Flutwelle vernichtet worden waren, Omnius' große Raumflotte war unversehrt. Nun nahmen die fünf Djihad-Ballistas – mit unterlegener Bewaffnung, aber von Schilden geschützt – Ge-

schwindigkeit auf, wie wütende Mäuse, die gegen einen Salusanischen Stier in den Kampf zogen.

Als sie den Terminator des Planeten überflogen und die mächtigen Schiffe der Denkmaschinen im Schatten der Nacht sahen, pfiff Vor anerkennend. Omnius wirkte unbesiegbarer denn je. Doch Vor sprach entschlossen zu seiner Brückenbesatzung.

»Die Maschinen agieren nach einer starren Wahrnehmung der Wirklichkeit. Also können wir sie irritieren, indem wir ein bisschen an der Wirklichkeit drehen.« Er hatte die Komverbindung zu allen Schiffen gleichzeitig geöffnet. »An alle Einheiten: Prüfen Sie die Unversehrtheit der Schilde und beschleunigen Sie auf Kollisionsgeschwindigkeit!«

Die Besatzungen schienen beunruhigt, doch sie waren gewillt, den Sieg zu erringen. »Ich bin mir sicher, dass die Roboter diese Übertragung abgefangen haben, Vor«, funkte Vergyl von seiner Brücke. Er hielt seinen Ballista direkt hinter dem Flaggschiff. »Äh, ich hoffe, du hast einen besseren Plan als einen simplen selbstmörderischen Vorstoß.«

»Wir tun, was wir tun müssen, kleiner Bruder«, sagte Xavier.

Als die gegnerischen Flotten aufeinander zurasten und sich jede Sekunde näher kamen, justierte Vor die Komkontrollen und sandte eine kurze verschlüsselte Nachricht direkt an das Kommando- und Kontrollzentrum der Roboter. Nachdem der geheime Funkspruch übermittelt worden war, fügte er auf dem offenen Kanal hinzu: »Rufen Sie unsere verborgene Flotte und rammen Sie diese Schiffe!« Er klammerte sich an die Armlehnen seines Kommandosessels, doch seine Mundwinkel verzogen sich zu einem selbstgefälligen Lächeln. »Sieh dir das an, Xavier.«

Ungläubig schüttelte Xavier den Kopf. »Ich dachte, ich könnte jedes Nervenspiel gegen dich gewinnen, Vorian. Aber jetzt glaube ich, dein Rückgrat besteht aus reinem Titan.«

»Ich würde dir liebend gern auf dem langen Rückflug nach Salusa Secundus ein paar neue Wettkämpfe beibringen. Du solltest zur Abwechslung deine Freizeit mit deiner Mannschaft verbringen, einen Teil ihres Soldes gewinnen ... und einen Teil deines eigenen verlieren.«

»In diesem Moment solltest du einfach nur dein Schiff befehligen, Primero Atreides«, platzte Xavier heraus. Er griff nach einem Stützgeländer, als die Djihad-Schiffe sich unausweichlich wie Kanonenkugeln näherten.

Im letzten Augenblick brach die Roboterflotte plötzlich aus ihrer Umlaufbahn aus und zerstreute sich in panischer Flucht. Die fünf Ballistas mit Holtzman-Schilden rasten durch das leere All, wo sich eben noch die Denkmaschinen befunden hatten. Omnius' Kriegsschiffe flüchteten vom Planeten und schienen IV Anbus für immer verlassen zu wollen.

Die menschliche Mannschaft jubelte mit schwindelerregender Hysterie, verblüfft über den unerwarteten Erfolg. »Ich kann es nicht glauben. Xavier, was für ein Anblick!«, meldete sich Vergyl mit einem wahnsinnigen Lachen.

Vor wandte sich mit spöttischer Ungeduld an seine Brückenmannschaft. »Also, Leute, wir haben Omnius in die Flucht geschlagen – worauf wartet Ihr? Wollt Ihr hier herumsitzen und Euch beglückwünschen oder ein paar Roboter zu Klump hauen?«

Die Mannschaft jubelte erneut voller Zuversicht und Begeisterung. Vors Ballista drängte vorwärts, und Vergyl schloss mit seinem Kriegsschiff auf. Die übrigen Schiffe folgten ihnen dichtauf, dann jagten sie die Raumschiffe der Roboter zu den Randbezirken des Anbus-Systems, wie bellende Wachhunde, die Einbrecher hetzen.

Xavier verschränkte die Arme vor der Brust und wartete auf eine detaillierte Erklärung. Schließlich wandte sich Vor grinsend an seinen Freund. »Mein Funkspruch hat falsche Daten an das Sensorennetz der Maschinenflotte übertragen. Ich habe einfach ein paar Anzeigen verändert, damit sie *glauben*, dass unsere Ballistas schwer bewaffnet und unzerstörbar sind ... und in Begleitung eines viel größeren, unsichtbaren Kontingents, das kürzlich aus den Schiffswerften von Poritrin eingetroffen ist.«

»So wie du es sagst, klingt es einfach.«

Vor schnaufte. »Auf gar keinen Fall! Jede Einzelheit muss perfekt sein und den Analysen der redundanten Sensoren des Feindes standhalten. Ich bezweifle, dass ich diese Aktion noch einmal durchziehen kann, weil Omnius diesen Trick nun kennt und ihn in Zukunft erwarten wird.«

Xavier blieb skeptisch. »Und was sehen die Maschinen jetzt? Es klingt, als hättest du sie hypnotisiert.«

»Im Moment glauben die Roboter, wir hätten Dutzende von Schlachtschiffen, die mit Unsichtbarkeitsfeldern getarnt sind. Sie können sie nicht sehen oder besiegen, aber sie ›wissen‹, dass unsere Schiffe da sind und darauf warten, das Feuer auf sie zu eröffnen. Nach der Berechnung der Siegeschancen blieb den feindlichen Schiffen keine andere Wahl, als zu fliehen.«

»Brillantes taktisches Manöver«, sagte Xavier. »Doch es basierte auf einer fadenscheinigen Annahme.«

»Weder fadenscheinig noch brillant – einfach nur hinterhältig. Wie ich immer wieder gesagt habe, lassen sich die Maschinen durchaus zum Narren halten. Wir hatten nur Glück, dass mein Vater nicht bei dieser Flotte war. Cymeks sind viel misstrauischer. Agamemnon würde den Unterschied erkennen, und er kann mit Sicherheit einen Bluff durchschauen.«

* * *

Nach einer halben Stunde wilder Verfolgungsjagd bat ein Brückentechniker um eine private Unterredung mit den beiden Primeros und informierte sie, dass ihre Holtzman-Schilde Gefahr liefen, überhitzt zu werden und zu versagen. Die Schutzsysteme waren nicht dazu gedacht, für längere Zeit mit so hoher Intensität genutzt zu werden.

Vor verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich denke, wir können die Schilde nun abstellen. Wir brauchen sie sowieso nicht.« Er schickte den entsprechenden Befehl an die anderen Ballistas. »Warum eröffnen wir nicht einfach das Feuer?«, bemerkte er dann nebenbei.

Mit sichtlicher Ausgelassenheit fielen die Ballistas über die versprengten Roboter her. Sie schossen mit schwerer Munition auf die viel größeren Maschinenschiffe und hatten im Nu zwei Einheiten zerstört. Doch die Maschinen hielten eine viel höhere Beschleunigung als zerbrechliche menschliche Körper aus, und schon bald hatte der Überrest der Roboterflotte den Abstand beträchtlich erhöht. Die Djihad-Streitkräfte mussten die Verfolgung abbrechen.

»Ich würde sagen, das ist das beste Gegenmittel gegen zenschiitische Gifte«, funkte Vergyl.

Dann, als die fünf Ballistas für die letzte Säuberung nach IV Anbus zurückschwenkten, trafen sie überraschend auf eine weitere Gruppe feindlicher Schiffe, die mit hoher Geschwindigkeit heranrasten. Es waren andere Typen, und sie hatten weder offensive noch defensive Maßnahmen ergriffen, als würden sie hier eine Flotte der Denkmaschinen erwarteten.

»Ha, eine zweite Chance!«, meldete sich Vergyl Tantor voller Selbstvertrauen über den sicheren Kommandokanal. »Wie es aussieht, können wir ein paar weiteren verdammten Maschinen eine Lektion erteilen. Nimmt jemand Wetten an, welche Einheit ich als Erste treffe?«

»Tercero Tantor, halten Sie sich zurück und warten Sie auf Verstärkung«, warnte Xavier, obwohl er keine wirkliche Besorgnis verspürte, nachdem er die schmähliche Niederlage der ersten Roboterflotte erlebt hatte.

Doch Vergyl war leichtsinnig vor Selbstvertrauen. »Ich will den Rest dieser Apparate von IV Anbus hinwegfegen!«

Vergyl flog einen weiten Bogen mit seinem Schlachtschiff, während er wahllos auf die Neuankömmlinge feuerte. Er funkte zum Flaggschiff. »Xavier, erinnerst du dich daran, als ich ein kleiner Junge war und du mir gesagt hast, ich müsste ein Held sein und einen ganzen Planeten retten, um einer Frau wie Serena Butler würdig zu sein? Jetzt habe ich Sheel – meinst du, dass ich sie damit beeindrucken kann?«

Vor wirbelte plötzlich in seinem Sessel herum und brüllte in das Mikrofon. »Warte – achte auf die Schiffstypen. Das sind *Cymeks*, keine Computer! Ich kann meine Programme nicht gegen sie verwenden.«

»Vergyl, Angriff abbrechen!«, rief Xavier. »Primero Atreides sagt, dass seine List nicht funktionieren ...«

Die neu eingetroffenen Cymeks waren für einen schweren Kampf gegen die Armee des Djihad gerüstet. Jetzt eröffneten sie das Feuer auf Vergyls heranrasendes Schlachtschiff.

Der junge Tercero reagierte blitzschnell. Er versuchte, seine überhitzten Schilde wieder zu aktivieren, doch einige der sich überlappenden Felder flackerten und brachen unter dem ersten

Angriff der Cymeks zusammen. Sechs Explosivgeschosse kamen durch und trafen den Rumpf und die Triebwerke der Ballista.

Vor hatte das Flaggschiff bereits in Richtung der Kampfzone beschleunigt. Er sah, wie sich Xavier über die Komstation beugte. »An alle verfügbaren Schiffe, kehren Sie in die Formation zurück und verteidigen Sie ...«

Eine zweite Salve riss die Unterseite von Vergyls Ballista auf. Eine der großen Antriebsdüsen brach ab und legte das Triebwerk frei. Die Düse explodierte und trudelte davon. Die Flammen trafen den zeitweilig aussetzenden Schild und verursachten zusätzlichen Schaden am Schiff.

»Benötige Unterstützung!«, schrie Vergyl.

Die verbliebenen vier Djihad-Kriegsschiffe näherten sich mit Höchstgeschwindigkeit, doch auch ihre Schilde funktionierten mangelhaft, nachdem sie sich in der ersten Schlacht überhitzt hatten. Krank vor Angst klammerte sich Xavier an das Geländer. Er wusste, dass Vor sich alle Mühe gab und dass er selbst keine effektiveren Befehle erteilen konnte.

»Notfall! Notfall!«, meldete Vergyl nun verzweifelt. »Starte Rettungskapseln. Xavier, du kannst mir später einen Vortrag halten ...«

Die Cymeks wussten, dass ihre Zeit knapp war, während sich die Djihad-Kriegsschiffe sammelten, und feuerten eine dritte Salve auf den tödlich verwundeten Ballista ab. Das große Schlachtschiff wurde in Fetzen gerissen. Explosionen durchbrachen die Schotts auf allen Decks. Die Atmosphäre entwich als weißer Nebel ins All, ein schauriger Kontrast zu den gelben Glutbällen des entzündeten Treibstoffs.

Wie Samen, die aus einer reifen Kapsel sprangen, schossen Evakuierungsmodule heraus, darunter auch drei aus dem mittlerweile vernichteten Brückendeck.

»Bergen Sie die Rettungskapseln«, befahl Xavier. »Höchste Priorität.«

»Wir brauchen Feuerschutz.« Vor wusste um die Qualen, die Xavier angesichts der Gefahr für seinen Bruder empfinden musste. Er hatte selbst viel Zeit mit dem jungen Tercero verbracht. Sie hatten gelacht und gespielt, er hatte dem heimwehkranken Mann zugehört, wenn er von seiner Frau und seinen

Kindern auf Giedi Primus gesprochen hatte. »Verdammt, gehen Sie in Formation!«

Die verbliebenen Djihad-Schlachtschiffe kamen endlich nahe genug heran, um ihre Waffen abzufeuern. Die Cymek-Schiffe erlitten einige Schäden, doch sie weigerten sich, den Rückzug anzutreten. Stattdessen gingen die unbarmherzigen menschlichen Gehirne ein hohes Risiko ein, um Gefangene zu machen – sie setzten den Rettungskapseln nach, die von Vergyls Kommandodeck gestartet waren.

Vorian Atreides, der Sohn von General Agamemnon, wusste nur zu gut, was die feindlichen Maschinen mit ihren Gefangenen anstellen würden. Bevor die Retter eintreffen konnten, hatten sich die Cymek-Schiffe ein Dutzend der strauchelnden Evakuierungskapseln geschnappt, wie Hyänen, die Fleischhappen stahlen. Als sie die gemeinsame Feuerkraft der Djihad-Einheiten auf sich gerichtet sahen, drehten die Cymeks sofort ab und jagten mit ihren Gefangenen davon.

»Sind Cymeks Feiglinge, die aus der Schlacht fliehen?«, funkte Vor ihnen hinterher – ein letzter verzweifelter Trick, ohne zu wissen, wer sich tatsächlich in den eingesammelten Kapseln befunden hatte. »Hier spricht Primero Vorian Atreides, und ich verspotte euch! Mein Vater – General Agamemnon – lehrte mich, dass Menschen minderwertig sind, dass Cymeks jeden Kampf gewinnen können. Wenn dem so ist, weshalb rennt ihr dann davon?«

Er schrak zusammen, als ihm Agamemnons tiefe Stimme antwortete. Sie klang wie träge kochendes Öl. »Ich habe dich auch gelehrt, Vorian, dass es befriedigender ist, einen Feind nur zu verwunden, als ihn endgültig zu besiegen. Wir werden sehen, wie viele Schmerzen wir unseren Gästen zufügen können. Ich vermute, es sind Freunde von dir. Ich werde es genießen, mit ihnen zu spielen.«

Als die Cymek-Schiffe davonjagten, heulte Xavier Harkonnen vor Entsetzen auf. Er wusste, dass er seinen geliebten Adoptivbruder nie wiedersehen würde.

»Komm zurück und stell dich mir, Vater!«, schrie Vor in den Kom. »Wir können es jetzt zu Ende bringen. Hast du Angst vor mir?«

»Nicht im Geringsten, Vorian. Ich ... vergnüge mich nur auf deine Kosten.«

Die schnelleren Maschinenschiffe mit den Cymeks an den Kontrollen rasten von IV Anbus davon. Sie hörten nicht auf Vors weiteren Spott. Bald waren die Schiffe in der Ferne verschwunden.

17

Es gibt eine Million Arten, dieselbe Frage zu stellen, und eine Million Arten, sie zu beantworten.

Kogitoren,
Fundamentale Postulate

Gefangen in einer Luftblase im Zentrum der vier verbundenen Titanenschiffe, schwebte Vergyl Tantor in der Schwerelosigkeit. Selbst Alpträume waren nicht so schrecklich gewesen wie diese Lage, und nun war der junge Mann hilflos. Seine Haut war schweißnass, seine braunen Augen trotzig geweitet. Er verbarg sein Entsetzen hinter einem dünnen Anstrich gespielter Tapferkeit.

So schlecht es auch für ihn aussah, er klammerte sich immer noch an die verzweifelte Hoffnung, dass Xavier kommen würde, um ihn zu retten. Doch tief in seinem Innern wusste Vergyl, dass es unmöglich war. Er würde Sheel niemals wiedersehen, auch nicht seine Söhne oder sein kleines Mädchen ...

Außerhalb der Blase glühten die vier körperlosen Gehirne der Cymeks, während ihre Sensoren die Szene registrierten und sie die verarbeiteten Daten austauschten. Agamemnon, Juno und Dante sowie ihr neu hinzugekommener Kamerad Beowulf untersuchten ihr Opfer in allen Teilen des Spektrums. Der Rest der Gefangenen war bereits tot.

Die Cymeks hatten ihre Gefangenen verhört und jede Menge Spaß gehabt. Vor kurzem hatte Juno interessante und äußerst wirkungsvolle Schmerzverstärker entwickelt, die sie gründlich an menschlichen Sklaven getestet hatte. Der Cymek-General hatte darauf bestanden, die Schmerzverstärker nach IV Anbus mitzubringen, wo sie vielleicht eine geeignete Verwendung finden konnten. Agamemnon hatte gehofft, seinen Sohn Vorian gefangen zu nehmen, der die höchste Ebene der Bestrafung verdient hatte, die einem Menschen zu ertragen möglich war – und darüber hinaus.

Doch er würde sich mit diesen Gefangenen begnügen müssen.

Da Vergyl Tantor als Offizier unter Agamemnons abtrünnigem Sohn gedient hatte, konnte der junge Mann mit wertvollen Informationen über die Armee des Djihad dienen. Bis jetzt hatte er sich geweigert zu sprechen, doch es war nur eine Frage der Zeit – und des Schmerzes.

Agamemnon bemerkte zufrieden, wie Bäche von Angstschweiß über Vergyls dunkle Haut rannen. Die Sensoren zeigten an, dass die Körpertemperatur des Opfers anstieg und seine Herzschlagfrequenz zunahm. *Gut.*

Während seiner vergangenen ruhmreichen Tage als Titan hatten er und Juno die Feinheiten der erfolgreichen Befragung perfektioniert. Er verstand die fanatische Motivation der Hrethgir, wusste von ihren verdeckten Unternehmungen auf einigen der schwächeren Synchronisierten Welten wie Ix ... wo Xerxes in genau diesem Moment ein nettes Blutbad anrichten sollte. Er hatte auch – noch vor Omnius – erkannt, dass sich die grundlegende Natur des galaktischen Konflikts auf eine andere Ebene verlagert hatte. Die wilden Menschen gaben sich nicht mehr mit der Selbstverteidigung zufrieden. Sie waren zum offenen Angriff übergegangen.

Selbst wenn der Gefangene nichts von Bedeutung wusste, hatte er es dennoch verdient, gefoltert zu werden ... ein ausgezeichneter, lehrreicher Test für Junos neue schmerzverstärkende Geräte.

Wenn es doch nur Vorian gewesen wäre...

»Nun, Vergyl Tantor – was sollen wir mit dir machen?« Agamemnons Worte hallten so laut durch die Luftblase, dass der junge Mann versuchte, sich die Ohren zuzuhalten. »Sollten wir dich gehen lassen?«

Der Gefangene zog eine finstere Miene und antwortete nicht.

»Vielleicht sollten wir ihn einfach ohne Lebenserhaltungssystem davontreiben lassen und sehen, ob er den Weg zurück nach Salusa Secundus findet«, schlug Beowulf vor, begierig, etwas beizutragen.

»Wir könnten ihm einen unserer Raumschiffkörper leihen«, sagte Dante trocken. »Natürlich müssten wir zunächst sein Ge-

hirn entfernen. Haben wir einen zusätzlichen Konservierungsbehälter mitgebracht?«

»Interessante Idee«, sagte Juno lachend. »Ja! Wir können einen der fanatischen Kämpfer in einen Neo-Cymek verwandeln.« Von ihrem verbundenen Schiff aus sah sie sich um. »Wer meldet sich freiwillig, ihm das Gehirn herauszuschneiden?«

Beinahe gleichzeitig ließen die vier Cymeks rasiermesserscharfe Klingen aus ihren künstlichen Körpern hervorschnellen. Lange Klauen kratzten über die Plazhülle der Luftblase.

»Möchtest du unsere Fragen nun beantworten, Kleiner?«, drängte Juno. Außerdem löste sie einen Agoniestoß aus, sodass sich der Gefangene in der gewichtslosen Blase wand, bis seine Gelenke ein lautes Knacken von sich gaben.

Vergyls Augen waren glasig und starrten vor Schmerz ins Leere, doch er weigerte sich zu sprechen.

Nun überraschte Dante, der normalerweise nicht der gewalttätigste der Cymeks war, seine Kameraden. Von seiner Seite der verbundenen Schiffe feuerte er einen Präzisionspfeil auf den Kopf des Menschen. Das scharfe Geschoss traf ihn in die Wange, zerschmetterte Zähne und durchstieß seinen Mund.

Vergyl spuckte Blut, doch seine Schreie trafen auf mechanische Trommelfellsensoren. Er rief die Namen seiner Frau und seiner Kinder: Sheel, Emilio, Jisp, Ulana. Er konnte nicht darauf hoffen, dass sie ihm helfen würden, aber der Anblick ihrer Gesichter vor seinem geistigen Auge gab ihm Kraft.

Juno schickte einen weiteren Schmerzstoß durch das Nervensystem des jungen Mannes. »Es fühlt sich an, als würde seine untere Körperhälfte in Flammen stehen«, sagte sie in klinischem Tonfall. »Ich kann diese Empfindung so lange aufrechterhalten, wie ich möchte. Ja! Vielleicht sollten wir Lust- und Schmerzsimulationen abwechseln und dadurch die Kontrolle über ihn verstärken.«

Vergyl kämpfte die Schmerzimpulse zurück, riss den scharfen Pfeil aus seiner Wange, schleuderte ihn zur Seite und machte eine trotzige Geste. Agamemnon war darüber außerordentlich erfreut, da es bedeutete, dass der Gefangene frustriert und verängstigt war und keine andere Möglichkeit mehr hatte,

sich zu wehren. Der Pfeil schwebte in der schwerelosen Blase umher.

»Tercero Tantor, wie lange kannst du den Atem anhalten?«, fragte Agamemnon. »Die meisten schwachen Menschen schaffen nur eine Minute oder so, doch du siehst jung und stark aus. Könntest du drei Minuten aushalten, vielleicht sogar vier?«

Unvermittelt öffnete sich die Blase und setzte den blutenden Gefangenen dem Vakuum des Alls aus, als die Atemluft rauschend nach draußen gesogen wurde. Bevor Vergyl in die Leere treiben konnte, feuerte Agamemnon eine kleine, mit einem Seil versehene Harpune ab. Der Schaft drang in den Oberschenkel des jungen Mannes und fing ihn wie einen Fisch ein. »Wir wollen doch nicht, dass du uns davonschwebst.«

Vergyls Schrei wurde vom Vakuum verschluckt. Die durchdringende Kälte des Weltraums traf ihn aus allen Richtungen und griff die Zellen seines Körpers an.

Mit einem Ruck eines segmentierten Metallarms riss Agamemnon plötzlich am Seil, und die mit Widerhaken versehene Harpunenspitze grub sich in die Beinmuskulatur des Opfers. Der Cymek-General holte ihn wieder herein, verschloss die Blase und ließ Luft hineinströmen.

Vergyl rollte sich zu einer zitternden Kugel zusammen und rang nach Atem. Der Sauerstoffmangel und die beißende Kälte bereiteten ihm Todesqualen. Mit tauben Händen, die nicht richtig greifen konnten, versuchte er die Harpune aus seinem Oberschenkel zu ziehen. Blutteilchen schwebten in der Schwerelosigkeit davon und besudelten die Innenseite der Blase.

»Was für altmodische Methoden«, sagte Dante. »Wir haben noch keinen ausreichenden Gebrauch von Junos neuen Geräten gemacht.«

»Wir sind mit ihm noch nicht fertig«, sagte Agamemnon. »Es könnte noch sehr lange dauern.«

Ohne Vorwarnung schoss Agamemnon Vergyl zurück in die eiskalte, drucklose Leere, während Juno ihm gleichzeitig einen Impuls mit dem Schmerzverstärker versetzte. Der gequälte Offizier schien zu versuchen, sein Innerstes nach außen zu kehren, als er sich unkontrolliert krümmte. Blutgefäße in seinen Augen und Ohren platzten, doch Vergyl blieb trotzig. Als er wieder in

der Blase schwebte, spuckte er Blut und würgte fluchend. Er konnte sein Zittern nicht unterdrücken.

Agamemnon stieß einen mechanischen Arm durch die Blasenwand, um den Gefangenen zu packen und heranzuziehen. Der General legte eine künstliche Hand um den Kopf des jungen Mannes und schoss Nadelsonden durch die Schädeldecke in das weiche Gehirngewebe.

Vergyl schrie, wimmerte Xaviers Namen und erschlaffte dann.

»Er ist in einem Schmerzrausch«, sagte Juno. »Das ist wirklich entzückend.«

Die Cymeks ließen zustimmendes Gemurmel hören.

»Diese Sonden können helfen, direkte Befragungen zu erleichtern«, sagte Beowulf zu Juno. »Ich habe selbst an der Erfindung mitgewirkt, und der Roboter Erasmus hat viele seiner Sklaven verbraucht, um das System zu testen. Bedauerlicherweise werden die Daten nicht in einem Format ausgegeben, das Denkmaschinen direkt aufnehmen könnten.«

»Doch ich kann es«, sagte Agamemnon und gab ein missbilligendes Geräusch von sich. »Das Gehirn dieses Menschen ist gefüllt mit Übertreibungen, Lügen und der widersinnigen Propaganda, die vom professionellen Aufwiegler Iblis Ginjo ausgespuckt wird. Er glaubt das alles tatsächlich.«

»Nichts als nutzlose Informationen«, sagte Juno mit einem spöttischen Seufzer. »Wir sollten ihn einfach töten. Lass es mich tun, Geliebter. Bitte!«

»Vergyl Tantor«, sagte Agamemnon. »erzähle mir von meinem Sohn Vorian Atreides. Er war dein Freund? Jemand, den du respektiert hast?«

Die Augen des Gefangenen öffneten sich zu schmalen Schlitzen. Mit seinen genau eingestellten Trommelfellsensoren hörte Agamemnon sein Flüstern. »Primero Atreides ist ... ein großer Held ... des Djihad. Er wird euch dämonische Maschinen ... zur Rechenschaft ziehen.«

Agamemnon stieß die Gehirnsonden tiefer hinein und entlockte Vergyl ein lautes Geheul. Zwei Drähte aus dem Inneren seines Schädels durchstießen seine Augen. Sie packten seine Augäpfel und zerrten sie tiefer in die Höhlen hinein.

Der Mensch schlug wild um sich und heulte flehend. »Lasst mich sterben!«

»Zur gegebenen Zeit«, versprach der General. »Doch erst musst du Juno helfen, ihre Geräte bei voller Leistung zu testen.«

»Und das könnte noch eine Weile dauern«, schnurrte Juno.

Tatsächlich dauerte es den größten Teil des Tages, bis Vergyl schließlich sein Leben aushauchte. Sehr zum Missfallen der Cymeks, die weiterhin über neue und interessante Tests nachdachten ...

18

Bei all den Geschützen, Schiffen und Menschenmassen in der Armee vergessen unsere Kommandanten häufig, dass Ideen *die größten Waffen sein können.*

Kogitorin Kwyna

Hoch im Turm der Kogitorin in der Stadt der Introspektion fühlte sich Serena Butler abgeschieden und sicher. Zugleich war sie umgeben von Erleuchtung und Rat, nach denen sich ihr Herz seit der Ermordung ihres elf Monate alten Sohnes gesehnt hatte. All die Jahre lang war die uralte Kogitorin Kwyna ihre wertvollste Ratgeberin, Mentorin, Lehrerin und ihr Resonanzboden gewesen.

Doch für manche Probleme gab es einfach keine Antworten.

Die vergeistigte Philosophin hatte eine Lebensspanne in einem menschlichen Körper verbracht und sich dann über tausend Jahre lang damit beschäftigt, nur noch über all das nachzudenken, was sie gelernt hatte. Trotz all ihrer Bemühungen konnte Serena kaum ein Tröpfchen von Kwynas machtvollen Offenbarungen schmecken ... doch sie wusste, dass sie es weiter versuchen musste.

Seit sie von den Denkmaschinen bei einer Mission auf Giedi Primus gefangen genommen worden war und dem monströsen Roboter Erasmus als Haushaltssklavin hatte dienen müssen, hatte ihr Leben und die Menschheit für sie jeden Sinn verloren.

Serena würde sich ihren Zweifeln und Fragen nicht völlig ergeben. Sie hoffte und betete, dass Kwyna ihr helfen konnte, den Aufruhr zu klären und ihr zu ermöglichen, klar zu sehen ...

Sie stieg die Stufen zu Kwynas Turm empor und schickte ihre Seraphim fort, zusammen mit den treuen Sekundanten, die der Kogitorin aufwarteten. Alle waren mit Serenas häufigen Besu-

chen vertraut, und die Priesterin musste sich nicht mehr erklären. Niriem, ihre treueste Seraph, war die Letzte, die ging. Die junge Frau stand im Türrahmen und blickte traurig zu Serena zurück, als hoffte sie, einen Weg zu finden, ihr zu helfen. Schließlich wandte sich Niriem ab und verschwand.

Und Serena war allein mit Kwyna.

In Vorfreude lächelnd ließ sie die Augen zufallen. Sie wusste, dass das müde Gehirn diese Sitzungen ebenso genoss, obwohl Kwynas Gedanken immer belehrend waren, auch wenn die Kogitorin darauf achtete, dass sie nicht zu viel enthüllte.

Bei jeder geistigen Diskussion mit der Philosophin füllte sich Serenas Gehirn mit Antworten auf eine Unmenge von Fragen, von denen sie nicht einmal gewusst hatte, dass sie sie stellen würde. Danach brauchte sie jedes Mal Tage, um alles aufzunehmen, das ihrem Geist eingetrichtert worden war, und dann noch mehr Zeit, um mit den Zweifeln zu ringen, die jede neue Aufklärung auslöste.

Aber sie wollte es nicht anders. Sie würde niemals damit aufhören, selbst wenn es sich anfühlte, als wäre ihr Gehirn bis zum Rand gefüllt und als würde ihr Schädel platzen. Serena war von dieser Interaktion abhängig. Eines Tages würde sie ihr alle Lösungen verschaffen, die sie brauchte.

Kwynas kompliziert gefurchtes Gehirn ruhte im Elektrafluidbad. Die Chemikalien sprudelten und zischten schwach, während sie die notwendige Energie und lebenserhaltenden Funktionen lieferten. Die körperlose Philosophin hatte bereits Jahrhunderte in dem Komplex verbracht, den man jetzt die Stadt der Introspektion nannte.

Langsam, aber begierig tauchte Serena ihre Finger in das Fluid und beherrschte ihre Ungeduld. Sie atmete tief ein und errichtete eine geistige Mauer, um alle Ablenkungen fernzuhalten. Ihre lavendelfarbenen Augen sahen nur die Innenseiten ihrer Augenlider, sodass ihr Sehvermögen und ihre Gedanken sich nach innen richten konnten. Hier in ihrem Geist war sie mit der Kogitorin verbunden. Sie waren wie zwei Menschen, die das privateste aller Gespräche führten. Kwynas Gedanken und Stimme flossen in sie, und Serena lächelte, erleichtert, sich in der Umarmung der Weisheit der Philosophin zu befinden.

»Ich fühle deine mentale Stärke durch unsere Begegnungen wachsen, Serena.« Die Stimme der Kogitorin summte in ihrem Kopf. »Doch ich fürchte, dass du dich inzwischen zu sehr auf mich verlässt. Du willst, dass dir die Antworten einfach *gegeben* werden, statt sie selbst herauszufinden.«

»Wenn um mich herum nur Leere ist, Kwyna, bist du mein einziger Funken Hoffnung. In zu vieler Hinsicht muss ich wie eine Frau umhertappen, die sich im Nebel verirrt hat. Verweigere mir nicht deinen Leuchtturm.«

Kwyna zögerte, bevor sie antwortete. »Iblis Ginjo glaubt, er sei dein Leuchtturm.«

»Ja, er ist eine große Hilfe für mich. Er hat viele Verantwortungen auf sich genommen, die sonst meine Bürde wären. Er bewahrt die Triebkraft des Djihad. Er konzentriert den Kampf. Er findet für mich die Antworten, die du mir nicht gibst.«

Kwyna schien dieser Richtung der Diskussion nur widerstrebend folgen zu wollen, doch sie fuhr fort: »Der Große Patriarch *findet* Antworten nicht auf die Weise, wie ich es von dir erwarte, Serena. Er bekommt sie auch nicht von einer Person mit größerer Weisheit. Iblis Ginjo *erschafft* sich die Antworten, die er zu hören wünscht, und legt dann rückwirkend einen Pfad an, um sie zu rechtfertigen.«

So etwas wollte Serena nicht hören. »Er tut, was notwendig ist.«

»Ist es wirklich notwendig? Das ist eine Antwort, die ich dir nicht geben werde, Serena. Du musst sie selbst finden, wie du selbst einen Weg aus der Verzweiflung der Trauer gefunden hast.«

Serena spürte, wie sich die Schatten alter Erinnerungen auf sie legten. »Du warst auch schon damals mein Leuchtturm, Kwyna.«

Während der Djihad im Namen ihres Sohnes Manion tobte, hatte sich Serena hierher zurückgezogen, um von ihren Leiden zu genesen. In der Einsamkeit und Sicherheit hinter diesen Wänden hatte sie viel Zeit mit ihrer Mutter Livia verbracht, die ihren Sohn, Octas Zwillingsbruder Fredo, in jungen Jahren an eine schwere Krankheit verloren hatte.

Livia behauptete, dass sie das große Leid verstehen konnte, das ihre Tochter ertragen musste, doch Serena weigerte sich, das zu glauben. Es war ein Unterschied, wenn ein erwachsener und begabter Sohn einer Krankheit erlag, an der niemand Schuld trug. Serena hatte mit ansehen müssen, wie ihr unschuldiger Sohn – ein fröhliches Kleinkind voller Möglichkeiten – von Erasmus aus purer Rachsucht abgeschlachtet wurde.

Kwyna war ihr eine größere Hilfe gewesen. Obwohl das körperlose uralte Gehirn distanziert und weniger in der Lage schien, menschliche Schicksale zu verstehen, hatte Serena festgestellt, dass Kwyna in der Tat eine Heilungsperspektive anbieten konnte, die ihr niemand sonst, nicht einmal ihre eigene Mutter, hätte geben können.

»Du bist eine gute Freundin, Kwyna, eine Bastion der Stärke in der Liga der Edlen. Wenn nur alle Menschen so sachlich und hingebungsvoll wären, müssten wir uns keine Sorgen machen, dass der Djihad jemals durch Mangel an Entschlossenheit ins Wanken geraten könnte.«

Es beunruhigte sie, dass sie Nachrichten von zunehmenden Protesten gegen den Djihad erhalten hatte. Diese Leute forderten, dass die tapferen menschlichen Kämpfer einfach vom Kampf gegen Omnius abgezogen wurden. Sie beklagten sich, dass vierundzwanzig Jahre zu lange für einen Krieg wären – selbst für einen heldenhaften Kampf gegen die Ausbreitung des bösen Computer-Allgeistes.

Doch die Denkmaschinen waren seit über tausend Jahren an der Macht gewesen, und der große Kampf hatte weniger als ein Vierteljahrhundert gedauert. Menschen hatten eine so kurze Aufmerksamkeitsspanne, doch das hatte zweifellos etwas mit ihrer Lebenserwartung zu tun. Sie wollten nicht ihr ganzes Leben im Krieg verbringen.

»Nun klingst du wie der Große Patriarch und nicht wie Serena Butler«, tadelte Kwyna. »Ist das die grundlegende Lehre, die du aus meiner Philosophie gezogen hast? Die Entschlossenheit, den Kampf gegen die Denkmaschinen fortzusetzen?«

»Ich bin keine Kogitorin«, sagte Serena. »Ich stecke immer noch in einem menschlichen Körper, belastet mit einem kurzen

Leben und zu viel Arbeit. Ich verlange nach Taten, nicht nach innerer Einkehr.«

Kwyna pulsierte unter ihren Fingerspitzen. »Dann ist es das, was du tun musst, Serena Butler. Du musst handeln.«

Serena dachte an ihre unterschiedlichen Versuche, ihr Volk zu stärken. Sie war unter den Menschen gewandelt, hatte ihre Toten geehrt, zu den Verwundeten und den unglücklichen Flüchtlingen gesprochen und ihre Lager besucht. Es hatte sie ihren gesamten Anteil am Vermögen der Butlers gekostet. Die Bevölkerung liebte sie, doch jetzt wollte sie so viel mehr tun.

Gestört von einer Unruhe außerhalb des Turmzimmers unterbrach sie die Verbindung zu Kwyna und zog die tropfenden Finger aus dem Elektrafluid. Sie wandte sich um und blinzelte im hellen Sonnenlicht, das durch die hohen Fenster hereinströmte.

Sie sah ihre Seraph Niriem dastehen, mit purpurbesetzter weißer Robe, die Arme starr an die Seiten gepresst. »Priesterin Butler, wir haben eine Nachricht vom Rand des Systems erhalten. Die Djihad-Flotte ist von IV Anbus zurückgekehrt.«

Serena lächelte. Xavier und Vorian würden heimkommen. »Setz dich mit dem Großen Patriarchen in Verbindung. Wir müssen eine angemessene Willkommensfeier für die Helden vorbereiten.«

* * *

Von allen Schlachten, denen er sich gestellt hatte, und allen Feinden, die er bekämpft hatte, fürchtete Xavier Harkonnen diese Nervenprobe am meisten. Doch nun, da er nach Salusa Secundus zurückgekehrt war, konnte er sich nicht vor der Verpflichtung drücken.

Pflichtgefühl, Ehre und Verantwortung waren seit seiner militärischen Ausbildung in der Salusanischen Miliz die Grundlagen seines Charakters gewesen.

Sobald die Djihad-Flotte zur Hauptstadt der Liga zurückgekehrt war, bestieg er einen weißen Salusanischen Hengst und ritt den Weg zum Anwesen der Tantors entlang, dem alten edlen Gut, wo er seine Kindheit verbracht hatte. Er hatte nicht geschlafen, aber diesen Auftrag konnte er nicht aufschieben.

Im Verlauf der Jahre war das große Haus größtenteils stillgelegt worden. Der alte Emil Tantor und seine Frau Lucille hatten den verwaisten sechsjährigen Xavier aufgenommen, ihn als ihren Pflegesohn aufgezogen und ihn dann adoptiert. Später hatte das freundliche Paar unerwartet einen eigenen Sohn bekommen.

Vergyl.

Schließlich hatte Xavier Octa geheiratet und war auf den Besitz der Butlers gezogen, dann war Vergyl losgezogen, um sich dem Djihad anzuschließen. Vor sechs Jahren war Lucille bei einem Fluggleiterabsturz ums Leben gekommen und hatte den alten Mann allein zurückgelassen. In den folgenden Jahren hatte Emil sich ein zufriedenes Leben eingerichtet. Er wohnte in einem der kleineren Außengebäude, wo sich ein paar treue Diener um ihn kümmerten.

Eines Tages hätte das Anwesen der Tantors Vergyls Erbe sein sollen. Nun würde es das Heim der Witwe des jungen Mannes und seiner Kinder werden ...

Xavier stieg ab und band den Hengst an einen verzierten Pfosten vor dem Hauptgebäude. Dann machte er sich mit schwerem Herzen und flauem Magen daran, den Mann zu suchen, den er Vater nannte. Die schrecklichen Neuigkeiten, die er brachte, würden den alten Mann wahrscheinlich zerstören, aber es wäre auch nicht gut, sie ihm vorzuenthalten. Xavier hoffte nur, dass er schnell genug gekommen war, dass noch keine Gerüchte bis zu Emils abgeschiedenem Heim vorgedrungen waren.

Hilfreiche Diener, beeindruckt von der makellosen grünroten Djihad-Uniform, führten ihn zu Emil Tantor, der in einer Gartenlaube saß, umgeben von Futterstellen für Kolibris. Goldene Geschöpfe umschwirrten den süßen Nektar, ihre Flügel ein huschender Schatten in der Luft. Sie leisteten dem alten Mann Gesellschaft, während er in einem in Leder gebundenen Sagen- und Geschichtsbuch las.

»Ich erinnere mich, wie du mir daraus vorgelesen hast – und Vergyl«, sagte Xavier.

Emil sah ihn lächelnd an. Seine Lippen teilten sich und entblößten leuchtende Zähne. Das Haar des älteren Tantor war wie die bleiche Rauchwolke eines Feuers aus grünem Holz. Seine

Haut war dunkel und von tiefen Altersfalten zerfurcht, doch seine braunen Augen waren strahlend, nicht von Erschöpfung verwässert. Er legte das Buch zur Seite und sprang auf, ein wenig unsicherer, als er erwartet hatte. »Xavier, mein Junge! Eine wunderbare Überraschung. Was führt dich ...?«

Dann schien er zu verstehen. Der alte Mann spürte etwas in Xaviers Widerstreben, im schreienden Leid, das er kaum in sich bändigen konnte. Nun nahm Emil die offizielle Uniform wahr, Xaviers steife Haltung und das Zögern in seinen Augen. »Nein!«, sagte er. »Nicht mein Sohn!«

Xavier antwortete benommen, als würde er einen Bericht vorlesen, den er selbst nicht glauben konnte. »Wir haben die Denkmaschinen in der Schlacht um IV Anbus besiegt. Wir haben diese Welt davor gerettet, unter die Herrschaft von Omnius zu fallen, und verhinderten die Errichtung einer neuen Basis für den Angriff auf das Territorium der Liga.« Sein Atem stockte. »Doch dann, als wir dachten, dass alles vorbei und unser Sieg gesichert sei, griff eine Gruppe von Cymeks an. Sie verursachten großen Schaden und viele Tote. Sie zerstörten Ballistas und Javelins.« Er schluckte. »Und sie nahmen Vergyl gefangen.«

»Gefangen?« Emil Tantor reckte den Kopf. Er klammerte sich an einen dünnen Faden. »Gibt es Hoffnung, dass er noch am Leben sein könnte? Sag mir die Wahrheit, Xavier.«

Xavier wandte den Blick ab. »Wir Menschen leben von der Hoffnung. Das unterscheidet uns von den Denkmaschinen.« Doch in Wirklichkeit hatte er die Roboter und Cymeks so viele Jahre lang bekämpft, dass er ihre Präzision und Bösartigkeit kannte. In seinem Herzen hegte Xavier keine Hoffnung mehr, dass sein Adoptivbruder noch gerettet werden konnte. Selbst wenn er entführt worden war, um auf irgendeiner Synchronisierten Welt zum Sklaven gemacht zu werden, war es praktisch unmöglich, ihn jemals zu befreien.

Als er fortfuhr, waren seine Worte mit anschwellenden Gefühlen geladen, die ihn zu ersticken drohten. »Ich wünschte, ich könnte dir sagen, er ist schnell und schmerzlos gestorben ... Ich war dort, aber zu weit entfernt. Ich konnte nichts tun, um meinen Bruder zu retten.«

Emil nahm die Antwort schweigend entgegen. Er stellte die Vermutung, dass Vergyl nie zurückkehren würde, nicht in Frage. Er streckte eine starke Hand aus und umklammerte Xaviers Handgelenk. »Kannst du mir wenigstens sagen, dass er tapfer in den Tod ging?«

Xavier nickte, Tränen glänzten in seinen Augen. »So viel kann ich dir ohne jedes Zögern versichern.« Er nahm den alten Mann am Arm und führte ihn mit langsamen, gemessenen Schritten zum kleinen Haus zurück. Sie setzten sich auf eine Bank auf dem Rasen und öffneten eine der ältesten Flaschen aus dem Familienvorrat an Mervignon-Wein, um auf die Erinnerung an Vergyl anzustoßen.

»Dein Bruder hat immer zu dir aufgeblickt, Xavier, er wollte so sein wie du. Nach Ellram musste ich eine besondere Vollmacht für ihn unterschreiben, dass er sich schon mit siebzehn Jahren dem Djihad anschließen konnte. Deine Mutter hatte deswegen große Bedenken, und ich habe mir nicht nur Sorgen um seine Sicherheit gemacht, sondern viel mehr seine Enttäuschung gefürchtet, wenn ich den Jungen zurückgehalten hätte. Ich wusste, er würde auf jeden Fall versuchen, sich rekrutieren zu lassen, selbst wenn er dazu hätte lügen müssen. Also wollte ich wenigstens erreichen, dass er den Schutz unseres Familiennamens und seiner Verwandtschaft mit dir hatte.«

»Ich hätte ihn besser schützen sollen.«

»Er war ... ein erwachsener Mann, Xavier. Du hättest nicht ständig auf ihn aufpassen können.«

»Nein.« Er blickte in die Ferne. Ein goldener Kolibri schwirrte an seinem Gesicht vorbei. »In den ersten paar Jahren hatte ich dafür gesorgt, dass er auf Giedi Primus stationiert war, wo er den Bau des Kriegsdenkmals überwachen konnte. Ich dachte, dort wäre er sicher.«

»Dein Bruder wollte immer mitten im Geschehen sein.«

Xavier erinnerte sich. Auf Giedi Primus hatte sich der strahlende und viel versprechende Cuarto Vergyl Tantor in Sheel verliebt und sie geheiratet, als er einundzwanzig geworden war.

Emil nippte am Rotwein und stieß einen langen Seufzer aus. »Ich denke, ich habe nun den Vorwand, den ich brauche, um

Sheel und meine Enkel hierher zu bringen. Ich brauche Gesellschaft, und es wäre gut, hier wieder junge Stimmen zu hören.«

Xavier nickte. »Ich werde mich darum kümmern, dass sie schnellstmöglich hergebracht werden, Vater, und ich verspreche ...« Er holte tief Luft und setzte noch einmal an. »Ich verspreche, dass ich dich besuchen werde, so oft ich kann.«

Der alte Mann sah ihn lächelnd an und tätschelte seine Hand. »Das würde mich freuen, Xavier. Du bist nun mein einziger Sohn.«

19

Selbst Siege fordern ihren Tribut.

Sprichwort von der Alten Erde

Auf der Freiluftbühne des Gedenkplatzes von Zimia bildeten die zwei soeben zurückgekehrten Kriegshelden einen großen Gegensatz, wie sie Seite an Seite standen. Jeder trug eine Djihad-Uniform, und beide waren in den Mittvierzigern, doch Xavier Harkonnen wirkte mit den Krähenfüßen um die müden Augen und den dicken grauen Strähnen an den Schläfen älter.

Vorian Atreides dagegen hatte faltenlose Gesichtszüge und geschmeidige Muskeln. Als Sohn von Agamemnon hatte er einen schmerzhaften Lebensverlängerungsprozess empfangen und konnte selbst unter Aufbietung aller Phantasie nicht als gewöhnlich bezeichnet werden.

Die zwei Männer waren auch im Wesen sehr unterschiedlich; jeder erfüllte seine Pflichten auf seine Weise nach seinen Maßstäben. Beide liebten Serena Butler, und beide waren als Offiziere ihres Djihad in den Krieg gezogen. Ihr Rang und Status war ungefähr gleich, bis hin zu den Orden auf ihrer Brust und den Ehrenurkunden, die ihre Büros schmückten, obwohl Vor genau genommen einen Grad unter Xavier stand.

Als Xavier nun über das Meer der Gesichter in der Menge blickte, fühlte er das Gewicht des Alters und der Erfahrung auf seinen Schultern lasten. Frische orangefarbene Ringelblumen schmückten die zahlreichen Gedenkstätten, Statuen und improvisierten Heiligtümer für Manion den Unschuldigen.

Die Bürger der Liga hielten die erfolgreiche Verteidigung von IV Anbus für einen überwältigenden Sieg, der verhindert hatte, dass die Denkmaschinen einen kritischen Trittstein näher am Territorium der Liga erobern konnten. Der Große Patriarch Iblis Ginjo hatte einen Feiertag ausgerufen, um die Djihad-Soldaten in der Heimat willkommen zu heißen.

Doch einige würden nie mehr zu ihren Familien zurückkehren. Wie Vergyl ...

Wie eine Vision von Macht und Anmut bahnte sich die Priesterin des Djihad ihren Weg durch die jubelnde Menge auf die Bühne zu, während sie den Menschen zuwinkte. Wie üblich war sie von einem Gefolge mächtiger Seraphim, Djipol-Wachen und Betreuern umgeben.

Iblis Ginjo ging an ihrer Seite in einem goldbestickten schwarzen Anzug und mit hoch erhobenem Kopf. Für Xavier war der Große Patriarch ein Mann, der im Großen und Ganzen Xaviers Ziele teilte, aber bereit war, moralisch zweifelhafte Alternativen zu nutzen, um diese Ziele zu erreichen. Xavier wünschte sich, Serena würde davon etwas wahrnehmen, doch sie hatte sich mehr und mehr isoliert und glaubte den gefärbten Berichten, die sie von ihren Ratgebern erhielt.

Auf einer Seite der Bühne hatten einhundert uniformierte Djihadis Haltung angenommen. Einige trugen sichtbare Zeichen des Kampfes – in Form von Verbänden am Körper oder im gequälten Blick ihrer Augen. Sie würden Orden erhalten, doch Xavier fand, dass sie sich lieber ausruhen sollten, um sich von den Härten des Kampfes zu erholen.

Viele der Soldaten und Ginaz-Söldner hatten schwere Wunden davongetragen. Die meisten von denen, die sich aus Vergyls zerstörtem Ballista hatten retten können, waren verwundet, verbrannt und kaum noch am Leben. Die medizinische Versorgungslage wurde zusätzlich durch ein anderes schnelles Kommandoschiff erschwert, das gerade eine Ladung Flüchtlinge von Ix gebracht hatte, die Synchronisierte Welt, auf der die Untergrundrebellen einen harten Überlebenskampf gegen die Cymek-Jäger lieferten.

Es gab genug Blut, Schmerz und medizinische Notfälle, um Zimias beste Ärzte und die erfahrensten Sanitätsoffiziere der Armee für lange Zeit zu beschäftigen.

Serena stieg auf die Bühne, gefolgt von Iblis. Obwohl sie angesichts des kürzlich unternommenen Attentatsversuchs in der Stadt der Introspektion keine Unsicherheit zeigte, wurde sie von Leibwächtern in weißen Gewändern umringt. Die Seraphim

waren bereit, sich selbst in die Schusslinie zu werfen, falls es nötig würde.

Serena und der Große Patriarch traten vor Xavier und Vor. Sie winkten an ihnen vorbei der aufgeregten Menge zu. Iblis hob die Hände, um Ruhe einkehren zu lassen, während Serena beide Primeros betrachtete. Xavier spürte ein elektrisierendes Prickeln, als er ihre lavendelfarbenen Augen sah, ihr immer noch schönes und glückseliges Gesicht. Sie schien in religiöser Trance zu sein. Oder ... stand sie unter Drogen?

»Wir haben uns hier versammelt, um einen gewaltigen Sieg zu feiern.« Serenas Worte hallten aus starken unsichtbaren Lautsprechern. »Die erfolgreiche Verteidigung von IV Anbus wird als einer unsrer stolzesten Augenblicke in die Annalen des Djihad eingehen. Eines Tages wird es keine Denkmaschinen mehr geben, keine Peiniger unserer kollektiven Seele. Dies ist die Stunde unserer größten Herausforderung – und ich rufe alle Menschen auf, ihren Teil beizutragen. Nein, ich fordere jeden von euch auf, *mehr* als seinen Teil beizutragen.«

Serena blickte sich freundlich zum Großen Patriarchen um, und in ihren Augen sah Xavier Verehrung und Respekt, die weit über das hinausgingen, was dieser Mann verdiente. Erkannte sie nicht, wie Iblis sie manipulierte, indem er ihr nur sagte, was sie hören wollte?

Nun schallte Iblis' volltönende Stimme aus den Lautsprechern des Platzes. »Wie wir auf der Erde, auf Giedi Primus, in der Peridot-Kolonie, auf Tyndall und jetzt auf IV Anbus bewiesen haben, können wir Omnius besiegen! Einen Planeten nach dem anderen. Wir müssen die Synchronisierten Welten erobern und befreien ... und dafür brauchen wir immer neue Freiwillige. Jede Liga-Welt muss Kämpfer zur Verfügung stellen, damit wir den heroischen Krieg weiterführen können. Söhne und Töchter, Kämpfer aus allen freien Regionen und von allen freien Völkern. Ich fordere selbst Ginaz auf, mehr ihrer besten Söldner zu schicken, die sich als so effektiv erwiesen haben. Trainiert sie, prüft sie! Mit ihrer Hilfe werden die Planeten der Denkmaschinen in einer kosmischen Kettenreaktion fallen.«

Xaviers Magen verkrampfte sich, als er an seinen Pflegebruder Vergyl dachte, doch er wahrte seine stoische Haltung. Auf-

recht stehend, ein pflichtbewusster Soldat in jedem Aspekt seines Verhaltens, grüßte er die Menge.

* * *

Jede Welt in der Liga der Edlen blieb in höchster Alarmbereitschaft. Im letzten Vierteljahrhundert war die Hauptstadt Zimia zweimal das Ziel heftiger Angriffe gewesen – ein erster Überfall durch Cymek-Kampfmaschinen, als die junge Serena gerade Mitglied des Liga-Parlaments geworden war, und erneut ein paar Jahre nach der atomaren Zerstörung der Erde. Doch die Menschen hatten beide Male überlebt.

Es gab keinen sicheren Hafen im tosenden Meer von Serenas Djihad. Ihr Volk konnte niemals ausruhen, niemals aufhören, bevor nicht die Geißel der Denkmaschinen für immer eliminiert war.

Als sie wie ein Engel durch ein salusanisches Militärkrankenhaus vor Zimias Toren schritt, fühlte sie sich entschlossener denn je. Nach all den farbenfrohen Blumen zur Feier und Verehrung für Manion machte der Anblick von verwundeten Soldaten auf Krankenbetten ihr wieder die Dringlichkeit der Lage bewusst.

Menschen waren letztlich verwundbar und gezwungen, ihr Leben in zerbrechlichen Körpern zu verbringen, die die Denkmaschinen leicht zerstören konnten. Ihr ermordeter Sohn war das berühmteste Beispiel, doch der kleine Manion war nicht das erste Kind gewesen, das von den Maschinen brutal misshandelt worden war, und auch nicht das letzte. Und er hatte nicht so viel gelitten wie manche andere. Sie wusste, wozu Omnius und Erasmus fähig waren. Doch der Tod des kleinen Jungen hatte Billionen von Menschen dazu bewegt, sich unter Serenas Banner zu versammeln und gegen die Maschinen zu kämpfen. Sie stieß einen tiefen Seufzer über die schrecklichen Verluste ihres Volkes aus.

Serena trug ein einfaches weißes Krankenhauskleid, mit einer roten Version der offenen Hand, des Symbols der Liga, am Aufschlag. Sie verteilte ihr wohlwollendes Lächeln, sanfte Worte und freundliche Berührungen an die Soldaten, während sie von Bett zu Bett ging.

Ein Mann hatte beide Arme in einer Artillerieexplosion verloren und lag im Koma. Während sie an seinem Bett verweilte, hielt Serena eine kühle Hand an sein bandagiertes wächsernes Gesicht und sagte ihm, wie stolz sie auf alles war, das er geopfert hatte.

Ein junger braunhäutiger Arzt kam an das Krankenbett und überprüfte die Werte auf der Phalanx von Instrumenten. Ein Schild am Revers seines weißen Hemdes identifizierte ihn als Dr. Rajid Suk, einer der begabtesten unter den neuen Sanitätsoffizieren. »Es tut mir Leid, aber er kann Sie nicht hören.«

»Doch, er kann.« Unter den Fingerspitzen spürte Serena die Wange des Patienten zucken. Die Augenlider öffneten sich flatternd. Der Mann stöhnte vor Verwirrung und Schmerz. Einige Patienten sprachen von einem Wunder.

»Es gibt so viele Arten zu heilen«, sagte Dr. Suk und rief nach seinen Kollegen. »Serena, Ihr habt diesen Mann aus dem Koma erweckt.«

Der Patient wurde sich seiner schlimmen Verletzungen bewusst und wimmerte klagend. Am Krankenbett regulierten sich automatisch die intravenösen Leitungen und Sonden, um seine Lebenswerte zu verbessern. Eine Krankenschwester trat vor und drückte ihm ein weißes Beruhigungspflaster auf die Brust. Als die sedierende Wirkung einsetzte, blickte der Mann flehend zu Serena auf. Sie massierte seine Stirn und sprach flüsternd mit ihm ...

Als er wieder weggedämmert war, unterhielt sich Serena leise mit Dr. Suk. »Ist er als Empfänger von Ersatz-Gliedmaßen vorgesehen?«

»Nach so vielen Schlachten haben wir einen Engpass an Organen, Gliedmaßen und anderen Ersatzkörperteilen. Die Organfarmen auf Tlulaxa können die Nachfrage nicht decken.« Der Arzt schüttelte traurig den Kopf. »Es könnte ein Jahr oder länger dauern, bis er auch nur als Kandidat eingestuft wird.«

Sie hob mit wütender Entschlossenheit den Kopf. »Ich werde mit den Abgeordneten von Tlulaxa reden. Sie geben vor, unsere Verbündeten zu sein, und sie müssen ihre Organfarmen expandieren, um uns mit dem Nötigen zu versorgen. Egal, was es kostet. In diesem Kampf für die gesamte Menschheit müssen sie

eng mit uns zusammenarbeiten und dabei nötigenfalls auf ihre satten Gewinne verzichten, um denen zu helfen, die ihr Leben für unsere Freiheit riskieren!« Sie hob ihre Stimme, sodass die verwundeten Soldaten sie hören konnten. »Ich garantiere, dass Sie alle Organe und Gliedmaßen erhalten werden, die Sie benötigen. Ich werde es von den Tlulaxa einfordern!«

Im Krankenhaus gab es niemanden, der an ihren Worten zweifelte.

* * *

An diesem Abend führten vier Djipol-Männer Iblis Ginjo zu einem zwielichtigen Vergnügungshaus, das mit süßlich riechendem Rauch und seltsamer atonaler Musik erfüllt war. Drinnen saß der kleinwüchsige Rekur Van auf einem Kissen, als würde er meditieren. Er schenkte den matten Lichtern, die über die fließenden Silhouetten schlanker Frauen strichen, wenig Aufmerksamkeit.

Ohne auf eine Einladung zu warten, nahm Iblis auf einem dicken Kissen neben dem Tlulaxa Platz. Der Fleischhändler regte sich und gab ein unruhiges Grunzen von sich. Er legte das Stück orangefarbenen Kuchen weg, von dem er gegessen hatte. Die Männer der Djipol hielten sich drohend in seiner Nähe, und die dunklen Augen des Tlulaxa huschten nervös umher.

»Ich brauche Ihre Hilfe«, sagte Iblis leise genug, dass kein Lauscher mithören konnte. Nach seinem letzten Raubzug auf IV Anbus hatte Rekur Van ihm von der Anwesenheit von Erkundungsschiffen der Maschinen berichtet. »Ich habe Ihre besten Ertragsgebiete für die Sklavenjagd gerettet. Im Gegenzug müssen Sie etwas für mich tun.«

Ein einfältig lächelnder Servierer näherte sich ihnen mit affektierten Schritten, doch Iblis gab ein Zeichen mit der linken Hand. Zwei Djipol-Wachen fingen den Mann ab und entfernten ihn aus der privaten Runde.

Rekur Van sah den Großen Patriarchen an und schnitt eine Grimasse. »Habe ich die Wahl?«

»Serena Butler hat den verwundeten Djihad-Kämpfern erhöhte Lieferungen von Ersatzteilen – Armen, Beinen, inneren Orga-

nen – versprochen, für alle, die sie brauchen. Die Tlulaxa müssen die benötigten Mengen zur Verfügung stellen.«

»Aber wir haben nicht genug Kapazitäten.« Der Fleischhändler zog eine finstere Miene. »Wie können Sie zulassen, dass sie so etwas sagt? Haben Sie die Kontrolle über den Djihad verloren?«

»Ich war nicht zugegen, doch ihre Äußerung ist eine verbürgte Tatsache, und nun müssen wir es geschehen lassen. Die Priesterin des Djihad darf ihren Verpflichtungen nicht untreu werden. Die Organfarmen der Tlulaxa werden ab sofort die Liefermengen erhöhen.«

»Das wird nicht einfach sein. Wir brauchen mehr Rohmaterial.«

»Sorgen Sie dafür, dass es geschieht. Mir ist es egal, wie Sie es machen. Mein Büro wird Sie mit allen Befugnissen ausstatten, die Sie benötigen ... und angesichts der lebenswichtigen Natur dieser ›Bitte‹ bin ich überzeugt, dass die Armee des Djihad einen Bonus versprechen kann. Sagen wir, eine Erhöhung Ihrer üblichen Vergütung um fünf Prozent?«

Nun lächelte der tlulaxanische Händler, der anfangs besorgt auf die Größenordnung der Forderung reagiert hatte. »Ist ausreichender Ansporn gegeben, ist für den Djihad alles möglich.«

»Natürlich. Ihr Schiff befindet sich auf dem Raumhafen von Zimia?«

»Ja.« Rekur Van wischte sich Kuchenkrümel von der Brust. »Meine Geschäfte sind hier beendet, und ich habe vor, in drei Tagen abzureisen.«

Iblis erhob sich und überragte den kleinen Tlulaxa auf dem Kissen um Längen. »Sie werden *jetzt* abreisen.« Die Djipol-Wachen stellten Rekur Van auf die Beine.

Der Große Patriarch und sein Gefolge eskortierten den stotternden Fleischhändler aus dem Vergnügungshaus. »Bis dieser Auftrag erledigt ist, wird die Liga der Edlen keine weiteren Geschäfte mit ihnen abschließen.«

Er hatte bereits ein ähnliches Ersuchen an die Leiter der Söldnerschulen auf Ginaz gerichtet. Menschen waren die wichtigste Ressource des Djihad in diesem Kampf gegen mechanische

Monstrositäten, und Iblis musste sicherstellen, dass die Nachschubverbindungen offen blieben.

Rekur Van schwitzte. Sein Blick irrte nervös umher, als würde er einen Fluchtweg suchen. »Sie verhandeln hart.«

Iblis lächelte. »Ich habe nur den höchsten Nutzen für die Menschheit im Sinn.«

20

Ein mit Unkenntnis geführtes Werkzeug kann die gefährlichste Waffe werden.

Schwertmeister Jav Barri

Die Insel im zentralen Archipel von Ginaz döste unter einem dunstigem Nachmittagshimmel. Die aufgeblähte Sonne hing groß und gelb über dem Horizont aus blaugrünem Wasser. An der gebogenen, leewärts gelegenen Küste einer Lagune plätscherte warmes Wasser gegen den Strand.

Die heitere Ruhe wurde von gewaltsamem Waffenlärm gestört.

Jool Noret beobachtete seinen Vater beim Stoßen und Parieren, während er gegen einen furchterregenden Roboter kämpfte. Zon Norets Körper schien nur aus straffen Sehnen und harten Knochen zu bestehen. Er trug keine Schuhe, und sein langes graublondes Haar wehte hinter ihm wie der Schweif eines Kometen, während er mit einem wilden Schrei voranstürzte und mit seinem Pulsschwert zustieß. Seine Waffe, die wie eine perfekt ausbalancierte Klinge gestaltet war, enthielt eine Generatorzelle, die präzise zerstörerische Impulse durch das Metall sandte. Damit ließen sich die hoch entwickelten Gelschaltkreise der Denkmaschinen überladen und ausschalten.

Norets Mek-Gegner war ebenfalls nur ein huschender Schatten aus Bewegungen, als er seine sechs Metallarme emporriss, um sich zu schützen. Er verwendete geerdete Panzerungen und nichtleitende Stützstreben, um seine Kontrollschaltkreise gegen den Veteranen zu schützen.

Der begabte alte Söldner fuhr mit seinem Training fort. Er führte seinem Sohn Kampftechniken vor und feilte an seiner Kunstfertigkeit. Zon hatte so viele schwere Kämpfe auf den Schlachtfeldern des Djihad miterlebt – zuletzt bei der heldenhaften Verteidigung von IV Anbus, wo er verwundet worden war –, dass dies für ihn kaum mehr als ein Spiel war. Der Vete-

ran stieß hart zu, streifte mit der funkensprühenden Klinge einen der sechs Roboterarme und traf einen kleinen, aber verwundbaren Abschnitt des unabhängigen Schaltkreises. Einer der Arme des Kampfmeks erschlaffte.

Jool krähte vor Stolz auf seinen Vater. »Das war deine bislang beste Leistung!«

»Nicht ganz, mein Sohn.« Keuchend trat Zon Noret zurück. »Man erreicht den Gipfel der eigenen Fähigkeiten erst, wenn man ums Überleben kämpft.«

Nach den Regeln konnte Chirox, der Kampfmek, seine Systeme nach einer Minute neu starten, doch Jool glaubte, dass der kampfunfähige Arm in der Werkstatt repariert werden musste. Zon atmete schnell zweimal durch, dann stürzte er sich mit einem Hagel von Schlägen wieder ins Gefecht.

Der Mek verteidigte sich mit seinen fünf verbliebenen Armen.

Vor einem Jahrhundert war ein unerschrockener Scout von Ginaz auf ein beschädigtes Schiff der Denkmaschinen gestoßen und hatte den beschädigten Kampfroboter geborgen. Das Maschinenbewusstsein war ausgelöscht gewesen, und als man eine neue Kampfprogrammierung installiert hatte, wurde Chirox zum Lehrer. Auf dem Ginaz-Archipel unterrichtete er in unorthodoxen, aber effektiven Nahkampftechniken gegen Roboter. Chirox fühlte sich dem Computer-Allgeist nicht mehr verpflichtet, und er hatte fleißig vier Generationen von Söldnern ausgebildet, einschließlich Zon Noret. Jool, einer der vielen Söhne des Veteranen, würde in seine Fußstapfen treten.

Der Mek war ungefähr wie ein Mensch geformt und hatte drei Paare von Kampfarmen, die mit Waffen in jeder Hand ausgestattet waren – Schwertern und Messern, die in Länge und Aussehen variiert werden konnten. Optische Fasern leuchteten in seinem starren Gesicht, das nicht aus spiegelndem Flussmetall bestand. Diese Einheit war ausschließlich für den Kampf konstruiert worden.

In gewissem Sinne war Chirox eine Denkmaschine ... doch aufgrund seiner nützlichen Funktion und der strengen Kontrollmechanismen wurde er üblicherweise nicht als solche bezeichnet. Er war einer von einer Hand voll Robotereinheiten, die von den Liga-Streitkräften und ihren Verbündeten unterhalten

und eingesetzt wurden. Diese mechanischen Kämpfer waren so effizient in ihren zerstörerischen Fähigkeiten, dass Omnius sie für perfekt hielt und es nicht für nötig erachtete, ihre Hardware oder Software weiter zu verbessern. Das bedeutete jedoch einen unerwarteten Vorteil für den Djihad, da man nun einen technischen Standard zur Verfügung hatte, an dem die Kämpfer ihre Methoden ausprobieren konnten.

Die Familie Noret und ihre unmittelbaren Auszubildenden betrachteten Chirox als ihren Sensei, einen Meister der Kampftechnik. Seit Beginn von Butlers Djihad hatte Chirox' Unterricht dazu beigetragen, viele Roboter zu zerstören.

Nun hockte der junge Jool auf dem warmen, körnigen Sand. Seine jadegrünen Augen waren klar und aufmerksam. Er hatte helles, sonnengebleichtes Haar, hohe Wangenknochen und ein spitzes Kinn; er war dünn, aber überraschend kräftig. Er konnte sich sogar schneller in eine Trainingsübung stürzen als sein Vater.

Er beobachtete jede Bewegung, die Zen Noret machte, jeden blitzschnellen Hieb des energiegeladenen Stahls, als die Klinge komplizierte Muster in die Luft zeichnete, während er vorwärts tanzte, um gegen das Exoskelett des Sensei-Meks zu schlagen.

Wie immer bewunderte der Neunzehnjährige seinen Vater, weil er zahlreiche Geschichten von Zen Norets Triumphen während der intensivsten Kämpfe des Djihad gehört hatte. Jool wünschte sich, er hätte auf IV Anbus dabei sein können, als der gesprengte Damm die Roboterarmee ausgelöscht hatte. Sein Vater hatte der ersten Gruppe von Ginaz-Söldnern angehört, die ihre Dienste freiwillig dem Djihad angeboten hatten, acht Jahre nach der Zerstörung der Erde.

In der Gesellschaft von Ginaz hatten die Familien viele Kinder, um die Reihen der Kämpfer wieder aufzufüllen, doch ihre Kultur ermutigte die Eltern nicht, eine enge Beziehung zu ihren Nachkommen zu entwickeln. Der alte Veteran Zon war eine Ausnahme, vor allem in Hinblick auf Jool. Er hatte sich viele Male als Held erwiesen, sodass Zons Gene als vorteilhaft betrachtet wurden. Also hatte man ihn überzeugt, immer neue Nachkommen zu zeugen, jedes Mal, wenn er vom Schlachtfeld zurückkehrte.

Jool war vielleicht der fähigste Kämpfer unter seinen vierzehn Brüdern und Schwestern und den fortgeschrittensten seiner ganzen Generation. Weil er so viel Potenzial im jungen Mann erkannte, hatte sein Vater ihm besondere Aufmerksamkeit gewidmet und sah in ihm seinen Nachfolger im Elitekorps von Ginaz, dem zweifellos die besten Söldner der Galaxis angehörten. Viele Planeten boten unabhängige Kämpfer an, doch keine andere Gruppe konnte sich einer so hohen Erfolgsquote rühmen.

Ginaz erkannte an, dass alle Menschen denselben Feind teilten, doch die Söldner behielten ihre Unabhängigkeit bei, statt der offiziellen Militärhierarchie der Armee des Djihad beizutreten. Das machte sie zu Jokern. Während die Djihadis es vorzogen, schwere Militärausrüstung zu verwenden und aus der Ferne anzugreifen, wollten Kämpfer von Ginaz nah an die feindlichen Roboter herankommen. Sie ließen sich für den Kampf verdingen, ohne Furcht, für Selbstmordkommandos eingesetzt zu werden – sofern die Bedeutung der Mission es rechtfertigte.

Zon war auch an der Front gewesen, als die Maschinen die Peridot-Kolonie überfallen hatten. Die menschlichen Streitkräfte hatten den Planeten erbittert verteidigt, und die Kampagne hatte über achtzig Prozent der Ginaz-Söldner gekostet. Schließlich hatten sie die Invasoren zurückgeschlagen, doch Omnius hatte die Denkmaschinen angewiesen, beim Rückzug einer Taktik der verbrannten Erde zu folgen. Obwohl die Kolonie schwer in Mitleidenschaft gezogen worden war, war der Rest des Planeten *nicht* in die Hände des Feindes gefallen.

Vor drei Jahren hatte sich Zon Verbrennungen und Verletzungen zugezogen, als er an Bord eines bedrängten Denkmaschinenschiffes gegen Roboter gekämpft hatte. Danach war er gezwungen gewesen, zur Erholung und Umschulung auf die Inseln von Ginaz zurückzukehren. Damals hatte er zum ersten Mal das außergewöhnliche Talent seines Sohnes bemerkt. Und nun, nach intensivem Training, würde der junge Mann vielleicht sogar seinen Vater übertreffen.

Schweißüberströmt parierte Zon und stieß zu, schneller und geschickter, als sein Sohn ihn je hatte kämpfen sehen. Jool spürte, wie sehr sich sein Vater danach sehnte, auf die Schlachtfelder

zurückzukehren. Der Ort spielte für ihn keine Rolle. Die Armee des Djihad brauchte immer mehr Kämpfer, und der größte Teil der Bevölkerung von Ginaz widmete sich dem großen Ziel.

»Ich rate zur Vorsicht, Meister Zon Noret.« Chirox' Stimme war sanft und ruhig. Nichts deutete auf die gewaltige Anstrengung der Übung hin.

»Unsinn«, rief Zon mit stolzem Trotz. »Kämpf weiter! Geh an die Grenzen deines Könnens!«

Dem Roboter blieb keine Wahl, als dem Befehl zu gehorchen. »Ich wurde programmiert, Sie zu unterrichten, Meister Zen Noret, aber ich kann Sie nicht zwingen, meine Warnungen oder Lektionen zu beachten.« Er stieß mit seinen vielfachen Armen zu. In jedem hielt er ein Messer oder Schwert.

Der Veteran hielt nichts von einer formalisierten Ausbildung. Er behauptete, dass dadurch die Ausprägung wahrer Kampffertigkeiten beeinträchtigt wurde. »Die beste Technik, um zu lernen und sich zu entwickeln, ist die einfache Beobachtung«, sagte er immer. »Reines Auswendiglernen bringt dir im Kampf nichts. Übe stattdessen, bis du nicht mehr als Individuum existierst. Es darf keine Trennung von Geist und Körper geben. Du musst zu nichts als einer lebenden, fließenden Kampfbewegung werden. Das ist alles, was ein Söldner sein sollte.«

Doch obwohl sein Vater die höchsten Auszeichnungen unter den Söldnern von Ginaz und einen Ehrenplatz im Rat der Veteranen hatte, hatte Jool bereits die Fertigkeiten des Älteren übertroffen, indem er im Geheimen geübt hatte.

Wie alle jugendlichen Kämpfer auf den Inseln hatte Jool Noret seine Kindheit damit verbracht, von kampfnarbigen Veteranen an den unterschiedlichsten Waffen unterrichtet zu werden. Doch nur Zon und eine Hand voll exzentrischer Auszubildender nutzten den Kampfmek Chirox tatsächlich. Einige der konservativen Veteranen hielten diese Art des Trainings für gefährlich, doch Zon hatte immer den Eindruck gehabt, dass es der beste Weg war, den Feind wirklich zu verstehen und zu besiegen.

Als Jool nun fast erwachsen war, war er in die Fußstapfen seines Vaters getreten, doch er bemühte sich, noch einen Schritt weiter zu gehen. Zon erfuhr nie, dass sein Sohn die maximalen

Fähigkeiten des Meks verbessert hatte, aber Jool hatte gelernt, wie der Roboter arbeitete, und das Kampfprogramm entschlüsselt. Vor einem Jahr, als sein Vater Gastlehrer auf einer anderen Insel gewesen war, hatte Jool ein algorithmisches Anpassungsmodul installiert, das es Chirox erlaubte, zu einem »Übermek« zu werden, allem überlegen, was seine ursprüngliche Kampfprogrammierung gelassen hatte. Durch dieses Modul konnte Chirox mit seinem Schüler Schritt halten. Er wurde ein immer besserer Kämpfer und entwickelte sich zusammen mit Jool weiter. Die einzigen Grenzen waren die Fähigkeiten des jungen Mannes.

Jool übte ständig und kämpfte immer spät in der Nacht gegen Chirox, oder wenn er sich sicher war, dass er allein auf dem Strand war. Seine Muskeln spürten noch immer ein angenehmes, mattes Brennen vom letzten Training, das er und der Mek vor Sonnenaufgang beendet hatten – im Geheimen, bevor sein Vater es sehen konnte.

Eines Tages würde Jool ihn mit einer erstaunlichen Demonstration seiner Fähigkeiten überraschen, doch noch war er nicht ganz mit sich zufrieden. Er wollte der beste Söldner werden, den Ginaz je hervorgebracht hatte. Er wusste, dass er das Zeug dazu hatte, wenn er nur seine Hemmungen ablegen könnte. Ein letzter Rest von Selbstbeherrschung behinderte ihn, ein schützender Instinkt, der seiner Entwicklung eine Grenze setzte.

Dennoch war Jool schon jetzt besser als jeder Kämpfer, den er je gesehen hatte. Das behauptete auch Chirox, der mit vielen der besten Söldner trainiert hatte. Das Urteil des Kampfroboters konnte nur objektiv und ehrlich sein ...

Während er nun in der heißen Sonne saß, studierte Jool die Angriffs- und Verteidigungsmethoden seines Vaters, aber auch das Können und die Widerstandskraft des Sensei-Meks. Zon arbeitete mit ungewöhnlicher Verbissenheit, als wollte er sich selbst etwas beweisen. Überraschenderweise setzte er ein paar neue Tricks ein, Bewegungen, die Jool niemals zuvor an ihm beobachtet hatte. Der junge Mann lächelte.

Trotz der höchsten Anstrengungen seines Gegners blieb Chirox dem älteren Kämpfer immer einen Schritt voraus. Die fünf verbliebenen segmentierten Arme des Meks bewegten sich

so schnell, dass der Mensch seinen Bewegungen kaum folgen konnte. Der Veteran war sichtlich entkräftet.

»Das ist unklug, Zon Noret«, sagte Chirox. »Ihre Stärke und Ausdauer sind vermindert. Sie haben sich gerade erst von Ihrer Kriegsverletzung erholt.«

Wütend hieb Zon mit dem Schwert gegen den Körper des Roboters, der sich mit den fünf noch funktionierenden Armen wehrte. »Ich habe echte Denkmaschinen besiegt, Chirox. Im Gegensatz zu dir kämpfen sie immer mit vollem Einsatz, sogar gegen einen alten Mann.«

»Du bist nicht alt, Vater«, warf Jool ein, doch er hörte die Unaufrichtigkeit in seiner Stimme.

Schwer keuchend trat Zon zur Seite, blickte zu seinem Sohn hinüber und strich sich das lange, bleiche Haar aus den Augen. »Alter ist ein relativer Begriff, wenn er auf fronterfahrene Kämpfer bezogen wird, mein Sohn.«

Mit dem Lärm von einem Dutzend Schmieden, die heiße Klingen auf ihren Ambossen formten, griff Zon den Roboter an. Chirox riss die Arme hoch, und die Waffen verschwanden aus zwei Händen, die er nun dazu nutzte, seinen Gegner festzuhalten. Zon schaffte es, dieses Armpaar mit seinem Pulsschwert zu lähmen, dann auch das rechte Bein des Roboters, sodass Chirox sich nur noch im Sand drehen und nicht mehr ausweichen konnte. Scharfe Waffen kamen aus dem Körper des Roboters hervor. Sie stachen und hieben mit summenden Klingen, doch Zon tanzte zur Seite.

Dann bemerkte Jool mit plötzlichem Entsetzen, dass er vergessen hatte, das Übermek-Modul aus dem Roboter zu entfernen. Durch das aktivierte algorithmische Anpassungsmodul wurde Chirox zu einer Leistungsfähigkeit aufgepeitscht, die alles übertraf, dem Zon sich je entgegengestellt hatte.

Jool wurde blass vor Angst um seinen Vater. Und jetzt, in der Hitze des Gefechts – und während Chirox' Sicherheitssysteme und Einschränkungen abgeschaltet waren – wagte er es nicht, ihn mit einer Warnung zu irritieren. Er kam auf die Beine. Alles geschah blitzschnell.

Zon sprang in die Luft und holte mit einem schwieligen Fuß aus, um den Mek mit einem Scherenschlag aus dem

Gleichgewicht zu bringen. Doch Chirox hatte sich irgendwie verankert.

Jool rannte los und wollte sich in den Kampf stürzen. Seine nackten Füße wirbelten Sand auf.

Zon ahnte nicht, in welcher Gefahr er schwebte. Er sprang zurück, aus der Reichweite der gefährlichen Arme, doch der wild entschlossene Mek trieb ihn weiter. Bei der Landung knickte Zon mit dem Knöchel um. Er strauchelte.

»Chirox, halt!«, schrie Jool automatisch – genau in dem Moment, als der Sensei-Mek zuschlug. Das Messer des Roboters drang tief in die Brust des alten Kriegers.

Während Jool herbeieilte, stand Chirox wie gelähmt da, als könnte er nicht glauben, was er getan hatte.

Zon Noret sank auf dem Strand zusammen. Er keuchte und spuckte Blut. Der Kampfmek zog sich sofort zurück und fuhr die Systeme herunter.

Jool kniete sich neben den Sterbenden nieder und hob ihn an den Schultern hoch. »Vater...«

»Ich habe es nicht gesehen ...«, sagte Zon mit rasselndem Atem. »Ich habe versagt.«

Der Sensei-Mek verharrte reglos in einiger Entfernung von den Menschen. »Ich bereue zutiefst, was ich getan habe. Ich hatte nicht den Wunsch oder die Absicht, Sie zu töten.«

»Du wirst dich erholen«, sagte Jool, doch er sah, dass die Wunde tödlich war. Es war einzig und allein sein Fehler, denn er hatte die Programmierung des Meks verändert. »Es ist nur eine Wunde. Du hast in deinem Leben schon viele Verletzungen davongetragen, Vater. Wir holen einen Arzt für dich.« Er versuchte, sich loszureißen und Hilfe zu holen, doch Zon umklammerte sein Handgelenk.

Der Veteran wandte sich an den Mek; sein schweißverklebtes Haar hing ihm ins Gesicht. »Sensei Chirox, du hast ... genau das getan, was ich dir befohlen habe.« Er brauchte mehrere Atemzüge, um die Worte herauszupressen. »Du hast genauso gekämpft ... wie ich es verlangt habe. Und du hast mir ... viele nützliche Dinge beigebracht.«

Er blickte zu Jool auf, der sich über den alten Krieger beugte. Die plätschernde Brandung und das Kreisen der Seevögel über

der Lagune waren wie ein Schlaflied. Die Sonne glitt unter den Horizont und tauchte den Himmel in intensive Farben.

Zon drückte das Handgelenk seines Sohnes. »Es ist Zeit für mich, meinen Lebensgeist abzugeben und den Weg für einen anderen Kämpfer zu ebnen. Jool, ich will, dass du Chirox vergibst.« Er drückte noch ein letztes Mal zu. »Und du musst der größte Kämpfer werden, den Ginaz je erlebt hat.«

Jool kämpfte mit seinen Worten. »Wie du es wünschst, Vater.«

Zon Noret schloss die Augen. Die Gedanken des alten Söldners schweiften ab, und seine Stimme wurde schwächer, als er fortfuhr: »Sprich die Litanei mit mir, Jool. Du kennst die Worte.«

Die Stimme Jools brach, doch er zwang sich zum Sprechen. »Du hast sie mir beigebracht, Vater. Alle Kämpfer von Ginaz kennen die letzte Anweisung.«

»Gut ... dann hilf mir dabei.« Zon tat einen langen Atemzug, und seine Worte überlagerten sich mit denen seines Sohnes, als sie die Litanei des Gefallenen Söldners rezitierten.

»»Nur so ehren wir den Tod des Kämpfers: Führe meinen Willen fort, führe meinen Kampf weiter.««

Kurz darauf erschlaffte Zon Noret in den Armen seines Sohnes. Schweigend und erstarrt stand der Sensei-Mek da.

Schließlich, nach einem Moment des stillen Kummers, erhob sich Jool Noret über der Leiche seines Vaters. Er straffte die Schultern, trat vor den Kampfroboter und atmete tief durch, um sich zu beruhigen. Er konzentrierte seine Gedanken, dann hob er Zon Norets Pulsschwert vom blutbefleckten Sand auf.

»Vom heutigen Tag an, Chirox«, sagte er, »musst du noch härter arbeiten, um *mich* auszubilden.«

21

Jene, die sich weigern, gegen die Denkmaschinen zu kämpfen, sind Verräter an der Menschheit. Jene, die nicht jede erdenkliche Waffe benutzen, sind Narren.

Zufa Cenva,
Vorlesungen zur Zauberinnen-Ausbildung

Wenn sie aufmerksam über die Baumwipfel des üppigen Dschungels von Rossak blickte, konnte Zufa Cenva immer noch die Narben erkennen, die der grauenvolle Angriff der Cymeks vor über zwei Jahrzehnten hinterlassen hatte.

Mit den brutalsten Kampfkörpern gerüstet hatten sich die rachsüchtigen Cymeks auf Rossak gestürzt, nachdem Zufas erstes Zauberinnenkommando den Titanen Barbarossa vernichtet hatte. Während eine mächtige Roboterflotte die Stationen im Orbit angegriffen hatte, waren Cymeks zur Planetenoberfläche vorgestoßen. Sie hatten den Dschungel verbrannt und die Felsenstädte bombardiert. Um die Schlacht zu gewinnen, waren viele von Zufas Schülerinnen an diesem Tag gestorben. Sie hatten sich geopfert, indem sie einen mentalen Massenvernichtungsschlag freisetzten, der alle Maschinen mit menschlichem Gehirn verdampfte ...

Der unersättlich fruchtbare silbrig-purpurne Dschungel war wieder nachgewachsen und hatte die Wunden viel schneller geschlossen, als Zufas mentale Narben verheilen konnten.

Seit dieser Zeit hatte sie die Ausbildung der Frauen von Rossak fortgesetzt, die die größte telepathische Veranlagung zeigten – Anwärterinnen, die gelehrt werden konnten, ihre parapsychischen Kräfte zu einer kritischen Konzentration aufzubauen und sie dann in Schockwellen freizusetzen, die Cymeks und sogar Titanen auslöschen konnten. Im Laufe der Jahre hatte die führende Zauberin eine große Anzahl ihrer Ersatztöchter in den Tod gehen sehen. Sie waren zu Märtyrerinnen geworden, um wichtige Siege über die schrecklichen Cymeks zu erringen.

Zufa hielt die Cymeks für die schlimmsten Ungeheuer. Obwohl sie einst Menschen gewesen waren, hatte ihr Ehrgeiz und ihr Verlangen nach Unsterblichkeit sie auf die Seite von Omnius wechseln lassen. Das machte sie zu Verrätern, ähnlich den menschlichen Maschinenagenten, die von Iblis Ginjo und seiner stets wachsamen Djipol entlarvt wurden.

Viele Bürger der Liga der Edlen fragten sich mittlerweile, ob dieser schreckliche, blutige Djihad jemals enden würde. Doch so dachte Zufa nicht. Sie wusste, dass sie nicht aufgeben konnte, solange der Kampf anhielt. Jahr für Jahr musste sie einen endlosen Nachschub von Kämpfern erschaffen und liefern.

Trotz dieses Wissens wollte Zufa weinen, als sie die jungen Mädchen betrachtete, die mit ihr auf die Felsklippen von Rossak gestiegen waren. Die älteste Schülerin war gerade vierzehn. So viele Zauberinnen hatten schon ihre selbstmörderische Pflicht erfüllt, dass die eifrigen Auszubildenden mit jedem Jahr jünger und jünger geworden waren. Auch wenn diese Anwärterinnen begabt sein mochten – sie waren doch noch *Kinder*.

Sie gab sich alle Mühe, keine Bestürzung zu zeigen, während sie die Klasse musterte. Die Augen der Mädchen strahlten, und ihr langes helles Haar wurde von der Brise zerzaust, die über die unbewohnbaren Ebenen zwischen den fruchtbaren tiefen Schluchten strich. Sie blickten voller Erwartung und mit unerschütterlicher Entschlossenheit.

Zufa wünschte sich, sie könnte all die Freiwilligen retten ... aber sie wusste, dass nichts sie retten konnte – außer ein Frieden, der durch einen vollständigen Sieg errungen werden musste.

»Ich setze meine größten Hoffnungen in euch alle«, sagte sie. »Ich kann nicht leugnen, dass große Gefahren vor euch liegen. Selbst wenn ihr Erfolg habt, werdet ihr sterben. Und wenn ihr scheitert, werdet ihr auch sterben – doch viel schlimmer ist, dass euer Tod dann sinnlos wäre. Ich bin hier, um sicherzustellen, dass euer Leben und euer Tod nicht vergebens sind, dass ihr dazu beitragt, Omnius und seine Trabanten zu zerstören.«

Die Mädchen nickten, während sie aufmerksam zuhörten. Trotz ihrer Jugend wussten sie alle, dass dies kein Spiel war.

In der Ferne warfen Vulkane mit scharlachroten Gipfeln Lava auf die schroffen Ebenen, während sie giftigen, schwefelhaltigen Rauch in die Atmosphäre spuckten. Große Schluchten in der Landschaft schützten die florierenden Ökosysteme im vulkanischen Boden und das reichhaltige Wasser, das durch Gesteinsschichten sickerte und gefiltert wurde.

Die Umwelt von Rossak war mit Giftstoffen angereichert, die nicht völlig aus der Nahrungskette entfernt wurden – mutagene und teratogene Substanzen, aber auch nützliche Chemikalien. Schwangerschaften waren problematisch und endeten oft in Fehlgeburten. Viele Babys wurden schrecklich entstellt geboren; andere, wie diese jungen Frauen, erhielten einen mentalen Schub, überlegene telepathische Kräfte, die niemand sonst in der Liga besaß.

Ach, wie sehr sich Zufa eine eigene Tochter wünschte, die so mächtig wie diese jungen Frauen wäre, jemanden, an den sie das Licht weitergeben konnte. Doch obwohl sie ihre Partner mit großer Sorgfalt ausgewählt hatte – sie hatte sogar genetische Tests durchgeführt, um zu prüfen, ob die DNS-Kombination zu begabten Nachkommen führen würde –, hatte sie in jeder Hinsicht versagt. Nachdem sie ihre Beziehung zu Aurelius Venport abgebrochen hatte, hatte sie sich keine weiteren Geliebten mehr genommen. Einst war sie überzeugt gewesen, dass er der ideale Kandidat für sie war, doch sein Sperma hatte nur Fehlgeburten und Missbildungen hervorgebracht.

Zufa war inzwischen alt geworden und näherte sich dem Ende ihrer gebärfähigen Jahre, auch wenn sie als Zauberin von Rossak über leistungsfähigere Fortpflanzungsorgane verfügte. Venports pharmazeutische Entdeckungen, medizinische Extrakte aus Pilzen und unterirdischen Knollen, die im mysteriösen Dschungel wuchsen, erlaubten neue Behandlungen, die das Risiko von Geburtsfehlern drastisch senkten, während sie die Fruchtbarkeit erhöhten. Für Zufa hatte es eine gewisse Ironie, dass ausgerechnet Venport eine pharmazeutische Lösung für diese Probleme entdeckt hatte, nachdem er ihr so viele Enttäuschungen bereitet hatte.

Doch sie schob solche Gedanken beiseite. Sie schloss die Augen und konzentrierte sich auf ihre aktuelle wichtige Aufgabe.

Zufa gab den Schülerinnen Anweisungen, sie sagte ihnen, was und wie sie üben sollten. Sie standen wie Kinder in einer Schule vor ihr, die Hände ausgestreckt, die Augen weit geöffnet. Ihr helles Haar hob sich vor statischer Elektrizität knisternd, als sie die flüchtige Kraft in ihren jugendlichen Gehirnen aufbauten.

Zur Unterstützung ihrer Arbeit erhielt Zufa regelmäßige Berichte über die Erkundungsmission der Armee des Djihad. Söldner waren mit schnellen Schiffen unterwegs, um über Omnius' Truppenbewegungen auf dem Laufenden zu bleiben – insbesondere über die Raubzüge der Cymeks. Wenn Cymeks gesichtet wurden, erfuhren es die Zauberinnen sofort. Dann lag es an Zufa, die passende Kriegerin auszuwählen, die angemessene Waffe, die ihr Leben in einem telepathischen Angriff aushauchte, der die Maschinen mit menschlichem Gehirn vernichtete.

Doch es war Monate her, seit sie das letzte Mal gute Neuigkeiten erhalten hatte. Die Cymeks kannten inzwischen die Taktik der Zauberinnen und ließen nur noch selten einen aus ihrem verwundbaren Kreis allein reisen. Stattdessen wurde jeder Cymek mit schweren Robotereskorten und außerordentlicher Feuerkraft versehen, vor allem die noch übrigen Titanen. Es war schwierig für eine einsame Zauberin, nahe genug heranzukommen, damit ihr mentaler Schlag seine Wirkung entfalten konnte.

Also würde Zufa abwarten und ausbilden, bis sich die perfekte Gelegenheit fand. Sie weigerte sich, diese begabten und hingebungsvollen Mädchen zu verschwenden. Sie waren Rossaks bedeutendster Reichtum.

Als die Mädchen die Übungen beendet hatten, strahlte Zufa vor Stolz. »Das war ausgezeichnet. Ich glaube, ihr habt es verstanden. Nun schaut mir zu.«

Sie hob die blassen Hände und schloss die Augen. Sie spreizte die Finger auseinander, bis zwischen ihnen ein schwaches silbriges Netz aus Elektrizität knisterte. »Zugang zur eigentlichen Macht zu bekommen ist nicht besonders schwierig«, sagte sie mit ruhiger Stimme und blutleeren Lippen. »Eure schwierigste Aufgabe ist es, sie zu beherrschen. Ihr müsst zu einer Präzisionswaffe werden, einer scharfen Klinge, die von einem erfahrenen Assassinen geführt wird. Keine wahllose Zerstörung.«

Die Mädchen streckten die Hände aus, und Funken sprangen knisternd. Einige kicherten, hatten sich aber schnell wieder unter Kontrolle und konzentrierten sich auf die schwere Aufgabe. Zufa sah, dass sie die Macht und die Gefahr spürten.

Mehr als alles andere wünschte sie sich, dass ihre eigene Tochter eine tapfere Patriotin wie diese Frauen geworden wäre. Doch Norma, ihr einziger Nachkomme, verfügte über keinerlei Begabung. Ihre Fähigkeiten als Zauberin waren gleich null, sie war ein unbeschriebenes telepathisches Blatt. Norma verschwendete ihr Leben, indem sie sich mit Gleichungen und Berechnungen beschäftigte. Sie dilettierte in Mathematik, statt möglicherweise vorhandene latente Fähigkeiten zu entwickeln. Tio Holtzman hatte sie auf Poritrin unter seine Fittiche genommen, und Zufa war dankbar für das Mitleid, das der große Wissenschaftler ihrem missgebildeten Kind entgegengebracht hatte.

Doch nach all den Jahren wollte selbst Holtzman offenbar nur noch wenig mit Norma zu tun haben. Er hatte sie fortgeschickt, damit sie mit ihren Gedankenspielen niemanden mehr störte.

Zufa hatte die Verbindung zu Norma nicht völlig abgebrochen, doch sie sträubte sich noch immer, ihrer persönlichen Enttäuschung ins Gesicht zu blicken, indem sie ihre Tochter besuchte. Sie hatte so viele Hoffnungen in sie gesetzt.

Vielleicht würde Zufa eines Tages ein weiteres Kind bekommen, wenn sie einen Mann fand, der es wert wäre, seine DNS in die genetische Linie der Cenvas einzubringen. Dann wäre wieder alles in Ordnung.

Im Moment jedoch waren es diese Schülerinnen, die echten Töchtern am nächsten kamen, und Zufa gelobte, sie nicht im Stich zu lassen. Als sie die Augen öffnete, wurde ihr bewusst, dass ihr Haar sie wie in einem lautlosen Sturm umflatterte.

Die Auszubildenden wichen eingeschüchtert und ehrfürchtig zurück und sahen sie an. Zufa lächelte. »So ist es gut. Lasst es uns noch einmal durchgehen.«

176 V.G.

26. Jahr des Djihad

Ein Jahr nach der Schlacht um IV Anbus

22

Je länger ich das Phänomen der menschlichen Kreativität untersuche, umso rätselhafter erscheint es mir. Der gesamte Prozess der Innovation ist schwer zu fassen, aber das Verständnis ist für uns entscheidend. Wenn wir in diesem Bestreben versagen, sind die Denkmaschinen dem Untergang geweiht.

Erasmus, Labornotizen

Als Norma Cenvas begeisterter Brief ihn schließlich erreichte, verlor Aurelius Venport keine Zeit, eines seiner Handelsschiffe für einen Sonderflug nach Poritrin umzuleiten. Trotz der Tatsache, dass seine Stellung als Direktor von VenKee Enterprises seine Zeit mit vielen Verpflichtungen ausfüllte, wünschte er sich nichts sehnlicher, als seine liebe Freundin Norma wiedersehen. Er hatte schon immer eine Schwäche für sie gehabt, und es war Jahre her ... zu viele Jahre.

Norma war in der Lage, Venport mit offenem und ehrlichem Blick anders zu sehen als andere, ohne seine politischen, gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Verbindungen. Ständig wollten die Menschen etwas von VenKee Enterprises, suchten einen persönlichen Vorteil zu gewinnen. Dagegen hatte die kleinwüchsige, reizlos wirkende Tochter von Zufa Cenva ihm immer wahre *Freundschaft* angeboten, etwas, an dem im Leben des Händlers ein schmerzlicher Mangel herrschte.

Außerdem war er der ermüdenden juristischen Maßnahmen überdrüssig, die Lord Bludd weiterhin gegen VenKee in die Wege leitete. Er forderte den Gewinn aus seinen Leuchtglobengeschäften und versuchte das Vermögen der Firma einzufrieren. Es waren lächerliche Forderungen, aber noch bestand die Möglichkeit, dass der Aristokrat von Poritrin sich vor Gericht durchsetzte. Die Angelegenheit durch die Instanzen weiterzuverfolgen konnte sich als schwere finanzielle Belastung für VenKee erweisen. Also hatte Venport um ein Treffen mit Lord Bludd

in Starda gebeten, bei dem er einen Kompromiss aushandeln wollte.

Doch zuerst wollte er Norma treffen.

Früher, als sie Tio Holtzmans Goldesel gewesen war, hatte sie ihre eigenen, geräumigen Laboratorien und Arbeitsräume innerhalb des Anwesens des Weisen auf dem Felsturm gehabt. Doch er hatte sie rücksichtslos ausgebeutet und ihre Ideen und Entdeckungen gestohlen. Und als sich die arme Norma in esoterischen Forschungen verirrte, die nicht mehr mit befriedigender Häufigkeit verwertbare Resultate erzielten, hatte Holtzman sie in ein minderwertiges Viertel in den Schlammebenen des Flusses Isana verbannt.

Selbst nach einem Vierteljahrhundert auf Poritrin hatte sie lediglich eine vorläufige Aufenthaltserlaubnis, die jederzeit widerrufen werden konnte. Warum behielt Holtzman sie in seinen Diensten? Wahrscheinlich, um einen legalen Anspruch auf alles zu haben, das sie entwickelte, während sie unter seiner Schirmherrschaft stand.

Auf der anderen Seite des Deltas wurden von den Fabriken und gigantischen Schiffswerften die letzten Bauteile der gewaltigen neuen Flotte in den Himmel geschossen, damit sie im Orbit über Poritrin zusammengebaut werden konnten. Die Luft roch nach Rauch und Metall und hallte von einem Lärm wider, der es Norma unmöglich machen musste, sich zu konzentrieren. Venport fragte sich, wie sie hier irgendetwas vollbracht haben konnte.

Venport stand im Eingang zu Normas Quartier und Arbeitsplatz. Er blickte über die stinkenden Schlammebenen, nahm all die feinen Hinweise auf, wie tief sie gefallen war, Dinge, die sie wahrscheinlich niemals wahrnahm. Er schüttelte den Kopf, angewidert und verärgert darüber, wie Holtzman dieses nette Mädchen behandelte. Mädchen? Wieder schüttelte er den Kopf. Inzwischen war Norma über vierzig Jahre alt.

Er stand im brütenden Sonnenlicht und drückte auf die Klingel. Nach den Traditionen von Poritrin erwartete er, dass ihm ein buddhislamischer Sklave öffnen würde, dann erinnerte er sich, dass Norma nichts von Zwangsarbeit hielt.

In ihrem letzten Brief hatte sie begeistert von einer neuen Theorie geschrieben, die sie nach jahrelangen Mühen und Sack-

gassen entwickelt hatte. Er lächelte liebevoll, als er an ihre überbordende Intelligenz dachte. In ihre unergründlichen Gedanken versunken war Normas krakelige Handschrift immer schlechter geworden, als wäre ihr Geist ihrer Hand weit vorausgeeilt.

Venport hatte die mathematischen Ableitungen und technischen Erläuterungen übersprungen, die demonstrierten, wie sich der Holtzman-Effekt modifizieren ließ, dass der Raum verzerrt wurde. Er hatte keinen Zweifel, dass ihre Gedankengänge korrekt waren, doch als Händler war er stärker an der kommerziellen Verwertung und der Ausschaltung seiner geschäftlichen Konkurrenz interessiert als an den Einzelheiten der Funktionsweise des Produkts. Norma war stets brillant, doch selten praktisch.

Als nach längerer Zeit niemand zur Tür kam, klingelte er erneut. Venport wusste, dass Norma tief in ihre Welt aus Gleichungen und Symbolen eingetaucht war. Er fühlte sich schuldig, weil er sie störte, doch er sagte sich, dass er so lange wie nötig auf sie warten wollte.

Sie würde ihn nicht erwarten, obwohl die Ankunft eines Ven-Kee-Schiffes öffentlich angekündigt worden war. Geschäftliche Verpflichtungen hatten ihn einen Monat länger als geplant auf Salusa festgehalten, und die Raumfahrt war so ermüdend langsam ...

Er hatte sofort auf den Enthusiasmus in ihrem Brief reagiert und auch Tuk Keedair, seinen Geschäftspartner im Melange-Handel, aufgefordert, sich mit ihnen auf Poritrin zu treffen. Der frühere Fleischhändler hatte ohnehin einiges in Starda zu erledigen, also konnte Venport eine zweite Meinung einholen – falls er sie benötigte.

Doch zuerst musste er in Normas Augen schauen, wenn sie über ihre Idee des gefalteten Raums sprach. Dann würde sein Instinkt ihm alles sagen, was er wissen musste. Er freute sich schon auf den Ausdruck des Entzückens und der Überraschung auf ihrem Gesicht.

Er wurde nicht enttäuscht. Als sie schließlich an der Tür stand und ins Sonnenlicht blinzelte, blickte sie zu ihm auf – und sein Herz wurde leicht vor Freude. »Norma!« Er umarmte sie, bevor sie ihn erkannte, und dann lachte sie und machte einen Luftsprung, um ihre Arme um seinen Hals zu werfen.

Das mausbraune Haar der kleinen Frau war ein vernachlässigtes Durcheinander, doch ihre Augen glänzten vor Überraschung. Sie sah älter aus, genauso wie er, obwohl der regelmäßige Konsum von Melange Venports Alterungsprozess dramatisch verlangsamt hatte.

»Aurelius, du hast meinen Brief erhalten! Du bist gekommen!«

Obwohl sie sich verändert hatte, erinnerte sich Venport an ihre vielen gemeinsamen Ausflüge in den Dschungel von Rossak, bei denen sie die silbrig-purpurne Vegetation erkundet hatten. Norma hatte ohne Punkt und Komma über ihre Ideen geredet, sich ihm anvertraut, und er hatte dafür gesorgt, dass ihre mathematischen Abhandlungen publiziert und vertrieben wurden. Als Holtzman sie eingeladen hatte, seine Forschungspartnerin zu werden, hatte Venport Normas Flug bezahlt. Zufa Cenva hatte immer behauptet, sie würden so gut miteinander auskommen, weil »Außenseiter die Gesellschaft von ihresgleichen genossen.«

Nun lächelte er und strich ihr übers Haar. »Ich kann es kaum erwarten, von deiner aufregenden neuen Entdeckung zu hören. Und ich muss mich auch um diesen Leuchtglobenstreit mit Lord Bludd kümmern.«

Sie führte ihn in ihr baufälliges Arbeitsgebäude, und er folgte ihr mit leichter Bestürzung. Im großen Raum sah es genauso chaotisch aus, wie er erwartet hatte. Überall lagen komplizierte Geräte herum. In einer Nische stand ein kleiner Tisch, der von Suspensorsesseln umgeben war, die in seltsamen Winkeln in der Luft schwebten. Dreckiges Geschirr, Pläne und Blätter mit Berechnungen bedeckten die Arbeitsfläche des Tisches, und Norma bemühte sich, das Durcheinander aufzuräumen, damit Venport Platz hatte. Als pflichtbewusster Freund und Gast half er ihr.

Als er einen Stapel juristischer Dokumente mit angedrohten Klagen fand, in denen sein Name erwähnt wurde, beschleunigte sich sein Puls. Sie waren an Norma adressiert und kamen von einem Anwalt, der Lord Bludd und Tio Holtzman vertrat. »Norma, was sind das für Schreiben?«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie abwesend. Als sie einen Blick darauf warf, fügte sie hinzu: »Ach, das meinst du. Nichts von Bedeutung.«

»Sie wurden dir vor fast einem Jahr zugestellt. Darin droht man dir mit rechtlichen Schritten, wenn du Holtzmans Anstellung verlässt, insbesondere, wenn du für mich arbeiten solltest.«

»Ja, ja ... Ich vermute, ich war zu beschäftigt, um mich darum zu kümmern. Mein Projekt ist viel bedeutender als solche kleinlichen rechtlichen Angelegenheiten.«

»Norma, meine liebe, naive Norma, in der wirklichen Welt ist kein Projekt bedeutender als rechtliche Angelegenheiten.« Sein Gesicht rötete sich. »Du hättest diese Sache nicht so lange schleifen lassen dürfen. Ich werde mich darum kümmern.« Er klemmte sich die Papiere unter den Arm.

»Oh ja, danke.«

Venport lag sehr viel an Norma, er war wie ein großer Bruder, vielleicht sogar mehr. Ihre geringe Größe und körperlichen Mängel störten ihn nicht im Mindesten. Er hatte schließlich viele Jahre mit ihrer äußerlich perfekten Mutter verbracht, doch letzten Endes hatte sich Zufa als rücksichtslos, anmaßend und fordernd erwiesen – im Hinblick auf ihn, auf sich selbst und auf Menschen in ihrer Umgebung. Norma hingegen hatte viel mehr positive Eigenschaften als Defizite. Ihr Verstand war das Attraktivste an ihr, wie auch ihr freundliches, entgegenkommendes Wesen.

Venport sah sich um und bemerkte die veraltete Einrichtung, die billige Ausrüstung und die Enge. Es war eine Beleidigung dieser Frau, die so viele der wichtigsten Erfindungen des Weisen entwickelt hatte. Das Licht war schlecht, die Möbel waren abgenutzt, die Regale quollen über. Er würde bald etwas Besseres für sie finden. »Norma, ich weiß, du magst es nicht, Sklaven zu nutzen, aber ich werde zusehen, dass ich eine Haushälterin für dich beschaffen kann.«

»Ich bin zufrieden, solange ich arbeiten kann.«

Insgeheim fragte er sich, wie viel er Norma schuldete und wie fest er an sie glaubte. Mit geschlossenen Augen »horchte« er in seinen Körper, sein Herz, seine innersten Empfindungen. Die Antwort war klar.

Ich muss ihr helfen. Ganz gleich, ob ihr neues Raumfaltkonzept kommerzielles Potenzial hatte oder nicht, er versprach

sich, dass er sie aus den Klauen dieses egoistischen Wissenschaftlers befreien würde ... selbst wenn es ihn teuer zu stehen käme.

* * *

Es kostete Aurelius Venport wenig Zeit, um festzustellen, dass er sowohl Lord Niko Bludd als auch Tio Holtzman verachtete.

In den Jahrzehnten, in denen er die Arzneimittel von Rossak entdeckt, entwickelt und vertrieben hatte – ein Geschäft, das er zu einem großen Handelsimperium ausgebaut hatte –, war es zu vielen Machtproben zwischen Venport und zähen Unterhändlern, unangenehmen Lieferanten oder sogar Schlägern aus hochoffiziellen Kreisen gekommen. Doch er hegte keinen Groll gegenüber legitimen Rivalen; er konnte sie verstehen und mit ihnen zu einer Einigung gelangen.

Aber er wusste auch, dass er sich auf sein Gefühl verlassen konnte, wenn er mit Menschen zu tun hatte, und sobald er in die Nähe von Bludd oder Holtzman kam, spürte er, wie sich alles in ihm sträubte. Der so genannte Weise war ein Schwindler, der seine Reputation allein auf dem Rücken anderer aufgebaut hatte. Lord Bludd schwelgte in Reichtum, aber nicht, um sein Vermächtnis zu begründen oder sich einen Platz in der Geschichte zu verdienen – für ihn war es ein Selbstzweck, Vermögen anzuhäufen und zu verschwenden.

Nichtsdestoweniger musste Venport eine Übereinkunft mit diesen Männer erzielen.

Als er sich einem langen Tisch näherte, in einem Raum voller Spiegel und facettierter Leuchtgloben – nicht autorisierte Nachbildungen, wie er bemerkte –, dachte Venport, dass dieser Konferenzraum eher wie ein Festsaal und nicht wie ein Sitzungszimmer für Geschäftsverhandlungen wirkte. Am Kopfende des Tisches saß der übergewichtige Lord Bludd, von üppigen Gewändern mit aufgebauschten Ärmeln überladen. Ein Kostüm, das unmöglich bequem sein konnte. Sein langes Haar war zu affektierten Ringellöckchen frisiert. Die Locken seines Bartes hatte man eingesprüht, damit sie den Anschein einer festen Skulptur aus drahtigem Haar erweckten.

Der Weise Holtzman trug steife und formelle weiße Roben zur Schau, doch schien er sich darin wohler zu fühlen als im praktischen Arbeitskittel, den ein wahrer Wissenschaftler getragen hätte. Andere Stühle waren von Ratsvertretern und Rechtsanwälten von Poritrin besetzt, die einen strengen und lauernden Eindruck machten.

Als er das Zimmer allein betrat, versuchte Venport die Profis einzuschätzen, die Poritrin gegen ihn aufgeboten hatte. Er seufzte schwer, als er sich setzte. »Lord Bludd, Weiser Holtzman, ich bin persönlich in einer Angelegenheit erschienen, die für Sie beide von Interesse ist. Ich möchte offen über mögliche Lösungen für unsere Auseinandersetzung diskutieren.« Er sah die Anwälte finster an. »Wenn Sie mir den Gefallen erweisen würden, diese zusätzlichen Ohren wegzuschicken, können wir uns wie Männer zusammensetzen und zu einer Übereinkunft gelangen.«

Die entrüsteten Anwälte richteten sich kerzengerade auf. Der Weise Holtzman schien verwirrt, sagte aber nichts. Lord Bludd war nicht einverstanden. »Das sind meine ausgesuchten Experten, Direktor Venport. Ich verlasse mich sehr auf ihr ...«

»Dann sollen sie das Abkommen prüfen, das wir vorschlagen – aber *anschließend*. Wenn Sie darauf bestehen, die Angelegenheit durch die offiziellen Kanäle zu leiten, wissen wir, dass sie sich jahrelang dahinschleppen und viel Geld kosten wird.« Er lächelte entwaffnend. »Würden Sie nicht lieber zuerst hören, was ich zu sagen habe?« Venport verschränkte die Arme und wartete. So machte er deutlich, dass er nicht die Absicht hatte, irgendwelche Verhandlungen aufzunehmen, bevor die juristische Armada den Rückzug angetreten hatte.

Der Adlige blickte zu seinen Ratgebern, die einen Chor von Äußerungen hervorstießen. »Mylord, wir raten dringend ab ...« – »Das ist höchst ungebührlich und verdächtig ...« – »Was versucht er vor uns zu verbergen ...?«

Lord Bludd entließ sie alle mit einem Fingerschnippen und verlangte dann nach Erfrischungen. Venport erwiderte den Blick des Aristokraten. Sie beide verstanden, dass sie hinter verschlossenen Türen viel schneller ans Ziel gelangen würden.

Holtzman räusperte sich und nahm ein paar Papiere zur Hand, die vor ihm auf dem Tisch lagen. »Bevor wir anfangen, Direktor

Venport, möchte ich um Kenntnisnahme bitten, dass die Ansprüche von Venkee Enterprises völlig unbegründet sind.« Er reichte ihm eines der Schriftstücke. »Das hier ist eine Rechtsübertragung, die Norma unterzeichnet hat, als ich sie angestellt habe. Darin erkennt sie an, dass alle Ideen und Technologien, die sie entwickelt, während sie unter meiner Schirmherrschaft arbeitet, den Bürgern von Poritrin gehören, die damit tun können, was sie wollen. Sie hatte kein Recht, Ihnen ein außerordentlich wertvolles kommerzielles Patent zu überlassen.«

Venport studierte das Dokument und las die Worte, die er bereits gesehen hatte, als er auf Salusa Secundus Senator Hosten Fru bestochen hatte. Keine Überraschungen. Unbeeindruckt schob er das Dokument zurück.

»Ich bestreite nicht, dass Normas Unterschrift echt ist, Weiser Holtzman. Können Sie einen vergleichbaren Beweis erbringen, dass Norma der Zugang zu rechtlichem Beistand und professionellem Rat ermöglicht wurde, bevor sie dieses lächerliche Schriftstück unterzeichnet hat? Können Sie ebenso beweisen, dass sie im rechtlich zulässigen Alter war, eine solche Vereinbarung einzugehen? Nach meinen Aufzeichnungen – und die sind genau, da ich es war, der ihren Transport nach Poritrin arrangiert hat – war sie gerade erst fünfzehn Jahre alt, als sie von Rossak aufbrach.« Er klopfte mit den Fingerkuppen auf den Tisch. »Sagen Sie mir, Lord Bludd, ist das wirklich eine Angelegenheit, die Sie in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung der Liga dargelegt sehen wollen?«

Diener eilten herein, um das Mittagessen zu servieren, und Venport wartete, bis der Lärm und die Unterbrechung vorbei waren. Er wollte nicht, dass weitere Ohren das Gespräch mithörten, obwohl er überzeugt war, dass der Aristokrat von Poritrin jedes Wort aufzeichnen ließ – was wiederum vor jedem Gericht unzulässig war, da Venport einer solchen Überwachung nicht zugestimmt hatte.

»Meine Herren«, fuhr er fort. »Norma Cenva ist ein wertvolles Genie. Ich glaube nicht, dass Sie ihr den Respekt, die Mittel oder die Freiheit zukommen lassen, die sie verdient.«

»Norma lebt seit vielen Jahren von unserem guten Willen«, sagte Holtzman. »In den Jahrzehnten, die sie für uns gearbeitet

hat, hat sie nichts Lohnendes vollendet seit ... seit ...« Er hob die Schultern. »Dazu müsste ich in meinen Aufzeichnungen nachsehen.«

»Das ist keine Überraschung, wenn man den skandalösen minderwertigen Arbeitsplatz in Betracht zieht, den Sie ihr zur Verfügung gestellt haben.«

»Doch zuvor hat sie ...«

»Genug gezankt«, unterbrach Lord Bludd die beiden. »Ungeachtet der Umstände wurde die entscheidende Grundlage für Ihre einträgliche Leuchtglobenindustrie hier auf Poritrin entwickelt. Mein eigenes Kapital ist in diese Forschung geflossen. VenKee Enterprises hat kein Anrecht auf den Gewinn.«

»Ich verstehe Ihre Basis für den Einspruch«, sagte Venport und achtete darauf, den leisesten beschwichtigenden Tonfall in seiner Stimme zu halten. »Ich bin bereit, einen bestimmten Anteil an VenKees Einkünften, die durch den Verkauf der Leuchtgloben erzielt werden, abzutreten.« Er hob den Finger, als sowohl Holtzman als auch Bludd mit freudiger Überraschung reagierten. »Unter der Bedingung, dass Norma von ihrer Verpflichtung befreit wird, für den Weisen Holtzman zu arbeiten.«

»Dem stimme ich gerne zu«, sagte Holtzman schnell, als müsste er sich zurückhalten, um nicht laut loszulachen.

Bludd warf ihm einen verärgerten Blick zu, weil er so leicht zugestimmt hatte, und sah dann Venport mit einem Stirnrunzeln an. »Und im Gegenzug sind Sie einverstanden, Ihre Einkünfte aus dem Verkauf der Leuchtgloben bis in alle Ewigkeit zu teilen?«

Venport seufzte. In Verhandlungen kamen solche extremen Bedingungen normalerweise nicht auf den Tisch. »Nicht bis in alle Ewigkeit«, erwiderte er in tadelndem Tonfall. Kein vernünftiger Mensch hätte so etwas auch nur vorgeschlagen. »Wir werden einen Zeitraum und einen Prozentsatz aushandeln.«

Und damit fing die wirkliche Arbeit an.

Venport wusste, dass er die naive und unschuldige Norma vor zukünftigen Verstrickungen mit diesen verschlagenen Männer schützen und sie von allen fruchtlosen Anstrengungen der Vergangenheit trennen musste. Er hatte bereits umfassende Berechnungen angestellt, wie viel ihn diese juristische Auseinan-

dersetzung wahrscheinlich kosten würde. Der Gerichtshof der Liga würde sicherlich – geschmiert mit Geldern von der poritrinischen Adelsfamilie – einen »Kompromiss« durchsetzen, der Venport über einen langen Zeitraum erhebliche Kosten verursachen würde. Im Augenblick wollte er nur seine Einbußen so gering wie möglich halten und keine weitere Zeit verschwenden.

Nach stundenlanger Diskussion stimmte Venport schließlich zu, ein Drittel seiner Einkünfte aus dem Leuchtglobengeschäft für die nächsten zwanzig Jahre an Poritrin abzutreten, während die andere Seite einwilligte, seinen Anspruch auf die Originalpatente anzuerkennen. Da sie wussten, wie viel Gewinn der weit verbreitete – und wachsende – Handel mit Leuchtgloben abwarf, waren Bludd und Holtzman überrascht. Offensichtlich betrachteten sie diese Sache als sofort verfügbare Geldquelle, für die sie nichts tun mussten, da Norma Cenva die Entwicklung bereits in vergangenen Jahren abgeschlossen hatte und Venport für die Produktionsanlagen aufgekommen war.

Zwei Jahrzehnte schienen eine lange Zeit, doch Venport dachte in größeren Dimensionen. Leuchtgloben würden über Jahrhunderte, vielleicht sogar Jahrtausende Verwendung finden. Vor diesem Hintergrund waren zwanzig Jahre ein lächerlicher Zeitraum. Ohne Zweifel würden sich Lord Bludds Nachkommen über den unvernünftigen Handel ärgern, den er hier und heute abgeschlossen hatte.

»Wie dem auch sei«, sagte Venport, während er sich vorbeugte und seine Stimme hart wurde, »eine Bedingung ist von nun an nicht mehr verhandelbar. In Zukunft werden Sie Norma Cenvas Recht, ein eigenes Labor aufzubauen, weder anzweifeln noch es ihr streitig machen. Und Sie werden Sie nicht davon abhalten, Forschungen zu betreiben, deren Richtung sie allein bestimmt.«

Holtzman schnaufte. »Solange ich nicht dafür zahlen muss … Aber sie hat seit Jahren ohnehin nichts Brauchbares mehr produziert.«

Lord Bludd zupfte an seinem gelockten Bart. »Ich werde meine Anwälte veranlassen, eine Vereinbarung aufzusetzen, die konkret festhält, dass Norma alles behalten kann, was sie vom heutigen Tag an entwickelt.«

Venport nickte. Er ahnte bereits die großen Kosten dieses Handels, doch er hegte keine Zweifel mehr, denn er glaubte an Norma und hatte sie sehr gern. Dennoch war er unangenehm berührt von der Wahrheit in Holtzmans Worten. Norma hatte sich tatsächlich jahrelang auf ein Problem fixiert, das sich letztlich als fruchtlos erweisen konnte. Er verstand die Konsequenzen ihrer Gleichungen zur Raumfaltung nicht, doch als Geschäftsmann biss er die Zähne zusammen und erinnerte sich daran, wie viel Geld Norma ihm allein mit der Erfindung der Leuchtgloben verschafft hatte.

Er würde ein Vertrauen in sie setzen, das ihre Mutter nie gehabt hatte.

»Ich erwarte, dass diese Angelegenheit damit abgeschlossen ist«, sagte Lord Bludd.

Venport erhob sich, begierig darauf, den Wohnsitz des Adligen zu verlassen. Er wusste jedoch, dass die eigentlichen Schwierigkeiten gerade erst begannen.

* * *

Bei seiner Ankunft auf dem Raumhafen von Starda auf Poritrin wirkte Tuk Keedair frustriert und gestresst. Venport traf ihn dort und hörte zu, wie der tlulaxanische Geschäftsmann von den ständigen Sabotageakten und anderen Schwierigkeiten berichtete, die von einer Gruppe Gesetzloser auf Arrakis verursacht wurden. »Wie ich hörte, gibt es einen anderen Fleischhändler von Tlulaxa, der neu auf Poritrin eingetroffen ist und versucht, domestizierte Sklaven zu kaufen. Vielleicht kann ich ihn überreden, sich in diese Wüstenhölle zu begeben und diese Aufrührer und Banditen als Sklaven zusammenzutreiben.«

»Darüber würde sich niemand beschweren«, sagte Venport lächelnd. Dann erklärte er, woran Norma arbeitete und weshalb er darauf bestanden hatte, dass sein Geschäftspartner es mit eigenen Ohren hören sollte.

Als sie den Raumhafen verließen und in einem Bodenfahrzeug zu Normas Laboratorien am Fluss fuhren, war Keedair skeptisch, aber fasziniert. »Der Prototyp so eines Raumschiffes wird erheblich mehr kosten als ein paar Leuchtgloben, Aure-

lius – aber wenn sich diese Art von Raumfahrt mit abgekürzten Wegen als erfolgreich erweist, dann sind die Gewinnmöglichkeiten – schwindelerregend.« Genauso wie Venport wollte der Tlulaxa die genauen mathematischen Einzelheiten gar nicht wissen, nur, ob das Konzept funktionieren würde, wenn es entsprechend entwickelt war. Er strich über seinen langen Zopf, als würde er das stetige Wachstum seines Vermögen vorausahnen.

Venport nahm ihn am Arm. »Wenn das System möglich – und *anwendbar* – ist, könnten alle Waren in einem Bruchteil der Zeit geliefert werden. Gewürzladungen könnten schneller von Arrakis geliefert werden, als die Zensunni ernten können. Verderbliche Arzneimittel könnten in kürzester Zeit von Rossak zu den Märkten überall in der Liga gelangen. Kein anderer Händler wäre in der Lage, einen besseren Service anbieten.«

Sie überquerten einen knarrenden Steg und standen bald mit Norma im Laborgebäude. »Ich bitte um Verzeihung für den formlosen Empfang«, sagte sie. Venport hatte den Eindruck, dass sich die Unordnung auf den Tischen noch vergrößert hatte. »In ein paar Jahren werden wir an diesen Tag zurückdenken und uns an den bescheidenen Ort erinnern, wo wir erstmals das großartigste Konzept in der Geschichte der Raumfahrt besprochen haben.«

Keedair wirkte reserviert, vielleicht sogar misstrauisch. »Sie haben sonst niemandem von Ihrer Idee erzählt? Auch nicht dem Weisen Holtzman? Oder Lord Bludd?«

Norma schüttelte verlegen den Kopf. »Selbst der Weise Holtzman versteht seine eigene Mathematik nicht. ›Das Holtzman-Prinzip funktioniert eben‹, sagt er.« Ihre Stimme enthielt eine Spur traurigen Spotts. »Und ich möchte sicherstellen, dass dieses Projekt verwirklicht wird. Der Weise bringt seine großartigen Projekte nicht immer zu Ende. Manchmal ... verliert er im Dschungel der Gleichungen den Weg.« Sie trat ans Fenster und blickte über die Schiffswerften und Fabriken im Delta. »Er hat das letzte Jahr damit verbracht, Schiffshüllen im Orbit zu bauen. Irgendeine Idee von Primero Atreides ...«

»Ja, wir haben sie gesehen, als wir auf Poritrin angekommen sind«, sagte Venport. In den orbitalen Einflugschneisen wim-

melte es von neuen Kriegsschiffen, die allmählich ein ernstes Navigationshindernis darstellten.

»Zu welchem Zweck werden leere Schiffshüllen gebaut?«, fragte Keedair verdutzt. »Kümmert sich jemand anderer um die Installation des mechanischen Innenlebens?«

Norma schien plötzlich nervös zu werden. »Das soll ein Geheimnis sein, und nur wenige Menschen kennen den Gesamtplan. Die Werftsklaven und die orbitalen Bauarbeiter sind nur mit der Montage der Hüllen beschäftigt, die dann anderswo zur Fertigstellung gebracht werden sollen. Niemand weiß, dass das alles ein gigantischer Bluff ist, ein Täuschungsmanöver.« Sie seufzte. »Die Hüllen bleiben leer. Sie treiben einfach nur im Orbit, wie eine wirkliche Armada. Ich muss zugeben, dass die List funktionieren könnte, aber weshalb sollte ein großer Mann wie der Weise Holtzman seine Intelligenz an solch einen Plan verschwenden? Dazu ist keine Wissenschaft nötig, nur die Kunst eines Dekorateurs.«

Sie ließ einen Suspensorsessel nach unten sinken, kletterte hinein und hob sich auf die passende Höhe am Tisch. »Deshalb habe ich dir geschrieben, Aurelius. Ich habe einen großen Teil meines Lebens mit der Arbeit an diesen Gleichungen verbracht, die den Faltraum beschreiben. Sie müssen ernst genommen werden. Dieses Projekt *muss* Realität werden, und ich bin die Einzige, die es schaffen kann.«

Keedair breitete die Hände auf der Tischplatte aus und sah sie mit glänzenden dunklen Augen an. »Geben Sie uns bitte eine grobe Zusammenfassung. Sagen Sie uns, was Sie sich vorstellen.«

Normas haselnussbraune Augen verengten sich. »In meinem Geist habe ich gewaltige Raumschiffe gesehen, die innerhalb eines Sekundenbruchteils unglaubliche Entfernungen überwinden können. Ich sehe mächtige Armeen, die in wenigen Augenblicken Lichtjahre zurücklegen können und die Denkmaschinen überraschen.«

Venport sah die Intensität in ihren Augen und spürte ihre Überzeugung und Aufrichtigkeit. »Ich glaube dir, Norma. Genug, um zu investieren, was immer du an Geld benötigst, auch wenn ich das Prinzip nicht verstehe.« Er lächelte. »Ich investiere in *dich*.«

Sie hatte zuvor grobe Schätzungen der Ausgaben vorbereitet, die nötig wären, um ihr Projekt zu finanzieren. Venport erhöhte die Zahl um die Hälfte, dann entschloss er sich, sie zu verdoppeln. Norma dachte nur selten an unvorhersehbare Verzögerungen und nebensächliche, aber kostspielige Details.

»Dein Dienst für den Weisen Holtzman ist beendet«, verkündete Venport. »Ich habe alles Nötige veranlasst, und du brauchst dir keine Sorgen mehr um ihn zu machen. Du kannst Poritrin jederzeit verlassen ... und arbeiten, wo immer du willst.«

Erfreut kam sie zu ihm, um ihn zu umarmen. Er liebte die Art, wie sie in ehrlicher Dankbarkeit lachte. Es gab nichts Unaufrichtiges an ihr. »Das ist sehr lieb, aber ich arbeite hier gern. Auf Poritrin. Ich bin seit siebenundzwanzig Jahren hier. Ich kann nicht einfach meine Sachen packen und woanders hingehen.«

»Warum nicht Rossak?«, fragte Keedair. »Sie kommen doch von dort, nicht wahr?«

Als er an Zufa Cenva und die unverhohlene Enttäuschung dachte, die sie über ihre Tochter zum Ausdruck gebracht hatte, schüttelte Venport den Kopf, noch bevor Norma antworten konnte. »Nein, ich glaube nicht, dass das eine gute Idee wäre.«

»Unsere anfänglichen Ausgaben wären kleiner, wenn wir nicht alles von diesem Planeten wegschaffen müssten«, gab der tlulaxanische Händler zu bedenken. »Und Sie haben die Garantie von Lord Bludd, richtig?«

Norma klopfte an ihre Schläfe. »Alles ist hier drinnen.« Sie wandte sich um und sah sehnsüchtig zu Venport auf, was ihm ein Gefühl der Wärme und des Wohlwollens gab. »Doch ich würde lieber nicht so viel Zeit und Mühe verschwenden. Gibt es keinen näheren Platz, wo ich einfach weiterarbeiten kann? Schließlich ist diese Welt trotz allem meine Heimat.«

Venport lächelte. »Das habe ich erwartet, und ich habe mich bereits nach einem neuen Arbeitsplatz für dich umgesehen – ein angemessenes Gebäude mit einer Menge Raum und Licht, mit allem, was du brauchst. Ich denke da an eine verlassene Mine mit mehreren Lagerhäusern und einer Erzverarbeitungsfabrik flussaufwärts in einer Nebenschlucht. Ich glaube, dort lässt sich eine Testanlage für ein Raumschiff einrichten.« Er hatte

gewusst, dass Norma zu unabhängig war, um hier einfach die Zelte abzubrechen.

Keedairs Augen flackerten unruhig, als würde er komplizierte Kopfrechnungen anstellen. »VenKee hat die nötige Infrastruktur, um Ihnen das Kapital zur Verfügung zu stellen. Wir brauchen eine detaillierte Aufstellung, die zeigt, wie viel Sie anfangs auszugeben gedenken und wie hoch die monatlichen Kosten sind.«

Norma lächelte gequält, als würde sie lieber zu ihren Formeln zurückkehren, als sich mit solchen Themen zu beschäftigen. »In Ordnung, ich werde die voraussichtlichen Forschungs- und Entwicklungsbudgets berechnen, sobald Sie mir sagen, wann wir beginnen können.«

»Außerdem ist es unbedingt notwendig«, sagte Keedair nun entschlossener, »dass Sie das gesamte Projekt absolut geheim halten. Wir wissen bereits, dass der Weise Holtzman begierig darauf ist, Ihre Ideen und Patente zu stehlen. Wir werden ein luftdichtes Sicherheitssystem für alle Mitarbeiter des Projektes einrichten müssen. Ich schlage vor, dass wir eine private Söldnereinheit anheuern, die keine Bindung an Lord Bludd hat.« Er sah zu Venport auf, der mit einem Nicken antwortete.

Norma schien sich wegen dieser Komplikationen Sorgen zu machen, da ihr mathematischer Verstand nie an solche Probleme gedacht hatte. Venport drückte beruhigend ihre Schulter. »Norma, du hast bereits auf große Gewinne verzichtet, indem du Holtzman und Bludd das Geschäft mit den Körperschilden und tragbaren Störfeldgeneratoren überlassen hast. Es waren zumindest teilweise *deine* Ideen. Holtzman wäre von allein nie darauf gekommen.«

Sie wirkte überrascht. »Aber das waren meine Beiträge zu den Kriegsanstrengungen.«

»Und andere haben davon profitiert. Lord Bludd ist einer der reichsten Aristokraten der Liga, und das hat er dir zu verdanken. Ich will nicht, dass andere Leute dich weiterhin ausnutzen, liebe Norma ... aber wenn dieses Projekt mit VenKees privaten Investitionen fortgeführt wird, müssen wir alle Rechte daran haben. So läuft das Geschäft.«

»Ganz, wie du meinst, Aurelius. Ich vertraue dir. Wie schnell kannst du alles vorbereiten, damit ich mit dem Bau eines Prototyps beginnen kann? Und ich möchte meine neuen Laboratorien einrichten – so schnell wie möglich. Und so nahe wie möglich. In meinem Kopf habe ich längst alle Berechnungen abgeschlossen.«

Venport legte ihr einen Arm um die Schulter und eröffnete ihr den Gedanken, den er mit Kendair bereits besprochen hatte. »Es gibt eine Möglichkeit, die Dinge zu beschleunigen. Mein Partner und ich haben kürzlich ein altes Frachtschiff erworben, um unsere Handelsflotte auszubauen. Es befindet sich im Raumdock auf Rossak und wird dort zur Zeit repariert. Statt ein völlig neues Schiff zu konstruieren, könntest du ein existierendes ausbauen und es mit deinem neuen Antrieb ausstatten. Was meinst du? Keedair könnte es nach Poritrin bringen, wenn deine neuen Anlagen fertig sind.«

Er warf Keedair einen Blick zu, und der Tlulaxa nickte. Norma strahlte. Sie wirkte wieder jung, voller Energie und Begeisterung.

»Je früher, desto besser«, sagte sie.

23

Wo einer den Anlass zum Frohlocken sieht, sieht ein anderer nur einen Grund zum Verzweifeln. Bete, dass du zu den Erstgenannten gehörst.

Buddhislamisches Sutra,
Zensunni-Interpretation

Nach einem Jahr großer Anstrengungen, einer gewaltigen Investition von Kapital und Rohstoffen und dem Tod zahlloser Sklaven bei Industrieunfällen waren die letzten Bauteile der Phantomflotte im Orbit über Poritrin versammelt. Da die Arbeit kurz vor dem Abschluss stand, würden die Schiffswerften im Delta geschlossen werden.

An einem Spätnachmittag riefen die Aufseher die Sklavengruppen zusammen. Blinzelnd kamen die dreckigen Gefangenen aus den verrauchten Hangars und standen auf der gepflasterten Landefläche, von der die letzten Lieferungen in den Orbit geschossen wurden. Hunderte bedauernswerter Seelen irrten desorganisiert umher.

Ishmael wusste, dass er und seine Mitsklaven erwarten konnten, bald neuen Aufgaben zugeteilt zu werden. Wie immer beunruhigte ihn eine solche Zeit der Veränderung, denn er befürchtete, er könnte von Ozza und seinen beiden Töchtern getrennt werden, so wie man Aliid seiner Familie entrissen hatte. Trotzdem klammerte er sich an die Hoffnung, dass Gott seine Familie zusammenhalten würde. Die poritrinischen Sklavenhalter hatten keinen Grund, sie zu trennen.

Doch jeden Tag in der Fabrik schmerzten Aliids unverheilte seelische Wunden, während er auf seine Gelegenheit wartete. »Vor langer Zeit haben sie mich von meiner Frau und meinem neugeborenen Sohn getrennt. Es kümmert mich nicht mehr, was sie mir antun.« Ishmael hatte Angst vor dem, wozu sich sein Freund hinreißen lassen könnte, wenn man ihn ausreichend provozierte.

Als Ishmael ein kleiner Junge gewesen war, hatte sein Großvater immer darauf bestanden, dass er absolutes Vertrauen in Gott hatte, dass es überheblich wäre, die Dinge aus Gottes Hand und in die eigene zu nehmen. Noch immer spürte er in sich die Eiszapfen der Unsicherheit - und Aliid zeigte keine Bereitschaft, seine Überzeugungen zu akzeptieren.

Als die Vorarbeiter Befehle blafften und versuchten, die Sklaven für die Versammlung in geordneten Gruppen aufzustellen, schlüpfte Ishmael durch die Menge zu einer Kolonne, die für den letzten Schliff zuständig war und in der seine Frau mitarbeitete. Kurz darauf berührte er Ozzas Arm, und sie griff nach seiner Hand. Sie spürte die Nähe ihres Mannes, ohne sich zu ihm umdrehen zu müssen. Wenn sich so viele Sklaven an einem Ort aufhielten, würden sich die Aufseher nicht damit aufhalten, auf die korrekte Zusammenstellung der Gruppen zu achten. Das hätte den ganzen Tag gedauert.

Ohne ihr Dazutun wurden Ishmael und Ozza in Richtung Podium gedrängt, wo zwei kleine Männer an der Seite des obersten Aufsehers standen. Ishmaels Augen hatten sich nach den Stunden in der dämmrigen Fabrikhalle immer noch nicht an das grelle Sonnenlicht gewöhnt.

»Ich frage mich, ob sie eine weitere Feier zu Ehren ihrer großartigen Kultur ankündigen wollen«, sagte Ozza in der Nähe seines Ohrs, damit niemand ihren Sarkasmus bemerkte.

»Ich kann mir schlimmere Gründe für diese Zusammenkunft vorstellen.«

Er blickte zu den beiden Fremden hoch. Beide waren offensichtlich Tlulaxa ... verhasste Sklavenhändler. Der jüngere Mann hatte scharfe Züge, ein schmales Gesicht und dunkle, eng beieinander stehende Augen. Doch Ishmael starrte mit viel größerer Aufmerksamkeit in die vertrauten Züge des älteren Mannes mit dem langen, eisengrauen Zopf, der wie ein geflochtenes Seil über seiner Schulter hing. Mehr als zwei Jahrzehnte waren vergangen, und Ishmael war damals ein verängstigter kleiner Junge gewesen ... doch er würde niemals das Gesicht des Mannes vergessen, der den Überfall auf Harmonthep angeführt hatte.

Sein Herz hämmerte, als neue Angst und Zorn in ihm anschwollen. Er hatte diesem Mann Rache geschworen, er hatte

gelobt, ihn zu zerquetschen. Ishmael wünschte sich, er könnte sich aufs Podium stürzen und seine durch die Arbeit stark gewordenen Hände um den Hals des Sklavenhändlers legen. Genau das hätte sein Freund Aliid getan – Aliid, der Ishmaels Geduld und blinden Glauben immer verachtet hatte.

Doch Rache war nicht das, was die Sutras der Zensunni lehrten. Ishmaels Großvater wäre von ihm enttäuscht gewesen. *Es liegt in Gottes Hand, nicht in meiner.*

Aber darf ich einfach vergeben und vergessen?

Ozza schaute ihn an, berührte sein Gesicht mit zärtlichen Fingerspitzen. Er sah ihre Besorgnis. »Was ist, Ishmael?«

»Dieser Mann ... ich ...« Er stockte, weil er nicht in der Lage war, es ihr zu erzählen. Sein Großvater hätte auf Hinnahme bestanden, sogar auf Vergebung. Er hätte verlangt, dass Ishmael nach einer tieferen Lektion Gottes suchte, damit er an jeder Schicksalsprüfung und Erfahrung wuchs. Gott garantierte den Gläubigen kein leichtes und friedliches Leben – schon gar nicht in dieser Welt. Die Sutras lehrten die Zensunni, hinzunehmen, zu ertragen und zu warten, bis Gott den passenden Augenblick wählte.

Doch es war so schwierig.

Nach beinahe einer halben Stunde des teilnahmslosen Chaos hatten die mehreren hundert Sklaven endlich ihren Platz gefunden und sich beruhigt. Ishmael hörte, wie sich vor der Menge der Arbeitsaufseher mit dem jüngeren Tlulaxa unterhielt. »Rekur Van, das sind alle unsere derzeitigen Arbeitssklaven. Sie sind seit Monaten dem Schiffsbauprojekt zugewiesen. Wir können sie nicht erübrigen.«

»Trotzdem möchte ich sie sehen.« Der schmale Tlulaxa blickte prüfend über die Gesichter und Körper in der Menge. Tuk Keedair, der Sklavenhändler, der Ishmael und viele andere unschuldige Zensunni auf Harmonthep gejagt hatte, stand neben ihm und wirkte gelangweilt. Keedair schien kein Interesse zu haben, neue Sklaven zu erstehen, und war aus einem ganz anderen Grund nach Poritrin gekommen.

Während Ishmael zusah, schritt Rekur Van das Podium ab. Er richtete ein kleines Gerät auf die Menge, um damit Bilder aufzunehmen und die versammelten Sklaven zu analysieren. »Ich

soll eine Bestandsaufnahme Ihrer Gefangenen machen. Sie werden als Ressourcen für die Armee des Djihad in Betracht gezogen. Wir Tlulaxa benötigen dringend eine große Menge gesunder Sklaven mit unterschiedlichsten Körper- und Gewebetypen. Das hat für uns höchste Priorität.« Als der Aufseher mit Bestürzung reagierte, senkte Rekur Van die Stimme zu einem Knurren. »Falls Sie Einwände erheben wollen, kann ich eine vom Großen Patriarchen Ginjo persönlich unterzeichnete Vollmacht besorgen.«

»Das können Sie ohne Zweifel, Rekur«, sagte Keedair in geduldigem, sachlichem Tonfall, »doch es ist nicht notwendig, auf der ersten und beschwerlichsten Alternative zu bestehen.«

Hektik entstand, als ein Motorboot über das seichte Wasser des Deltas glitt und dann unmittelbar vor der Bühne anlegte. Der aufgeregte Tio Holtzman schritt gebieterisch aufs Podium. Seine Augen waren schmale Schlitze, sein Gesicht zeigte eine Mischung aus Wut und Verwirrung. »Weshalb unterbrecht ihr meine Sklaven bei ihrer wichtigen Arbeit? Dieses Projekt ist lebenswichtig und eine Verzögerung unentschuldbar.«

»Wir haben eine angemessene Entschuldigung, Weiser Holtzman«, sagte Rekur Van ebenso gebieterisch. »Der Djihad hat einen dringenden Bedarf an Sklaven, und Poritrin ist die nächstgelegene Welt auf meiner Route. Die Tlulaxa benötigen viele neue Kandidaten.«

Ishmael schluckte schwer, dann drückte er den Arm seiner Frau. Beide sahen sich nach ihren Töchtern um, doch Chamal und Falina waren anderen Gruppen zugeteilt worden und nirgendwo zu sehen.

»Nicht von meinen Sklaven!«, sagte Holtzman ärgerlich. »All diese Arbeiter sind für ein Projekt tätig, das für den Schutz von Poritrin und unsere Waffenfabriken von entscheidender Bedeutung ist. Sie müssen sich Ihre Sklaven anderswo holen.«

»Aber ich bin hier, Weiser Holtzman, und ich brauche jetzt Sklaven.«

»Genauso wie ich.« Der Wissenschaftler gab ein ungeduldiges Schnauben von sich. »Weshalb haben Sie nicht einfach ein paar dieser Feiglinge auf IV Anbus gefangen? Meines Wissens haben sie sich sogar geweigert, gegen die Denkmaschinen zu kämpfen,

die den Planeten angegriffen haben ... und sie haben darüber hinaus auch noch die tapferen Djihadis sabotiert! Könnte es ein Volk geben, das es mehr wert wäre, der Menschheit zu dienen?«

»Vielleicht ist das ein Anzeichen ihrer Minderwertigkeit«, mutmaßte Rekur Van. »Außerdem leben sie weit verstreut, und ihre Zahl ist ... unzureichend, um unseren Bedarf zu decken.«

Durch Gerüchte und langsam eintreffende Neuigkeiten hatten die Gefangenen auf Poritrin erst kürzlich von der Schlacht auf IV Anbus erfahren, vom Pyrrhussieg des Djihad, der so viele Menschenleben und heilige Reliquien gekostet hatte. Alle Anhänger des Buddhislam, sowohl Zensunni als auch Zenschiiten, verehrten die heilige Stadt von Darits, den Aufbewahrungsort der Originalmanuskripte der Koran-Sutras. Die Sklaven auf Poritrin waren entsetzt, von der Zerstörung zu hören, die nicht nur von der Roboterarmee, sondern auch von den Streitkräften des Djihad verursacht worden war.

Während er sich umsah, bemerkte Ismael, dass diese Tragödie die hier herrschenden Menschen gar nicht zu erschüttern schien. *Weshalb ist ihre religiöse Leidenschaft annehmbar, während unsere ein Gegenstand der Verachtung ist?*

Er beobachtete den älteren Sklavenhändler, wie er zwischen den empörten Erfinder und den eifernden Fleischhändler trat. Obwohl er den Mann verachtete, musste Ishmael einräumen, dass Tuk Keedair klüger wirkte und über bessere Menschenkenntnis zu verfügen schien.

»Sklaven sind an vielen Orten erhältlich, Rekur. Es gibt viele buddhislamische Provinzplaneten, die sich für die Fleischernte eignen. Da diese Gefangenen bereits einem nützlichen Zweck dienen, sehe ich keine Notwendigkeit, sie der Obhut des Weisen Holtzman zu entziehen.«

Rekur Van sah den anderen Tlulaxa finster an, als wären sie Konkurrenten. »Und weshalb sind Sie hier, Tuk Keedair? Sie sind kein Fleischhändler mehr, sondern ziehen es vor, zusammen mit diesem Fremdling, diesem Venport, Gewürz und Leuchtgloben zu verkaufen. Weshalb mischen Sie sich in meinen wichtigen Auftrag ein?«

»Mein Partner und ich sind wegen einer anderen geschäftlichen Unternehmung hier. Sie sind nicht der Einzige, der legi-

time Arbeit für die Armee des Djihad leistet.« Auf väterliche Weise legte Keedair seine Hand auf die Schulter des jüngeren Mannes. »Hören Sie zu, ich weiß, wo Sie erfolgreich auf Sklavenjagd gehen können. Es handelt sich um eine große Gruppe, die ein Ärgernis für mich und damit letztlich auch für die Liga der Edlen ist. Ich werde Ihnen sagen, wo Sie sie finden, und jeder wird glücklich sein. Sind Sie mit dem Wüstenplaneten Arrakis vertraut?«

Immer noch stirnrunzelnd, doch ein wenig besänftigt begleitete Rekur Van den ehemaligen Sklavenhändler vom Podium hinab.

Ishmael legte einen Arm um Ozzas Taille und zog sie zu sich heran. Sein Puls raste noch immer, und er spürte, dass sie knapp einem Unheil entronnen waren. Er und seine Familie konnten gemeinsam hier bleiben. Und so sehr er sich über seine Gefangenschaft auf Poritrin ärgerte, er spürte, dass der Dienst bei den Tlulaxa um vieles schlimmer gewesen wäre.

Holtzman wirkte zufrieden und blickte auf die versammelten Arbeiter hinab. Schließlich hob er gebieterisch die Hände. »Was steht ihr hier herum? Wir müssen das Projekt innerhalb des Zeitplans vollenden! An die Arbeit!«

24

Trotz ihrer computerisierten Präzision können Denkmaschinen auf viele Arten verwirrt werden.

Primero Vorian Atreides,
Nie wieder Allgeist

Der außergewöhnliche Bluff mit den »Phantomschiffen« von Poritrin war das geistige Produkt von Primero Atreides, der für sich in Anspruch nahm, zu verstehen, wie die Maschinen dachten. Doch Tio Holtzman führte den Plan in Abwesenheit des Primero durch ... was ihn in die Lage versetzen würde, das meiste Ansehen einzustreichen.

Falls die List funktionierte.

Der Weise war nervös, doch er setzte darauf, dass man ihn mit Ruhm und einem Hagelschauer von Würdigungen überschütten würde. Nach einer langen Pause im Strom der Ehrungen hatte er sie dringend nötig. Mit etwas Glück würde Lord Bludd ihm Orden verleihen, und das Volk würde jubeln. Tio Holtzman würde zum Retter von Poritrin ernannt werden ...

Als er mit Lord Bludd auf dem Balkon der Turmresidenz des Adligen dinierte, von wo aus man die Flussstadt überblicken konnte, beobachtete Holtzman das behäbige Leben, das ihn umgab. Die Oberklasse von Poritrin war immer überraschend lax in ihren Einstellungen gewesen, denn sie glaubte nicht, dass etwas wirklich Schlimmes geschehen konnte. Sie hielt sich an die passiven Lehren der Navachristenheit, wenn auch mehr zum Anschein als aus tiefer Überzeugung. Das Klima war mild, Nahrung und Rohstoffe waren reichlich vorhanden, und gut domestizierte Sklaven kümmerten sich um alle Bedürfnisse. Der ruhige Isana schien eine passende Metapher für den trägen Fluss des Lebens auf Poritrin.

Holtzman befürchtete, dass sich all das ändern würde, wenn die Roboter eintrafen. Vor wenigen Augenblicken war ein Militärkurier mit einem Nachrichtenzylinder zum Lord geeilt.

Bludd hatte die Mitteilung gelesen und dann über seinen makellosen gelockten Bart gestrichen. »Nun gut, Tio, wir werden sehen, ob dein Plan funktioniert. Eine gewaltige Kriegsflotte der Maschinen ist tatsächlich auf dem Weg ins Poritrin-System.«

Holtzman erbleichte und schluckte schwer. Lord Bludd schien überaus selbstbewusst und überzeugt, dass sein großer Weiser sie auf keinen Fall im Stich lassen konnte. Holtzman hoffte, dass die vergnügte Zuversicht des Adligen nicht deplatziert war.

Bludd lachte leise über seinen besorgten Gesichtsausdruck. »Mach dir keine Sorgen, Tio. Selbst nach Abzug der immensen Ausgaben, die dein verrücktes Projekt verschlungen hat, bekommen wir durch den Anteil an VenKees Gewinnen genug herein, um den Verlust mehrfach auszugleichen.«

All die falschen Schlachtschiffe waren im All fertig gestellt worden, und im Orbit um Poritrin wimmelte es vor bedrohlich aussehenden Schiffen, hunderten von Ballistas und Javelins in einer scheinbar unbesiegbaren Kriegsflotte. Sie lauerten wie grimmige Wachhunde und waren doch nur bloße Fassade.

Dutzende von Kriegsschiffen des Djihad – echte – standen auf dem Raumhafen von Starda bereit, in die Schlacht geschickt zu werden. Regimenter von Djihadis waren in der Nähe der Schiffe stationiert, verstärkt durch einen Trupp Ginaz-Söldner. Dennoch wäre ihre Zahl zu gering, sollte die List nicht funktionieren.

Holtzman zwang sich, einen Happen gewürzten Flussfisch zu nehmen, und hoffte, Bludd würde sein Zaudern nicht bemerken. »Es wird Zeit, mit unserer kleinen Show zu beginnen. Lassen Sie uns den Befehl für unsere Truppen geben, auf neue Umlaufbahnen zu gehen. Ich schlage vor, die Hälfte als zusätzliche Überraschung für die Roboterflotte im Schatten des Planeten zurückzuhalten.«

In den letzten Monaten hatte die Armee des Djihad falsche Informationen in Sendungen eingestreut, von denen man wusste, dass sie von Omnius abgefangen würden. Sie enthielten sogar ein paar zutreffende Daten, wenn es Holtzmans Zwecken diente, sie dem Feind zugänglich zu machen. Anti-Maschinen-

Propaganda für die Kämpfer auf Ix ... Signale, die im Anbus-System zur fliehenden Roboterflotte durchgesickert waren ... und mehr.

Falls die Informationen ihr Ziel erreichten, wäre die Armee der Maschinen davon überzeugt, dass der große Tio Holtzman auf Poritrin dabei war, seine erfolgreichen Schildsysteme zu verbessern, um die Djihad-Schiffe besser zu schützen. Außerdem ging es um die Entwicklung von Unsichtbarkeitsfeldern und außergewöhnlich langlebigen Hüllenpanzerungen. Damit musste diese Technologie eine interessante Beute für Omnius sein.

Ein Köder.

»Ich habe den Befehl gegeben, sobald wir ein Signal von unseren Vorpostenschiffen erhalten hatten«, sagte Bludd. »Ich bin überzeugt, sie waren längst außer Sichtweite, bevor die Robotersensoren sie entdecken konnten.« Dann schlug er lächelnd vor, dass sie beide wieder hineingingen, wo sie das Aufeinandertreffen bequem im Projektionszimmer des Adligen beobachten konnten. Holtzman betrachtete die Karten und das Gitternetz der Planetensphäre mit den Umlaufbahnen. Er erkannte, dass alle Schiffe ihre richtigen Positionen eingenommen hatten, und nickte.

Als Nächstes erschienen leuchtende Umrisse wie Projektile am Rand des Bildschirms. Bludd lächelte. »Auf diese eintreffenden Maschinenschiffe wartet eine große Überraschung.«

Schwer bewaffnet und von überwältigender Feuerkraft strotzend erreichte die Roboterflotte Poritrin und bremste ab, als die Sensoren das Schlachtfeld musterten. Holtzman strich sich nervös Haarsträhnen aus der Stirn. Der Feind hatte mindestens dreimal so viele Schiffe wie die poritrinische Flotte. Doch das stellte kein unüberwindliches Hindernis dar – wenn die Maschinen den falschen Berichten Glauben schenkten.

»Nun werden wir sehen, ob menschliche List der Technologie der Maschinen überlegen ist«, sagte er.

Er stand neben Lord Bludd und hörte der militärischen Kommunikation zu, den geblafften Befehlen, Warnungen und Berichten. Sie beobachteten auf den Schirmen, wie sich die Djihad-Kriegsschiffe an ihren Platz bewegten. Sie lösten die Formation

zu taktischen Stellungen rund um den Planeten auf. Dem Anschein nach waren sie unüberwindlich und unschlagbar.

Die riesige Maschinenflotte stürmte unerbittlich und schnurgerade auf ihr Ziel zu, bis sie im Orbit von Poritrin auf eine große Gruppe von Verteidigern traf. Die Köderschiffe der Liga hielten die Position. Elektronische Tafeln an den Außenseiten ihrer Hüllen leuchteten rot; dadurch sah es aus, als hätten sie Waffensysteme hochgefahren. Signaturen wurden übermittelt, um anzuzeigen, dass eine gewaltige Anzahl von Waffensystemen einsatzbereit war.

Natürlich verfügte nur eine Hand voll dieser Liga-Schiffe tatsächlich über Waffen. Die meisten dieser Schiffe waren hohle Konstruktionen aus Altmetall, geschützt von Holtzman-Schilden, die der elektronischen Analyse durch die Denkmaschinen standhielten.

»Alle Systeme aktiviert«, gab ein taktischer Offizier über das Lautsprechersystem bekannt.

Eine Kaskade antwortender Stimmen prasselte von den Djihad-Schiffen aus dem Orbit herein, auch von den leeren. »Bereit, die Schiffe der Invasoren zu vernichten.« – »Waffen einsatzbereit.« – »Erwarten Befehl, das Feuer zu eröffnen.« – »Konzentrierte Angriffsformation.« Die aufgeregten Stimmen überlagerten sich; sie stammten von allen Piloten der Flotte, waren zuvor aufgezeichnet und platziert worden, um koordiniert übermittelt zu werden und die angreifenden Roboter zu narren.

Holtzman starrte auf die taktischen Projektionen. Die fernen Schiffe der Maschinen waren winzige Diamanten, die das Sonnenlicht widerspiegelten. Er wünschte sich, er könnte sehen, was die Roboter zu sehen glaubten. Ihr Sensorennetzwerk sollte ihnen zeigen, dass die Feuerkraft der fingierten Djihad-Flotte ihnen um ein Vielfaches überlegen war. Er schluckte noch einmal.

Um hier zu siegen, musste die poritrinische Flotte die Maschinen nicht zerstören. Möglicherweise war diese List auf lange Sicht sogar besser, da sie auf anderen Welten erneut angewendet werden könnte ... und Phantomschiffe könnten mit einem Bruchteil der Kosten von wirklichen gebaut werden. Im »Wissen«, dass Poritrin von einer unüberwindlichen Djihad-Flotte verteidigt wurde, würde Omnius den Planeten fortan in

Ruhe lassen und nach verwundbareren Zielen Ausschau halten. Theoretisch ...

Die Maschinen kamen dennoch näher heran, als würden sie die Wahrheit ahnen. Holtzman hielt den Atem an. Er machte sich Sorgen, dass die Roboter vielleicht über ein ungewöhnlich leistungsfähiges Sensorensystem verfügten, mit dem sie die Täuschung durchschauten. Welche Faktoren hatte er zu berücksichtigen vergessen?

Er hatte schon des Öfteren falsche Vermutungen angestellt und sogar Fehler gemacht, wie Norma Cenva ihm so grob und vergnügt aufgezeigt hatte. Wenigstens war sie ihm jetzt aus dem Weg, arbeitete für sich selbst und verschwendete das Geld eines anderen. Holtzman hatte zahlreiche andere begabte Assistenten, und sie alle hatten ihm versichert, dass bei diesem Projekt alles in Betracht gezogen worden war. Nicht das geringste Fehlerrisiko.

Dennoch ... wenn sie etwas übersehen hatten, war Poritrin dem Untergang geweiht. Und Holtzman ebenfalls.

»Zeit für den Start der zweiten Gruppe«, sagte der Weise mit dünner, hoher Stimme. »Sie muss sich jetzt in Bewegung setzen, bevor der Feind nahe genug herankommt, um das Feuer zu eröffnen.«

Bludd lächelte nur. Alle Einsatzleiter und Kommandanten hatten bereits detaillierte Anweisungen erhalten.

Wie ein unerwartet auftauchendes Rudel wilder Hunde, die aus einem Wald hervorstürzten, warf die Hälfte der Köderschiffe im Orbit den Antrieb an und beschleunigte. Sie jagten auf die sonnenbeschienene Seite von Poritrin hinaus. Es sah aus wie eine Stampede von Djihad-Schlachtschiffen, die mit einem Schlag die Anzahl der menschlichen Verteidiger, die gegen die Denkmaschinen standen, verdoppelte.

»Jetzt werden sie es sich zweimal überlegen müssen!«, rief einer der Kommandanten über einen offenen Kanal.

Holtzman blickte auf das taktische Diagramm und sah erleichtert, wie der Plan Gestalt annahm. Eine Hand voll Soldaten jubelte über die Komverbindungen, doch ihre Stimmen – vervielfältigt, moduliert und verstärkt – klangen wie ein gewaltiger Chor.

»Da kommt das dritte Kommando.«

»Hier wird es jetzt ziemlich eng!«

»Wir schaffen jede Menge Platz, wenn wir einfach ein paar dieser Blechkisten aus dem Weg räumen.«

Nun kam eine dritte Gruppe von Phantomschiffen, die sich in der Nähe von Poritrins kleinem Mond versteckt hatte, mit hoher Beschleunigung heran. Sie nahm Omnius' Flotte von hinten in die Zange und zeigte eine Phalanx von starrenden Waffenmündungen.

»Die Schlachtschiffe vom Raumhafen sollen starten!«, rief Bludd. Er genoss sichtlich jede Sekunde.

Die Schiffe am Boden – die einzigen wirklich funktionierenden Schlachtschiffe auf Poritrin – erhoben sich vom Raumhafen in Starda und rasten in den Orbit hinauf, wo sie sich mit den zahllosen Köderschiffen vermischten, die dort warteten.

Im All stoppten die Invasoren plötzlich ihren Vormarsch, als müssten sie die überraschenden neuen Entwicklungen erst einschätzen. Dann formierten sie sich zu einer defensiven Traube.

»Achtung!«, übermittelte ein Offizier mit grimmiger Stimme. »Machen Sie sich bereit, das Feuer zu eröffnen. Löschen Sie die verdammten Maschinen aus. Wir sind für jeden Vorwand dankbar.«

»Sie sondieren uns erneut«, sagte eine andere Stimme.

»Zeigt ihnen, was wir davon halten!«

Verteilt im Schwarm der Phantomschiffe, eröffneten die wirklichen Schlachtschiffe das Feuer. Sie schossen wahllos auf die Robotereinheiten. Die Flotte der Denkmaschinen konnte nicht wissen, dass tausende von Schiffshüllen nicht genauso bewaffnet waren.

Schließlich, ohne ein einziges Kommunikationssignal, ohne auch nur ein Geschoss abgefeuert zu haben, errechnete die Roboterflotte, dass sie keine Chance auf einen Sieg hatte – und zog sich zurück. Die Maschinenschiffe wendeten und beschleunigten. Nur um des Eindrucks willen nahmen die bewaffneten Djihad-Schiffe die Verfolgung auf und schossen ein paar Kriegsschiffe der Maschinen ab.

Lord Bludd grinste und schlug Holtzman auf die Schulter. »Habe keine Sekunde lang an dir gezweifelt, Tio. Angesichts dei-

ner Reputation und Intuition hatten die dummen Maschinen nicht den Hauch einer Chance!«

»Sie sind wirklich dumm, nicht wahr?«, sagte Holtzman grinsend.

* * *

Nachdem sich die Kriegsflotte der Roboter aus dem Poritrin-System zurückgezogen hatte, war die Siegesfeier überschwänglich und pompös. Die Stimmung war ekstatisch, mit einem Anflug hysterischer Erleichterung. Ohne Kosten zu scheuen, inszenierte Niko Bludd unerhörte Feste, Paraden, Aufführungen und eine Abfolge öffentlicher Ereignisse, die durch ihren schieren Pomp eintönig wurden. Der Weise Holtzman wurde als Held des Djihad geehrt, als Bezwinger der Maschinen. Wenn sie die Gläser mit gewürztem Poritrin-Rum erhoben, dachten sogar ein paar Aristokraten daran, den Namen Vorian Atreides zu erwähnen, wenn auch nur beiläufig.

Mit dem aufgeblasenen Wissenschaftler an der Seite hielt Lord Bludd laute trunkene Reden und schlug sich triumphierend auf die Brust. »Freiheit ist ein grundlegendes Menschenrecht!«

Doch die buddhislamischen Sklaven hatten keinen Grund zum Feiern.

Ein paar der gefangenen Kinder blieben in den Wohnlagern am Rand der erkalteten Hochöfen und Produktionszentren im Flussdelta. Mit offenem Mund starrten sie auf die spektakulären Feuerwerke hinüber und hörten die ferne hämmernde Musik.

Die erwachsenen Sklaven schlossen sich in ihren Baracken ein und trösteten sich gegenseitig mit ihren Erinnerungen und Ritualen. Während die Festlichkeiten weitergingen und Feuerwerke über Poritrins großem, sich dahinwälzendem Fluss erblühten wie Chrysanthemen, saß Ishmael mit seinen Kameraden zusammen und tauschte die Geschichten über die Vergangenheit ihrer Völker aus. Indem sie sich Gleichnisse und Legenden ins Gedächtnis riefen und die Weisheit der Koran-Sutras zitierten, hielten sie die Erinnerung am Leben, wie die Zensunni und Zenschiiten von einer Welt zur anderen verfolgt worden waren, immer auf der Suche nach sicheren Häfen im

kosmischen Meer, wo man sie in Ruhe lassen würde. Sie hatten sich vom Krieg der Verdammten abgewendet – vom Kampf der Maschinendämonen gegen die Ungläubigen. Keine Seite verdiente die Unterstützung durch die Gläubigen, denn die Anhänger des Buddhislam waren von Gott erwählt, die Hüter der wahren Weisheit des Himmels zu sein.

Doch nun wurden sie schwer in ihrem Glauben geprüft. »Wir müssen stark bleiben«, überzeugte Ishmael seine Kameraden. »Stärker als die anderen.«

Dann, im Schatten am Rand des Lagerfeuers, überraschte Allid sie alle mit seinem Einwand. »Vielleicht, Ishmael, aber *anderswo* sind Zensunni und Zenschiiten frei.« Er sog schnell die Luft zwischen zusammengepressten Zähnen ein. »Wäre Bel Moulay hier, würden alle Sklaven sich unter seinem Banner erheben. Er würde uns zeigen, wie wir uns befreien und von diesem Planeten entkommen könnten.«

»Aber er ist nicht hier«, tadelte Ishmael. Er saß in meditativer Haltung auf dem harten Boden. »Dieser Aufstand führte nur zu seiner Hinrichtung, und wir alle haben in den Jahren danach den Preis dafür bezahlt.«

»Bel Moulay mag tot sein, doch ich bin es nicht«, brummte Aliid.

»Ich besitze nicht die Unverfrorenheit, Gott zu drängen, mein Freund. Eines Tages«, versprach Ishmael, »werden wir eine Welt finden, die wir bewohnen und selbst verteidigen können. Unser Leben wird sein, wie Gott es vorgesehen hat.«

Aliid blieb skeptisch, doch die anderen Sklaven sahen Ishmael mit strahlenden Augen und hoffnungsvollen Gesichtern an. Ishmael hatte diesen Menschen über so viele Jahre Versprechungen gemacht, dass er sich nicht sicher war, wie lange er selbst noch hoffen konnte.

Trotzdem zwang er sich, mit fester Stimme zu sprechen. »Eines Tages werden wir an einem Ort leben, den wir *Heimat* nennen können.«

25

Sand hält die Haut sauber - und auch den Verstand.

Feuerlyrik der Zensunni von Arrakis

Zwei Tage, nachdem sein Wasservorrat versiegte, war Aziz überzeugt, dass er sterben würde. Der Junge schleppte sich über trockene Felsen und durch wehenden Sand. Seine Lippen und Augen waren mit feinem Staub verkrustet, den er nicht abreiben konnte. Er sah Trugbilder und wenig Hoffnung.

Naib Dhartha hatte ihn auf diese wichtige Mission ausgesandt, und er musste nur noch ein paar Stunden durchhalten, um die Aufgabe zu vollenden, die sein Großvater ihm aufgetragen hatte. Es war sehr wichtig.

Was ist, wenn ich versage? Was ist, wenn ich sterbe, ohne meine Botschaft zu überbringen? Aziz' Vater Mahmad - Dharthas einziger Sohn - war dem Stamm treu ergeben gewesen. Er hatte gewissenhaft mit Fremdweltlern am Raumhafen zusammengearbeitet. Mahmad hatte den Großteil des Melange-Geschäfts abgewickelt, er hatte mit Tuk Keedair und Aurelius Venport verhandelt, die das Gewürz in der Liga der Edlen verkauften.

Vor vier Jahren hatte Mahmad sich eine seltsame fremde Krankheit von einem Reisenden in Arrakis City eingefangen, lange daran gelitten und war schließlich im Delirium gestorben. Einige der konservativen Zensunni aus den Dörfern behaupteten, dass die Krankheit eine Strafe dafür war, dass sie sich mit Fremden abgegeben hatten. Während der alte Naib um seinen Sohn getrauert hatte, war der Tod ein Bestandteil des Lebens auf Arrakis, und er betrachtete den Verlust als Teil ihres fortwährenden Kampfes um Unabhängigkeit, als wäre Mahmad im Kampf gegen einen Feind gefallen ...

Aziz wusste nicht mehr, in welche Richtung er ging. Er schwankte durch die glühende Hitze und entdeckte kein Anzeichen der Wurmreiter. Er hoffte, die Banditen würden kommen und ihn retten ... irgendwie. *Bald.*

Der Reichtum, den der Gewürzhandel mit sich brachte, hatte den Zensunni-Dörfern ein bequemes Leben ermöglicht. Sie wurden immer abhängiger von Dingen, die sie in Arrakis City erwarben, als von dem, was sie der Wüste abringen konnten. Im schroffen Gelände von Arrakis hatte Aziz schnell festgestellt, dass ihm viele der alten Fertigkeiten fehlten, die zum Überleben wichtig waren.

Der Junge tat alles, was er konnte, um auf sich aufmerksam zu machen, indem er nachts Signalfeuer entzündete und tagsüber Spiegel aufblitzen ließ. Er konnte nicht glauben, dass der heldenhafte Selim Wurmreiter ihn in so jungem Alter umkommen lassen würde. Der Gesetzlose hatte ihm während des Gewürzraubs direkt in die Augen geblickt, und Aziz dachte, er würde das Herz des großen Mannes kennen, ganz gleich, was sein Großvater sagte ...

Selim und seine Banditen bereiteten Dhartha viel mehr Probleme als Krankheiten von fremden Welten. Jahrelang hatten die ständigen Überfälle auf Melange-Karawanen die Gewinne des Dorfes beträchtlich dezimiert. Und die ganze Zeit hatte sich der Naib geweigert, Entschuldigungen für die gesunkene Produktivität gegenüber Tuk Keedair geltend zu machen, wenn der Tlulaxa nach Arrakis City kam, um Gewürz zu verladen. »Die Banditen sind eine interne Angelegenheit«, gab er unverändert auf alle Fragen zur Antwort. »Lassen Sie das uns regeln.«

Verärgert hatte Keedair gedroht, professionelle Gruppen von außerhalb in die Wüste zu schicken, bezahlte Söldner, Fährtenleser und Assassinen. Doch Aziz' Großvater hatte versprochen, sich um das Problem zu kümmern, in der Absicht, sowohl die Handelsbeziehungen als auch die Privatsphäre des Dorfes intakt zu halten. Und so hatte Dhartha schweren Herzens seinen Enkel ausgesandt, um die Banditen zu suchen und ihnen einen Waffenstillstand anzubieten.

»Selim war einst ein Mitglied unseres Stammes«, hatte der Naib in der Abenddämmerung vor drei Tagen zu ihm gesagt, als Aziz sich vorbereitet hatte, in die Wüste zu gehen. Die zwei hatten allein an der letzten Glut des Lagerfeuers gesessen. »Als kleiner Junge wurde Selim des Wasserdiebstahls für schuldig

befunden und in die Wüste verbannt. Wir hatten erwartet, er würde sterben, doch irgendwie hat er überlebt.«

»Ja, Großvater.« Aziz' Augen leuchteten hell in den Schatten der Höhle. »Und er hat gelernt, die Bestien der Wüste zu reiten.«

Die tiefblauen Augen des alten Mannes wurden bei der Erinnerung feucht. »Während wir seit jener Zeit gelernt haben, Melange zu ernten und zu vermarkten, hat Selim Wurmreiter eine Bande krimineller Anhänger um sich geschart, um seine Schreckensherrschaft über unsere hart arbeitenden Gewürzsammler auszuweiten. Ich weiß, dass Selim mich für das Urteil hasst, das ich ihm damals auferlegt habe. Nun ist es an der Zeit für einen von uns beiden, dem anderen zu vergeben.« Er zögerte. »Oder den anderen zu töten.«

Der alte Naib hatte müde und gebrochen ausgesehen, und Aziz' Herz war voller Mitgefühl für den Mann gewesen. Er hatte ein geheimes Versprechen gegeben, dass er einen Weg finden würde, das Problem zu lösen, den Bruch zwischen Naib Dhartha und Selim Wurmreiter zu kitten.

»Wir müssen diese unsinnige Fehde beenden und für unsere gemeinsamen Interessen zusammenstehen. Sonst werden die Fremdweltler uns entzweien und erobern. So etwas kann sich selbst ein Gesetzloser wie Selim nicht wünschen. Du musst ihn finden, Aziz, und ihm berichten, was ich gesagt habe.«

Stolz über die Verantwortung hatte sich der Junge in die Wüste hinausgewagt. Er hatte sich der Gefahr mit Hoffnung und Entschlossenheit gestellt. Doch nun war er schon seit Tagen unterwegs, und die Wüste war unversöhnlich. Er wollte sich nur noch zusammenrollen und sterben.

* * *

Begleitet von zwei anderen Gesetzlosen beobachtete Marha den Jugendlichen, wie er durch die Wüste taumelte. Irgendwann hörte sie auf zu zählen, wie viele dumme Fehler er machte, und wusste, dass er bald sterben würde. Selim hatte gesagt, dass Unfähigkeit und Unachtsamkeit auf Arrakis rasch zum Tode führten. Die Wüste hatte den Jungen geprüft und für ungeeignet befunden.

In früheren Generationen hatten die Zensunni-Nomaden auf Arrakis gelernt, in Harmonie mit der rauen Umwelt zu leben, doch Selim und seine Anhänger gingen noch einen Schritt weiter. Sie kamen mit weniger Vorräten aus, als selbst die alten Stämme benötigt hatten. Selims Leute lebten von ihrem Verstand und ihren Fähigkeiten, sie waren unabhängig von Luxusgütern, Wasser oder Werkzeugen von den dekadenten Händlern in Arrakis City.

Marha war inzwischen fast ein Jahr lang bei Selims Bande. Sie hatte gelernt, mit dem Messer zu kämpfen, Sandstürme zu überleben, Verstecke in der tiefen Bled zu finden und wie man den Shai-Hulud herbeirief und ritt. Sie hatte nun ihr eigenes Crysmesser, eine milchige gekrümmte Klinge, die einst der Zahn des großen Wurms gewesen war. Es wäre ein Gnadenakt, dem Jungen die Kehle aufzuschlitzen und ihn schnell sterben zu lassen, während er ansonsten einen langsamen, qualvollen Tod vor sich hatte.

Und dann hatte sie den Enkel von Naib Dhartha erkannt. Da sie wusste, dass Selim mit ihm sprechen wollte, entschloss sie, ihn am Leben zu lassen und Selim die Entscheidung über das Schicksal des Jungen zu überlassen.

Unter einem sternenklaren Himmel kreisten die Banditen den Jungen ein, als er bebend vor Erschöpfung und Durst im Schutz der Felsen lag. Zuerst war Aziz überzeugt, dass Marha und die anderen nur eine Ausgeburt seiner Phantasie waren. Sie rückten heran, schattenhafte Gestalten, die sich mit Zeichen und Schnalzlauten verständigten. Aziz war so schwach, dass er kaum den Kopf heben konnte.

Sie nahmen ihn ohne Kampf gefangen, und nachdem sie ihm einen Schluck wertvollen Wassers gegeben hatten, trugen sie ihn wie ein Stück trockenen Holzes davon. Er versuchte, seinen Namen auszusprechen und ihnen zu sagen, weshalb er gekommen war, doch seine Worte waren nur ein schwaches Krächzen. Schließlich lächelte der Junge kurz durch rissige, blutige Lippen. »Ich wusste, ihr würdet kommen ...«

Selim Wurmreiter und seine Höhle waren weit entfernt, doch die Gesetzlosen konnten schnell reisen. Als sie die verborgene Siedlung erreichten, sorgte Marha dafür, dass Aziz in

eine kleine isolierte Nische gebracht wurde, wo sie ihm weiteres Wasser und ein wenig Nahrung gab und ihn dann in einen tiefen Schlaf der Erschöpfung fallen ließ. Selim war auf einem Wurm ausgeritten, um ferne Gewürzfelder zu überfallen, und würde noch mindestens einen weiteren Tag fort sein.

Lange Zeit später erwachte der Junge in der kühlen, dämmrigen Kammer. Er fuhr sofort hoch, wäre jedoch beinahe wieder in Ohnmacht gefallen. Er legte sich mit offenen Augen wieder hin und starrte in die verschwimmenden Schatten, während er versuchte, sich zu orientieren. Marha erschreckte ihn, als sie ihn ansprach. »Wir lassen uns nicht oft dazu herab, Dummköpfe zu retten. Du hattest Glück, dass Shai-Hulud dich nicht verschlungen hat. Wie konntest du so schlecht vorbereitet in die Wüste hinausgehen?«

Sie öffnete eine Feldflasche mit Wasser neben seinem Lager und ließ ihn trinken. Trotz seiner verbrannten Haut und der dunklen Schatten um seine Augen lächelte Aziz sie an. »Ich musste Selim Wurmreiter finden.« Er atmete tief durch, um wieder Kraft zu tanken. »Ich bin ...«

Marha unterbrach ihn. »Ich weiß, wer du bist, Enkel des Naib Dhartha. Nur dein Wert als Geisel hat mich überzeugt, nicht das Wasser deines Körpers zu vergießen. Vielleicht möchte Selim dich zu Tode foltern, um Rache für die Verbrechen deines Großvaters zu nehmen.«

Der Junge schnellte hoch. »Mein Großvater ist ein guter Mann! Er möchte nur ...«

»Naib Dhartha hat Selim aus dem Stamm verstoßen, obwohl er ganz genau wusste, dass ein anderer junger Mann für das Verbrechen verantwortlich gewesen war. Es kümmerte ihn nicht, dass ein unschuldiges Waisenkind sterben würde, damit er ein bedeutenderes Stammesmitglied retten konnte. Der Junge, der den Diebstahl wirklich verübt hatte, kannte seine Schuld, genauso wie dein Großvater. Doch Selim sollte für das Verbrechen bezahlen.«

Aziz blickte sie verwirrt an. Offenbar hatte noch niemand so über seinen Großvater gesprochen. »Das ist nicht die Geschichte, wie sie mir erzählt wurde.«

Marha zuckte die Achseln und sah ihn finster an. »Naib Dhartha hat die Lebensweise der Wüste aufgegeben, um sich Luxusgüter von anderen Welten leisten zu können. Die Bewohner deines Dorfes leben eine Lüge. Es überrascht mich nicht, dass du ihnen glaubst.«

Der junge Mann sah sie blinzelnd an, und schließlich erkannte er sie im Zwielicht an der Narbe über der Augenbraue. »Du warst eine von uns, aber du bist fortgelaufen. Ich habe dich gesehen, als ihr unsere Gewürzkarawane überfallen habt.«

Marha hob den Kopf. »Ich habe die Absicht, die Frau von Selim Wurmreiter zu werden.« Sie überraschte sich selbst mit solch einem kühnen Eingeständnis, doch sie hatte den Entschluss bereits vor einem Monat gefasst. Alle anderen Stammesmitglieder konnten es sowieso sehen.

Ihre Stimme wurde härter. »Ich kämpfe gegen jene, die Shai-Hulud vernichten wollen, indem sie das Gewürz ausbeuten und von unserer Welt fortschaffen. Naib Dhartha ist unser größter Feind.«

Aziz setzte sich mühsam auf. »Aber ich bringe eine Botschaft von meinem Großvater. Er möchte mit Selim Wurmreiter Frieden schließen. Für uns gibt es keinen Grund mehr, die Fehde fortzuführen.«

Marha runzelte die Stirn und sah ihn mit Verachtung an. »Das muss Selim entscheiden.«

* * *

Als Aziz das nächste Mal in der Dunkelheit der Nische erwachte, brauchte er eine Weile, bis ihm bewusst wurde, dass jemand in völliger Stille in der Kammer saß, direkt hinter ihm. Nicht Marha ... sondern jemand anderer.

»Bist du ... bist du Selim Wurmreiter?«

»Viele suchen mich und manche finden mich. Wenige kehren je zurück, um davon zu erzählen.«

»Ich habe davon gehört«, sagte Aziz und fühlte sich sehr tapfer. Er setzte sich auf. »Ich habe dich schon einmal gesehen, als du unsere Gewürzkarawane überfallen hast. Du hast keinen von uns verletzt. Ich glaube, dass du ein Mann von Ehre bist.«

»Im Gegensatz zu deinem Großvater.«

Selim aktivierte einen Leuchtstreifen. Obwohl das Licht schwach war, erschien es Aziz verblüffend hell, nachdem er so lange Zeit in der Dunkelheit der Höhle verbracht hatte. »Zweifellos verehrst du Naib Dhartha. Du glaubst, er muss ein guter Mensch sein, da er den Stamm führt. Doch betrachte ihn nicht als Helden. Und glaube nicht alles, was über Helden gesagt wird.«

Nun konnte Aziz sehen, dass Selims Gesicht wettergegerbt, aber überraschend jugendlich war. Seine Augen waren hart und intelligent, und sein Ausdruck war majestätischer, als Aziz in Erinnerung hatte. Dieser Mann hatte eine klare Vision und Bestimmung. Der Junge hielt den Atem an und glich dieses Bild an die Legenden an, die er gehört hatte. Schließlich, Auge in Auge mit diesem überlebensgroßen Mann, versagten ihm die Worte.

»Wie ich hörte, bringst du eine Botschaft. Was könnte Naib Dhartha mir möglicherweise zu sagen haben?«

Aziz' Herz pochte, da dies zweifellos die wichtigste Aufgabe war, mit der er je betreut worden war. »Er möchte, dass ich dir Folgendes sage: Er vergibt dir in aller Form die Verbrechen, die du als Junge begangen hast. Der Stamm zürnt dir nicht mehr, und mein Großvater möchte dich wieder in unserem Dorf willkommen heißen. Er möchte, dass du zu unserem Volk zurückkehrst, auf dass wir alle in Frieden leben können.«

Selim lachte über das Angebot. »Gott hat mir eine Mission gegeben. Ich bin für eine große Aufgabe auserwählt.« Er lächelte humorlos, und seine dunkelblauen Augen blitzten. »Sag deinem Großvater, dass ich dem Stamm für seine Schuld Absolution erteile, wenn er die Gewürzernte beendet.«

»Aber unser Volk muss das Gewürz verkaufen, um zu überleben«, sagte Aziz überrascht. »Wir haben keine andere Wahl ...«

»Es gibt viele Wege zu überleben«, schnitt Selim ihm das Wort ab. »Es gab schon immer viele Wege. Das haben meine Anhänger in den vergangenen Jahren bewiesen. Die Zensunni lebten seit Generationen auf Arrakis, bevor sie zu abhängig von den Luxusgütern der Fremdweltler wurden.« Er schüttelte abweisend den Kopf. »Aber du bist noch ein kleiner Junge. Ich

erwarte nicht, dass du das verstehst.« Selim erhob sich. »Komm wieder zu Kräften, dann werde ich dich zu deinem Großvater zurückbringen.« Er lächelte. »Ich zweifle, dass Naib Dhartha mir dieselbe Freundlichkeit erweisen würde.«

* * *

Drückendes Sonnenlicht brannte in der Stille der offenen Wüste auf sie herab. »Wenn du rennst, wirst du sterben«, sagte Selim Wurmreiter.

Aziz stand neben ihm auf dem Kamm einer pulvrigen Düne tief im Meer aus Sand. »Ich werde nicht rennen.« Seine Knie fühlten sich weich an.

Der Anführer der Gesetzlosen warf ihm einen amüsierten Blick zu. »Erinnere dich daran, wenn die Panik in deinem Verstand schreit und deine Beine fliehen wollen.«

Selim legte die Haken und Metallstäbe auf den gelben Sand, dann kniete er sich neben einer Trommel nieder. Er rammte das spitze Ende des Schlaginstruments in den Sand. Dann bearbeitete er die flache Oberfläche mit kurzen, knappen Schlägen. Die Abfolge klang wie eine Reihe lauter Schüsse, und die Form der Trommel leitete die Klangwellen tief in das Herz der Düne und in die Schichten des abgelagerten Sandes ... bis zum Wurm in der Tiefe. Selim schloss die Augen und murmelte in einem hypnotischen Rhythmus einen Ruf nach Shai-Hulud.

Aziz' Magen verkrampfte sich, doch er hatte dem heroischen Wurmreiter versprochen, standhaft zu sein. Er vertraute Selim. Der Junge wartete und sah zu. Schließlich bemerkte er die sich kräuselnden Wellen unter den Dünen, wie ein kleines Beben. »Da ist er! Ein Wurm kommt!«

»Shai-Hulud antwortet immer auf den Ruf.« Selim trommelte weiter. Dann, als das Ungeheuer seitlich auswich, als wollte es seine Beute umkreisen, riss Selim die Trommel heraus, sammelte seine Geräte ein und winkte dem Jungen, ihm zu folgen. »Wir müssen auf Position gehen. Laufe leichtfüßig und mit unregelmäßigen Schritten, marschiere nicht wie ein Soldat der Fremdweltler. Denke daran, wer du bist!«

Sie hasteten über den Dünenkamm. Der Wurm bewegte sich weiter auf den letzten lauten Widerhall zu. Dann tauchte der Wurm auf und schüttelte eine Lawine aus Sand und Staub ab, als würde er eine Hautschicht abwerfen.

Aziz war nie zuvor einem der Dämonen so nahe gewesen. Der Geruch von Melange war überwältigend, ein brennender Gestank nach Zimt, vermischt mit Schwefel. Er spürte, dass ihm Schweiß auf der Stirn stand – eine Verschwendung von Körperflüssigkeit.

Genau, wie der Wurmreiter vorhergesagt hatte, wollte Aziz schreiend davonrennen, doch stattdessen flüsterte er ein Gebet zu Gott, blieb stehen und wartete. Er kam sich vor, als würde er vor Aufregung in Ohnmacht fallen.

Selim sprang im richtigen Augenblick auf den Rücken des Sandwurms. Er trieb seinen Speer und die Haken zwischen die harten Ringe in das weiche Fleisch. Von seinen Werkzeugen hingen geknotete Seile herab. »Klettere! Greif dir ein Seil!«, rief er Aziz zu.

Der junge Mann konnte ihn im Getöse des Ungeheuers, im Rauschen des aufgewirbelten Sandes kaum hören, aber er verstand. Von Adrenalin getrieben rannte er los, obwohl sein Herz wie wild schlug. Aziz biss die Zähne zusammen und versuchte, den üblen Gestank nicht einzuatmen. An das geknotete Seil geklammert kletterte er hinauf und stemmte die Stiefel gegen die versteinerte Haut des monströsen Tiers.

Selim hatte das Geschöpf unter Kontrolle, daran hatte Aziz keinen Zweifel. Als sie auf dem hohen Rücken standen und Shai-Hulud durch das Meer der Dünen pflügte, konnte Aziz kaum sein Gefühl des Erstaunens bändigen. Er ritt auf einem Wurm! Er überwand die Strecke bis zu seinem Dorf genau so, wie es in den Legenden berichtet wurde. Selim beherrschte tatsächlich die Wüstendämonen!

Aziz kämpfte mit widersprüchlichen Gefühlen. Er respektierte seinen Großvater, doch nun fragte er sich, ob so ein großer Mann wie der Wurmreiter die Unwahrheit sagen konnte. Er empfand sogar noch mehr Respekt als zuvor, eine große Ehrfurcht, die seinen ganzen Körper betäubte. Nach all den Jahren, in denen er die Legenden von Selim gehört hatte, hatte der berühmte Wurmreiter nun feste Gestalt angenommen.

Die Reise verging wie im Flug, und Aziz wusste, dass er sein Staunen und seine Furcht niemals vergessen würde. Nachdem Selim dem Jungen schließlich erklärt hatte, wie er von der halb verausgabten Kreatur abspringen sollte, wankte Aziz über den Sand auf die Felsen seines Dorfes zu.

Seine Knie zitterten, seine Muskeln kribbelten vor Erschöpfung und Begeisterung. Aziz stieg einen zerklüfteten Felsenpfad hinauf, und er wusste, dass viele seiner Stammesmitglieder ihn von den Höhleneingängen beobachteten. Der junge Mann, der Selims herausfordernde Antwort auf Naib Dharthas Vorschlag brachte, wandte sich um und beobachtete, wie der Wurmreiter das Ungeheuer in den endlosen Sand hinausführte, wo der legendäre Gesetzlose zu seinem ruhmreichen Banditenleben zurückkehren würde.

26

Menschen können sich selbst ständig verbessern. Dies ist einer der Vorteile, den sie gegenüber Denkmaschinen haben ... bis ich einen Weg finde, alle ihre Sinne nachzuahmen. Und ihre Empfindungen.

Erasmus,
Reflexionen über biologische Intelligenzen

Der Roboter Erasmus verfügte über die vollständigen Aufzeichnungen aller Gespräche, die er je geführt hatte. Omnius hatte seine eigenen Dateien, einschließlich der Gespräche zwischen den beiden, doch Erasmus vermutete, dass die Aufnahmen nicht in jeder Einzelheit übereinstimmten.

Der autonome Roboter zog es vor, seine eigenen Gedanken wachsen und sich entwickeln zu lassen, statt regelmäßige Updates von Omnius zu erhalten. Wie der Allgeist war er eine sich selbst weiterentwickelnde Denkmaschine – und wie Omnius verfolgte er seine eigenen Pläne.

Zur Zeit saß Erasmus im warmen roten Sonnenschein auf der Terrasse seiner Villa auf Corrin und bewunderte den Panoramablick auf die zerklüfteten kahlen Berge in der Ferne. Da er sie bereits vor Jahrhunderten erkundet hatte, erinnerte er sich genau an die schroffen Profile, die steilen Abhänge und Schluchten. In den frühen Jahren seines Maschinenlebens war er dort gefangen gewesen, eingeschlossen in einem tiefen Spalt, eine Prüfung, die zur Entwicklung seines unabhängigen Wesens geführt hatte.

Nun hatte der Roboter kein Bedürfnis mehr, die Berge zu besteigen oder die Wildnis zu erforschen. Stattdessen kartographierte er die unbekannte und verwirrende Landschaft der menschlichen Psyche. Angesichts so vieler Möglichkeiten der Erkenntnis musste Erasmus Prioritäten setzen, insbesondere jetzt, da Omnius ihm aufgetragen hatte, sich auf das Phänomen des religiösen Eifers zu konzentrieren, einer offenkundigen Form des Wahnsinns.

Eine Haussklavin tauchte mit Lappen und Flaschen im Arm auf. Sie war wohlgenährt, eine dunkelhäutige Frau mit leuchtend grünen Augen. Erasmus stand auf, löste sein karmesinrotes Gewand und ließ es auf die Schieferfliesen zu seinen Füßen fallen. »Ich bin soweit.«

Die Sklavin machte sich an die Arbeit und polierte die schimmernde Platinhaut des Roboters. Zufrieden bemerkte er, wie das rötliche Sonnenlicht des roten Riesen wie der Widerschein eines Freudenfeuers auf seinem Körper glänzte. Sein Flussmetallgesicht bildete ein breites Lächeln.

Sein Ausdruck wechselte, als Omnius' Stimme über ihm ertönte. »Ich habe dich gefunden.« Eines der mobilen Wächteraugen glitt näher heran. »Du siehst aus, als würdest du dich entspannen. Eiferst du den dekadenten Menschen des Alten Imperiums nach? Vielleicht dem gestürzten Imperator?«

»Nur um diese Spezies besser zu erforschen, Omnius. Nur um dir zu dienen. Während dieser Wartungsprozedur habe ich die Daten ausgewertet, die ich über Religionen gesammelt habe.«

»Sag mir, was du gelernt hast, da du nun die Autorität auf diesem Gebiet bist.«

Erasmus hob den Arm, damit die Sklavin ihn besser polieren konnte. Sie verwendete nicht ätzende Chemikalien und weiche Ledertücher. Die Frau konzentrierte sich auf die Arbeit und schien überraschend gelassen, wenn man bedachte, dass seine letzte Poliersklavin versehentlich seine Flussmetallhaut mit einem Fingernagel angekratzt und Erasmus ihr daraufhin mit einer Blumenvase den Schädel eingeschlagen hatte. Der Kopf der Frau hatte eine überraschende Menge Blut enthalten, und fasziniert hatte er zugesehen, wie es aus ihr herausgelaufen war, bis sie aufgehört hatte, zu zucken und sich zu winden ...

»Ich halte mich selbst noch nicht für eine Autorität auf dem Gebiet der menschlichen Religion. Um dieses Ziel zu erreichen, brauche ich Erfahrungen mit menschlichen Ritualen aus erster Hand. Vielleicht gibt es eine nicht greifbare Eigenschaft, die nicht in den Daten verzeichnet ist, die ich ausgewertet habe, da ich dort keine Antworten gefunden habe. Ich muss mit wirk-

lichen Priestern und Mullahs sprechen. Historische Aufzeichnungen sind unzulänglich für ein Verständnis dieser subtilen Angelegenheiten.«

»Du hast aus den dokumentierten Ereignissen mehrerer Jahrtausenden nichts gelernt?«

»Eine bloße Faktensammlung führt nicht immer zum Verständnis. Ich weiß, dass Menschen häufig aus religiösen Gründen Krieg geführt haben. Sie scheinen sich hartnäckig zu weigern, in solchen Streitfällen einen Kompromiss anzustreben.«

»Menschen sind von Natur aus kampflustig. Obwohl sie vorgeben, Frieden und Wohlstand zu schätzen, wollen sie in Wirklichkeit lieber kämpfen.«

»Eine beeindruckende Analyse«, sagte Erasmus.

»Da wir nicht imstande sind, mit Menschen über Religionsangelegenheiten zu streiten – hältst du es für denkbar, dass dieser angeblich heilige Streit, dieser *Djihad*, nur ein Vorwand für sie ist?«

Die Sklavin beendete die Säuberung ihres Herrn und trat in Erwartung weiterer Anweisungen zur Seite. Erasmus scheuchte sie weg, und die Frau entfernte sich eilig.

»Ein interessanter Gedanke. Doch du musst dir klar machen, dass unser Mangel an Religion bereits ein Gräuel für die religiösen Eiferer ist. Sie bezeichnen uns als Atheisten, als gottlose Dämonen. Menschen lieben Beschimpfungen, da ihnen auf diese Weise ermöglicht wird, einen Widersacher zu kategorisieren ... wobei es unweigerlich um die Entmenschlichung eines Gegners geht. In unserem Fall, lieber Omnius, war die Entmenschlichung von Anfang an gegeben.«

»Die Hrethgir haben uns jahrhundertelang Widerstand geleistet, doch die Art ihres Kampfes änderte sich auf dramatische Weise, als sie ihn in das Gewand der Religion hüllten. Sie sind sogar noch irrationaler als zuvor geworden – und heuchlerischer. Sie schmähen uns, weil wir Menschen versklaven, obwohl sie selbst Menschen in Ketten halten.«

Erasmus nickte dem Wächterauge zu, eine menschliche Geste, die er sich angewöhnt hatte. »Obwohl wir nicht aus Fleisch und Blut bestehen, Omnius, müssen wir lernen, genauso wie sie zu kämpfen. Wir müssen selbst unvorhersehbar werden – oder

zumindest die Fähigkeit erlangen, ihre Kampfmethoden vorherzusehen.«

»Faszinierende Ideen.«

»Muster ohne Muster«, sagte Erasmus. »Mir scheint, dass unsere Feinde in höchstem Maße geisteskrank sind. Der religiöse Eifer, der ihren Djihad antreibt, ist wie eine Krankheit, die unter ihnen grassiert und das gemeinsame Bewusstsein infiziert.«

»Sie haben so viele unerwartete Siege errungen«, beklagte sich Omnius. »Die Zerstörung der Erde, die Verteidigung der Peridot-Kolonie, von Tyndall und IV Anbus machen mir große Sorgen. Und die Schiffswerften auf Poritrin.«

»Die endlose Rebellion auf Ix erweist sich als ebenso problematisch«, sagte Erasmus. »Obwohl dort Millionen von Menschen umgekommen sind, wird die Unterwanderung durch den Djihad fortgesetzt, als würden sie keine Abwägung der Kosten und Vorteile vornehmen. Wann werden sie erkennen, dass ein Planet den Tod so vieler Kämpfer nicht wert ist?«

»Menschen sind Tiere«, sagte Omnius. »Schau dir nur die Exemplare in deinen Pferchen an!«

Erasmus schlenderte zum Rand der Terrasse, von wo er einen Blick auf die verwahrlosten Sklavenquartiere werfen konnte. Ein paar abgemagerte, verdreckte Menschen irrten hinter hohen Zäunen umher. Sie sammelten sich um einen langen Holztisch, der auf dem schlammigen Boden stand. Es war Fütterungszeit, und sie standen mit dem dummen Gesichtsausdruck von Vieh herum. Automatische Mechanismen öffneten Tore im Innern der Pferche, und Nahrungskügelchen prasselten wie brauner Kies heraus.

Eine jämmerliche Existenz, dachte Erasmus, *ohne Erziehung oder Bewusstsein*. Doch selbst die Zurückgebliebensten unter ihnen konnten das Potenzial besitzen, zu einem großen menschlichen Genie zu werden. Der Mangel an Möglichkeiten machte ein Individuum nicht zwangsläufig zum Idioten, sondern verlagerte seine Intelligenz eher vom Bereich der Kreativität auf den des Überlebens.

»Du schätzt die Situation nicht ganz richtig ein, Omnius. Beginne mit einem gesunden Menschen. In den prägenden Jahren, wenn seine mentalen Systeme noch leicht zu beeinflussen

sind, kann jeder von diesen armseligen Menschen ausgebildet werden. Wenn man ihm die Möglichkeit gibt, kann selbst ein verwahrlostes Kind brillant werden, fast so wie wir.«

Das Wächterauge, das neben Erasmus schwebte, schaltete auf Vergrößerung, um einen genaueren Blick in die Pferche zu werfen. »Jeder von ihnen? Das bezweifle ich.«

»Dennoch habe ich festgestellt, dass es wahr ist.«

Weitere Wächteraugen versammelten sich vor den überfüllten Pferchen, in denen sich die fressenden Menschen gegenseitig anrempelten. Ein Bild erschien auf der Linse des Wächterauges neben Erasmus. »Beobachte diesen Jungen«, sagte Omnius, »der dem Zaun am nächsten steht – der mit dem struppigen Haar und den zerrissenen Hosen. Er scheint der Wildeste und der am meisten Verwahrloste zu sein. Sieh zu, was du aus dieser Kreatur machen kannst. Ich wette, dass er trotz deiner größten Anstrengungen ein Tier bleiben wird.«

Erasmus sagte nichts. Er erinnerte sich an seine Wette mit dem vernichteten Terra-Omnius, durch die unerwartet die erste Sklavenrebellion ausgelöst worden war. Weil das letzte Update des Allgeists in der nuklearen Hölle der Erde zerstört worden war, wusste der Corrin-Omnius nichts über die Einzelheiten der misslungenen Wette. Erasmus' Geheimnis war sicher.

»Ich möchte nicht mit dem großen Allgeist spielen«, sagte Erasmus. »Trotzdem nehme ich deine Herausforderung an. Ich werde diesen Jungen zivilisieren, erziehen und intelligent machen – bis er unseren anderen Trustees weit überlegen ist.«

»Die Wette gilt!«, sagte Omnius.

Erasmus hatte den wilden Jungen aufgrund seiner primitiven Tendenz zur Widerspenstigkeit schon zuvor bemerkt. So ein ungezähmter, vielleicht sogar gewalttätiger Organismus! Den Daten zufolge war das Kind neun Jahre alt, also jung genug, um sich noch formen zu lassen. Der Roboter erinnerte sich, dass selbst die kultivierte, gebildete und *erfrischende* Serena Butler eine Herausforderung für ihn gewesen war, und wie seine Beziehung zu dieser Frau und ihrem Kind zu unvorhersehbaren, unheilvollen Ereignissen geführt hatte.

Er beschloss, dieses Mal bessere Resultate zu erzielen.

27

Der am schnellsten zuschlägt, schlägt zweimal zu.

Schwertmeister Jav Barri

»Lehre mich, Maschinen zu töten!«

Vor jeder Trainingsrunde sagte Jool Noret dieselben Worte zu seinem Sensei-Mek, und Chirox tat sein Bestes, seinen Meister zufrieden zu stellen. Mit dem algorithmischen Anpassungsmodul war der Kampfroboter ein bemerkenswert intuitiver Ausbilder, wenn man in Betracht zog, dass er nur dazu gebaut und programmiert worden war, um Menschen abzuschlachten.

Jool widmete sich dem Training mit einer Hingabe, die er vor dem Tod seines Vaters niemals an den Tag gelegt hatte. Es war kein Training mehr – es war Besessenheit. Er war die Ursache für Zon Norets tragischen Tod gewesen, und um sein Gewissen zu besänftigen, musste er Omnius größeren Schaden zufügen als zwei Schwertmeister. Das war seine Bürde. Jool hatte nie gewollt, dass dem alten Veteranen etwas zustieß, doch die unerbittliche Philosophie von Ginaz lehrte, dass es keine Unfälle gab, keine Entschuldigung für ein Versagen. Jedes Ereignis war die Folge einer Reihe von Handlungen. Absichten waren für das tatsächliche Ergebnis unwichtig.

Jool konnte niemanden außer sich selbst beschuldigen, hatte niemanden, der seine Entschuldigung annehmen konnte oder ihm einen Teil seiner Verantwortung abnahm. Die Schuld des jungen Mannes war so sehr ein Teil von ihm geworden, dass sie eine treibende Kraft geworden war. Mit seinem letzten Atemzug hatte Zon Noret ihm befohlen, ein großer Kämpfer zu werden, der größte, den Ginaz je gesehen hatte.

Jool nahm die Aufgabe wie besessen an.

Obwohl er bereits auf einem sehr hohen Niveau stand, erlebte er eine beinahe übermenschliche Zunahme seiner Fähigkeiten, erweckt von seiner Leidenschaft und seinem starken Antrieb. Nach dem Glauben auf Ginaz teilte der Geist eines frü-

heren, unbekannten Söldners seinen Körper, ein wiedergeborenes, wenn auch unbewusstes Wesen. Er spürte, wie der vererbte Instinkt durch seine Adern brannte und jede Muskelfaser ausfüllte, als er Chirox mit einem kompletten Arsenal von Waffen bekämpfte, vom hoch entwickelten Störfeldknüppel über einfache Keulen zu seinen bloßen Händen.

Die gelben optischen Sensoren des Sensei-Meks leuchteten, während er lernte, sein Fähigkeitsniveau zu erhöhen, um mit seinem Schüler Schritt zu halten. »Sie sind so schnell wie eine Maschine, Jool Noret, und so beweglich wie ein Mensch. Gemeinsam machen diese Faktoren Sie zu einem furchterregenden Gegner.«

Noret benutzte das Pulsschwert seines Vaters, das immer nur einen Teil des Sensei-Meks lähmte, ohne ihm mehr als eine Beule oder einen Kratzer zuzufügen. »Ich beabsichtige die Geißel von Omnius zu werden, seine Nemesis.« Jool kämpfte schneller und härter. Er beanspruchte selbst die gesteigerten Fähigkeiten des Meks, der sich ständig anpasste und verbesserte.

Endlich überflügelte der entschlossene Krieger die Maschine.

Auf dem Strand, wo sein Vater getötet worden war, griff der jüngere Noret das gepanzerte linke Bein des Kampfroboters an, dann das rechte, um sich weiter nach oben zu arbeiten, indem er einen der sechs Kampfarme nach dem anderen stilllegte, ein System nach dem anderen ausschaltete, bis Chirox nur noch eine verdrehte metallische Statue war. Nur die optischen Sensoren des Roboters blieben aktiv und leuchteten wie helle Sterne im dunklen Nachthimmel. Ohne Hass oder Freude, sondern einfach nur mit Beharrlichkeit sprang Noret in die Luft und versetzte dem Rumpf des Meks einen harten Tritt. Die Maschine kippte rückwärts in den weichen, zertrampelten Sand.

»Ich habe dich bezwungen!« Er baute sich über seinem gefallenen mechanischen Lehrer auf. »*Wieder einmal!*«

Die Antwort des Roboters war sachlich und gefühllos, doch Noret glaubte darin einen Anflug von Stolz zu entdecken. »Mein Anpassungsmodul hat die höchste Kapazität erreicht, Meister Noret. Bis Sie mir weitere Fertigkeiten programmieren, kann ich Ihnen nichts mehr beibringen.« Das linke Bein des Meks zuck-

te, als sich die Schaltkreise selbst regenerierten. »Sie sind auf alles vorbereitet, was eine Denkmaschine gegen Sie ins Feld führen könnte.«

* * *

Auf der Hauptinsel des Ginaz-Archipels kämpfte Jool Noret gegen andere Söldnerlehrlinge. Durch die sorgfältige Aufsicht und den Einsatz von Übungswaffen überlebten die meisten der Schüler.

Jedes Mitglied des Rats der Veteranen hatte Jools gefallenen Vater gekannt und mit ihm in vielen Schlachten gegen die Maschinen gekämpft, doch der junge Mann musste sich selbst Respekt und Ehre verdienen. Dieses Bestreben war für ihn Mittel zum Zweck. Er war entschlossen, im Djihad zu kämpfen, damit er beginnen konnte, die Truppen von Omnius zu vernichten ... und seine drückende persönliche Schuld zurückzuzahlen.

Die Bevölkerung von Ginaz verteilte sich über hunderte kleiner, paradiesischer Inseln, die unterschiedlichste Geländetypen boten. Die Bewohner hätten ein friedliches Leben führen können – es gab Fisch im Überfluss, tropische Früchte und Nüsse wuchsen im fruchtbaren vulkanischen Boden – doch stattdessen hatten sie eine strenge Kriegerkultur entwickelt, die überall in der Liga der Edlen Ruhm erlangt hatte.

Die jungen Männer und Frauen nutzten das unterschiedliche Terrain und die natürlichen Gefahren der zahlreichen Inseln, um ihre Kampffertigkeiten zu trainieren. Die Bewohner hatten den Denkmaschinen schon immer Widerstand geleistet, seit Beginn der Ära der Titanen. Ihre isolierte Welt war die einzige Gesellschaft gewesen, der es gelungen war, die umprogrammierten Roboter abzuwehren, die der Titan Barbarossa beim ersten Eroberungsfeldzug auf das Alte Imperium losgelassen hatte. Nach einem Vierteljahrhundert hatte sich Serena Butlers Djihad zu einem Höhepunkt gesteigert, der außergewöhnliche Anforderungen stellte, und Ginaz musste immer mehr und mehr verzweifelt benötigte Krieger zur Verfügung stellen.

Ähnlich wie der Computer-Allgeist sich selbst kopieren und Updates weiterschicken konnte, um eine Zerstörung zu über-

dauern, glaubte jeder Ginaz-Söldner, dass sein Kämpfergeist nach dem Tod wie eine Datei in den Körper seines Nachfolgers übertragen wurde. Es war mehr als eine Reinkarnation; es war eine direkte Fortsetzung der Schlacht ... das Heft wurde von einem Krieger zum nächsten weitergegeben.

Da das Volk von Ginaz so viele Tote in der Schlacht zu beklagen hatte, musste sich die Inselgesellschaft anpassen. Die Menschen wurden ermutigt, mehr Nachkommen als üblich zu zeugen. Junge Schüler reisten von Insel zu Insel und nahmen sich wahllos Partner. Es wurde als Pflicht eines Anwärters betrachtet, mindestens drei Kinder zu haben, bevor er den Planeten verließ, um im Djihad zu kämpfen – ein Kind, um den Vater zu ersetzen, ein zweites, um die Mutter zu ersetzen, und ein drittes zum Ausgleich für all jene, die sich aus irgendwelchen Gründen nicht fortpflanzen konnten.

Weibliche Söldner, die während einer längeren Mission schwanger wurden, kehrten für die letzten Monate vor der Geburt nach Ginaz zurück, wo sie bei der Ausbildung der anderen mithalfen. Sie blieben nur so lange, um die Kinder zu entbinden und wieder zu Kräften zu kommen, dann nahmen sie das nächste Schiff, das sie an die Front brachte.

Es gab viele Schlachten, die geschlagen werden mussten.

Ältere Männer im Rat der Veteranen wurden – wie Zon Noret – als ausgezeichnetes Zuchtmaterial betrachtet, da sie nach zahlreichen Kämpfen und Verletzungen ihre körperliche Überlegenheit bewiesen hatten. Jool glaubte daran und wusste, dass er selbst eine glückliche Mischung mächtiger Gene war.

Viele der Kriegerkinder erfuhren nie die Identität ihrer Väter. Einige kannten nicht einmal ihre Mütter. Jool Noret war einer von wenigen, dessen Vater zurückgekehrt war und sich um die Entwicklung und Ausbildung seines Sohnes kümmern konnte. Doch dann, vor einem Jahr, hatte Jool durch seine Anmaßung und Unaufmerksamkeit den Tod von Zon Noret verschuldet, einem fähigen Söldner, der vom Djihad gebraucht wurde. Wie groß war der Verlust, den dieser eine Fehler der Kampfkraft der freien Menschheit bereitet hatte.

Er wusste bereits, dass es ihn persönlich eine Menge gekostet hatte, und er bezweifelte, dass sein Gewissen ihm je eine Ver-

schnaufpause gönnen würde. Getrieben und besessen musste er für zwei Ginaz-Söldner kämpfen – oder mehr. Jool konnte nur warten, bis sein Vater als rastloser Kriegergeist zurückkehrte, begierig darauf, wieder zu kämpfen, wiedergeboren im Körper eines neuen, eifrigen Kämpfers ...

Während er nun auf die letzte Prüfung wartete, grub Jool die Finger in den warmen Sand, spürte seinen Pulsschlag und den Schweiß auf seiner Haut. Mit jedem Atemzug wurde er daran erinnert, wie sehr er sich danach sehnte, seine Fertigkeiten dem Djihad zur Verfügung zu stellen und sich einen Namen zu machen. Irgendwo in sich trug er den Geist eines unbekannten Kameraden. Wenn der Rat der Veteranen ihn heute für würdig befand, würde Jool erfahren, wessen Geist in ihm brannte.

Er schloss die Hände um den Sand, dann hob er sie und beobachtete, wie die Körner durch seine Finger rieselten. Er musste sich das Privileg verdienen ...

Jeder in der neuen Gruppe potenzieller Söldner war ein Spezialist auf unterschiedlichen Gebieten. Manche waren besonders gut im Nahkampf gegen die Denkmaschinen, andere hatten geheime Sabotage- oder Zerstörungsfertigkeiten entwickelt. Doch alle waren im uralten Kampf gegen Omnius von großem Nutzen.

Die hoffnungsvollen Neulinge duellierten sich in einem abgesperrten Bereich des felsigen Strandes. Söldner bestanden die Prüfungen nicht nur dadurch, dass sie ihre Gegner besiegten, sondern indem sie mit ihrer Begabung bewiesen, dass wirklich die Seele eines Kriegers in ihnen wohnte. Einige der Auszubildenden scheiterten bei den leidenschaftlichen Vorführungen. Niedergeschlagen zogen sie sich zurück.

Jool Noret versagte nicht.

Ein paar der Verlierer schlichen mit gesenktem Blick davon, als hätten sie jede Hoffnung aufgegeben. Jool beobachtete sie. Wer sich so schnell entmutigen ließ, war als Kämpfer unter realen Schlachtbedingungen eher hinderlich. Andere, die nicht den Erwartungen entsprachen, bewahrten ihre trotzige Entschlossenheit; auch wenn sie bei dieser Prüfung versagt hatten, waren sie begierig, zu ihren Ausbildern zurückzukehren. Sie würden mehr lernen, ihre Fähigkeiten verbessern und es erneut versuchen.

Am nächsten Morgen stand Jool Noret neben sechs Gefährten, die allesamt vom Rat der Veteranen als Meister ausgewählt worden waren. Während weiße Wellen gegen das zerklüftete schwarze Felsenriff schlugen, entzündeten die Veteranen mit Treibholz ein Freudenfeuer am Strand, nicht weit von einem Platz mit dicken Palmen. Ein stummer Junge mit blondem Haar schritt feierlich voran und schleppte mühsam ein Becken mit geschliffenen Korallenscheiben. Als er das Becken absetzte, klapperten die Stücke wie die Zähne eines Skeletts. Jool blinzelte im äquatorialen Sonnenlicht.

»Ihr alle werdet den Kampf fortführen«, sagte der führende Veteran, ein einarmiger Krieger, der sein graues Haar zu einem dicken Zopf geflochten trug. Meister Shar konnte nicht mehr gegen Maschinen kämpfen, doch er hatte sein Leben dem Erschaffen von Ersatzkriegern gewidmet, die viel mehr Schaden anrichten würden, als die Denkmaschinen ihm bereitet hatten.

Shar hatte den Arm in seiner letzten Schlacht verloren. Er hielt sich für zu alt, um weiterhin zu kämpfen, und hatte sich geweigert, einen Ersatz aus den Vorräten der Militärärzte anzunehmen. Er wollte, dass stattdessen ein jüngerer Kämpfer den Arm erhielt, jemand, der in der Lage war, den Kampf fortzusetzen. Trotz seiner Behinderung hatte sich der Meister so viel Beweglichkeit bewahrt, dass er sein Haar selbst flechten konnte und jede Hilfe ablehnte, obwohl kaum jemand verstand, wie der alte Mann so etwas mit nur einer Hand vollbrachte.

»Dies ist das letzte Mal, dass ihr als Schüler vor uns tretet.« Shar ließ seinen eisigen Blick über die sieben jungen Krieger wandern. »Wenn ihr Ginaz in Richtung ferner Schlachtfelder verlasst, werdet ihr als stolze Söldner gehen, als Vertreter unserer Fertigkeiten und unserer heldenhaften Geschichte. Seid ihr bereit, diese schwere Verantwortung auf euch zu nehmen?«

Noret und seine Gefährten riefen im Chor ihre Zustimmung. Meister Shar forderte sie nacheinander zum Vortreten auf. Als Vierter in der Reihe machte Noret zwei Schritte auf den sitzenden Rat der Veteranen zu.

»Jool Noret, du hast das ungewöhnlichste Training von allen hinter dir«, sagte Master Shar. »Dein Vater war ein ungeheurer Gewinn für die Söldner von Ginaz. Er wurde ebenfalls von sei-

nem Kampfmek Chirox ausgebildet, während deine Gefährten hier von menschlichen Veteranen unterrichtet wurden. Hältst du das für einen Nachteil?«

Schuldgefühle brodelten tief in Jools Seele, als er antwortete. »Nein, Meister Shar, ich halte es für einen *Vorteil*. Eine Maschine hat mir beigebracht, wie man Maschinen tötet. Welcher Lehrer könnte mehr über unsere Erzfeinde wissen?«

»Aber dieser Mek hat Zon Noret getötet«, krächzte eine Veteranin, eine muskulöse grauhaarige Frau.

Jool konzentrierte sich auf seine Antwort und ignorierte das Dröhnen in seinen Ohren. »Um den Verlust meines Vaters wettzumachen, muss ich doppelt so viele Feinde zerstören.«

Ein narbiger alter Gnom mit ausgeschlagenen Zähnen lehnte sich vor. »Dieser Mek wurde aus einem Schlachtschiff der Roboter geborgen und neu programmiert. Sorgst du dich nicht, dass er geheime Anweisungen enthalten könnte, dich verwundbar zu machen?«

»Mein Sensei-Mek hat bereits vier Generationen von Söldnern ausgebildet, die zu den Besten von Ginaz zählen, und ich habe gelobt, sie alle zu übertreffen. Ich habe gelernt, Maschinen zu töten, ich kenne die Schwachpunkte aller bekannten Robotermodelle und Cymek-Körper.« Die Litanei schwoll in ihm an, und seine Stimme erlangte eine furchterregende Kraft. »Ich wuchs mit dem Wissen über Serena Butlers Djihad auf. Ich habe Berichte von den Schlachten auf Synchronisierten Welten gesehen, von unseren Siegen und Niederlagen. Mein Geist wird verzehrt vom Bedürfnis, Omnius zu zerstören. In mir ist kein Zweifel, dass ich dafür geboren wurde.«

Meister Shar lächelte. »Dann ist auch in uns kein Zweifel.« Er zeigte auf das Becken mit den Korallenscheiben. »Wenn in dir der Geist eines Kriegers lebt, ist es nun an der Zeit, dass er sich dir offenbart. Wähle. Lass uns sehen, welcher unserer gefallenen Söldner seine Fertigkeiten und sein Können auf dich übertragen hat.«

Jool Noret starrte auf die zahlreichen Scheiben. Die meisten waren mit dem Namen eines Ginaz-Söldners beschrieben, der während der Jahrhunderte des Krieges gefallen war. Einige der Scheiben waren leer; sie bedeuteten eine neue Seele. Der junge

Mann schloss die Augen und tauchte die Hand in den Haufen. Er ließ sich vom Schicksal leiten. Irgendwo im Becken lag auch die Scheibe mit dem Namen seines Vaters, doch er wusste, dass er dieser Seele nicht würdig war. Er hätte es nicht ertragen, diese Scheibe zu ziehen, und hoffte, dass seine Hände sie nicht fanden.

Unvermittelt fasste er Mut und ergriff eine Scheibe, zog sie heraus und hielt sie ins Sonnenlicht. Er öffnete die Augen und las einen unbekannten Namen: *Jav Barri*.

Endlich wusste er, wer in ihm wiedergeboren war. Er konnte die Archive von Ginaz durchsehen und sich über die Lebensgeschichte dieses Jav Barri kundig machen. Doch letztlich interessierte es ihn nicht, was dieser Söldner getan hatte. Mit der Erinnerung an seinen Vater, der Ausbildung durch den Sensei-Mek und dem Geist des gefallenen Söldners würde sich Jool Noret seinen eigenen Namen machen – oder bei dem Versuch sterben.

»Ihr alle habt nun den Auftrag, Denkmaschinen zu zerstören«, sagte Meister Shar. »Das wird eure heilige Pflicht sein, und ihr werdet für die Opfer, die Ihr bringt, gut entlohnt werden. Morgen brecht Ihr nach Salusa Secundus auf, wo Ihr gemeinsam mit der Armee des Djihad in den Kampf ziehen werdet.«

Er zögerte, dann brach seine Stimme, als er hinzufügte: »Macht, dass wir stolz auf euch sind.«

28

Worte haben Zauberkraft.

Zufa Cenva,
Reflexionen über den Djihad

Auf einem rasenbedeckten Hügel außerhalb der Hauptstadt der Liga hielt Iblis eine weitere mitreißende Rede. Hinter ihm ragte einer der vielen Schreine für Serenas totes Kind auf, der ein »echtes Fragment« der Kleidung enthielt, die der kleine Manion am Tag seiner Ermordung getragen hatte.

Iblis war in Begleitung seiner Frau Camie Boro, einer kühlen Schönheit, die wie eine Statue an seiner Seite ausharrte. Camie, die letzte Erbin des imperialen Hauses, war zu einem wichtigen Teil von Iblis' Machtbasis sowie die Mutter seiner drei Kinder geworden. Sie schien die Aufmerksamkeit des Publikums zu genießen, die ihr als Lebensgefährtin des Großen Patriarchen zuteil wurde.

Im Vordergrund stand natürlich seine Rede. Wie immer war die Menge zu Wachs in seinen Händen geworden. Yorek Thurr und seine Djipol-Leute hatten bereits mit lautloser Gewalt eine Gruppe von Djihad-Gegnern entfernt, die mit ihrem Protest Unruhe verbreiten wollten. Das übrige Publikum hatte nichts von ihrer Anwesenheit bemerkt. Alles war perfekt.

Iblis legte eine Pause in seiner leidenschaftlichen Ansprache ein, lief ein kleines Stück zurück und erstieg die Stufen zum Schrein. Einen Augenblick lang hielt er inne und blickte über die Menge, die sich über den ordentlich geschnittenen Rasen verteilte, so weit er schauen konnte. Dunkle Wolken hingen tief am salusanischen Himmel, aber die Menschen schienen sie vertreiben zu wollen, indem sie Wimpel schwenkten und orangefarbene Blüten emporwarfen.

Er war mit unsichtbaren Verstärkern ausgestattet. »Heute ist ein großer Tag, denn wir haben endlich einen Grund, einen außergewöhnlichen Sieg zu feiern! Ein mächtiges Heer der Denk-

maschinen kam zur bedeutenden Liga-Welt Poritrin, aber die Kriegsschiffe unserer Armee des Djihad hielten ihnen stand und fügten ihnen eine entwürdigende Niederlage zu! Die Roboterflotte ergriff die Flucht – *und nicht ein einziger Mensch verlor bei diesem Kampf sein Leben!*«

Nach Jahrzehnten voller blutiger Massaker und schrecklicher Verluste kam die Neuigkeit so unerwartet, dass die Menschen zunächst in betäubtem Schweigen zögerten. Erst dann setzte der Jubel ein und tönte wie lauter Donner zu ihm herüber. Iblis strahlte mit ehrlich empfundener Freude, aber seine Stimmung war genauso schwankend wie die des Publikums.

»Weil dieser Triumph so wichtig ist, werde ich unverzüglich nach Poritrin aufbrechen, um unseren Kämpfern persönlich zu gratulieren. Als Großer Patriarch des Heiligen Krieges muss ich die Priesterin Serena Butler vertreten, wenn die Bevölkerung des Planeten die Rettung ihrer Freiheit feiert.«

Er wartete ab, bis der Lärm verstummte, und sammelte seine Kräfte für den nächsten Schlag. »Doch im Gefolge dieses Sieges müssen wir mit neuer Energie weiterkämpfen. Für jedes Leben, das dort verschont wurde, ist ein anderer tapferer Rebell auf einem anderen Schlachtfeld den Maschinen zum Opfer gefallen. Unser besonderes Augenmerk sollte den Bemühungen der menschlichen Sklaven auf Ix gelten. Dieser Planet ist für Omnius eine wichtige Bastion und ein bedeutendes Industriezentrum. Jahrelang haben die Menschen den Aufstand gegen die Denkmaschinen vorbereitet, und wir haben ihnen geholfen, so gut wir konnten. Aber das genügt noch nicht. Wir müssen den Preis zahlen, der erforderlich ist, um den Schwung dieses Sieges zu nutzen und den Krieg gegen einen unmenschlichen Feind zu gewinnen. Hiermit verkünde ich den Beschluss des Djihad-Rats, der mit dem Segen der Priesterin Serena Butler gefasst wurde, dass wir Ix endgültig befreien werden, ganz gleich, was es kostet!«

Die Menschen hatten noch glänzende Augen von der Nachricht über den unblutigen Triumph von Poritrin und erkannten noch nicht, wie schwierig die Eroberung von Ix sein würde. Iblis wusste, dass es im Verlauf der militärischen Aktion zu großen Massakern kommen würde, aber die ausgedehnten und wert-

vollen Produktionsstätten wären eine wunderbare Kriegsbeute für die Liga der Edlen. Er hatte seinen Standpunkt vertreten und all seine Überzeugungskraft eingesetzt, um den Rat zur Zustimmung zu bewegen. Die industriellen Anlagen auf Ix lohnten jede Mühe, im Gegensatz zu vielen anderen von Omnius' Planeten. Der technologische Gewinn würde allen Liga-Welten zugute kommen.

»Seit einem Jahr haben wir geheime Infiltrationskommandos auf Ix eingeschleust und den Bemühungen der dortigen Fünften Kolonne Auftrieb gegeben. Geflüchtete menschliche Sklaven verstecken sich in Katakomben unter der Oberfläche und kämpfen gegen Jagdtrupps aus Cymeks und Robotern. Unsere Djihadis haben den Menschen Waffen gegeben – und sogar Störfeldsender gegen Gelschaltkreise, um die Computergehirne lahm zu legen. Aber das ist nicht genug. Wir müssen noch viel mehr tun.«

Er grinste vor Stolz und Entschlossenheit. Neben ihm verströmte Camie Boro eine Aura der Unterstützung, obowohl sie nur selten zu Iblis sprach, wenn sie nicht in der Öffentlichkeit waren. Es war eine politisch motivierte Ehe, die beiden Partnern praktische Vorteile brachte, ohne dass körperliche Leidenschaften im Spiel waren.

»Und es gibt eine noch viel höhere Rechtfertigung«, fuhr er fort. »Die geschätzte Kogitorin Kwyna sagte: ›Jene, die im Untergrund leben, dürfen sich nicht vor dem Freien fürchten. Sie mögen sich in der Dunkelheit sicher und geborgen fühlen, aber sie werden erst frei sein, wenn sie sich den Weg ans Sonnenlicht erkämpft haben.‹ Offensichtlich hat sie damit Ix gemeint!«

Mehr Jubel und Applaus ertönte, aber Iblis drang gerne tiefer vor, um sich der Unterstützung des Volkes ganz sicher zu sein. In unauffälliger Kleidung streiften seine Beobachter von der Djipol durch die Menge und meldeten über Funk, dass sie niemanden gefunden hatten, der etwas anderes als begeisterte Zustimmung zum Ausdruck brachte. Als der Große Patriarch weitere solcher Berichte empfing, nahm er einen tiefen, zufriedenen Atemzug und unterdrückte einen Lachanfall, weil er daran denken musste, wie hoch er sich von seinen armseligen Anfängen als Vorarbeiter im Dienst des tyrannischen Titanen Ajax heraufgearbeitet hatte.

Auf Ix hatten seine Agenten und die waghalsigen Söldner von Ginaz seit Monaten die Sklaven angestachelt, sich zu erheben und den dort residierenden Omnius zu zerstören, genauso wie beim »großen Triumph auf der Erde«. Da der Ix-Omnius nicht in der Lage war, die Mentalität eines menschlichen Mobs zu verstehen, versuchte er nicht einmal, die absurderen Behauptungen der Einsatzkommandos durch Gegenpropaganda zu entkräften. Die gezielte Manipulation von Informationen war für den Computer-Allgeist ein unbegreifliches Konzept. Iblis wollte diesen Umstand zu seinem Vorteil nutzen.

Er rief: »Wenn wir nur eine der Synchronisierten Welten zurückerobern können, bedeutet das, dass wir auch eine weitere befreien können. Und noch eine! Wir dürfen nicht zögern, mag es noch so viele Menschenleben kosten!« Dann beschwor er die heiligen Namen. »Das sind wir Serena Butler und ihrem Kind Manion, das den Märtyrertod starb, schuldig!«

Von seinen Worten mitgerissen schwenkten die Menschen Wimpel, die eine stilisierte Serena Butler und ihren engelgleichen Sohn zeigten – wie eine Madonna mit dem Kind. »Serena! Serena! Manion der Unschuldige!«

Immer wenn er Reden wie diese hielt, richtete Iblis seine Gedanken nach innen und zehrte von seinem rechtschaffenen, tief verwurzelten Zorn, den er dazu benutzen konnte, den Feind zu Metallschrott zu zerfetzen und zu formlosen Klumpen zu verglühen. Diese Menschen waren seine Werkzeuge.

Im Grunde war der Große Patriarch ein Verkäufer, der die Massen von einer Idee überzeugen wollte. Um diese Aufgabe bewältigen zu können, um auch kritischen Fragen standhalten zu können, musste er selbst an das »Produkt« namens Djihad glauben. Nur so konnte er für andere überzeugend genug sein. Also glaubte er daran.

Und er lächelte. Seine Djipol hatte diese Versammlung perfekt inszeniert. Die Mitglieder hatten sich in der Menge verteilt und stachelten die Menschen an. Bald würden neue Rekruten bereit sein, sich rücksichtslos in den Kampf um Ix zu stürzen, in dem enorme Verluste zu erwarten waren.

Er wusste ganz genau, dass diese Menschen Kanonenfutter für den Djihad waren, aber nur durch ihr Opfer konnte die Er-

oberung siegreich verlaufen, nur mit genügend Fanatikern und Zeit. In Zukunft würde es keine Niederlagen mehr geben – nur noch Siege und »moralische Siege«.

Der Große Patriarch bemerkte die statuenhafte, alabasterhäutige Zauberin in der ersten Reihe des Publikums. Schweigend und konzentriert verfolgte sie das Geschehen. Mit ihrer Größe und starren Haltung hob sich Zufa Cenva von der brodelnden Menge ab, als würde sie von einem Scheinwerfer angestrahlt werden. Wie gewohnt war ihr Blick auf ihn gerichtet, aber mit einer gewissen Distanziertheit, die er beunruhigend fand. Iblis hatte sie schon bei anderen Djihad-Kundgebungen gesehen. Was beabsichtigte die führende Zauberin von Rossak?

* * *

Mit maskierten Emotionen standen Zufa Cenva und ihre Schwestern auf dem rasenbedeckten Hügel. Sie hatte die Frauen aufgefordert, genau zu beobachten und ihren Verdacht zu bestätigen. Der durchdringende Duft der orangegelben Blüten wehte durch die Menge wie eine Droge aus dem Dschungel von Rossak. Doch die blassen Augen der Zauberin waren genauso scharf und wachsam wie jene der verstohlenen Djihad-Beobachter, die sie auf den ersten Blick in der Menge ausmachen konnte.

Als sie Iblis musterte, stellte Zufa sich hypnotische Wellen vor, die ihn flimmernd umgaben. Sie kamen aus dem Energiekern seines Körpers und streckten sich wie Tentakeln zum Publikum aus, während er sprach. Die Worte des Großen Patriarchen waren stets gut gewählt, doch ihre Gesamtwirkung schien viel größer als ihr tatsächlicher Inhalt zu sein. Heute war er in guter Form, er feuerte seine Zuhörer an, führte sie in diese und in jene Richtung, geschickt wie ein Dirigent. Wenn der charismatische Iblis ihnen gesagt hätte, sie sollten sich in einen Abgrund stürzen, hätten sie es jubelnd getan.

Genau im richtigen Moment hob er die Arme und setzte passende Gesten ein. Er betete nur selten und benutzte kaum religiöse Begriffe, aber die Wirkung war ähnlich. Die Menschen glaubten an seine Aufrichtigkeit. Zufa konnte sich nicht vorstellen, dass es nur Übung war. Es musste mehr dahinterstecken.

»Seht ihr, er ahnt nicht einmal, welche Macht er tatsächlich besitzt«, sagte sie zu den anderen Zauberinnen. »Er glaubt, er wendet seine Fähigkeiten instinktiv an.«

Überwältigend.

Als Anführerin der Delegation von Rossak war Zufa schon seit längerer Zeit von Iblis Ginjos bemerkenswerter persönlicher Ausstrahlung fasziniert. Allerdings vermuteten sie und ihre Schwestern, dass er ein Geheimnis hatte. Doch das hatten sie für sich behalten.

Die Extrapolation der Zuchtlinie dieses Mannes war höchst interessant. Seine Wurzeln gingen sogar zu Zufas Dschungelplaneten zurück. Die verfügbaren Hinweise ließen vermuten, dass der Große Patriarch über *angeborene* telepathische Fähigkeiten verfügte, ein äußerst seltenes Merkmal bei Männern.

Vielleicht besaß er die geeignete maskuline Genausstattung, nach der sie seit langer Zeit gesucht hatte. Sie war nicht mehr jung, doch mit den raffinierten neuen Fruchtbarkeitstherapien, die von VenKee entwickelt und von vielen Zauberinnen auf Rossak getestet worden waren, würde Zufa es schaffen, ein weiteres Kind auf die Welt zu bringen. Für sie bedeutete es, eine bessere Tochter zu gebären, eine, auf die sie stolz sein konnte. Konnte der Große Patriarch der richtige Samenspender sein?

Obwohl Iblis Ginjo anscheinend nichts über seine Vorfahren wusste, musste er der entfernte Nachkomme eines Rossak-Bewohners sein, der vor langer Zeit von den Maschinen gefangen genommen und auf andere Welten verschleppt worden war. Was hätte aus ihm werden können, wenn er sich dem intensiven mentalen Training unterzogen hätte, das für sie und ihre Schwestern selbstverständlich war? Zufa Cenva würde ihm nie seine wahre Natur offenbaren, es sei denn, die Zauberinnen versprachen sich davon einen Vorteil.

Vielleicht konnte sie Einfluss auf ihn nehmen und seine Fähigkeiten für ihre Zwecke nutzen.

Zufa war für den Charme des Großen Patriarchen nicht unempfänglich, aber es war ihr stets gelungen, ihn mit ihrem wachsamen Bewusstsein abzuwehren. Es befriedigte sie, dass Iblis nicht zu erkennen schien, was es mit seinem hypnotischen Talent auf sich hatte. Im Verlauf der Jahre hatten sich viele ihrer

hervorragend ausgebildeten Schwestern in telepathischen Vernichtungsschlägen gegen Cymeks geopfert. Dieser Mann jedoch befand sich in einer anderen Position, und er besaß ein ganz anderes Potenzial. Sie vermutete, dass Iblis Ginjo ein gefährlicher Intrigant war, aber sie sah weit und breit niemanden, der besser qualifiziert gewesen wäre, den Djihad in die nötige Richtung zu führen.

Schließlich verfolgte er aus eigenen Motiven dasselbe Ziel wie die Zauberinnen: die völlige Auslöschung der Denkmaschinen. Aber sie würden Iblis genauestens beobachten und mit außergewöhnlicher Sorgfalt behandeln müssen.

Ich glaube, er ist der gefährlichste Mann, dem ich jemals begegnet bin.

29

Gedanken werden zu Waffen. Philosophien liefern klare Gründe für einen Krieg. Gute Absichten entfalten eine beispiellose zerstörerische Wirkung.

Kogitorin Kwyna,
Archive der Stadt der Introspektion

Glückselig, stolz und zuversichtlich beendete Serena Butler ihre Probe vor den loyalen Seraphim in den goldmaschigen Kappen und fließenden Gewändern. Mit Feuer und Triebkraft musste sie dafür sorgen, dass der Djihad weiterbrannte. Niriem nickte, nachdem sie sich die Aufzeichnung eines Teils ihrer Rede angehört hatte, und drückte ihre Anerkennung aus. Serena bezweifelte jedoch, dass die Anführerin der Seraphim mit der eisernen Treue jemals Missfallen über irgendeinen Aspekt des großen heiligen Krieges äußern würde, solange das Ziel in der Vernichtung der Maschinen bestand.

Nachdem Iblis Ginjo nun nach Poritrin aufgebrochen war, wollte Serena eine Reihe von inspirierenden Reden aus der Stadt der Introspektion aufzeichnen. Von Natur aus neigten die Menschen dazu, ein längerfristiges Ziel aus den Augen zu verlieren, wenn sie nicht ständig an den großen Zusammenhang erinnert wurden. Ihre Entschlossenheit musste immer wieder aufs Neue genährt und gepflegt werden.

In den nächsten Monaten würden ihre Ansprachen über die Welten der Liga vertrieben werden. Die Firma VenKee Enterprises hatte bereits einen Vertrag mit dem Djihad-Rat unterzeichnet und sich bereit erklärt, die Aufzeichnungen kostenlos mit ihren Handelsschiffen auszuliefern.

In der befestigten Anlage wurde Serena von ihren aufmerksamen weiblichen Wachen flankiert. Nach dem Attentatsversuch vor über einem Jahr waren alle Mitglieder der fanatischen Seraphim überprüft und verhört worden. Mehrere waren aus dem Dienst entfernt worden, weil ihre Loyalität zweifelhaft war.

Niriem diente Serena nun zuverlässiger als je zuvor. Die Frauen gaben ihr das Gefühl, stark und gut beschützt zu sein, voller Zuversicht, dass der menschliche Geist schließlich über die kalte Brutalität der Maschinen triumphieren würde.

»Maschinen können versagen, Programme können abstürzen«, kam Serena vor den Aufzeichnungsgeräten zum Ende ihrer Rede. »Doch das menschliche Herz wird niemals zu schlagen aufhören.«

Trotz des neuen Ansporns, den Iblis mit ihrem Segen initiiert hatte, wusste sie, dass sich die Denkmaschinen nicht über Nacht besiegen ließen. Die unterdrückten Menschen auf Ix hatten seit Jahren um ihr Leben gekämpft, und im Verlauf der bevorstehenden militärischen Offensive, die von Xavier angeführt werden sollte, würden viele ihrer Anhänger sterben. Ein notwendiges Opfer, hatte Iblis ihr versichert.

Sie senkte den Blick und schloss die Augen zum kontemplativen Segen. Die Sekretäre des Djihad-Rats schalteten die Aufzeichner ab und eilten hinaus, um die neue Botschaft der Priesterin allen neuen Freiwilligen vorzuspielen, die sich auf den Flug nach Ix vorbereiteten. Viele von ihnen würden nie mehr heimkehren.

Sie bemerkte ihre Mutter, die in der Tür stand. »Bravo, Serena. Ich bin mir sicher, dass die Rebellen auf Ix deine Worte nah an ihrem Herzen tragen werden, selbst wenn sie von mörderischen Robotern abgeschlachtet werden.«

Serena reagierte überrascht auf ihre kühlen Worte. »Dieser Kampf lässt sich nur gewinnen, wenn jeder Djihadi seine ganze Kraft und all seine Fähigkeiten einsetzt, Mutter. Dazu möchte ich sie inspirieren.«

Livia Butler runzelte die Stirn. »Der Große Patriarch hat dir nicht von allem erzählt, was auf Ix geschieht.« Sie deutete auf Niriem, die sie mit düsterem Blick musterte. »Lass uns allein. Ich möchte unter vier Augen mit meiner Tochter sprechen.«

»Wir haben den Befehl, die Priesterin zu beschützen«, sagte die führende Seraph, ohne sich von der Stelle zu rühren.

Serena wandte sich an die junge Frau. »Ich brauche keinen Schutz vor meiner eigenen Mutter, Niriem.«

»Wir müssen Euch auch vor Euren eigenen Zweifeln beschützen, Priesterin«, warnte die Seraph. »Euer Djihad darf nicht von innen geschwächt werden.«

»Gehorchst du mir oder stellst du deine eigenen Befehle auf? Geh jetzt!«

Mürrisch zogen sich die Frauen zurück. Livia Butler hatte sich nicht gerührt. »Kurz vor dem Aufbruch nach Poritrin hat der Große Patriarch seine Pläne für Ix bekannt gegeben, aber in Wirklichkeit hat er sie schon seit langer Zeit vorbereitet. Seine Begierde richtet sich auf die industriellen Fertigungsstätten. Du kannst dir nicht vorstellen, welche Gemetzel er bereits *in deinem Namen* angerichtet hat. Viele Menschenleben gingen schon auf Ix verloren – und es wird noch viel schlimmer kommen.«

Serena blinzelte. »Woher willst du das wissen? Iblis hat mir keinen derartigen Bericht geliefert.«

Statt einer Antwort reichte Livia ihr ein Päckchen mit einem Bildprojektor. Das erbrochene Siegel trug die Insignien der Djipol und das Zeichen der höchsten Sicherheitsstufe. »Diese Bilder wurden von einem Söldner nach draußen geschmuggelt. Er wurde geschickt, um Unruhe zu stiften. Die Aufzeichnungen wurden von einem Ixianer namens Handon angefertigt, einem der Rebellen und Saboteure.«

»Wie hast du es bekommen?«

»Das Päckchen war an Yorek Thurr adressiert, aber im Liga-Parlament wurde es irrtümlicherweise an einen alten Abgeordneten ausgeliefert, der deinem Vater einst sehr treu ergeben war. Du kennst die Bürokratie, die dort herrscht – es ist fast so schlimm wie im gestürzten Imperium. Er dachte, der Viceroy im Ruhestand sollte es sehen, und ich denke, dass du dir die Bilder ebenfalls anschauen solltest, Serena. Du musst erfahren, was da draußen im Djihad geschieht. Die Demonstranten haben gute Gründe, die taktischen Entscheidungen dieses Krieges in Frage zu stellen.«

»Die Demonstranten sind Feiglinge, die nicht begreifen, dass die Maschinen mit tödlicher Entschlossenheit vorgehen.«

Livia drückte Serenas Finger auf den Projektor. »Schau es dir einfach nur an.«

Serena runzelte die Stirn, um ihre Nervosität zu kaschieren, aktivierte das Gerät und schaltete langsam von einer albtraumhaften Szene zur nächsten. Sie sah Massenmorde in Farbe, wie Menschen von Todesschwadronen der Maschinen angegriffen wurden, wie Familien in unterirdischen Verstecken kauerten und durch Tunnel flüchteten, während ein Cymek – den man als den Titanen Xerxes identifiziert hatte – in seinem Kampfkörper umherstreifte und jeden Menschen tötete, dem er begegnete.

Sie musste schlucken und sich zu ihrer Antwort zwingen. »Ich weiß, dass dieser Krieg schmerzhaft ist, Mutter, aber wir müssen weiterkämpfen, und wir müssen siegen.«

»Ja, aber du musst eins verstehen, Kind: Ix ist ein Schlachthaus – unnötigerweise. Iblis hat die ixianischen Rebellen dazu verleitet, sich den wütenden Mordrobotern entgegenzuwerfen, ohne Hoffnung auf Überleben und ohne die geringste Chance, einen Vorteil gegen den Feind zu erringen. Wir geben ihnen ein paar Waffen, aber es sind nicht annähernd genug. Iblis ist sich der Sinnlosigkeit dieser Kampagne seit über einem Jahr bewusst, und trotzdem treibt er sie weiter an, indem er ihnen *deine* Botschaften schickt.«

»Meine Worte sind dazu gedacht, sie zu inspirieren.«

»Hunderttausende von Kämpfern sind dort schon gestorben, alle in deinem Namen. Sie rufen dich und deinen toten Sohn an, als wärt ihr Gottheiten, die sie beschützen könnten, dann werfen sie sich den Denkmaschinen entgegen. Du solltest diese schrecklichen Bilder niemals sehen, aber du musst erfahren, wie viel Blut an deinen Händen klebt.«

Serena warf ihrer Mutter einen sehr ernsten Blick zu, dann betrachtete sie weiter die Bilder der brutalen Kämpfe, die in blutüberströmten Höhlenlabyrinthen in den Industriekomplexen und Städten unter der Oberfläche des Planeten stattfanden. Flammen umzüngelten die verzweifelten Rebellen. Überall lagen zertrümmerte Maschinen und Gebirge menschlicher Leichen.

»Was sollte ich deiner Meinung nach tun, Mutter?«, fragte sie schließlich, ohne sich vom Anblick des grauenhaften Gemetzels losreißen zu können. »Sollten wir Ix einfach aufgeben?«

Livias Gesichtsausdruck wurde sanfter. »Nein, aber selbst wenn wir Ix erobern, indem wir eine Armee in Marsch setzen,

ist es dann wirklich nur ein weiterer Grund zum Jubeln? Dieses Schlachtfeld ist schlecht gewählt. Wenn wir so außergewöhnliche Mühen und Verluste an Menschenleben auf uns nehmen wollen, könnten wir genauso gut die Maschinenhauptstadt auf Corrin angreifen!«

Serena sah Livia besorgt an. »Ich werde das mit Iblis diskutieren, wenn er von Poritrin zurückkehrt. Er soll es mir persönlich erklären. Auch wenn wir es vielleicht nicht auf Anhieb erkennen, bin ich überzeugt, dass der Große Patriarch gute Gründe hat, wenn er ...«

Livia unterbrach sie. »Entschuldige, aber er hat diese Entscheidungen *ohne dich* getroffen, Serena. Wie er es häufig tut. Bist du die Priesterin des Djihad ... oder nur eine Galionsfigur?«

Die Worte ihrer Mutter trafen sie tief. Nach einiger Zeit sagte Serena: »Iblis ist mein Berater und Mentor, und er war für mich stets eine große Quelle der Kraft. Aber du hast Recht ... Ich sollte hinzugezogen werden, wenn bedeutende Entscheidungen anstehen.«

»Der Große Patriarch wird frühestens in zwei Monaten zurückkehren.« Livia beugte sich vor. »So lange kannst du nicht warten. Entscheide vorher, wie du handeln willst.« Die alte Äbtissin ergriff den Arm ihrer Tochter. »Komm mit mir. Wenn die Kogitorin Kwyna von diesem Bericht erfahren hat, möchte sie dich sprechen. Es ist sehr dringend.«

* * *

Sie war einst eine menschliche Frau gewesen, in einer Zeit, die tief im Dunkel der Geschichte lag, lange bevor die Titanen das Alte Imperium gestürzt hatten. Die große Philosophin Kwyna hatte sich mit allen Gedanken und Philosophien beschäftigt, die die Menschheit gesammelt hatte. Nachdem sie ein Jahrtausend auf diese Mühe verwendet hatte, vertrat Kwyna die Lehre, dass selbst gewöhnliche Menschenhirne einen Abglanz der Weisheit erlangen konnten.

Serena und ihre Mutter stiegen die Stufen zum steinernen Turm hinauf, der zur Unterbringung der großen Denkerin errichtet worden war. Die Fenster waren geöffnet, und eine kühle

Brise strich durch den Raum. Der kunstvoll gestaltete Konservierungstank der Kogitorin ruhte auf einem Sockel im Zentrum des kreisrunden Gemachs. Daneben standen ihre Assistenten und warteten auf Anweisungen.

Kwyna hatte ihr schon oft geniale Ratschläge erteilt und ihr viele wichtige Denkaufgaben gestellt. Kwynas philosophische Rätsel hatten Serena während ihrer dunkelsten Zeit der Trauer und Verzweiflung beschäftigt, als sie ihr Baby und ihre erhoffte Zukunft mit Xavier Harkonnen verloren hatte.

Nun blieb ihre Mutter an der Tür stehen, während Serena vortrat, bis sie den Konservierungstank erreicht hatte. »Du hast um ein Gespräch mit mir gebeten, Kwyna? Ich erwarte von jeder Unterhaltung mit dir große Erkenntnisse.«

Zwei Sekundanten mit geschorenen Köpfen und makellos sauberen Händen traten vor. Die Mönche nahmen den Deckel des Behälters ab und winkten Serena, hineinzugreifen. »Kwyna wünscht, mit Euch in direkten Kontakt zu treten.«

Im Elektrafluidbad schwamm das körperlose Gehirn, das nach jahrhundertelanger Gedankenarbeit tief gefurcht und kompliziert gemustert war. Mit einer Mischung aus Neugier und Erwartung schloss Serena die Augen und tauchte die Fingerspitzen in die warme Konservierungsflüssigkeit.

»Ich bin da«, murmelte sie.

Sie schob die Hand tiefer hinein, bis sie die gummiartige Oberfläche von Kwynas Gehirn berührte. Im dichten Fluid, das die Kogitorin umspülte, bildeten sich Ionenbrücken, die eine Verbindung zu Serenas Hautporen und Neuronen herstellten, sodass ein Kontakt zwischen den mentalen Prozessen der separaten, aber miteinander verwandten Lebensformen entstand.

»Dir sind die Tatsachen und Worte bekannt«, sprach die weise Kogitorin direkt zu ihrem Geist. »Du verstehst Iblis Ginjos Begründungen ... aber glaubst du auch daran?«

»Wie meinst du das, Kwyna?«, fragte Serena laut.

»Ich habe es vermieden, Iblis neue philosophische Strohhalme zu geben, an die er sich klammern kann, aber trotzdem verdreht er meine Worte und missbraucht die uralten Schriften. Statt Erkenntnisse aus meinen Abhandlungen zu ziehen, bildet

er sich eine vorgefasste Meinung und reißt Passagen aus dem Kontext, um damit seine Entscheidungen zu rechtfertigen.«

In den Gedanken der Kogitorin schien tiefe Erschöpfung mitzuschwingen. Serena hätte sich am liebsten vor den Anschuldigungen zurückgezogen, aber durch ihren Respekt vor der Kogitorin war ihre Hand im lebenden Fluid gefangen. »Kwyna, ich bin davon überzeugt, dass der Große Patriarch nur das Wohl der Menschheit in seinem Herzen hegt. Selbstverständlich werde ich mit ihm sprechen, und ich bin davon überzeugt, dass er mir alles erklären kann.«

»Wer die Wahrheit manipuliert, um seine Glaubwürdigkeit zu untermauern, wird noch viel schlimmere Dinge tun. Serena Butler, hast du noch nicht über die Tatsache nachgedacht, dass *seine* Entscheidungen dazu führen, dass Märtyrer *deinen* Namen auf den Lippen haben, wenn sie in den Tod ziehen?«

Entrüstung wallte in Serena auf. »Es sind Kämpfer für den Djihad. Selbst wenn sie bis zum letzten Mann vernichtet werden, wären sie davon überzeugt, dass der Preis gerechtfertigt ist. Genauso wie ich.«

Livia meldete sich aus dem Hintergrund zu Wort und brachte ihre Enttäuschung zum Ausdruck. »Ach, Serena. Hat ein Menschenleben für dich einen so geringen Wert?«

Kwyna fuhr mit gnadenlosen Gedanken fort. »Der Große Patriarch hetzt zur Gewalt auf, und dazu ist ihm jedes Mittel recht, weil er daran glaubt, dass seine Ziele die Methoden rechtfertigen. Von Ix erhofft er sich einen weiteren Triumph, aber die Kampagne dient nicht dem Ziel, den Krieg zu gewinnen. Er hat es nicht eilig, die Kämpfe zu beenden, und er weiß, dass Tragödien genauso inspirierend sein können wie Siege. Dein Ziel, Serena, mag es sein, Omnius so schnell wie möglich zu vernichten, aber für Iblis ist der Djihad die Quelle seiner persönlichen Macht.«

Diese Neuigkeit war schmerzhaft und kaum zu ertragen. Serena wollte nichts mehr davon hören, aber sie war immer noch nicht in der Lage, ihre Hand zurückzuziehen.

»Ich habe mehr als zweitausend Jahre lang gelebt und gedacht und mein Wissen an jene weitergegeben, die dessen würdig waren. Nun werden meine Erkenntnisse auf eine Weise

benutzt, die ich nie beabsichtigt hatte. Ich fühle mich für den unnützen Tod zahlloser Menschen verantwortlich.«

Serena ließ ihre Fingerspitzen über die gewundenen Konturen des Gehirns der Kogitorin gleiten. »Wer eine bedeutende Rolle spielt, trägt eine immense Last der Verantwortung. Diese beklagenswerte Tatsache ist mir nur allzu gut vertraut.«

»Aber ich habe nicht entschieden, diese Rolle zu spielen«, gab Kwyna zurück. »Ich wurde genauso von Iblis manipuliert wie du. Ich habe bereitwillig meine Gedanken für das Wohl der Menschheit zur Verfügung gestellt, aber meine Schriften wurden korrumpiert. Ich verstehe jetzt, warum einige der anderen Kogitoren es vorgezogen haben, sich für immer jeder Interaktion mit dem Aufstieg und Fall menschlicher Zivilisationen zu entziehen. Vielleicht hätte ich schon vor langer Zeit Vidad und den anderen folgen sollen.«

Serena war überrascht. »Es sind noch weitere Kogitoren am Leben? Was meinst du damit, dass sie sich entzogen haben?«

»Vidad war einst mein Freund, ein mentaler Sparringspartner. Wir haben endlose Debatten geführt. Doch dann haben er und fünf weitere Kogitoren entschieden, jeglichen Kontakt zu Menschen und Maschinen abzubrechen und sich in den ewigen Frieden und die Reinheit ihrer eigenen Gedanken zurückzuziehen. Zu jener Zeit verachteten wir sie, weil sie vor der Verpflichtung zur Offenbarung ihrer Erkenntnisse flohen. Wir warfen ihnen vor, sich in Elfenbeintürmen zu verstecken. Vidad widersprach dem gar nicht, aber er ließ sich dadurch auch nicht umstimmen. Seit vielen Jahrhunderten hat niemand mehr etwas von ihnen gehört.«

Serena spürte eine plötzliche Erschöpfung in Kwynas Geist, als das uralte Gehirn sagte: »Vielleicht hätte ich mich den Elfenbeinturm-Kogitoren anschließen sollen, aber jetzt ist mir diese Möglichkeit verschlossen. Ich habe dich zu mir gerufen, um dir davon zu erzählen, Serena Butler, damit du es verstehst.«

»Und du glaubst, es wäre so leicht, es zu verstehen?«, fragte Serena.

»Die Wirklichkeit ist, wie sie ist«, sagte Kwyna. »Und ich habe genug vom Leben gehabt. Ich werde meine Gedanken nicht mehr weitergeben, ich werde nicht mehr zulassen, dass meine

Weisheit missbraucht wird. Wenn ich fort bin, findet Iblis vielleicht andere Wege, um die verlorenen Doktrinen zu benutzen, aber ich werde ihm keine neuen Waffen zur Verfügung stellen, die er korrumpieren kann.«

Serena war voller Sorge, was das uralte Bewusstsein als Nächstes tun würde. »Du hast mir wertvolle Dienste geleistet. Ich habe viel von dir gelernt und bin stets deinen Ratschlägen gefolgt.«

Jetzt wurde die Stimme der Kogitorin in Serenas Geist sanfter. »Ich weiß, dass dein Herz aufrichtig ist, aber die Gedanken zweier Jahrtausende haben mich erschöpft. Von nun an bist du aus meiner Protektion entlassen. Denke deine eigenen Gedanken, Serena, verlasse das Nest und fliege deiner Bestimmung entgegen.«

»Was sagst du da? Warte!«

»Für mich ist es an der Zeit ... zu gehen.« Das bläuliche Elektrafluid geriet in Bewegung und änderte die Farbe. Es nahm einen gefährlichen Rotton an, als würde das uralte Gehirn ausbluten.

Serena spürte schockiert, wie sich eine schreckliche Kälte im Gehirn ausbreitete.

Dann, ohne Dazutun der Sekundanten und ohne Manipulation durch die Lebenserhaltungssysteme im Konservierungsbehälter, verebbten die Gedanken und verschwanden ganz aus dem Geist der Kogitorin. Nach zweitausend Jahren des Nachdenkens über den Sinn der Existenz ließ Kwyna ihre Essenz ins Universum fließen. Ihr Bewusstsein verwehte im Nichts.

Serena riss die Hand aus dem Elektrafluid. Die zähe Flüssigkeit fühlte sich wie Blut an ihren Fingern an. »Was habe ich getan?«

»Viele Dinge haben zu dieser Tragödie geführt«, antwortete Livia in bitterem Tonfall. »Zum Teil Iblis Ginjo, zum Teil auch die Natur des Djihad.«

Serena kämpfte ihre Tränen zurück und trat von der leblosen Gehirnmasse der uralten Philosophin zurück. Die zu ihrer Freundin geworden war. »So viele Dinge sind in meinem Namen geschehen.«

Livia sah sie ernst an. »Serena, du hast ein Vierteljahrhundert gebraucht, um deine persönliche Tragödie zu kontemplieren

und daraus zu lernen. Jetzt ist es für dich an der Zeit, eigene Entscheidungen zu treffen.«

Serena reckte die Schultern und hob das Kinn. Sie blickte zum Fenster hinaus und spürte, wie eine eiskalte Brise über ihr Gesicht strich. »Ja, Mutter. Jetzt weiß ich, was ich tun muss.« Sie betrachtete die trauernden Sekundanten in den safranfarbenen Gewändern, dann warf sie einen Blick in den Vorraum, wo ihre nachdenklichen Seraphim in den scharlachrot besetzten weißen Roben bereitstanden.

»Es ist an der Zeit, dass *ich* meinen Heiligen Krieg anführe.«

30

Es ist besser, beneidet als bedauert zu werden.

Vorian Atreides,
Memoiren ohne Schande

Für Xavier Harkonnen war das Anwesen der Butlers ein Ort der Erinnerung an verlorene Möglichkeiten. Aber es war auch das Heim, das er sich mit seiner liebevollen Frau Octa und ihren zwei Töchtern Roella und Omilia eingerichtet hatte.

Im Alter von vierundvierzig Jahren war Octa zu voller Schönheit erblüht und ging in ihrer Rolle als Xaviers Frau und Anker im Leben auf. Sie war im Gegensatz zu ihrer leidenschaftlichen Schwester Serena ein sanftmütiges Wesen, eine fürsorgliche und treue Partnerin und eine aufmerksame Mutter. Ein unschätzbarer Glücksfall.

Womit habe ich eine Frau wie sie verdient?

Seit er als Viceroy in den Ruhestand gegangen war, hatte ihr Vater Manion Butler bei ihnen gelebt und sich um die Obstgärten und Weinberge gekümmert. Der ergraute Mann vergötterte seine erwachsenen Enkeltöchter und hatte immer noch Freude an politischen und militärischen Diskussionen mit seinem einflussreichen Schwiegersohn. In letzter Zeit jedoch entwickelten sich solche Gespräche häufig zu banalen Reminiszenzen an die »guten alten Zeiten«. Serena war für ihre Familie zu einer fernen Fremden geworden.

Als Xavier durch das Hauptportal hinaustrat und zu den olivgrünen Hügeln und Weinstöcken hinüberschaute, sah er einen Reiter, der sich über den gewundenen Kiesweg dem Herrenhaus näherte.

Octa gesellte sich zu ihm, und Xavier legte einen Arm um ihre schmale Taille. Sie fühlte sich angenehm und vertraut neben ihm an. Sie waren jetzt seit über fünfundzwanzig Jahren verheiratet.

Octa erkannte den schneidigen, dunkelhaarigen Reiter. »Du hast mich gar nicht vorgewarnt, dass Vorian kommt. Ich habe

Sheel versprochen, sie im Haus der Tantors zu besuchen.« Vergyls trauernde Witwe Sheel und ihre drei Kinder waren kürzlich von Giedi Primus eingetroffen und hatten es sich allmählich in Emil Tantors großem und einsamem Anwesen gemütlich gemacht. Octa hatte der jungen Frau sehr viel geholfen.

»Wir wollen nur einen Nachmittag miteinander verbringen, um in aller Freundschaft über verschiedene Möglichkeiten zu diskutieren.« Xavier strich über ihr langes rotblondes Haar, unter das sich bereits ein paar graue Strähnen gemischt hatten. »Wenn ich dir gesagt hätte, dass er kommt, hättest du sämtliche Diener alarmiert und darauf bestanden, ein Bankett zu veranstalten.«

Sie lächelte. »Wie wahr. Jetzt müsst ihr euch mit kaltem Fleisch und gekochten Eiern zufrieden geben.«

Er küsste sie auf die Stirn. »Zumindest kannst du uns mit unserem besten Wein verwöhnen. Dein Vater soll eine Flasche auswählen. Er kennt die Jahrgänge viel besser als jeder von uns.«

»Nur weil er sich für regelmäßige Proben verantwortlich fühlt. Ich werde ihn fragen, ob er noch ein paar von den Flaschen hat, die zur Feier seiner Hochzeit mit Mutter abgefüllt wurden.« Octa verschwand wieder im Haus, nachdem sie Vorian zugewinkt hatte, der in diesem Moment auf einem kräftigen salusanischen Hengst auf den Hof geritten kam.

Obwohl Xavier siebenundvierzig Jahre alt war und sich nicht mehr ganz so gelenkig wie früher fühlte, speicherte sein Geist viel mehr Details und Beziehungen als in jüngeren Tagen. Im Gegensatz zu ihm hatte sich Vor Atreides die besten Eigenschaften der Jugend bewahrt und sie mit der Weisheit eines großen Erfahrungsschatzes kombiniert. Er war keinen Tag gealtert, seit er vor Jahrzehnten von der Erde geflohen war. Seine Haut war immer noch glatt, sein Haar dunkel und voll, nur seine Augen waren nicht mehr die eines jungen Mannes, weil ihnen die Bürde vieler Erinnerungen anzusehen waren. Vor Jahren hatte er Xavier von der lebensverlängernden Behandlung erzählt – er hatte sie als »Tortur« bezeichnet –, die Agamemnon ihm hatte zuteil werden lassen, angeblich als Belohnung.

Vor sprang vom Sattel und tätschelte den Hals seines großartigen Pferdes. Zwei Knechte eilten herbei, um sich um den

Hengst zu kümmern. Sie würden ihn abreiben, die Mähne flechten und den Schweif bürsten. Der alte Manion würde dafür sorgen, dass alles zu Vors Zufriedenheit erledigt wurde.

Xavier streckte ihm förmlich die Hand entgegen, doch sein Freund klopfte ihm auf den Rücken. »Na? Gefällt dir mein neues Pferd, Xavier? Es ist eins von fünf Tieren, die ich soeben erworben habe.« Mit offensichtlichem Stolz beobachtete er, wie das Pferd in den Stall der Butlers trottete. »Allesamt beeindruckende Exemplare.«

»Ich hätte gedacht, das Reiten würde dir zu viel Mühe machen. Du hast nur wenig Erfahrung mit Pferden, also ...«

»Aber ich liebe das Chaos! Ich habe einen viel zu großen Teil meines Lebens mit Maschinen verbracht, und es hat etwas Einzigartiges und Aufregendes, auf einem lebenden Tier zu reiten, das daran Spaß zu haben scheint.« Er blickte zum Himmel hinauf, und seine Miene wurde besorgt und schwermütig. »Jetzt fällt mir wieder ein, dass auch Erasmus Pferde gehalten hat. Manchmal ließ er sie vor eine schöne Kutsche spannen, die mich zu seiner Villa bringen sollte. Arme Tiere ... aber der Roboter hat sie wahrscheinlich gut versorgt. Als Versuchskaninchen waren ihm Menschen lieber, wie du weißt.«

Sie stiegen zur oberen Veranda auf dem Balkon vor dem Wintersonnenzimmer hinauf, wo Diener auf Octas Anweisung bereits ein Tablett mit geschnittenem Fleisch, Käse und gekochten, mit Kräutern garnierten Eiern aufgestellt hatten. Auch eine geöffnete Flasche mit gutem Rotwein stand bereit, und zwei Gläser waren eingeschenkt, damit er an der Luft oxidieren konnte.

Xavier lachte leise. »Manchmal glaube ich, dass Octa genauso wie die Zauberinnen von Rossak über telepathische Fähigkeiten verfügt.« Als sich sein Freund in einen Stuhl fallen ließ und die Füße auf das Balkongeländer legte, drehte sich Xavier um und blickte über den dichten Wald, der das Butler-Anwesen bedeckte. »Warum nimmst du dir keine Frau, Vorian? Sie könnte dich zähmen und dir etwas geben, auf das du dich jedes Mal freuen könntest, wenn du nach Salusa zurückkommst.«

»Mich *zähmen*?« Vor warf ihm einen spöttischen Blick zu. »Soll ich wirklich das Leben einer armen, unschuldigen Frau

mit meiner Gegenwart verderben? Ich bin völlig zufrieden damit, dass hier und dort die eine oder andere Frau auf mich wartet.«

»An jedem Raumhafen, meinst du.«

»Wo denkst du hin? Ich bin nicht der große Frauenheld, für den du mich hältst.« Vor nahm einen Schluck Wein und seufzte zufrieden. »Aber vielleicht erwähle ich mir eines Tages eine Gattin.« Er ließ einen Umstand unerwähnt, obwohl er offenkundig war – dass er noch jede Menge Zeit hatte. Für ihn war es schwierig, sich vorzustellen, all die vielen Jahre mit nur einer einzigen Frau zu verbringen.

Vor hatte Omnius gedient, aber Serena Butler hatte ihm ins Gewissen geredet und bewirkt, dass er seine Sichtweise auf das Universum änderte – dass er eine *menschliche* Sichtweise annahm. Vor hatte sich der Sache des Djihad verschrieben, nicht als blinder Fanatiker, sondern als fähiger militärischer Führer, der viel von General Agamemnon gelernt hatte. Seit er der Herrschaft von Omnius entflohen war und seine Loyalität zur freien Menschheit erklärt hatte, behauptete Vorian Atreides, sich *lebendiger* zu fühlen, als er jemals für möglich gehalten hatte.

Normalerweise liebte Vor es, an Gesellschaften teilzunehmen und von seinen Schlachten zu erzählen, von seinem furchtbaren Cymek-Vater, von seinem Leben unter der Herrschaft der Denkmaschinen. Die Zuhörer versammelten sich um ihn und lauschten ehrfürchtig seinen Berichten, und er genoss ihre Aufmerksamkeit.

Nun jedoch saßen die zwei Männer in freundschaftlichem Schweigen beisammen, und keiner musste den anderen beeindrucken. Sie tranken Wein und bewunderten die Aussicht auf die Weinberge und Olivenhaine. Wie immer in diesen seltenen ruhigen Momenten zwischen Djihad-Missionen sprachen sie über ihre Erfolge und Niederlagen, über die Djihad-Kameraden und Söldner, die ihr Leben gelassen hatten.

»Wir haben schon seit einiger Zeit das Problem«, sagte Vor, »dass Iblis den Kampfeswillen der Bekehrten anstachelt, statt sich um eine koordinierte militärische Strategie zu kümmern. Wie Flammen, die der Spur von leicht entzünd-

lichem Brennstoff folgen, lodern sie hell, aber sie tragen nicht notwendigerweise etwas zur Verwirklichung unserer eigentlichen Ziele bei. Ich persönlich glaube, dass unser Großer Patriarch es einfach nur genießt, sich in der Bewunderung zu sonnen.«

Xavier nickte. »Der Djihad tobt bereits seit Jahrzehnten, und der allgemeine Kampf gegen Omnius hat tausend Jahre früher begonnen. Wir müssen unsere Entschlossenheit wahren, sonst werden unsere Kämpfer verzweifeln.«

Selbst nach einem Jahr lastete der tragische Tod von Vergyl Tantor immer noch schwer auf den Seelen beider Männer. Während Xavier seinen Adoptivbruder geliebt und versucht hatte, ihm eine militärische Laufbahn zu bereiten, hatte sich Vor mit dem Jungen angefreundet und sich mit den niederen Rängen verbrüdert, wie es der steife und förmliche Xavier nie tun könnte. Wenn er gesehen hatte, wie Vor und Vergyl zusammen gelacht hatten, hatte Xavier häufig einen Anflug von Eifersucht verspürt. Aber jetzt war es zu spät, für seinen kleinen Bruder etwas wieder gutmachen zu wollen ...

Vor starrte zu den Hügeln hinüber. »Die Denkmaschinen sehen den großen Zusammenhang, ihre Gesamtplanung. Ich glaube nicht, dass unsere Djihad-Armee einen solchen Plan hat. Omnius könnte immer noch gewinnen – nicht durch militärische Stärke, sondern aufgrund der Apathie, die unsere Streitkräfte lähmt.«

Dann sprachen sie über die Berichte, die von Ix gekommen waren, wo die Lage besonders ernst war. Assassinen-Roboter und einer der Cymek-Titanen hatten einen Genozid gestartet, genauso wie auf der Erde. Der Große Patriarch hatte zu einer umfassenden Gegenoffensive aufgerufen, und zwar keinen Moment zu früh, wie Xavier fand. Die Djihad-Armee konnte die tapferen Kämpfer auf Ix nicht im Stich lassen. Xavier hatte sich sofort bereit erklärt, den großen Angriff anzuführen. Unterdessen hatten zahllose neue Rekruten auf Iblis Ginjos Aufrufe reagiert und sich als Freiwillige gemeldet.

Vor runzelte die Stirn. »Ich sehe jedes einzelne dieser Opfer auf Ix als einen *Menschen*, der um die Freiheit und das Leben kämpft. Wir sollten sie nicht derart verheizen.«

Xavier schüttelte den Kopf. »Die Rebellen auf Ix müssen nicht zu Opferlämmern werden, wenn sie einen Führer haben, der ihnen ein größeres Ziel gibt. Darin wird meine Verantwortung bestehen.«

Vor aß ein kleines gewürztes Ei und leckte sich die Finger ab. »Ich verstehe, dass du gewillt bist, den Sieg um jeden Preis zu erringen. Das hast du eindrucksvoll auf IV Anbus demonstriert. Aber unserem Djihad ist mehr gedient, wenn wir uns auf Alternativen konzentrieren, durch die wir den Maschinen Schmerzen zufügen, ohne dass es immer wieder zu diesen entsetzlichen Verlusten an Menschenleben kommt. Die ixianische Mission ist ... ein Fehler. Iblis hat sich nur aus dem Grund dafür entschieden, weil er will, dass ihm die Industrieanlagen intakt in die Hände fallen.«

»Die Industrie baut Waffen und Raumschiffe, Vorian. Das ist es, was den Djihad vorantreibt.«

»Ja, aber ist eine direkte militärische Konfrontation mit Omnius' besten Streitkräften wirklich die klügste Strategie?«

»Du meinst, wir sollten mehr Taschenspielertricks einsetzen, wie mit deinem Virus gegen die Maschinenschiffe vor IV Anbus? Oder deiner Scheinflotte vor Poritrin?«

Vor räusperte sich ostentativ. »Beide Taktiken haben funktioniert, nicht wahr? Ich habe es immer wieder gesagt. Unser größter Vorteil liegt in unserer Unvorhersagbarkeit.«

Mit einer schwungvollen Bewegung trank er seinen Wein aus, dann griff er nach der Flasche, um Xavier und sich nachzuschenken. »Nimm zum Beispiel die Poritrin-List. Wir konnten es uns nicht leisten, Holtzmans Waffenlabors zu verlieren, und wir konnten es uns nicht leisten, ein größeres Kontingent der Armada einzusetzen, die im Orbit Wache hält. Auf meine Weise haben wir unsere Ziele zu einem verhältnismäßig geringen Preis erreicht, ohne Todesopfer.« Vor zog die Augenbrauen hoch. »Man muss sich nur klar machen, wie die Maschinen denken.«

Xavier runzelte die Stirn. »Darin bin ich nicht so gut wie du, mein Freund. Wenn ich bedenke, wie lange du unter ihnen gelebt hast.«

Vors graue Augen blitzten auf. »Was soll das heißen?«

»Ich habe es nicht so gemeint.«

Vor stieß mit Xavier an. »Ob auf meine oder deine Weise – lass uns hoffen, dass Omnius eine Schlappe erleidet.«

* * *

Vor versuchte ständig, die Maschinen zu irritieren, und er hatte diese Fähigkeit weit über das hinaus entwickelt, was er von Agamemnon gelernt hatte. Wenn er vermeiden wollte, dass sein Cymek-Vater seine Züge vorhersah, musste er ihm immer einen Schritt voraus sein – wie in der letzten strategischen Runde einer Partie Fleur de Lys.

Vor benutzte seinen Zugangscode, um den gepanzerten Laborraum zu betreten, in dem die erbeutete Kopie von Omnius an gründlich überwachte Computerstationen angeschlossen worden war. Salusaner mieden dieses Gebäude, das Gefängnis für den dämonischen Omnius, mit abergläubischer Furcht.

Vor stellte sich vor den Kommunikationsbildschirm mit dem Lautsprecher. Er, der nur ein Mensch und einst ein Trustee des Computer-Allgeists gewesen war, hatte ihn nun vollständig seiner Macht unterworfen. Es war erstaunlich, welchen Weg die Ereignisse in seinem Leben genommen hatten.

»Vorian Atreides«, sagte Omnius. »Von allen wilden, gefährlichen Menschen solltest du als Erster die Dummheit des Djihad erkennen. Du verstehst den Sinn und die Effizienz der Synchronisierten Welten, und dennoch stellst du dich auf die Seite des Chaos und der sinnlosen Zerstörung. Das widerspricht jeder Logik.«

Vor verschränkte die Arme vor der Brust. »Es widerspricht lediglich deinem Verständnisvermögen, Omnius, weil Denkmaschinen der Wert der Freiheit fremd ist.«

»Erasmus hat mir bewiesen, dass kein Mensch vertrauenswürdig ist. Es wäre von Vorteil gewesen, wenn ich jeden deiner Artgenossen auf den Synchronisierten Welten eliminiert hätte. Eine verpasste Gelegenheit, eine bedauerliche Fehlentscheidung.«

»Jetzt bezahlst du dafür, Omnius, und du wirst weiter dafür bezahlen, bis die Denkmaschinen restlos vernichtet sind und die Menschen jeden Planeten ihrer Wahl kolonisieren können.«

»Welch beunruhigende Vorstellung«, erwiderte Omnius.

Da Vor auf den Synchronisierten Welten aufgewachsen war, kannte er sich mit Programmierungen aus und hatte sogar selber einige individuelle Systeme entworfen. Inzwischen arbeitete er seit über einem Jahr mit Partitionen dieses Omnius-Updates, dem er Informationen entnahm, um sie zu manipulieren. Manchmal verstand der Allgeist, was er tat, aber in anderen Fällen konnte Vor jeden Hinweis auf seine Veränderungen auslöschen.

Seit Jahren hatte er die langweiligen, phantasielosen und sogar unbeholfenen Befragungen und Ausbeutungsversuche dieser Allgeist-Kopie beobachtet. Die Wissenschaftler der Liga, sogar der Weise Holtzman, wagten es nicht, Risiken einzugehen, weil sie befürchteten, dem gefangenen Omnius Schaden zuzufügen. Aber aus welchem Grund war er sonst hier? Vor wusste, was er tat, und war bereit, etwas zu erreichen. Er war schon immer ein unabhängiger Geist gewesen, der aus eigenem Antrieb handelte und normalerweise Erfolg damit hatte.

Wenn sein Plan gelang, würden die Synchronisierten Welten in der Tat einen schweren Schlag erleiden. Das Risiko war es wert, und Vor wollte nicht, dass sich irgendjemand in seine Pläne einmischte. Helfen konnte ihm sowieso niemand.

Wenn Xavier mit seiner gewaltigen Schlachtflotte nach Ix aufbrach, hoffte Vor, seine raffinierten Änderungen an diesem Update abgeschlossen zu haben. Die Arbeitsgruppen aus Cybernetikern der Liga hatten bereits jede nützliche Information aus dieser Kopie herausgequetscht. Selbst der Weise Holtzman hatte es nicht geschafft, der silbrigen Gelsphäre weitere Erkenntnisse zu entlocken.

Nun wollte Vor diesen Omnius als tödliche Waffe gegen die Denkmaschinen einsetzen. Die Inkarnationen des Allgeists auf verschiedenen Synchronisierten Welten würden nie erfahren, was mit ihnen geschehen war.

Kalt und unpersönlich, aber mit einem subtilen Unterton der Entrüstung sagte Omnius: »Wenn du deine Ziele erreichst, Vorian Atreides, wirst du für immer mit deiner Torheit leben müssen. Du wirst bald erkennen, dass die Denkmaschinen nie durch ineffiziente Menschen ersetzt werden können. Ist das wirklich dein Wunsch?«

Mit einem bösartigen Grinsen wies Vor auf die größte Schwäche des Computers hin. »Wir haben einen Vorteil, den du niemals verstehen wirst und der dein Untergang sein wird, Omnius.«

»Und worin soll dieser Vorteil bestehen, Vorian Atreides?«

Der dunkelhaarige Offizier beugte sich nahe an den Bildschirm heran, als wollte er der Pointe eines guten Witzes Ausdruck verleihen. »Wir Menschen sind zur unbegrenzten Phantasie fähig ... und zur Täuschung. Maschinen erkennen nicht, wenn sie in die Irre geführt werden.«

Omnius gab keine Antwort, sondern schien die Worte zu verarbeiten. Vor wusste natürlich, dass auch Menschen getäuscht werden konnten, aber in solchen Bahnen konnte der Allgeist nicht denken. Das konnte keine Maschine.

31

Die Armee fördert die Technologie, und die Technologie erzeugt Anarchie, weil sie die schrecklichen Maschinen der Vernichtung verbreitet. Bereits vor diesem Djihad konnte ein Mensch allein genügend Gewalt erzeugen und anwenden, um einen gesamten Planeten zu verwüsten. Genau das ist geschehen! Was glaubt ihr, warum die Computer zum Greuel geworden sind?

Serena Butler, Zimia-Kundgebungen

Als ihre Anzahl zusehends schwand, erkannten die überlebenden Cymeks, dass ihre Verschwörung gegen Omnius zu scheitern drohte. Ihre Erfolgschancen und die Aussicht auf eine neue strahlende Ära der Titanen verringerten sich mit jedem Jahr. Ursprünglich waren es zwanzig Eroberer gewesen, die sich zusammengetan hatten, um das Alte Imperium zu stürzen, doch nachdem sie Ajax, Barbarossa, Alexander, Tamerlan, Tlaloc und all die anderen verloren hatten, waren nur noch vier übrig.

Nicht annähernd genug, um Omnius zu besiegen.

Zeitweise hatte Agamemnon daran gedacht, einfach alle parasitären Wächteraugen zu zerstören und in den Weltraum zu fliehen, um nie mehr zurückzukehren. Er könnte seine Geliebte Juno und Dante mitnehmen, vielleicht sogar den tölpelhaften Xerxes. Weit weg vom erdrückenden Allgeist konnten sie ein eigenes Imperium errichten.

Aber das wäre töricht, weil es dem Eingeständnis einer Niederlage gleichkam.

Der Cymek-General bezweifelte, dass Omnius sich die Mühe machen würde, sie zu jagen. Dem Allgeist war der Begriff der Rache fremd, aber Agamemnon und seine Kameraden waren die *Titanen* gewesen, die erhabenen Eroberer des Alten Imperiums. Wenn sie in die Finsternis flohen – vier Überlebende, die über nichts herrschten –, wäre diese Niederlage schändlicher als

ihre vollkommene Auslöschung. Nein, Agamemnon wollte die Synchronisierten Welten erobern. Er würde sich nur mit der totalen Herrschaft zufrieden geben.

Nach ihrer Rückkehr von verschiedenen Missionen und Vernichtungsfeldzügen, bei denen sie die immer wieder aufflackernden Rebellionen auf vereinzelten Synchronisierten Welten niedergeworfen hatten, fanden sich die Titanen zu einem Treffen in der Wildnis des Weltraums zusammen.

Agamemnon hatte auf eine geheime Zusammenkunft gehofft, da er unter der ständigen Überwachung durch Omnius' fixierte oder mobile Wächteraugen nur selten die Gelegenheit fand, seine Pläne ungehindert zu entwickeln. Diesmal jedoch wurden er, Juno, Dante und Xerxes vom Neuling Beowulf begleitet, der es nicht geschafft hatte, sich der Überwachung zu entziehen. Also mussten sie besonders vorsichtig sein.

Agamemnon hatte noch nie dazu geneigt, schnell Vertrauen zu fassen, nicht einmal zu anderen Cymeks, die er seit Jahrhunderten kannte. Die Titanen mussten ständig auf der Hut sein. Trotzdem war der General von Bewolfs Wagemut fasziniert.

Sie koppelten ihre Schiffe im Leerraum zusammen, und durch die verbundenen Schleusen entstand eine geometrisch angeordnete Raumstation, weit entfernt vom nächsten Sonnensystem. Die Sterne funkelten wie Juwelen in der Unermesslichkeit des Kosmos. Mitten im Nichts.

Nachdem er seinen Konservierungsbehälter in einem kleinen, widerstandsfähigen Laufkörper installiert hatte, betrat Agamemnon durch die Schleuse das Schiff von Juno. Auf gelenkigen, segmentierten Beinen gingen sie Seite an Seite weiter zum zentralen Raumschiff. Dante näherte sich von der gegenüberliegenden Seite.

Xerxes war bereits eingetroffen und stand neben Beowulfs Laufkörper. Er hatte seine Vernichtungsorgie auf Ix unterbrochen. Xerxes schien aufgeregt oder vielleicht nur neugierig zu sein, doch Agamemnon war es gewohnt, dass der nicht sehr willensstarke Titan in vielen Situationen überreagierte. Je früher Xerxes nach Ix zurückkehrte, desto zufriedener wäre Agamemnon.

Über ihnen glänzten die Linsen in den schwebenden Wächteraugen und zeichneten alles auf. Die konstante Überwachung machte Agamemnon nervös, aber nicht erst jetzt, sondern schon seit elf Jahrhunderten.

»Gepriesen sei Omnius«, sagte er gelangweilt über die förmliche Eröffnung ihres Treffens. Er sprach die Worte ohne besondere Begeisterung. Aber der Computer-Allgeist wusste nicht, wie er Feinheiten der stimmlichen Intonation interpretieren sollte.

»Im Gegenteil«, sagte Beowulf mutig, »Omnius sei verflucht! Möge der Allgeist verrecken! Mögen die Synchronisierten Welten ins Chaos stürzen, bis die Cymeks wieder die Herrschaft übernehmen.«

Erschrocken wich Juno in ihrem krebsförmigen Körper zurück, obwohl sie genau dasselbe dachte. Die Wächteraugen blickten auf sie herab, und Agamemnon fragte sich, welche Strafe Omnius ihnen auferlegen würde, wenn die Aufzeichnungen ausgewertet waren. Die Cymeks konnten die Wächteraugen nicht einfach zerstören, bevor sie sich beim Allgeist zurückmeldeten. Damit würden sie sich verdächtig machen und ihre Pläne gefährden, die sie seit Jahrhunderten verfolgten.

Dank Barbarossas uralter Grundprogrammierung war es dem Allgeist nicht möglich, einen der ursprünglichen zwanzig Titanen zu töten. Doch als Neo-Cymek stand der dreiste junge Beowolf nicht unter diesem Schutz. Er hatte soeben sein eigenes Todesurteil heraufbeschworen.

Xerxes konnte seine Häme nicht unterdrücken. »Also hast du es geschafft, Beowulf? Du konntest nach der langen Zeit endlich einen Erfolg verbuchen?«

»Die Umprogrammierung war gar nicht so kompliziert. Der eigentliche Trick bestand darin, es so zu machen, dass Omnius niemals Verdacht schöpfen wird.« Mit einer künstlichen Gliedmaße zeigte er auf die schwebenden kugelförmigen Linsen. »Diese Wächteraugen zeichnen nun fleißig eine völlig andere Version unserer Konferenz auf, eine unverfängliche Diskussion über die menschlichen Rebellen. Omnius wird zufrieden sein – und wir können frei über alles sprechen, was uns auf dem Herzen liegt.«

»Ich ... verstehe nicht«, sagte Dante.

»Auch das könnte ein Trick sein, Geliebter«, sagte Juno zu Agamemnon.

»Warte ab und hör zu«, antwortete er, ohne sich von der Stelle zu rühren. Seine optischen Fasern richteten sich funkelnd auf Beowulf.

»Ich habe ihn dazu angestiftet, Agamemnon«, sagte Xerxes voller Stolz. »Beowulf hasst Omnius genauso wie wir alle, und er untersteht der Kontrolle des Allgeists seit fast genauso langer Zeit wie wir. Ich glaube, seine Fähigkeiten könnten sehr nützlich für unsere Pläne sein. Jetzt haben wir endlich eine Chance.«

Agamemnon konnte seinen Zorn kaum unterdrücken. »Du hast gegen Omnius intrigiert, und jetzt willst du uns hineinziehen? Xerxes, du bist ein viel größerer Narr, als ich jemals gedacht habe. Hast du vor, uns alle ins Verderben zu reißen?«

»Nein, nein, Agamemnon. Beowulf ist ein genialer Programmierer, genauso wie es Barbarossa war. Er hat eine Möglichkeit gefunden, eine Befehlsschleife zu installieren, die die Wächteraugen mit falschen Aufzeichnungen versorgt. Jetzt können wir uns jederzeit treffen, und Omnius wird nie etwas von unseren wahren Gesprächen erfahren.«

Beowulfs mechanische Beine zuckten, und er trat zwei Schritte vor. »General Agamemnon, ich wurde unter Ihrem Freund Barbarossa ausgebildet. Er hat mir beigebracht, wie sich die Denkmaschinen manipulieren lassen, und ich habe meine geheimen Studien seit Jahrhunderten weitergeführt. Ich hatte gehofft, dass sich die Titanen gegen die Herrschaft des Allgeists auflehnen, genauso wie ich ... aber ich war mir nicht sicher, bis Xerxes an mich herantrat.«

»Xerxes, du hast uns alle einer schrecklichen Gefahr ausgesetzt«, grollte Agamemnon.

Doch der stets logisch und vernünftig denkende Dante sprach das Offensichtliche aus. »Zu viert sind wir viel zu wenige, um das zu schaffen, was getan werden muss. Je mehr Cymeks sich uns anschließen, desto besser stehen unsere Chancen gegen Omnius.«

»Und desto größer werden die Chancen, dass einer von ihnen uns verrät.«

Selbst Juno pflichtete Xerxes bei. »Wir brauchen frisches Blut, Geliebter. Wenn wir keine neuen Mitverschwörer rekrutieren können, werden wir ein weiteres Jahrtausend damit verbringen, zu reden und uns zu beklagen ... zumindest jene von uns, die so lange überleben. Mit Beowulfs Hilfe können wir endlich etwas in Bewegung setzen. Wenn wir uns häufiger treffen und offen reden können, werden wir in wenigen Monaten mehr erreichen als in den vergangenen Jahrzehnten.«

»Wenn wir keine Risiken eingehen«, sagte Xerxes, »sind wir nicht besser als die apathischen Menschen, die in den Exzessen des Alten Imperiums schwelgten.«

Beowulf wartete auf das Urteil, auf die Entscheidung, ob er als Mitglied der Verschwörung akzeptiert wurde. Agamemnon musste einräumen, dass Beowulf von allen Neo-Cymeks auch seine erste Wahl gewesen wäre.

Trotz seiner Verärgerung über Xerxes' Alleingang fand der General keinen stichhaltigen Grund, das Angebot abzulehnen. Schließlich sagte er: »Also gut. Das verschafft uns den Freiraum, den wir dringend brauchen, und die Möglichkeit, mit unseren Plänen voranzukommen.« Er drehte den Kopfaufsatz und betrachtete Juno, Dante, Xerxes und den erwartungsvollen Beowulf. »Wenn wir zusammenarbeiten, wird es uns gelingen, Omnius zu stürzen. Endlich ist die lange Wartezeit vorbei.«

32

Der Sieg hat eine gewisse Eigendynamik ... genauso wie die Niederlage.

Iblis Ginjo,
Möglichkeiten der totalen Befreiung

Da der Große Patriarch jeden Augenblick auf Poritrin erwartet wurde, hatte Lord Bludd ein weiteres prächtiges Fest vorbereiten lassen, damit das Volk die Feier des Sieges über die Denkmaschinen fortsetzen konnte. Rund um das Amphitheater am Fluss wurden Tribünen errichtet, bunte Fahnen wurden gehisst und ein Festmahl zubereitet, um Iblis Ginjo willkommen zu heißen.

Inmitten all dieses Chaos beschloss Aurelius Venport, dass er die Gelegenheit nutzen sollte, um das alte Frachtschiff unbemerkt zum neuen Labor zu schaffen.

Tuk Keedair hatte sich nach Rossak begeben, um das Schiff aus dem Raumdock zu holen, und war wie geplant genau im richtigen Moment im Poritrin-System eingetroffen. Während jeder mit der Feier für den Großen Patriarchen beschäftigt war, konnte Venport das große Schiff zu Norma Cenvas neuem Labor bringen, ohne dass dieses Projekt allzu viel Aufsehen erregte.

Er hatte sowieso kein besonderes Interesse am lärmenden Jubel. Die Gewinne, die Holtzmans Arbeiten abgeworfen hatten – eigentlich Normas Arbeiten –, hatten Poritrin mit größerem Reichtum überflutet, als selbst der extravaganteste Bonvivant vergeuden konnte. Venport war überzeugt, dass Normas Projekt der Raumfaltung mehr Geld einbringen würde, als sich irgendjemand vorstellen konnte.

Obwohl der große Hangar der neuen Forschungseinrichtung noch nicht ganz fertig war, lebte Norma bereits an der abgelegenen Baustelle. Als Erstes hatte sie dafür gesorgt, dass die Büroräume in der alten Bergwerksverwaltung umgebaut wurden, damit sie hier ihre Studien fortsetzen und weiter an ihren Berechnungen arbeiten konnte. Während die Vorarbeiter durch

den abgesperrten Bereich streiften und den Arbeitergruppen Anweisungen für die notwendigen Renovierungen erteilten, hatte sich Norma sofort wieder auf ihre wissenschaftlichen Entwürfe gestürzt.

Venport lächelte wehmütig, als er an ihre Fähigkeit zur völligen Hingabe dachte. Im Gegensatz zu den meisten Menschen, die sich durchs Leben treiben ließen und nach Erfolg oder einfach nur einer bequemen Existenz strebten, gab es für Norma keine Zweifel an ihrer Mission. Ihre Konzentration war scharf und sicher.

Ohne das Genie zu stören, hatte Venport die Aufgabe übernommen, sich um alle anderen Einzelheiten zu kümmern. Er pendelte zwischen dem Labor und Starda hin und her, um Vorräte, Ausrüstung, Mobiliar und Arbeiter zu besorgen. Um die Geheimhaltung des Projekts zu verbessern, hatte Venport entschieden, dass die Sklaven, die den Hangar bauten und das Verwaltungsgebäude renovierten, nur für kurze Zeit beschäftigt wurden, damit sie nicht genug sahen, um einschätzen zu können, woran Norma wirklich arbeitete.

Vorläufig erging sich Lord Bludd in selbstgefälliger Zufriedenheit, weil er glaubte, er hätte bei den finanziellen Verhandlungen mit Venport einen leichten Sieg errungen. Venport hatte seinen kurzsichtigen Stolz ausgenutzt, indem er Arbeitskräfte von Bludd angefordert hatte. Er wollte sich leistungsfähige Sklaven ausleihen und war bereit, eine Prämie für gut ausgebildete und gehorsame Arbeiter zu zahlen. Zweifellos hatte der Aristokrat von Poritrin ihm mehr in Rechnung gestellt, als die buddhislamischen Gefangenen wert waren, aber Venport hatte keine Zeit zum Feilschen und zur Ausbildung einer eigenen Arbeiterarmee. Er würde bald nach Arrakis abfliegen, wo er gegen die hinterlistige Bande aus Gesetzlosen vorgehen wollte, die ständig die Gewürzernte des Naibs Dhartha störten.

Vorläufig würde sein Geschäftspartner Tuk Keedair auf Poritrin bei Norma bleiben. Der strenge Sklaventreiber würde dafür sorgen, dass alles nach ihren Wünschen verlief, damit die Wissenschaftlerin ungehindert ihre Projekte umsetzen konnte. Wie üblich hatte sie Bedenken gegen den Einsatz von Arbeitssklaven, aber Venport sah keine andere Möglichkeit. Die buddhisla-

mischen Gefangenen waren die einzigen verfügbaren Arbeiter auf Poritrin.

Am späten Nachmittag kehrte Venport zur isolierten Baustelle zurück und dockte mit seinem Boot in der schmalen Schlucht an, wo das Wasser zu seicht zum Navigieren wurde. Das Labor und der Hangar lagen in einer riesigen Höhle, die sich früher hinter einem Wasserfall befunden hatte, doch der Fluss, der das Wasser geliefert hatte, war schon vor Jahrhunderten umgeleitet worden, im Zuge der Kultivierungsmaßnahmen, die Lord Frigo Bludd zur Förderung der Landwirtschaft von Starda durchgeführt hatte. Die obere Öffnung der Höhle lag unter freiem Himmel, wurde jedoch bereits zum Teil von einer großen Halle verdeckt, die auf dem Berggipfel errichtet wurde.

Die Schluchtwand hinauf verlief ein Passagierlift, mit dem Venport nach oben fuhr. Von klobigen Nebengebäuden umgeben glänzte das umgebaute Lagerhaus im Licht des Spätnachmittags. Das bewegliche Dach war zur Seite gerollt worden, damit der Hangar bereit war, den erwarteten Prototyp des Schiffes aufzunehmen.

Venport nickte zufrieden über die Fortschritte der Arbeiten. Er hoffte, er konnte bestätigen, dass die Anlagen einsatzbereit waren, bevor er nach Arrakis aufbrach. Er schritt durch das Tor an zwei einheimischen Wachen vorbei, die er angeheuert hatte, und suchte nach dem Vorarbeiter, um sich einen Lagebericht geben zu lassen. Rund um die Halle und die Nebengebäude machten die Sklaven eine kurze Pause, um zu essen, sich auszuruhen und zu beten. Anschließend würden sie sich wieder dem Projekt widmen und bis spät in die Nacht arbeiten.

Norma kam aus ihrem Rechenlabor und blinzelte im nachlassenden Licht, überrascht, dass schon wieder ein ganzer Tag vergangen war. Venport lief ihr lächelnd entgegen, und aus alter Gewohnheit begrüßte er sie mit einer herzlichen Umarmung. Ihr Haar wirkte zerzaust und ungepflegt, aber die simple Tatsache, dass sie kein Getue um ihre Schönheit machte, ließ sie in seinen Augen umso hübscher erscheinen.

»Kommt mein Schiff heute Nachmittag, Aurelius? Ist es der richtige Tag, oder habe ich den Überblick über den Kalender verloren?«

»Es trifft in weniger als einer Stunde ein, Norma.« Er deutete auf das geöffnete Dach der Halle. »Im Hangar scheint alles bereit zu sein.«

Ihre Miene hellte sich auf. »Dann kann ich endlich mit der Testphase meines Projekts beginnen?«

Er nickte und ließ seine Hand auf ihrer Schulter liegen. Ihm wurde warm ums Herz, als sie ihn anlächelte. »Lord Bludd hat mir versprochen, ein qualifiziertes Sklaventeam zu schicken, das für die Fabrikation der neuen Raumschiffflotte ausgebildet wurde. Die Leute haben Erfahrung mit dieser Art von Arbeit, also hoffe ich, dass sie nach einer kurzen Einweisung anfangen können.«

»Sehr gut, denn ich werde weder die Zeit noch die Muße finden, sie den ganzen Tag lang zu beaufsichtigen. Ich erwarte, dass sie unabhängig arbeiten ...«

»Tuk Keedair bleibt hier und wird sich um all das kümmern«, beruhigte Venport sie. »Er bringt außerdem eine größere Wachtruppe aus Söldnern mit, die loyale Diener von VenKee Enterprises und nicht von Poritrin sind. Sie werden für die Sicherheit der Einrichtungen sorgen und darauf Acht geben, dass die Sklaven keine Sabotage begehen.« Er blickte flussabwärts. »Und sie werden Lord Bludd und Tio Holtzman davon abhalten, hier herumzuschnüffeln.«

»Ich habe mir noch nie so große Sorgen um Sicherheitsvorkehrungen gemacht.«

»Holtzman schon. In seinen Laboratorien haben ständig Dragonerwachen patrouilliert.«

»Viele Jahre lang hat der Weise Holtzman mir nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt, Aurelius. Warum sollte ich mir jetzt seinetwegen Sorgen machen?«

»Wenn er nur einen Bruchteil des genialen Verstandes besitzt, der ihm nachgesagt wird, kann er nicht ewig düpiert tun. Irgendwann wird er erkennen, was für eine Koryphäe er verloren hat, als er dich gehen ließ.«

Verlegen über das Kompliment blickte sich Norma auf der Baustelle um, als würde sie sich nicht mehr erinnern, welche der Gebäude bereits da gewesen waren, als sie sich das letzte Mal umgesehen hatte. »Und wo wirst du sein?«

Venport seufzte, als ihm bewusst wurde, dass sie ihm nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. »Ich habe es dir bereits gesagt, Norma. Ich werde nach Arrakis reisen und mich um die Probleme mit der Gewürzernte kümmern. Keedair übernimmt die leichtere und wesentlich angenehmere Aufgabe, hier bei dir bleiben zu dürfen.«

Norma runzelte die Stirn. Obwohl sie bereits im mittleren Alter war, erinnerte ihr Gesichtsausdruck ihn immer noch an das kleine Mädchen von Rossak, das er so sehr bewundert hatte. »Ich wünschte, du könntest bei mir bleiben, Aurelius. Ich hätte lieber dein freundliches Gesicht um mich als ... das eines Sklavenhändlers der Tlulaxa.«

Venport lachte. »Du musst Keedair nicht mögen, Norma. Lass ihn einfach nur seine Arbeit machen.« Wieder seufzte er. »Und du kannst mir glauben, dass ich lieber bleiben würde. Aber ich habe zu viel zu tun, und ich fürchte, dass meine Zeit mit dir so nett wäre, dass ich überhaupt nicht mehr dazu käme, etwas Sinnvolles zu tun.«

Sie kicherte wie ein vergnügtes Mädchen. Venport wurde davon angesteckt und fragte sich, ob er tatsächlich mit ihr geflirtet hatte. Nach kurzer Überlegung sagte er sich, dass es so war. Nach so vielen Jahren der engen Freundschaft wunderte es ihn, warum ihn das überraschte.

Der Vorarbeiter kam aus dem Hangar gelaufen und suchte nach Venport. »Wir haben soeben das Signal empfangen, Direktor. Das Schiff hat routinegemäß die Landeerlaubnis erhalten und befindet sich im Anflug durch die Atmosphäre. Tuk Keedair hat die Kontrollen übernommen.«

Venport nickte. Es wunderte ihn nicht, dass sein Partner entschieden hatte, das Gefährt persönlich zu steuern. Der Fleischhändler hatte viele Jahre lang Überfälle auf Unverbündete Planeten geleitet und buddhislamische Sklaven gejagt. Er wusste, wie man mit einem einfachen Frachter umging.

»Schau, Norma, da ist es.« Er zeigte auf ein Licht, dass sich durch die blassen Farben der Dämmerung näherte.

Es wurde heller. Die Hülle glühte vom Eintritt in die Atmosphäre, und Norma hörte den Überschallknall. Es war ein großes Schiff, das in erster Linie für Langstreckenflüge durch den

Raum und nur für gelegentliche Landung konstruiert war. Der größte Teil des Frachtverkehrs von und zur Oberfläche wurde von Transportshuttles übernommen.

Als Raumschiff war es vergleichsweise schwerfällig und langsam. Als Keedair sich nun über den Richtfunksender meldete, beklagte er sich über die antiquierten Systeme des Schiffes. Offensichtlich hatte Venport es aus gutem Grund außer Dienst gestellt.

Schließlich dirigierte Keedair den Frachter über den offenen Hangar und manövrierte ihn gekonnt in die leere Halle. Venport beobachtete das Geschehen und war nicht überzeugt, dass es überhaupt durch die Öffnung passte. Doch der Tlulaxa-Händler kam mit den wenigen Metern Spielraum problemlos zurecht.

Norma verfolgte ehrfürchtig den Landevorgang, und Venport stellte sich vor, wie die Rädchen ihres Geistes arbeiteten. Sie kannte die Daten und Pläne des Schiffes, sodass ihr klar war, welche Modifikationen unternommen werden mussten. Doch als sie es nun mit eigenen Augen sah, schien das ihre Phantasie aufs Neue zu beflügeln.

»Ein Prototyp für den künftigen interstellaren Flugverkehr«, sagte sie. »Was ich hier vollbringe, wird alles verändern.«

Venport ließ sich von ihrem Optimismus anstecken. Norma konnte den Blick nicht vom Frachter losreißen, bis er vollständig im Hangar verschwunden war und die Arbeiter herbeieilten, um Andockklammern und Stabilisatoren zu befestigen.

Norma griff nach seiner Hand und drückte sie. »Auf diesen Augenblick habe ich mich seit vielen Jahren gefreut, Aurelius. Ich kann noch gar nicht fassen, was ich sehe. Ich habe noch so viel Arbeit zu tun, und endlich kann ich damit anfangen.«

* * *

Der Große Patriarch Iblis Ginjo rechnete damit, dass seine Ankunft einiges Aufsehen erregte, und die Hauptstadt Starda bereitete ihm in der Tat einen außerordentlich extravaganten Empfang. Zu jedem Zeitpunkt waren zahlreiche Planeten in den Kampf gegen die Denkmaschinen verwickelt. Nach seinem Terminkalender musste die großangelegte Ix-Kampagne bereits im

Gange sein, aber Iblis wollte sich selbst nicht solchen extremen Gefahrensituationen aussetzen. Damit war Poritrin ein guter Aufenthaltsort für ihn, da die Invasionsflotte der Roboter bereits geflohen war.

Nachdem er den Aufstand auf der Erde geschürt hatte, war bewiesen, dass Iblis kein Feigling war, aber seine bedeutende Stellung als Vorsitzender des Djihad-Rats brachte es mit sich, dass er nun keine zu großen Risiken mehr eingehen durfte. Obwohl seine Anwesenheit sicherlich die Moral der verzweifelten Kämpfer auf dem Schlachtfeld gehoben hätte, wollte der Große Patriarch nur noch auf dem Schauplatz eines Sieges auftreten. So wie hier.

Begleitet von seinem loyalen und diskreten Djipol-Chef Yorek Thurr entstieg Iblis seinem Schiff auf dem Raumhafen von Starda und lief der kleinen offiziellen Delegation entgegen. Er bemerkte, dass Lord Bludd selbst nicht anwesend war, und brummte eine unzufriedene Bemerkung, als ein jugendlicher Adjutant zu ihm geeilt kam.

»Der Zeitpunkt Ihrer Ankunft ist exzellent gewählt, Großer Patriarch. Bis zum Beginn der Feier sind es nur noch zwei Stunden, aber es bleibt genügend Zeit für die Gewandmeister, Sie für Ihren Auftritt mit Lord Bludd vorzubereiten.« Der Adjutant trug ein schwarz-weißes Wams mit langem Frack, wie es zur Zeit auf den Welten des Adels in Mode war.

Iblis und sein Gefolge wurden von einer Schwebebarke zum Amphitheater gebracht, wo ihm ein Platz auf der großen flussseitigen Tribüne zugewiesen wurde. Doch er saß auf der Seite, als einer von siebzig Politikern und Aristokraten. Eine Menge von vierhunderttausend Menschen bevölkerte den Rasenplatz, blickte zu Projektionsbildschirmen hinauf und lauschte den Lautsprechersystemen, die auf Suspensoren schwebten. Eilig errichtete Schreine für Manion den Unschuldigen erhoben sich auf Böschungen über dem Fluss. Eine neue Statue war enthüllt worden, eine riesige und etwas absurd wirkende Darstellung eines puttenhaften, kindlichen Buddha, der auf einem zertrümmerten Roboter thronte.

Für Lord Niko Bludd war der beste Platz reserviert worden, im Zentrum der Scheinwerfer über den Wegen, die zur Bühne

hinaufführten. Offenbar betrachtete sich der stutzerhafte Mann als Hauptgrund für die Versammlung der Zuschauer.

Unterdessen nahm der Weise Tio Holtzman mitten auf der Bühne den Jubel der begeisterten Menge entgegen. Der Erfinder strahlte und winkte der verschwommenen Masse aus Gesichtern zu. Iblis saß mit einem gefrorenem Lächeln auf seinem Platz.

Der Große Patriarch hatte stets ein volles Programm zu erledigen. Iblis fand, dass das Leben viel zu kurz war und viel zu viel Arbeit bereithielt. Er atmete einmal tief durch und beschloss, die Kränkung zu ignorieren, die Niko Bludd ihm zugefügt hatte. Vorläufig.

Eine Veranstaltung, bei der so viele Menschen wegen eines überwältigenden militärischen Triumphes zusammengekommen waren, würde Iblis zweifellos eine günstige Gelegenheit bieten.

33

Gute Absichten können genauso viel Zerstörung anrichten wie ein bösartiger Eroberer. Das Ergebnis ist in jedem Fall dasselbe.

Zensunni-Wehklage

Aliid hielt seinen Freund Ishmael für einen Narren. Der aufgeregte Zenschiite konnte weder seine Verachtung noch seine Fassungslosigkeit verhehlen, als er schnaufte: »Hast du ernsthaft Dankbarkeit erwartet? Von *ihnen*? Ich kann nicht behaupten, dass ich dein blindes Vertrauen bewundere, aber ich finde es äußerst amüsant.« Doch sein Lächeln enthielt keine Spur von Humor.

In den Monaten, nachdem die Maschinenangreifer auf den Bluff der Phantomflotte hereingefallen waren, wurde die vereinte Sklavenarmee von den Schiffswerften auf den Schlammebenen abgezogen und in kleinere Gruppen aufgeteilt. Viele der Arbeiter kehrten zu ihren ursprünglichen Besitzern zurück, um wieder ihre gewohnten Aufgaben auf den Zuckerrohrfeldern und in den Bergwerken zu übernehmen. Aliid war in Starda geblieben, da keiner seiner Vorbesitzer darauf erpicht war, ihn zurückzufordern. Zuerst hatte sich Ishmael gefreut, mehr Zeit zusammen mit seinem Freund aus Kindertagen verbringen zu können, doch später hatte die Ungewissheit an ihm genagt.

»Es war unsere hingebungsvolle Arbeit, mit der die Scheinflotte gebaut wurde, Aliid. *Unsere* Arbeit hat Poritrin gerettet.« Die Bestürzung und Enttäuschung war Ishmaels Worten deutlich anzuhören. »Selbst jemand, der so verhätschelt wie Lord Bludd ist, muss diese Tatsache eingestehen.«

»Du bist ein Sklave, er ist ein Adliger«, erwiderte Aliid. »Er muss überhaupt nichts eingestehen, während wir für alles einstehen müssen.«

Doch Ishmael hatte ihm gar nicht zugehört. Die Sklaven hatten keine Ruhepause oder nahrhaftere Rationen erhalten, keine

besseren Unterkünfte, keine medizinische Versorgung, keine Eingeständnisse an ihren buddhislamischen Glauben ... nicht einmal die winzigste Belohnung. Es war eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, aber wie es schien, war Ishmael der Einzige, der etwas anderes erwartet hatte.

Als Kind hatte Ishmael die mit behutsamem Ernst vorgetragenen Lehren seines Großvater gehört: »Wenn du nicht bereit bis, zu dem Menschen, der dir Unrecht getan hat, von deinen Sorgen zu sprechen, beklage dich nicht, wenn er die Angelegenheit nicht aus eigenem Antrieb bereinigt.«

Das nahm sich Ishmael zu Herzen. Die Koran-Sutras behaupteten, dass das Herz und die Seele eines Menschen – sogar die eines Ungläubigen – einen gütigen und gnädigen Kern enthielten. Als Sklave hatte er sich viel zu lange passiv verhalten und sein hartes Los akzeptiert. Er hatte zu viele Nächte damit verbracht, leere Versprechungen zu rezitieren und sich an vage Träume zu klammern, die eine einfache Zuflucht zu bieten schienen. Doch sie waren genauso hohl wie die Schiffe der Scheinflotte, die die Roboter in die Flucht getrieben hatte. Er war es allen schuldig, die ihm seit langer Zeit zugehört hatten.

Nachdem er und seine Gefährten nun einen unbestreitbaren Dienst für Poritrin geleistet hatten, wusste Ishmael, dass es an der Zeit war, mit seinen Sorgen zu Lord Bludd persönlich zu gehen. Gott würde ihn führen und ihm zeigen, was er zu sagen hatte. Ishmael wollte es Aliid und allen Zensunnis beweisen, die mit ihm am Lagerfeuer des Erzählers saßen, dass sein Glaube etwas bewirken konnte.

Verzweifelt hielt Aliid seinen Freund zurück, bevor er blindlings in eine Situation hineinlief, die nur sein Verderben bedeuten konnte. »Überlege dir wenigstens einen Plan, Ishmael! Wie willst du in die Nähe von Lord Bludd gelangen? Du kannst nicht einfach an seine Tür klopfen und sagen, was du auf dem Herzen hast.«

»Wenn er der Herr seines Volkes ist, sollte er einer berechtigten Klage Gehör schenken.«

Aliid verdrehte die Augen. »Du bist ein Sklave und kein Bürger. Für ihn gibt es keinen Grund, dich anzuhören.« Er beugte

sich näher an ihn heran. »Benutze deine Phantasie, Ishmael. Du hast für den Weisen Holtzman gearbeitet, du kennst seine Arbeitsroutinen, du weißt, wie er mit Lord Bludd verkehrt. Nutze dieses Wissen aus, um einen Grund zu finden, sonst wirst du ihm niemals näher als hundert Meter kommen.«

Ishmael dachte über seine Möglichkeiten nach. Er mochte keine Lügen oder Täuschungen, aber Aliid hatte Recht. In diesem Fall war es ein Mittel, das durch den Zweck gerechtfertigt war.

Am Ende der folgenden Schicht kehrte er zusammen mit den anderen Gefangenen zum Wohnlager zurück. Nachdem er sich gewaschen und seine beste Kleidung angelegt hatte, verabschiedete er sich mit einem Kuss von seiner Frau und bereitete sich auf den Aufbruch vor. Er nahm mehrere Arbeitsunterlagen mit, die abgeliefert werden sollten und die er aus den Fabrikbüros geschmuggelt hatte, dann machte er sich auf den Weg durch die Stadt zu den Kegeltürmen, in denen der Lord von Poritrin residierte. Das Gesicht des langjährigen Sklave zeigte Respekt, aber keine duldsame Unterwerfung. Gott war mit ihm und gab ihm Kraft.

Zwei Dragonerwachen in Goldrüstungen standen am Eingangstor des Turmes und musterten Ishmael skeptisch. Er achtete darauf, nichts zu tun, was sie als Bedrohung auffassen konnten, und wählte seine Worte mit Bedacht. Er bemühte sich, nicht zu lügen, sondern mit einem kleinen Trick vorzugehen. »Mein Name ist Ishmael, und ich muss mit Lord Niko Bludd sprechen.«

Die Dragoner sahen ihn an. »Ein *Sklave* will mit Lord Bludd sprechen? Hast du einen Termin?«

Sein Kamerad sagte: »Lord Bludd gewährt Sklaven keine Audienz.«

Ishmael fragte sich, ob Gott die Männer veranlassen würde, einfach zur Seite zu treten, damit er weitergehen konnte. Aber er rechnete nicht mit einer so direkten göttlichen Intervention.

Ishmael fasste neuen Mut und zog die entwendeten Bücher hervor. »Ich bin einer der Sklaven des Weisen Holtzman. Er schickt regelmäßig Personen wie mich, um Dokumente abzuliefern.« Er zögerte, bevor er seine erste richtige Lüge aussprach.

»Der Weise hat mich hiermit auf den Weg geschickt. Er betonte, dass es sich um eine dringliche Angelegenheit handelt, dass ich nicht eher umkehren darf, bis ich sie persönlich Lord Bludd übergeben habe.«

Der größere Dragoner murrte. »Alles, was mit Holtzman zu tun hat, ist dringlich.« Er sah Ishmael mit gerunzelter Stirn an. »Lord Bludd hat heute für so etwas keine Zeit.«

Doch Ishmael ließ sich nicht beirren. »Vielleicht sollten Sie das dem Weisen Holtzman selbst sagen. Er wird mir nicht glauben, dass Lord Bludd sich geweigert haben soll, diese Bücher in Empfang zu nehmen.« Er holte tief Luft und wartete. Sein Glaube gab ihm Gelassenheit und Zuversicht.

Nach kurzem Zögern erklärte der andere Dragoner: »Wir haben die Sklaven immer durchgelassen, wenn sie Unterlagen abzuliefern hatten. Was ist, wenn der Weise einen neuen Durchbruch erzielt hat, wie damals mit den Schilden?«

Der erste Wächter stimmte ihm zu. »Ich denke, wir sollten es Bludd überlassen, ihn hinauszuwerfen.«

Ishmael nutzte ihr Zögern, verbeugte sich und schritt durch den Eingang. Die Wachen kapitulierten vor seinem Selbstbewusstsein. Mit großen Augen betrat Ishmael den Regierungspalast der Herrscherfamilie, die seit Generationen buddhislamische Gefangene versklavt hatte.

Drinnen betrachtete ein nervöser Kammerherr stirnrunzelnd Ishmaels dunkle Gesichtszüge und sein Zensunni-Gewand, doch erneut konnte er mit dem Namen von Tio Holtzman und den beeindruckenden Büchern alle Zweifel und Fragen ausräumen. Einer der Wachmänner, der offenbar noch einmal über die Sache nachgedacht hatte, kam herbei und sagte: »Verzeihung, Herr. Wenn Sie möchten, dass ich ihn entferne ...«

Der Palastbeamte schüttelte den Kopf und erwiderte Ishmaels ruhigen Blick. »Bist du dir sicher, dass du diese Bücher *jetzt* an Lord Bludd aushändigen sollst? Er hat sowieso keine Zeit, sie sich anzusehen. In einer Stunde wird er ein Bankett eröffnen, zu Ehren einer Gruppe von eingetroffenen Malern, die Starda unter verschiedenen Lichtverhältnissen darstellen wollen.« Der Kammerherr warf einen bedeutungsvollen Blick auf das Chronometer an der Wand. »Wenn es wirklich so wichtig ist, hätte der

Weise Holtzman einen Termin für dich vereinbaren sollen. Bist du dir ganz ...«

»Es tut mir wirklich Leid, Herr«, unterbrach Ishmael seinen Redefluss. Er fügte keine weiteren Erklärungen hinzu und machte auch keine Anstalten zu gehen.

»Lord Bludd wird nur sehr wenig Zeit für dich erübrigen können.«

»Selbst ein winziger Augenblick seiner Großzügigkeit wird mir genügen. Vielen Dank.«

»Soll ich ihn auf Waffen untersuchen«, fragte der Dragoner.

»Natürlich.«

Als die Leibesvisitation abgeschlossen war, wartete Ishmael in einem hallenden Empfangssaal. In der Mitte stand eine Bank aus poliertem Stein. Obwohl sie hübsch aussah, erwies sie sich als sehr unbequem. Er saß still und friedfertig da und ertrug geduldig die Verzögerung.

Im Geiste rezitierte der mutige Sklave seine Lieblingssutras, Verse, die er zu Füßen seines Großvaters hockend gelernt hatte. Er hatte schon vor langer Zeit aufgehört, sich zu wünschen, dass sein Leben anders verlaufen wäre, dass er den Sklavenjägern entkommen wäre, die in die Sümpfe von Harmonthep eingefallen waren. Jetzt lebte er auf Poritrin, er hatte eine liebevolle Frau und zwei hübsche Töchter, die ebenfalls schon fast Frauen geworden waren ...

Fast eine Stunde verging, bevor er endlich über eine breite Treppe zu Lord Bludds Privatsuite hinaufgeführt wurde. Seine Haut fühlte sich warm an, und in seinen Gedanken funkelten zahllose Möglichkeiten. Mit etwas Glück würde seine Bitte das Herz des Adligen erweichen, der über Poritrin herrschte. Er hoffte, dass seine Worte überzeugend klangen.

In einem Zimmer, das nach Kerzen und Parfüm roch, waren Höflinge damit beschäftigt, dem bärtigen Lord eine gefütterte Weste, goldene Ketten und dicke Manschetten anzulegen. Sein rötlich-goldenes Haar war im Alter verblasst und mit grauen Strähnen durchsetzt. Neben dem Auge hatte er eine Tätowierung aus mehreren winzigen Kreisen, wie eine Ansammlung von Blasen. Diener eilten hin und her und spritzten ihm duftendes Wasser auf das Haar und die Wangen. Ein spindeldürrer

Mann bürstete das Gewand des Lords mit der Konzentriertheit eines Philosophen, der dem Schlüssel aller Weisheit auf der Spur war.

Der Lord blickte zu Ishmael auf und seufzte. »Nun, es geschieht nicht häufig, dass Tio einen seiner Sklaven zu mir schickt, und normalerweise ist er mit seinen Berichten nicht so aufdringlich – oder pünktlich. Was will der Weise heute Abend von mir? Du kommst zu einer ungelegenen Zeit.« Er streckte die Hände aus, um nach den Dokumenten zu greifen.

Ishmael sprach mit ruhiger und sanfter Stimme. Er blieb so höflich, wie es ihm möglich war. Respektvoll, aber mit einem gewissen Selbstbewusstsein, als würde er sich als gleichwertig betrachten. Er wusste, wie wichtig jedes einzelne Wort war, und zog lautlos Kraft aus seinem tiefsten Innern. »Vielleicht hat es hier ein Missverständnis gegeben, Lord Bludd. Der Weise Holtzman hat mich nicht zu Euch geschickt. Mein Name ist Ishmael, und ich bin aus eigenem Antrieb gekommen, um mit Euch zu sprechen.«

Die Höflinge erstarrten schockiert. Bludd sah Ishmael blinzelnd und voller Abscheu an. Dann wandte er sich seinem Kammerherrn zu, der wiederum einen strengen Blick zu den Dragonerwachen warf.

Aus dem Augenwinkel nahm Ishmael wahr, wie der Kammerherr vortrat, um ihn hinaus zu befördern, doch da winkte Bludd ihm, dass er noch warten sollte. Jetzt klang er verärgert und verlangte nach einer Erklärung. »Warum bist du hierher gekommen, wenn es gar nicht um den Weisen Holtzman geht?« Er hielt die Bücher hoch. »Was ist das?«

Ishmael lächelte und ließ die Worte durch sich hindurchfließen, in der Hoffnung, dass er das Herz des Aristokraten mit Vernunft und Sympathie besänftigen könnte. »Lord, seit vielen Generationen hat mein Volk Poritrin treu gedient. Wir Sklaven haben an vielen von Holtzmans Projekten mitgearbeitet, die unzählige Bürger der Liga vor den Denkmaschinen gerettet haben. Im vergangenen Jahr haben wir ohne Rast geschuftet, um Eure erfolgreiche Scheinflotte fertigzustellen.«

Lord Bludd verzog das Gesicht, als hätte er von einer verdorbenen Leckerei gekostet. Dann zeigte er ein grausames Lächeln

und erwiderte: »All das gehört zur üblichen Definition eines Sklaven.«

Der Kammerherr kicherte.

Doch Ishmael sah darin keinen Anlass zur Heiterkeit. »Wir sind Menschen, Lord Bludd.« Er beruhigte sich und wollte seine Entschlossenheit nicht erschüttern lassen. »Wir haben Schweiß und Blut vergossen, um Euren Lebensstil zu schützen. Wir haben Eure Feiern gesehen. Ihr habt es unseren Mühen zu verdanken, dass Poritrin nicht unter die Herrschaft der Denkmaschinen gefallen ist.«

»*Euren* Mühen?« Bludds Gesichtszüge entgleisten angesichts der Kühnheit dieses Zensunni. »Ihr habt nur das getan, was eure Herren euch befohlen haben, mehr nicht. *Wir* haben die Gefahr kommen sehen. *Wir* haben die Mittel entwickelt, uns davor zu schützen. *Wir* haben die Pläne gezeichnet, und *wir* haben die Mittel zur Verfügung gestellt. Ihr habt nur die Einzelteile zusammengesetzt, wie man es euch befohlen hat.«

»Mylord, Ihr unterschätzt und schmälert das, was Eure Gefangenen geleistet haben, um ...«

»Was wollt ihr überhaupt von mir? Ewige Dankbarkeit? Unsinn! Ihr habt auch dafür geschuftet, euer eigenes Leben zu retten. Dass sollte euch Ansporn genug sein. Würdet ihr lieber in einem Gefängnis der Denkmaschinen verrotten oder von neugierigen Robotern seziert werden? Seid dem Schicksal dankbar, dass ich nicht der Erzdämon Erasmus bin.«

Er raffte die Ärmel und verscheuchte seine Diener. »Jetzt geh, Sklave. Ich will nichts mehr davon hören! Und versuche nie wieder, mich direkt anzusprechen. Deine List wäre Grund genug für deine sofortige Exekution. Ich bin der Lord von Poritrin, das Oberhaupt einer Familie, die seit Generationen die Herrschaft innehat, während du nur ein ... heimatloser Feigling bist, der seine Nahrung und Unterkunft einzig und allein meiner Großzügigkeit zu verdanken hat.«

Ishmael fühlte sich zutiefst beleidigt, aber er hatte solche Demütigungen schon des Öfteren erlebt. Er wollte argumentieren, seinen Standpunkt verdeutlichen, doch als er die dumpfe Wut sah, die in Lord Bludds Augen glühte, erkannte er, dass er nichts mehr bewirken konnte. Er hatte versagt. Vielleicht hatte

Aliid Recht gehabt, als er ihn wegen seines naiven Vertrauens gerügt hatte.

Ich habe unterschätzt, wie andersartig, wie fremdartig die Gedanken dieses Mannes sein können. Ich bringe nicht das geringste Verständnis für Lord Bludd auf. Ist er überhaupt menschlich?

In letzter Zeit war Aliid bei den nächtlichen Diskussionen rund um das Lagerfeuer immer streitbarer geworden und hatte die Sklaven aufgefordert, in Bel Moulays Fußstapfen zu treten. Nun wollte Aliid eine neue Revolution anzetteln, auch wenn sie voraussichtlich mit viel Blutvergießen verbunden war. Jedes Mal, wenn Ishmael vernünftige Argumente vorzubringen versuchte und sich gegen das bloße Streben nach Rache aussprach, wurde er von Aliid niedergeschrien.

Nach dieser Begegnung war sich Ishmael jedoch nicht mehr sicher, ob er sich weiter streiten wollte. Er hatte sich alle Mühe gegeben, und Lord Bludd hatte sich einfach geweigert, ihm zuzuhören.

Er hoffte, dass der Aristokrat es sich nicht anders überlegte und doch seine sofortige Hinrichtung befahl. Er verbeugte sich erneut und wich langsam zur Tür zurück. Die Dragonerwachen packten ihn grob an den Armen und führten ihn fluchend hinaus. Ishmael wehrte sich nicht und reagierte auch nicht auf ihre Beleidigungen. Selbst die geringste Provokation konnte dazu führen, dass sie ihn zu Tode prügelten.

Obwohl seine Überzeugungen bis in die Grundfesten erschüttert worden waren und sein unschuldiger Glaube versagt hatte, tat es ihm nicht Leid, es versucht zu haben. Noch nicht.

* * *

In den nächsten Tagen kamen die neuen Anweisungen, und viele der Sklaven, die auf der Schiffswerft gearbeitet hatten, erhielten neue Aufträge. Ishmael, Aliid und hundert andere wurden flussaufwärts zu einer neuen Einrichtung geschickt. Dort sollten sie an einem unabhängigen Projekt mitwirken, das von Norma Cenva geleitet wurde, der genialen Frau von Rossak, die früher die Assistentin des Weisen Holtzman gewesen war.

Die Dragoner hatten den ausdrücklichen Befehl, dass der Sklave Ishmael von seiner Familie getrennt werden sollte. Der Sergeant sagte mit schroffer Stimme: »Deine Frau und deine Töchter erhalten ebenfalls neue Aufgabenbereiche.« Er lächelte unter dem goldschuppigen Helm. »Wahrscheinlich an drei verschiedenen Orten.«

Ishmaels Knie wurden weich, weil er nicht glauben konnte, was er soeben gehört hatte. »Nein, das ist unmöglich!« Er lebte seit fünfzehn Jahren mit Ozza zusammen. »Ich habe nichts getan, womit ...« Die Wachen nahmen ihn in die Mitte, doch er entwand sich ihrem Griff und lief auf seine bestürzte Frau zu, die neben Chamal und Falina stand.

Lord Bludd hatte keinen Zweifel an seinem Missfallen gelassen, und die Soldaten hatten nach einem Vorwand gesucht, um Ishmael bestrafen zu können. Sie zogen ihre Betäubungsknüppel und schlugen ihm auf die Knie, auf den Rücken, auf die Schultern und auf den Kopf.

Ishmael brach schreiend zusammen. Ozza liefen die Tränen über das Gesicht, während sie die Angreifer beschimpfte und zu ihrem Mann zu gelangen versuchte. Doch die Dragoner hielten sie zurück. Die Töchter wollten einen Bogen um die Männer in den goldenen Rüstungen machen, aber Ishmael machte sich größere Sorgen um ihr Wohlergehen als um sein eigenes. Wenn sie zu viel Aufmerksamkeit auf sich lenkten, wurden Chamal und Falina möglicherweise von den Wachen fortgebracht und für schändliche Dinge missbraucht. Seine beiden wunderschönen Mädchen ...

»Nein, bleibt zurück. Ich werde mit ihnen gehen. Wir finden einen Weg, um wieder zusammenzukommen.«

Ozza scharte die Mädchen um sich und sah die Dragoner an, als wollte sie ihnen die Augen auskratzen. Doch sie kannte ihren Mann und war gewillt, alles zu vermeiden, was ihn in noch größere Gefahr brachte. »Wir werden wieder zusammenkommen, mein geliebter Ishmael.«

Vorsichtig trat Aliid an seine Seite. Ein wütendes Feuer brannte in seinen Augen. Die Dragoner schienen sich über den leidenschaftlichen Widerstand dieses Zenschiiten zu amüsieren. Ishmael stöhnte und versuchte inmitten eines Sturms aus Schmerzen sein Gleichgewicht wiederzufinden.

Als die Wachen die Sklaven zu ihrer neuen Arbeitsstätte trieben, versuchte Ishmael, einen weiteren Blick auf Ozza und seine Töchter zu erhaschen, vielleicht zum allerletzten Mal. Aliid war ebenfalls von seiner Familie getrennt worden und hatte seine Frau und seinen Sohn nie wiedergesehen.

Nun sprach Aliid in rauem Flüstern, in der uralten Chakobsa-Sprache, die keiner der Sklaventreiber verstand. »Ich habe dir gesagt, dass diese Männer Ungeheuer sind. Lord Bludd ist der Schlimmste. Erkennst du jetzt, dass dein naiver Glaube nicht genug ist?«

Störrisch schüttelte Ishmael den Kopf.

Trotz allem war er nicht bereit, seinen Überzeugungen als Zensunni abzuschwören, die die Grundlage seines gesamten Lebens bildeten. Wenn die anderen sein Scheitern erkannten, würden sie, die so aufmerksam seinen Gleichnissen und Sutras gelauscht hatten, dann das Vertrauen in ihn verlieren? Es war eine schwere Prüfung für Ishmael, und er hatte keine Ahnung, wie sie letztlich ausgehen würde.

175 V.G.

27. Jahr des Djihad

Ein Jahr nach der Schlacht von Poritrin

34

Krieg: Eine Manufaktur, die Verwüstung, Tod und Geheimnisse produziert.

Motto einer Anti-Djihad-Demonstration

Für Primero Harkonnen hatte der lange und langsame Flug nach Ix nichts Beschauliches. Die jubelnde Begeisterung der neuen Rekruten an Bord des Ballista-Flaggschiffs hatte sich allmählich in Besorgnis verwandelt. Was würde geschehen, wenn sie sich auf der seit vielen Jahren umkämpften Synchronisierten Welt den Denkmaschinen stellten? Jeder in der schweren Angriffsstreitmacht kannte die Risiken und die Gefahren.

Xaviers Auftrag war eindeutig. Die Rebellen von Ix hatten sich einen langen und harten Kampf gegen eine überwältigende Armee von Cymeks und Todesrobotern geliefert, und nun sollte er das Blatt wenden. Die Menschheit konnte es sich nicht leisten, diesen Kampf zu verlieren. Erst wenn er Omnius einen weiteren Planeten entrungen hatte, würde er wieder ruhiger schlafen können.

Eine Welt nach der anderen.

* * *

Octa war noch nie begeistert gewesen, wenn Xavier zu einer neuen Djihad-Mission aufgebrochen war. Seit sie verheiratet waren, hatte er sich immer wieder in gefährliche Abenteuer gestürzt. Es war nicht einfach für sie, ihn gehen zu lassen, aber Octa wusste, was bei diesem endlosen Krieg auf dem Spiel stand. Sie hatte aus erster Hand erlebt, was die brutalen Denkmaschinen ihrer Schwester Serena angetan hatten. Der Krieg veränderte die Menschen. Irgendjemand musste die Unschuldigen beschützen. Xavier und Vor gehörten zu jenen, die aus diesem Grund ihr Leben riskierten, und Octa hatte verstanden, dass dieser Krieg seine Berufung war. Im Krieg musste jeder Opfer bringen.

Xavier liebte sie innig und wusste, dass er ihr volles Vertrauen hatte, doch er sah stets die Angst in ihren Augen, wenn er von Salusa Secundus aufbrach. Aber Octa hatte diese Angst im Griff. Sie unternahm alles Menschenmögliche, damit er sich geliebt und geborgen fühlte, wenn sie zusammen waren, damit er in den langen Tagen bis zu seiner Rückkehr gute Erinnerungen in sich trug. Einmal hatte er sogar gescherzt, dass Octa die Tage seines Aufbruchs am ausgiebigsten feierte.

Auch vor der schwierigen und gefährlichen Kampagne zur Befreiung von Ix hatte Octa ein Fest vorbereitet, zu dem sie ihre engsten Angehörigen zusammengerufen hatte. Serena war wie immer ebenfalls eingeladen, aber die Priesterin des Djihad nahm nur selten an Veranstaltungen teil, selbst wenn sie im Kreis der Familie stattfanden. Das Büro des Großen Patriarchen hatte die Einladung höflich in ihrem Namen abgelehnt und erklärt, dass sie leider viel zu beschäftigt sei.

Wer Octa nicht so gut kannte, nahm sie als scheue, stille Frau wahr, die im Schatten des großen Primero stand. Doch wenn sie einen Entschluss fasste und sich auf eine Sache konzentrierte, legte Octa die gleiche Unbeugsamkeit an den Tag wie ein energischer militärischer Offizier. Sie rief die Diener und die Köche zusammen und stellte sicher, dass alles wie am Schnürchen lief.

Der alte Manion Butler begab sich persönlich in den Weinkeller, wo er eine Stunde brauchte, um drei exquisite Jahrgänge auszusuchen. Xavier wusste, dass der ehemalige Viceroy nur die besten Tropfen einlagerte, aber aus Liebe zu seinem Schwiegervater trat er diese Aufgabe gerne an ihn ab – eine Aufgabe, die ganz nach Manions Geschmack war.

Am Spätnachmittag schlossen sich Xaviers erwachsene Töchter Roella und Omilia mitsamt ihren Ehemännern dem Abschiedsfest an. Roella war bereits sechsundzwanzig, ihre Schwester war zwei Jahre jünger. Omilia brachte ihr jüngstes Baby mit, zum Entzücken der Großeltern.

Octa vergötterte Omilias kleine Tochter und beobachtete wehmütig, wie das Kind Xavier anlächelte. Obwohl er einen Sohn verloren hatte, war er ausgesprochen stolz auf seine zwei Töchter und ihr selbstständiges Leben. Beide waren bemer-

kenswert hübsch, auch wenn Xavier nicht unbedingt ein objektiver Richter war.

»Manchmal wünsche ich mir, wir hätten noch mindestens ein weiteres Kind gehabt«, sagte Octa und kitzelte das Baby.

Für Xavier war seine Frau immer noch die Hübscheste von allen, obwohl sie inzwischen fünfundvierzig Jahre zählte. Er sah in ihr immer noch das jugendliche Strahlen, und er fand sie immer noch attraktiver als jede jüngere Frau. Er zuckte die Achseln und sah sie mit jungenhaftem Grinsen an. »Hat irgendjemand behauptet, du wärst zu alt dafür?«

»Die Wahrscheinlichkeit verringert sich«, neckte sie ihn, aber er lächelte nur.

»Das ist kein Grund, es nicht trotzdem weiter zu versuchen.«

Im Grunde seines Herzens fühlte sich Xavier unbehaglich und betrübt, wenn er die anderen Gäste betrachtete. Sein Adoptivvater Emil Tantor wurde von Vergyls Witwe Sheel und ihren drei Kindern begleitet.

Xavier konnte nicht glauben, dass bereits zwei Jahre seit dem Debakel von IV Anbus vergangen waren. Er empfand immer noch Gewissensbisse und eine tiefe Reue, weil er nicht hatte verhindern können, dass Vergyl von den Cymeks gefangen genommen wurde. Sein Bruder war zum Zeitpunkt seines Todes vierunddreißig Jahre alt gewesen – also beileibe kein Kind mehr –, doch Xavier würde den fröhlichen jungen Mann immer als seinen kleinen Bruder sehen. Er hatte mit dem Kind gespielt ... und ihn später im Stich gelassen. Vergyl und Sheel hätten ein schönes, langes Leben miteinander verbringen können. Die Familie seines Bruders war wunderbar, aber sie hatte ihre Zukunft verloren – genauso wie er, als Serena von den Denkmaschinen entführt worden war.

Verdammter Djihad!

Trotzdem hatte Xavier sich ein gutes Leben eingerichtet, selbst nachdem er Serena verloren hatte. Und er hätte nichts daran ändern wollen, selbst wenn er dazu in der Lage gewesen wäre. Er bezweifelte nicht, dass Sheel stark genug war, dasselbe zu tun, unter der Führung des gealterten, zunehmend schwächer werdenden Emil Tantor.

Obwohl er überglücklich war, seinen Vater und Vergyls Familie wiederzusehen, verspürte Xavier weiterhin ein gewisses

Unbehagen, weil er nicht wusste, was er sagen sollte. Omilias Baby schien Sheel traurig zu machen, und auch sein Vater wirkte sehr ernst. Vielleicht erinnerte er sich daran, wie seine Frau Lucille beim Absturz eines Fluggleiters ums Leben gekommen war, kurz bevor sie Vergyls soeben geborene Tochter zum ersten Mal sehen sollte ...

Als der erste Gang zum Servieren bereit war, sprach Octa das Gebet. Sie dankte für Nahrung und Leben, bat Gott um eine sichere Mission für Xavier und um die Befreiung von Omnius und allen Denkmaschinen.

Xavier wusste, dass die Zusammenkunft ein freudiges Ereignis sein sollte, wenn seine Verwandten ihm Lebewohl sagten und ihm Erfolg bei seiner nächsten militärischen Kampagne wünschten. Die Ix-Mission war ein riskantes Unternehmen, und er wusste, dass viele Djihadis auf ähnliche Weise ihren Abschied im Kreis ihrer Familien feierten ... und viele von ihnen würden nicht zurückkehren.

Als Octa sah, wie seine Stimmung umschlug, noch bevor das Hauptgericht aufgetragen worden war, rief sie ein Trio aus jungen Musikern herein, die mit ihren Instrumenten ein nettes Lied anstimmten, während die Gäste aßen und sich leise unterhielten.

Xavier hörte der fröhlichen Musik zu, doch er musste wieder an die Toten denken, an Octas Zwillingsbruder Fredo, der davon geträumt hatte, Musiker und Künstler zu werden. Er blickte ihr ins Gesicht und erwartete, darin die Spuren ähnlicher Gedanken zu bemerken, aber sie reagierte mit Freude auf das Spiel der Musikanten. Schon bald sprang die gute Laune auf die anderen Gäste über.

Octa war eine strahlende Erscheinung. Später, mitten im Gefecht, würde er sich nur so an sie erinnern.

Obwohl er es war, der gegen die lebensfeindlichen Maschinen in den Kampf zog, kämpfte Octa genauso tapfer, um eine optimistische Stimmung in ihrem Haushalt zu verbreiten, denn das war die einzige Waffe, die sie zu führen gelernt hatte. Sie hatte es jedes Mal getan, wenn Xavier in den Krieg gezogen war, und es hatte immer funktioniert.

Aber er war schon zu viele Male fortgegangen.

* * *

Ein paar Jahre nach der Verwüstung der Erde durch die Liga-Armada hatte Xavier den ersten »offiziellen« Angriff im Rahmen von Serena Butlers um sich greifenden Djihad angeführt. Nachdem man sich wahllos für eine Synchronisierte Welt entschieden hatte – Bela Tegeuse –, waren die Kriegsschiffe mit großem Trara losgezogen. Vorian Atreides hatte sich in dieser Schlacht bewährt, sich einen höheren Rang verdient und bewiesen, dass er sich mit Inbrunst für die Sache der Menschheit einsetzte.

In der Schlacht um Bela Tegeuse waren viele Roboter und ein beträchtlicher Teil der Infrastruktur der Denkmaschinen zerstört worden, doch der Feind hatte erbittert zurückgeschlagen. Das Scharmützel ging letztlich unentschieden aus, und die menschlichen Streitkräfte hatten sich zurückgezogen, um die Wunden zu lecken. Ein Jahr später und ohne Befehl hatte sich Vorian zum Tegeuse-System zurückgeschlichen und nach der Heimkehr gemeldet, dass die Maschinen alles wieder aufgebaut hatten und die Unterdrückung der überlebenden menschlichen Bevölkerung fortsetzten. Es war, als wäre gar nichts geschehen. Trotz der furchtbaren Schlacht und der vielen Toten hatte der Djihad nicht den geringsten Fortschritt gemacht.

Nach den Schlachten um die Erde und Bela Tegeuse hatten die Omnius-Inkarnationen jedoch erkannt, dass sich der Charakter der Auseinandersetzung verändert hatte. Daraufhin hatte der Corrin-Omnius eine schwere Flotte gegen Salusa Secundus in Marsch gesetzt, doch die neu konsolidierte Armee des Djihad – von Xavier selbst angeführt – konnte sie erfolgreich abwehren. Damals hatte er es als Revanche für die Schlacht um Zimia betrachtet, in der er vor vielen Jahren schwer verletzt worden war.

Als er nun nach Ix unterwegs war, erhoffte sich der befehlshabende Offizier eine weitere Chance. Während des Vierteljahrhunderts seit der Zerstörung der Erde hatte er viele Gelegenheiten gehabt, und jeder Kampf gab ihm die Möglichkeit, sich zu rächen. Um noch mehr Menschen zu befreien. Um die Denkmaschinen auszulöschen.

Er hoffte nur, dass seine Kämpfer genügend Energie aufbrachten.

Im Verlauf der langen und angespannten Reise legte Xavier seinen Soldaten eine strenge Trainingsroutine auf, damit ihre Reflexe nicht ermüdeten. Eine separate Einheit unter seinem Kommando waren die Söldner von Ginaz, die sich normalerweise abseits hielten, doch sie waren gerne bereit, Xaviers Truppen ihre kämpferischen Fähigkeiten zu demonstrieren.

Der Primero verbrachte oft Stunden damit, sie von einer Galerie aus zu beobachten, um ihre Technik zu beurteilen und die besten Kämpfer unter den Rekruten auszusuchen. Er fand dieses Söldnerkorps besonders interessant. Nie zuvor hatte er so gute Nahkämpfer erlebt.

Sie folgten ihrem neuen Meister Jool Noret, einem geheimnisvollen und ernsten jungen Mann in einem schwarzen Kampfanzug. Er war frisch vom Archipel auf Ginaz eingetroffen. Der Söldner hatte bronzefarbene Haut, jadegrüne Augen und sonnengebleichtes Haar. Er war so schlank und schnell wie eine Peitsche und führte jede Klinge mit einer Geschwindigkeit, die sie in tödliche Stachel verwandelte.

Noret war ein rätselhafter Einzelgänger, der nur selten mit jemandem sprach, einschließlich seiner Söldnerkameraden. Dessen ungeachtet stürzte er sich mit rücksichtsloser Hingabe selbst in die einfachsten Übungen, ohne sich um sein persönliches Wohlergehen zu sorgen. Er schien mit einem unerschütterlichen Glauben an seine Unverletzlichkeit gesegnet – oder verflucht zu sein.

Als befehlshabender Offizier behielt Xavier ihn sehr genau im Auge. Bei Kampfdemonstrationen ging Noret völlig im Geschehen auf, obwohl er seine eigene Gesellschaft vorzuziehen schien, wenn er außer Dienst war.

Nun saß Noret inmitten des überfüllten Aufenthaltsraums im Kreis seiner Gefährten und schien jede Ablenkung auszublenden. Die ganze Besatzung konnte verfolgen, wie er seinen Körper zu komplizierten Okuma-Positionen verrenkte. Dann erstarrte er, den Blick auf eine Wand gerichtet, während er sich auf eine Reise der inneren Kontemplation begab.

Urplötzlich und blitzschnell sprang er auf die Beine, wirbelte herum und schlug zu, mit den bloßen Händen und mit traditionelleren Waffen – einer kleinen Keule und einer schweren

Lähmkugel, die er wie eine Bola an einer dünnen Kette um das Handgelenk trug. Es schien ein Test oder ein Spiel zu sein, aber die Söldner von Ginaz führten die Aktion völlig ernst aus. Vier Männer stürzten sich auf ihn, doch Noret wehrte sie alle mit verblüffender Zielsicherheit ab.

Im Finale warf er seine Waffen in die Luft, überwältigte zwei weitere Männer mit Handkantenschlägen, fing die Waffen wieder auf und ließ sie in verborgene Taschen seiner schwarzen Kleidung verschwinden. Seine Kameraden hatten harte Schläge eingesteckt, aber keiner von ihnen war ernsthaft verletzt. Zweifellos würden sie Noret irgendwann wieder herausfordern ... und genauso stand es außer Zweifel, dass der junge Mann aufs Neue als Sieger daraus hervorgehen würde.

* * *

Zwei Tage später versuchte Xavier sich Noret zu nähern, weil er mehr über ihn erfahren wollte. Selbst während der langwierigen Reisen zwischen den Schlachtfeldern hatte der Primero nie das Bedürfnis empfunden, sich mit seinen Truppen zu verbrüdern, wie es Vor tat. Sein Freund aß zusammen mit den Soldaten in der Gemeinschaftsmesse, erzählte von seinen Abenteuern und spielte ein paar Runden Fleur de Lys, die er ohne Selbstgefälligkeit gewann und ohne Bitterkeit verlor.

Doch Xavier hatte sich dazu nie imstande gefühlt. Er war ihr vorgesetzter Offizier – ein Anführer und kein Freund. Wenn er auf dem Besatzungsdeck unterwegs war, wurde er von den Soldaten nicht mit einem freundlichen Gruß empfangen, sondern alle nahmen Haltung an und salutierten. Der absolute Respekt schien eine Barriere zwischen ihm und den Männern zu errichten. Wenn sie unter sich waren, nannten sie ihn den »alten Schleifer«.

Auch Jool Noret wollte er keinen Freundschaftsbesuch abstatten. In den Besatzungsquartieren des Ballistas räumte der junge Söldner seine Koje auf und verstaute gewissenhaft Kleidung und exotische Waffen in seinem Spind. Selbst bei solchen alltäglichen Beschäftigungen waren Norets Bewegungen flüssig und schnell.

Da fast alle Soldaten Dienst hatten, hielt sich sonst niemand im Raum auf. Der Primero näherte sich Noret von hinten und verursachte kein Geräusch, das lauter als das Hintergrundsummen der Schiffstriebwerke und der Gespräche in den Korridoren war. Trotzdem bemerkte er, wie sich der junge Söldner anspannte, obwohl er ihn nicht sehen konnte. Anscheinend nahm er ihn mit den *Ohren* wahr.

Xavier trat in sein Blickfeld und baute sich mit verschränkten Armen vor ihm auf. »Ich habe Ihre Kampfdemonstrationen beobachtet, Jool Noret. Ihre Technik ist sehr interessant.«

»Und ich habe Sie beobachtet, Primero.«

Xavier hatte längst darüber nachgedacht, welchem Zweck sein Besuch dienen sollte. Sie hatten noch eine Woche, bis sie im Ix-System eintrafen und die Kampagne beginnen konnte. »Ich glaube, Sie besitzen Fähigkeiten, die Sie meinen Männern beibringen könnten. Techniken, die ihre Überlebenschancen verbessern, wenn sie gegen die Denkmaschinen kämpfen.«

Der junge Söldner wandte den Blick ab, als fühlte er sich verletzt. »Ich bin kein Lehrer. Ich muss selbst noch so vieles lernen.«

»Aber die Männer respektieren Sie und wollen von Ihnen lernen. Wenn Sie die Soldaten in Ihren Methoden unterrichten, könnten Sie viele Leben retten.«

Noret zeigte einen gehetzten Gesichtsausdruck und schien sich in sich selbst zurückzuziehen. »Das ist nicht der Grund, warum ich mich dem Djihad angeschlossen habe. Ich will so viele Denkmaschinen wie möglich vernichten. Ich will als tapferer Kämpfer sterben.«

Xavier wusste nicht, unter welchen Dämonen dieser Mann litt. »Mir wäre es lieber, wenn Sie tapfer kämpfen und *überleben*, damit Sie später noch mehr Feinde vernichten können. Und wenn Sie meinen Djihadis helfen, verbessern Sie unsere Chancen auf einen Sieg.«

Noret schwieg so lange, dass Xavier schon dachte, er würde überhaupt nicht mehr antworten. »Ich werde nie ein Lehrer sein«, sagte er schließlich. »Diese Verantwortung wäre eine zu schwere Bürde für mich, neben all den anderen, die ich trage. Ihr Blut klebt nicht an meinen Händen, wenn die Männer sich

nicht im Kampf bewähren.« Er blickte mit trauriger Miene auf. »Aber natürlich sind sie herzlich eingeladen, mich ... zu beobachten, wenn sie möchten.«

Xavier nickte. Vorläufig wollte er ihn nicht weiter bedrängen, um in Erfahrung zu bringen, was Noret so sehr bedrückte. »Das ist ein Wort. Vielleicht können sie schon dadurch eine Menge von Ihnen lernen. Wenn es funktioniert, werde ich überlegen, ob ich eine zusätzliche Entschädigung für Sie beantragen kann, wenn wir zurückgekehrt sind.«

»So etwas interessiert mich nicht«, sagte Noret mit angespanntem Gesichtsausdruck, der beinahe furchterregend wirkte. »Geben Sie mir nur die Möglichkeit, Maschinen zu zerstören.«

35

Nimm dich in Acht vor wohlmeinenden Freunden.
Sie können genauso gefährlich wie Feinde sein.

General Agamemnon, *Memoiren*

Nachdem Xavier mit der Flotte nach Ix aufgebrochen war, arbeitete Vorians Gehirn auf Hochtouren. Brutale Gewalt war eine abgestandene und veraltete Taktik und keineswegs die effektivste Methode, um die Denkmaschinen zu überwältigen. Seine Augen funkelten verschmitzt, als sein Geist Möglichkeiten durchging und Pläne schmiedete, die vielleicht mehr Erfolg versprachen als alle Kriegsschiffe in der Armee des Djihad.

Es war mehr als nur ein freundschaftlicher Wettstreit mit dem Primero. Durch kluge Tricks konnten zahllose Menschenleben gerettet werden.

Ohne besonderes Aufsehen beschlagnahmte Vor ein Einmann-Erkundungsschiff. Wie immer waren die Djihad-Offiziere besorgt. Sie warnten ihn vor den Risiken und bestanden darauf, dass er eine Eskorte aus bewaffneten Kampfschiffen mitnahm. Aber Vor lachte nur und lehnte dankend ab. Sie wussten noch nichts davon, was er mit der gefangenen Omnius-Kopie angestellt hatte, die nun in seinem Cockpit versteckt war. Niemand wusste davon. Noch nicht.

Im Weltraum setzte Vor Kurs auf einen Planeten, den je wieder zu besuchen er nie erwartet hatte, und schon gar nicht freiwillig: die Erde. Die Geburtsstätte der Menschheit. Nun war sie nur noch eine ausgeglühte, radioaktive Gesteinswüste.

Vor wusste, was er dort vorfinden würde ... und trotzdem machte er sich auf den Weg.

Obwohl er keinen Grund hatte, sich bis hinunter zur Oberfläche zu wagen, nahm er sich die Zeit, über der stürmischen Atmosphäre zu kreuzen und die leblosen Landmassen zu scannen. Die Kontinente auf der Nachtseite waren schwarz und wiesen keine Spuren einer Zivilisation auf, und als er sich der

Tagseite näherte, bemerkte er wirbelnde weiße Wolken, trübe Ozeane und braune Landmassen fast ohne jedes Grün.

Er erinnerte sich daran, wie oft er mit der *Dream Voyager* hier eingetroffen war. Er blätterte in den Akten seines Gedächtnisses und sah, wie er und der unabhängige Roboter Seurat sich der Heimatwelt der Menschen näherten, dem Hauptplaneten von Omnius. Die Lichternetze der Städte, der Industrie und Zivilisation hatten Vor stets willkommen geheißen. Doch dieses wunderschöne Funkeln war erloschen. Seit der nuklearen Vernichtung waren Jahrzehnte vergangen, und der Planet wirkte immer noch tot. Vielleicht würde die Erde eines Tages wieder bewohnbar sein, aber für die nächste Zeit war sie nur eine Wundnarbe, die daran erinnerte, dass die Menschen den Denkmaschinen einen schweren Schlag zugefügt hatten – und sich selbst.

Vor hatte hier seine prägenden Jahre verbracht, die Memoiren seines Vaters studiert und die verzerrte Sicht des Cymek-Generals auf die Geschichte absorbiert. Dann hatte Serena Butler ihm gezeigt, dass sein Leben voller Verfälschungen und Lügen war. Er war geflohen. Und er war neu geboren worden.

In seinem neuen Leben als freier Mensch in der Liga der Edlen hatte Vor eine tiefe Faszination für die Geschichte entwickelt. Er kannte die Dokumente der alten Menschheit und wusste einiges über den originalen Agamemnon, den General, der im Trojanischen Krieg gekämpft hatte, wie in Homers *Ilias* überliefert.

Bei seinen Studien versuchte Vor zwischen Geschichte und Mythos zu differenzieren, zwischen zuverlässigen Informationen und Legenden. Doch manchmal enthielten sogar die Geschichten von zweifelhafter Authentizität interessante Ideen. Als er über die Heldentaten des Agamemnon gelesen hatte, war es die Geschichte vom Trojanischen Pferd gewesen, die ihn am meisten in den Bann geschlagen hatte ...

Die Wissenschaftler der Liga hätten es nicht verstanden. Oder sie hätten endlose Testreihen durchgeführt. Aber das war ein Luxus, den sie sich nicht leisten konnten, während der Krieg tobte.

Voller Nostalgie und erneuerter Entschlossenheit ließ Vor die Erde zurück und machte sich zu seinem eigentlichen Ziel auf. Er

folgte einem Kurs, den er vor langer Zeit während der Schlacht um die Erde schon einmal geflogen war, bis er den Rand des Sonnensystems erreichte. Damals war er ein Überläufer gewesen, dem noch niemand volles Vertrauen entgegenbringen wollte, vor allem, als Vor aus dem Kampfverband ausscherte und ein Update-Schiff von Omnius verfolgte, das zu fliehen versuchte. Nachdem er den Captain deaktiviert hatte, ließ er es davontreiben. Das war vor fünfundzwanzig Jahren gewesen ...

Nun suchte Vor nach einer Spur des inaktiven Schiffes, im Reich der gefrorenen Kometentrümmer fern vom Licht der Sonne. »Versteck dich nicht vor mir, alter Blechgeist«, sagte er. »Komm heraus und lass uns spielen.«

Vor wünschte sich, er hätte die Voraussicht besessen und vor Jahren einen Peilsender an Bord des Update-Schiffs installiert, also musste er sein mathematisches Geschick einsetzen, um seinen möglichen Orbit zu berechnen. Er nahm sich Zeit und kämmte den Raum gründlich durch. Endlich, nicht weit vom geschätzten Kurs entfernt, entdeckte er die Metallsignatur des Roboterschiffs. »Ach, da bist du ja!«

Grinsend ging Vor mit seinem Schiff längsseits und manövrierte näher heran, bis er angedockt hatte. Im isolierten Labor in Zimia hatte er viele Monate daran gearbeitet, den gefangenen Omnius zu manipulieren, ihm subtile Programmschleifen, Fehler und virtuelle Sprengsätzen einzupflanzen. Die silbrige Gelsphäre lag neben ihm im Cockpit des Djihad-Schiffes, seit er sie aus dem cybernetischen Laboratorium gestohlen hatte. Jetzt wollte er sie dazu benutzen, sein Zersetzungsprogramm über die Synchronisierten Welten zu verbreiten.

Sein alter Kamerad Seurat würde die Aufgabe unwissentlich für ihn erledigen.

Vor legte eine Atemmaske an und öffnete die Schleuse, um in die kalte Luft des gelähmten Update-Schiffs zu gelangen. Der kupferhäutige Roboterpilot, den Vor mit einem Störsender deaktiviert hatte, müsste immer noch an Bord sein.

Zum Zeitpunkt seines Verrats hatte Vor sich nicht wohl in seiner Haut gefühlt. Seurat war sein treuer Gefährte gewesen, ein schrulliger, aber echter Freund auf vielen Reisen. Obwohl er sich in seinem Herzen ein Quäntchen Sympathie für den Robo-

ter bewahrt hatte, war seine Loyalität zum Djihad viel stärker. Das Wohlergehen der Menschheit stand für ihn jetzt an erster Stelle. Trotz seiner Eigenarten war Seurat eine Denkmaschine und damit der Feind der Menschen ... und von Vorian Atreides.

An Bord des Schiffes fühlte Vor sich wie ein Einbrecher. Die bitterkalte Luft schien ihm Widerstand zu leisten, und er bewegte sich nur langsam vorwärts, weil er nicht das winzigste Detail verändern wollte. Er durfte keine Spuren seiner Anwesenheit hinterlassen, nicht einmal einen Fingerabdruck. Die Innenwände des Update-Schiffs waren von glitzerndem Raureif überzogen, die auskristallisierte Feuchtigkeit der Luft. Er vermied es sorgfältig, sie zu berühren.

Im Cockpit entdeckte er die vertraute humanoide Gestalt des Captains, dem er gedient hatte. Der Roboterpilot hatte zahllose Sphären mit Omnius-Aktualisierungen von einer Synchronisierten Welt zur anderen gebracht. Seurat rührte sich nicht. Sein spiegelndes kupferfarbenes Gesicht zeigte ein verzerrtes Bild von Vor, der ihn durch die Atemmaske betrachtete.

»Wie ich sehe, hast du auf mich gewartet«, sagte er und verdrängte die nostalgischen Gefühle, die in ihm emporsteigen wollten. »Ich fürchte, ich habe dich in einer wenig würdevollen Position zurückgelassen. Tut mir Leid, alter Blechgeist.«

Er öffnete das Geheimfach, dem er vor einem Vierteljahrhundert das Omnius-Update entnommen hatte. Er nahm die silbrige Gelsphäre aus einer Tragetasche und legte sie in die leere Halterung, genauso wie er sie einst vorgefunden hatte. Nachdem die Wissenschaftler der Liga jahrzehntelang Befragungen und Analysen durchgeführt hatten, hatte Vor penibel sämtliche Erinnerungen daran gelöscht. Das präparierte Update würde nichts mehr davon wissen.

Mit einem verschlagenen Grinsen versiegelte Vor das Lagerfach und achtete darauf, keine Hinweise auf seine Anwesenheit zu hinterlassen. Die Informationen des Updates würden völlig schlüssig erscheinen, obwohl sie auf eine Weise modifiziert worden waren, die keine Denkmaschine ohne gründliche Untersuchung entdecken würde.

Einen Moment machte er sich Sorgen, was mit dem unabhängigen Roboter geschehen würde, wenn Omnius feststellte,

welche Zerstörungen Seurat unwissentlich angerichtet hatte. Er hoffte, dass der mechanische Captain nicht aus reiner Boshaftigkeit vernichtet wurde. Vielleicht würde sein Gedächtnisspeicher vollständig gelöscht werden. Ein trauriges Ende für einen guten Gefährten ... aber dann würde Seurat wenigstens die entsetzlichen Witze vergessen, die er immer erzählt hatte.

Vielleicht würde Omnius ihn auch wieder seiner alten Aufgabe zuteilen, vorausgesetzt, der Allgeist überlebte das Chaos, das der alte Blechgeist anrichten würde. Vor wünschte sich, er hätte das Geschehen aus unmittelbarer Nähe beobachten können ...

Schließlich war es ihm ein besonderes Vergnügen, die Systeme wieder zu starten, die er in Seurats Körper deaktiviert hatte. Vor wäre gerne geblieben, um mit seinem alten Kumpel zu plaudern und ihm zu erklären, wie man Fleur de Lys spielte – oder um ihm einige der absurden Omnius-Witze zu erzählen, mit denen sich die Djihad-Soldaten in ihren Quartieren unterhielten. Aber er wusste, dass das nicht möglich war. In ein paar Tagen würde der Roboter erwachen und vermuten, dass seine Gelschaltkreise sich allmählich selbst repariert hatten.

Dann wäre Vorian Atreides schon längst verschwunden.

Als er seine Mission erfüllt hatte, kehrte er durch die Schleuse in sein Schiff zurück. Obwohl es noch einige Zeit dauern würde, bis es sich bemerkbar machte, war er davon überzeugt, dass er soeben einen vernichtenden Schlag gegen die Synchronisierten Welten geführt hatte.

Nach vielen Jahren des blutigen Djihad war es endlich an der Zeit, dass Omnius sich selbst ausschaltete. Vor gefiel die Ironie in dieser Vorstellung ...

36

Es gibt den richtigen Zeitpunkt zum Angreifen und den richtigen Zeitpunkt zum Abwarten.

Aus einem Corrin-Omnius-Update

Nachdem er pflichtbewusst seinen öffentlichen Auftritt auf Poritrin absolviert hatte, wurde Iblis Ginjo gebeten, sich zu überlegen, ob er nach Ix gehen wollte, wo die schwersten Kämpfe stattfinden würden. Lord Bludd bestand darauf, weil seine Anwesenheit die Moral der Djihad-Soldaten heben würde, die die größten Opfer von allen brachten.

Iblis jedoch wies diese Idee kategorisch zurück. Er diskutierte die Frage nicht einmal mit Yorek Thurr. Eine instabile Situation war für ihn zu gefährlich. Der Aufstand der Menschen auf dieser Synchronisierten Welt, angeführt von seinen eigenen professionellen Agitatoren der Djipol, war bereits im vollen Gange, lange vor der erwarteten Ankunft der Invasionsflotte des Djihad. Selbst wenn die menschlichen Streitkräfte diese Offensive siegreich beendeten, würden zehntausende tot auf den Straßen liegen. Und wenn Primero Harkonnen verlor, wäre der Blutzoll noch viel höher.

Nein, Iblis wollte nicht dabei sein. Es wäre ein zu großes Risiko gewesen, sowohl in persönlicher als auch in politischer Hinsicht.

Erst wenn der Sieg auf Ix gesichert war und die Djihadis die restlichen Denkmaschinen aus dem Weg geräumt hatten, würde der Große Patriarch seinen triumphalen Einzug halten. Zu diesem Zeitpunkt konnte er auf das Schlachtfeld spazieren und das Verdienst des Sieges in Anspruch nehmen. Und danach konnte er Ix immer wieder als Schlagwort für neue Offensiven benutzen, genauso wie er es mit Poritrin getan hatte.

Wenn Primero Harkonnens Flotte im Zeitplan lag, würde er in Kürze auf Ix eintreffen. Leider gab es keine Möglichkeit der unverzögerten Kommunikation über so große Distanzen. In

den nächsten Tagen dürfte die große Schlacht beginnen, aber es würde einige Zeit dauern, bis der Große Patriarch vom Ausgang erfuhr ...

Iblis blieb einen Monat lang auf Poritrin und arrangierte mehrere private Treffen mit Adelsvertretern. Einige waren von Ecaz oder anderen Liga-Welten zur verspäteten Feier gekommen. Trotz der Bedrohung durch die Denkmaschinen waren die Patrizier nicht in der Stimmung, über gravierende Angelegenheiten zu diskutieren. Sie wollten den Triumph noch eine Weile genießen, obwohl er nur ein kleiner Schritt auf dem Weg zum großen Ziel war. Durch den Umgang mit diesen Narren erreichte Iblis schließlich den Gipfel der Frustration und verkündete, dass er abreisen würde, um sich um wichtige Angelegenheiten im Zusammenhang mit dem Djihad zu kümmern.

Auf seine gutmütige Art hatte Lord Bludd gegen den vorzeitigen Aufbruch des Großen Patriarchen protestiert, doch Iblis erkannte, dass es ihm im Grunde gleichgültig war. Also verließ er Poritrin in Begleitung zweier Djipol-Offiziere, des grimmigen und unerschütterlichen Yorek Thurr und eines jungen weiblichen Sergeants, der erst vor kurzem für Iblis' private Polizeitruppe rekrutiert worden war. Während Thurr das Raumschiff kompetent navigierte, fungierte Sergeant Floriscia Xico als Copilotin und Assistentin. Iblis kehrte in seine komfortabel eingerichtete Kabine zurück, um sich zu entspannen und die lange Reise mit Planungen zu verbringen.

Er saß in einem luxuriösen Sessel und nahm an einem Rollenspielholo teil, das auf der alten Erde spielte, weil er angeblich mehr über den Gründer des ursprünglichen islamischen Glaubens lernen wollte, lange vor der Zweiten und Dritten Bewegung im Alten Imperium. Iblis hielt es für wichtig, den ersten Djihad in allen Einzelheiten zu verstehen.

Im biographischen Holo sah Iblis Ginjo sich als fiktiven Gefährten, der an der Seite des großen Mannes wandelte, ohne jemals ein Wort mit ihm zu wechseln. Der Prophet im weißen Gewand stand auf einer Düne und sprach zu einer Gruppe von Anhängern, die sich unter ihm versammelt hatten.

Unvermittelt flackerten die Bilder auf und verblassten, bis er wieder in scharfen Umrissen die Wände seiner Luxuskabine

sah. Die Tonspur der Inszenierung überlagerte sich mit anderen Stimmen, die über das Komsystem des Schiffes kamen. Alarm ertönte, und Iblis zwang sich, in die Realität zurückzukehren.

Jemand schüttelte ihn und schrie ihm etwas ins Ohr. Er blickte auf und sah das gerötete Gesicht der lockenköpfigen Floriscia Xico. »Großer Patriarch, Sie müssen sofort auf das Flugdeck kommen!«

Er kämpfte einen Moment um seine Orientierung, dann folgte er ihr hastig. Durch eine vordere Sichtscheibe erkannte er einen gewaltigen Asteroiden, der rasend schnell auf sie zukam.

»Er bewegt sich nicht auf einem natürlichen Kurs, Herr«, sagte Thurr, ohne den Blick von den Kontrollen und den Kursanzeigen abzuwenden. »Er passt seine Bahn immer wieder an, wenn ich ein Ausweichmanöver fliege. Offenbar wird er gesteuert.«

Iblis zwang sich zur Ruhe und nahm die Haltung des Befehlshabers ein, den seine Djipol-Leute in ihm sahen. Sowohl der dunkelhäutige Thurr und die jüngere, weniger erfahrene Xico wirkten beunruhigt. »Unser Raumschiff hat besonders leistungsfähige Triebwerke«, sagte Iblis. »Wir sollten in der Lage sein, einem Asteroiden auszuweichen.«

»Theoretisch ja«, sagte Thurr, während er sich mit den Kontrollen abmühte, »aber das Ding beschleunigt weiter, Herr. Und es kommt direkt auf uns zu.«

»Fünfzig Sekunden bis zur Kollision«, meldete Xico vom Copilotensitz.

»Das ist lächerlich! Es ist doch nur ein Asteroid ...«

In einem der größeren Krater des Felsbrockens glühte es auf, und ein Ruck ging durch das Schiff, als hätte es sich plötzlich in einem Fischernetz verfangen. Die Beleuchtung flackerte, und das Flugdeck vibrierte. »Ein Traktorstrahl hat uns erfasst«, sagte Thurr.

Ein Funkenregen sprühte aus der Kontrollkonsole, als wäre ein poritrinischer Feuerwerkskörper explodiert. Iblis hörte eine Detonation in den unteren Decks, tief in der Maschinensektion. Die Kontrollanzeigen vor Thurr und Xico wurden schlagartig dunkel.

Der Asteroid rückte immer näher heran, angetrieben von einer erbarmungslosen Energiequelle. Xico sackte in ihrem Sitz

zusammen, als ob sie aufgegeben hätte. Voller Abscheu schlug Thurr auf die Konsole. »Unsere Maschinen sind ausgefallen! Wir treiben steuerlos im Raum.« Schweiß glänzte auf seinem kahlen Schädel.

Langsam wurden sie in die gähnende Öffnung eines Kraters gezogen. Der Himmelskörper war offenbar ein riesiges, getarntes Raumschiff. Aber wem gehörte es? Iblis schluckte wütend und verängstigt.

Sämtliche Energie fiel aus, selbst die der Backup-Systeme. Ein kalter Wind schien der Dunkelheit zu folgen, die das Schiff umschloss, als sie vom gigantischen Asteroiden verschluckt wurden.

37

Biologisches Leben ist eine heimtückische, mächtige Gewalt. Selbst wenn man glaubt, es ausgerottet zu haben, findet es eine Möglichkeit, sich zu verbergen - und sich zu regenerieren. Wenn der menschliche Geist mit diesem ultimativen Überlebensinstinkt kombiniert ist, stehen wir einem gewaltigen Feind gegenüber.

Omnius, *Djihad-Dateien*

Hoch über dem Sonnensystem der Erde trieb das kleine Update-Schiff ohne Triebwerksenergie dahin und strebte dem Rand einer diffusen Kometenwolke entgegen. Seurat kehrte zu schwachem, aber zunehmendem Bewusstsein zurück, aber er wusste nicht, wo er sich befand oder wie viel Zeit vergangen war.

Ein System nach dem anderen reaktivierte sich im gefrorenen Schiff. Das Eis schmolz von den Wänden und tropfte auf den reglosen Robotercaptain. Irgendwo tief in seinem Maschinenbewusstsein hörte und spürte Seurat die Feuchtigkeit. Dissonante Gedankenmuster riefen die Erinnerung an eine uralte irdische Foltermethode wach, aber die meisten seiner Gedächtnisschaltkreise waren ihm vorläufig noch nicht zugänglich.

Er hatte jede zeitliche und räumliche Orientierung verloren. Er war an Bord des Update-Schiffs gewesen, als sein letzter bewusster Gedanke abrupt unterbrochen worden war. Ein Wahrscheinlichkeitsprogramm sagte ihm: *An diesem Ort muss ich mich auch jetzt befinden.* Dann erinnerte er sich an seine letzte Mission.

Ohne sich zu rühren, nahm er die wenigen verfügbaren Informationen auf. Ein weiterer Tropfen Wasser fiel auf seinen Metallkörper.

Die Kabine taut auf. Also war sie vorher gefroren. Also muss genügend Zeit vergangen sein, dass die Standardsysteme sich ab-

schalten und die interne Temperatur unter den Gefrierpunkt fallen konnte.

Da er immer noch nicht vollständig funktionierte, fragte sich Seurat, ob seine KI-Gelschaltkreise Schaden erlitten hatten. Wie viel Zeit war vergangen? Er versuchte es abzuschätzen, aber er besaß nicht genügend Informationen. Doch als er seine mentalen Verbindungen testete, stellte er fest, dass er von Mal zu Mal mehr Zugang erhielt.

Ich bin deaktiviert worden.

Der Vorgang der Wiederbelebung kam dem unabhängigen Roboter unglaublich langsam vor. Bewusst aktivierte er ein sekundäres Programm zur Schadensanalyse und -behebung. Sein Gedächtnis war weiterhin ein chaotisches Durcheinander, das ihm größtenteils unzugänglich blieb, aber er registrierte, dass es sich Stück für Stück wieder zusammenfügte.

Träume ich nur? Ist es das Resultat eines Fehlers in meinen Gelschaltkreisen? Können Maschinen überhaupt träumen?

Das Wahrscheinlichkeitsprogramm weitete die Analyse aus und sagte ihm: *Es ist real.*

Er hörte knisternde und knackende Geräusche, dann ein helles Sirren. Sein Kernprogramm erwachte plötzlich zu vollem Bewusstsein und sortierte zügig die Erinnerungsbruchstücke. Schließlich erhielt er einen internen Bericht über seine letzten Augenblicke – wie er von der Erde geflohen war, während der Planet von der Liga-Armada mit Atomwaffen angegriffen wurde, dann die Verfolgung durch Vorian Atreides. Der menschliche Trustee hatte das Update-Schiff beschädigt, es geentert und Seurat gewaltsam deaktiviert.

Die meisten der externen Sensoren des Roboters funktionierten zwar noch nicht, aber er nahm keinen Hinweis auf die Anwesenheit anderer Intelligenzwesen innerhalb der Kabine wahr, weder menschliche noch mechanische. Der Eindringling war nicht mehr da.

Der Roboter erkannte, dass seine langjährige Interaktion mit dem Sohn von Agamemnon ihn angreifbar gemacht hatte, weil er sich dadurch der Unberechenbarkeit menschlicher Aktionen ausgesetzt hatte. Als Seurat sich an seinen Copiloten erinnerte, fiel es ihm schwer, sich den ehemaligen Trustee als seinen Feind

vorzustellen, obwohl Vor ihn unstrittig gelähmt hatte – sogar zweimal!

Warum hat mein Freund mir das angetan?

Das Verständnis menschlicher Motivationen war nicht gerade Seurats Stärke und erst recht kein Bestandteil seiner Programmierung. Der Robotercaptain führte seine Befehle mit den Werkzeugen aus, die Omnius ihm zur Verfügung gestellt hatte. Von viel größerer Wichtigkeit war, dass er feststellte, ob die Schäden permanent waren. Wäre er in der Lage, alle seine früheren Funktionen wiederherzustellen?

Als würden sie auf seine Frage reagieren, erwachten immer mehr seiner Systeme. Es waren bereits über achtzig Prozent.

Trotz des beunruhigenden Mangels an Vorhersagbarkeit favorisierte Seurat weiterhin die Missionen, die er gemeinsam mit Vorian Atreides unternommen hatte. *Er ist anders als die übrigen geistig trägen Menschen, die ich beobachtet habe.*

Unvermittelt regenerierten sich seine sämtlichen Programme und bombardierten ihn mit Informationen über komplexe Fehler, die ihn von weiteren solchen Überlegungen abhielten. Seine optischen Fasern glitzerten und überfluteten ihn plötzlich mit detaillierten Bildern aus der kalten, leblosen Kabine des Update-Schiffs.

Seine mentalen Funktionen beschleunigten sich und wurden zu einem summenden Strom der Informationsverarbeitung. An den Wänden, dem Boden und den Kontrollkonsolen entdeckte er subtile Anzeichen der Korrosion, des Alters und der Vernachlässigung. Er versuchte noch einmal zu bestimmen, wie viel Zeit vergangen war – erneut mit unbestimmtem Ergebnis.

Befand sich die Liga-Armada immer noch über der Erde und setzte den Angriff auf die dortige Inkarnation des Allgeistes fort? Konnte der Terra-Omnius sich in Sicherheit bringen? Seurat hatte den Befehl erhalten, die letzte Update-Sphäre mitzunehmen, und war den Djihad-Kriegsschiffen entwischt, die sich mit Atomwaffen an Bord der Erde näherten.

Ist das Update noch unversehrt? Oder habe ich bei meiner wichtigsten Mission versagt?

Seurat suchte mit seinen optischen Fasern und lokalisierte das gesicherte Fach für die Omnius-Kopie. Er öffnete die Klap-

pe, hinter der die silbrige Gelsphäre zum Vorschein kam. Sie war offensichtlich unbeschädigt und intakt. Das Äquivalent der Erleichterung strömte durch seine Systeme.

Er hatte das Update des Terra-Allgeists in Sicherheit gebracht, die einzige Kopie, die die letzten Gedanken des früheren Zentral-Omnius enthielt. Vorian Atreides hatte sie nicht mitgenommen, obwohl er die Gelegenheit dazu gehabt hätte. Wer würde jemals die Menschen verstehen?

Es spielte keine Rolle. Die Gelsphäre war gerettet und befand sich immer noch in seiner Obhut. Sein Befehl hatte weiterhin Gültigkeit – sie zu überbringen.

Innerhalb weniger Minuten, die ihm wesentlich länger vorkamen, hatten seine Systeme die Selbsttests und Reparaturroutinen abgeschlossen. Nun wandte Seurat seine Aufmerksamkeit dem Update-Schiff zu und stellte erleichtert fest, dass die Maschinen ordnungsgemäß wieder hochgefahren waren, auch wenn die Subsysteme immer noch inaktiv waren.

Vorian Atreides hatte den Robotercaptain lediglich betäubt, zweifellos in der Absicht, ihn an der Flucht zu hindern. Aber im Laufe der Zeit schienen sich seine hoch entwickelten Gelschaltkreise wieder von selbst regeneriert zu haben.

Die Instrumentenkonsole des Schiffes leuchtete in einem Regenbogen aus Farbstatusanzeigen auf, unterstrichen von piependen und summenden Signalen, die sich anhörten, als würden winzige Lebewesen innerhalb des Mechanismus erwachen. Das unbeeinträchtigte Chronometer übermittelte ihm eine bestürzende Information. Fast fünfundzwanzig Jahre irdischer Standardzeit waren seit seiner Deaktivierung vergangen. *Fünfundzwanzig Jahre!*

Nachdem Seurat dafür gesorgt hatte, dass den Triebwerken wieder die volle Energie zur Verfügung stand, ging er auf einen Kurs, der das Schiff langsam in die Nähe des Planeten zurückbrachte. Mit den Langstreckensensoren hielt er Ausschau nach Hinweisen auf die Liga-Armada. Es war undenkbar, dass die Schlacht immer noch im Gange war. Die menschliche Aufmerksamkeitsspanne erstreckte sich nicht über einen so langen Zeitraum. Inzwischen musste Omnius die Invasion entweder zurückgeschlagen haben, sodass die Update-Sphäre in Seurats Obhut

irrelevant geworden war ... oder der Allgeist war vernichtet worden, was bedeutete, dass die in der Kopie gespeicherten Informationen von größerer Wichtigkeit als je zuvor waren.

Er lenkte sein Schiff nahe genug an die wolkenverhangene Welt heran, um erkennen zu können, dass die Kontinente und einstmals großartigen Maschinenstädte nur noch verwüstete Schlackehaufen waren. Seurat registrierte starke radioaktive Strahlung, aber keine Maschinensignale, keine aktiven Energieerzeuger, keine Antwort auf seine Anfragen über die Standardfrequenzen. Und keine Anzeichen biologischer Aktivitäten.

Die Erde war verwüstet. Hier waren die Denkmaschinen ausgelöscht worden, und die Menschen hatten zu diesem Zweck so viel Schaden angerichtet, dass es selbst ihnen nicht mehr möglich war, auf ihrem Heimatplaneten zu leben.

Doch das war für ihn nur ein schwacher Trost.

Als Seurat über der leblosen, nutzlosen Welt kreuzte, traf ihn eine Erkenntnis mit der Wucht eines Meteoriteneinschlags. Die Erde war zerstört. Das bedeutet mit hoher Wahrscheinlichkeit, dass er die einzige Backup-Kopie besaß, die noch vom Terra-Omnius existierte.

Die einzige.

Seurat kalkulierte seine Prioritäten. Wenn wirklich keine Maschine den Holocaust auf der Erde überstanden hatte, dann besaß keine der gegenwärtigen Omnius-Inkarnationen die wichtigen Daten, die in Seurats Update gespeichert waren. Jetzt war seine Mission von höchster Wichtigkeit. Seine internen Programme kamen zur gleichen Schlussfolgerung.

Du hast eine Pflicht zu erfüllen.

Der Robotercaptain berührte Kontaktflächen und setzte einen direkten Kurs auf die nächste Synchronisierte Welt, wo er die Gelsphäre abliefern würde, die die letzten Gedanken des Terra-Omnius enthielt. Er würde seine Update-Route gemäß den Anweisungen fortsetzen, die er vor einem Vierteljahrhundert erhalten hatte. Bald würden die Informationen allen Versionen des Allgeistes zur Verfügung stehen, als wäre der Terra-Omnius nie zerstört worden. Der Sieg der Menschen würde nur von kurzer Dauer sein, und Seurat würde als Letzer über Vorian Atreides lachen.

38

Es wäre hochinteressant, wenn ich Informationen aus intelligenten biologischen Lebensformen kopieren und direkt verarbeiten könnte, wie Computer, die Daten übertragen. Ich könnte mir viele mühsame Untersuchungen und sinnlose Mutmaßungen ersparen, weil ich meine Zeit innerhalb des Geistes meiner Forschungsobjekte verbringen würde. In gewisser Weise war das die ganze Zeit das Ziel meiner Experimente mit Menschen, und zum Teil ist es mir bereits gelungen, in ihre kollektive Haut zu schlüpfen und so zu denken wie sie. Aber die Gedanken und das Verhalten der Menschen sind gleichzeitig oberflächlich und tiefgründig, und bisher konnte ich lediglich die Oberfläche erkunden. Hinter jeder pschologischen Tür, die ich entriegeln konnte, befand sich stets eine weitere verschlossene Tür ... und jede benötigt einen anderen Schlüssel. Die Menschen sind äußerst komplexe und rätselhafte Geschöpfe. Einen Menschen von Anbeginn zu konstruieren – das wäre eine wahre Herausforderung!

Erasmus,
Reflexionen über biologische Intelligenzen

Kinder aufzuziehen konnte nicht allzu große Schwierigkeiten bereiten, trotz des zu erwartenden Mangels an Kooperationsbereitschaft und einer unpraktisch langsamen Entwicklungsphase. Die Nachkommen von Menschen sollten begierig sein, von Älteren zu lernen, damit sie möglichst bald ihr volles Potenzial verwirklichten. Wenn alle Eltern die gleichen Probleme wie Erasmus mit seinem jungen Schützling aus den Sklavenlagern hätten, wäre die Menschheit schon lange ausgestorben, bevor ihre Zivilisation weit genug fortgeschritten war, um Denkmaschinen zu erfinden.

Doch solche Überlegungen führten ihn direkt zu seinem eigenen Vorhaben zurück. Konnte es wirklich sein, dass Erasmus etwas falsch machte? Es behagte ihm nicht, es auf diese Weise zu betrachten. Es ging immer nur darum, mehr dazuzulernen.

Trotzdem wünschte er sich, Omnius hätte einen anderen Menschen als Versuchsobjekt ausgesucht. Dieser Lernprozess erwies sich als außerordentlich schwierig.

Im Gegensatz zu Menschen verfügte eine Denkmaschine über ihre volle Kapazität, sobald sie aktiviert wurde. Roboter, die erheblich nützlicher als Menschen waren, taten nur das, was ihnen befohlen wurde. Sie dachten in klaren Bahnen und erfüllten ihre Aufgaben mit hoher Effizienz und lösten Probleme durch logische Analyse.

Dieses wilde menschliche Kind jedoch war – obwohl Erasmus sich alle Mühe als Mentor gab – die Verkörperung des Chaos. Und Erasmus hatte niemanden, den er um Rat fragen konnte. Nicht zum ersten Mal wünschte er sich, dass Serena Butler bei ihm geblieben wäre.

Jeder Roboter war mit einem größeren Netzwerk verbunden, das unter der Kontrolle des Allgeistes stand. Es war ein Labyrinth der Schaltkreise, die im Einklang arbeiteten und die Synchronisierten Welten zu einem höheren Zustand der Ordnung und des Fortschritts ausbauten.

Menschen dagegen klammerten sich an ihren viel gepriesenen »freien Willen«, der sie in die Lage versetzte, furchtbare Fehler zu begehen und sich anschließend mit dummem Geschwätz zu entschuldigen. Diese Freiheit verlieh ihnen jedoch die Phantasie und Kreativität, um wunderbare Werke zu schaffen, um monumentale Leistungen zuwege zu bringen, die der überwiegenden Mehrheit der Maschinenbewusstseine für immer rätselhaft bleiben würden. Die Sache hatte auch Vorteile.

Aber diese ... Kreatur hatte nichts von alledem. Das Kind unterschied sich kaum von einem Tier. Der junge Mann schien gewillt, im Alleingang die Entropie des Universums um ein beträchtliches Maß zu erhöhen.

»Hör auf damit, Gilbertus Albans.« Erasmus hatte denselben Befehl schon viele Male zuvor geäußert, aber der Junge schien nicht imstande zu sein, einfachen Befehlen Folge zu leisten.

Erasmus hatte sich einen Namen für ihn ausgesucht, nachdem er die klassische Geschichte studiert hatte, auf der Suche nach Lautfolgen, die einen respektablen und bedeutenden Klang aufwiesen. Bisher hatte die Benennung nicht den geringsten Zusammenhang mit dem Verhalten des Kindes erkennen lassen.

Der wilde Sklavenjunge hörte immer wieder die gleichen Worte, aber er tat einfach nicht, was ihm gesagt wurde. Manchmal fragte sich Erasmus, ob dafür Dummheit oder störrische Verweigerung verantwortlich war.

Gilbertus warf einen der Blumentöpfe des Roboters um. Der Ton ging in Scherben, die Erde ergoß sich über den gekachelten Boden, und die Pflanze starb.

»Hör auf damit«, wiederholte Erasmus, diesmal in etwas eindringlicherem Tonfall. Doch auch das schien keine Wirkung zu haben. Welchem Zweck mochte die Dickköpfigkeit des Kindes dienen? Gilbertus hatte nichts von der Zerstörung, die er verursachte. Er schien ihm einfach nur zu gefallen, weil Erasmus ihm gesagt hatte, dass er es nicht tun sollte.

Gilbertus zerstörte einen weiteren Blumentopf, dann flitzte er aus dem Treibhaus und flüchtete sich in sein Zimmer. Der gelehrte Roboter folgte ihm, umweht von seinen prächtigen Gewändern.

Zweifellos genoss Omnius jeden Moment, wenn er die Ereignisse durch seine allgegenwärtigen Wächteraugen beobachtete.

Als Erasmus das Zimmer des Jungen erreichte, hatte Gilbertus bereits die Laken und Kissen des Bettes zerrissen und die Fetzen im ganzen Raum verteilt. Er zerrte an den durchscheinenden Vorhängen, die an den Pfosten des Bettes hingen, dann machte er mit seiner Kleidung weiter und warf sie Stück für Stück ab.

»Hör auf damit, Gilbertus Albans«, verlangte Erasmus und gab seinem Gesicht aus Flussmetall einen strengen, elterlichen Ausdruck.

Der wilde Junge reagierte darauf, indem er dem Roboter seine verschmutzte Unterwäsche gegen den spiegelnden Kopf warf.

Die Situation erforderte eine Änderung der Taktik.

Noch während das Chaos weiterging, betrat ein Trupp Haushaltsroboter das Zimmer und begann mit dem Aufräumen. Sie sammelten das Bettzeug und die Kleidung ein. Im Gewächshaus waren die zertrümmerten Töpfe bereits von anderen Kolonnen entfernt worden. Der Junge gab sich alle Mühe, ihnen stets einen Schritt voraus zu sein.

Gilbertus Albans stand nackt da, lachte und machte unanständige Geräusche, während er auf das Bett sprang, um den Robotern auszuweichen, die sich bemühten, ihn einzufangen – bisher vergeblich.

Erasmus beobachtete ihn und überlegte, was zu tun war. Der Junge hatte feinste Gewänder getragen, aber er schien überhaupt keinen Sinn für ihre Kostbarkeit zu haben. Geduldig hatte der Roboter immer wieder versucht, ihm Manieren beizubringen, damit er sozial verantwortlich und vernünftig handelte. Doch Gilbertus zog es vor, wertvolle Gegenstände zu zerstören, sein Zimmer zu verschmutzen, seine Bücher zu zerreißen und kein Interesse für seine Ausbildung aufzubringen.

Obwohl das wilde Kind gar nicht zuzuhören schien, erklärte der spiegelgesichtige Roboter ruhig: »Für mich ist es ineffizient, weiterhin die Schäden auszubessern, die du herbeiführst. Meine Bereitschaft zum Wohlwollen und mein Belohnungssystem haben keine erkennbare Wirkung gezeigt.« Er sandte den Haushaltsrobotern ein lautloses Signal. Sie setzten sich blitzschnell in Bewegung und packten Gilbertus, der sich trotz heftiger Gegenwehr nicht aus ihrem Griff befreien konnte.

»Jetzt beginnen wir mit einem Programm der strengen Bewachung und Strafe.« Erasmus trat zur Seite, um für die Roboter den Weg zur Tür freizumachen. »Bringt ihn in mein Laboratorium. Wir werden sehen, ob wir ihn dazu bringen können, dass er gehorcht.«

Nach Jahrhunderten der Vivisektion und sorgfältigen Beobachtung von tausenden Menschen wusste Erasmus sehr genau, wie er ihnen Schmerzen, Unannehmlichkeiten und Angst bereiten konnte. Der Roboter hatte seine Techniken so sehr verfeinert, dass er mit extremer Brutalität vorgehen konnte, ohne bleibende Schäden zu verursachen. Nach Möglichkeit wollte er es vermeiden, den frustierenden Jungen zu verletzen oder gar

zu töten. Aber nicht aus Mitgefühl. Der Junge stellte für ihn eine Herausforderung dar. Außerdem wollte er vor Omnius keinen Fehlschlag einräumen müssen.

Ersamus hätte Drogen und Gehirnoperationen anwenden können, aber er vermutete, dass solche Methoden gegen die Vereinbarungen verstießen, die er mit dem Allgeist geschlossen hatte. Vorläufig würde er auf diese Maßnahmen verzichten.

Der Junge wehrte sich immer noch, aber er war lediglich wütend über seine Lage und schien nicht gewillt, sich geschlagen zu geben. Erasmus wusste, dass er über mehr Ausdauer als sein Zögling verfügte. »Ich allein erkenne dein Potenzial, Gilbertus Albans, und ich habe nicht die Absicht, es mit dir aufzugeben.«

Sie marschierten durch die Korridore zu den weitläufigen chirurgischen Räumen und Labors. »Das wird mir mehr Schmerz zufügen als dir. Aber vergiss nie: Ich tue es nur zu deinem Wohl.«

Diese Bemerkungen erschienen Erasmus unlogisch, aber er probierte eine neue Technik aus und imitierte die Worte, die menschliche Eltern häufig zu ihren Nachkommen sprachen, bevor sie eine Bestrafungsmaßnahme durchführten. Als sie das Labor betraten und der sich windende Junge erste Anzeichen von wirklicher Furcht zeigte, fügte der Roboter mit tiefer Stimme hinzu: »Von nun an solltest du deinen Lektionen mehr Aufmerksamkeit schenken.«

39

Mit seinem Geist und seinen Sinnen nimmt der Mensch Bruchstücke der kommenden Wirklichkeit wahr. Trotz endloser Berechnungen werden Maschinen niemals dazu in der Lage sein - oder auch nur begreifen, wie so etwas funktioniert.

Titanin Hekate, *Renegaten-Tagebücher*

Iblis Ginjo war gefangen, als wäre er von einem gigantischen Weltraumwal verschluckt worden. Sämtliche Systeme seines Schiffes waren ausgefallen, die Energieversorgung und die Monitore waren dunkel und tot. Nun saßen er und seine beiden Begleiter in einer stockdunklen Höhle tief im Innern des geheimnisvollen künstlichen Asteroiden fest.

Wir sind verloren.

Obwohl sie geschworen hatten, den Großen Patriarchen in jeder Situation zu beschützen, konnten die zwei Djipol-Assistenten nichts für ihn tun. Floriscia Xico war blass geworden, und ihre kurzen rotblonden Locken waren vom Schweiß zusammengeklebt. Sie starrte den Großen Patriarchen an, als könnte Iblis einfach Gott befehlen, einen Blitz zu schicken, der ihre Widersacher vernichtete. Selbst der standhafte Yorek Thurr – der etliche gefährliche Missionen für seinen Herrn erfolgreich erledigt und viele Spione der Maschine in allen Teilen der Liga enttarnt hatte – schien Angst zu haben.

Iblis wagte es nicht, Schwäche zu zeigen. Um sich von seiner eigenen Besorgnis abzulenken, sah er die anderen mit finsterem Blick an und sagte: »Die Djipol hat zahllose Risiken gemeistert, ohne jemals das Vertrauen in meine Führung und in Serena Butlers Djihad zu verlieren. Aber nun verwandeln Sie sich angesichts eines mysteriösen Asteroiden in verängstigte, abergläubische Narren?«

Sie warteten in der Dunkelheit und Stille. Was hätten sie auch sonst tun können?

Ohne Vorwarnung erstrahlte außerhalb des Schiffs in der Höhle ein seltsames Licht. Es sah aus, als würde es durch diamantene Linsen gestreut. Die Grotte reflektierte das Funkeln mit der Helligkeit kleiner Sonnen, die von polierten Oberflächen zurückgeworfen wurden.

Der junge Djipol-Sergeant schirmte die Augen ab, während Yorek Thurr mit unerschrockener Neugier blickte. Iblis, der größte der drei, stand hinter ihnen und sah nach draußen. Dünne Nebelschwaden wirbelten durch die Kammer. »Es ist, als hätte der Asteroid ein Stück Himmel verschluckt ...«

Schließlich erwachten die Systemlichter rund um die Schleuse blinkend zum Leben, und eine beruhigende weibliche Stimme meldete sich über die Lautsprecher des gefangenen Schiffes. »Verlassen Sie Ihr Raumschiff, Iblis Ginjo. Ich möchte dem Großen Patriarchen persönlich begegnen. Seien Sie unbesorgt – ich habe viele Mühen auf mich genommen, um diese kleine Zusammenkunft zu arrangieren.«

Xico sah Iblis mit großen Augen an, die so rund wie Leuchtgloben waren, doch Thurr bedachte ihn nur mit einem ernsten Blick. »Ich werde Sie begleiten, Großer Patriarch.«

Iblis gab sich Mühe, einen mutigen und autoritären Eindruck zu erwecken. »Hören Sie auf, so verschüchtert zu tun, Sergeant«, blaffte er die junge Frau an. »Es steht fest, dass dieses ... Wesen nicht daran interessiert ist, uns zu vernichten. Zumindest noch nicht.«

Obwohl alle anderen Schiffssysteme weiterhin deaktiviert blieben, öffnete sich die Schleuse. Eine kühle, metallisch riechende Brise wehte herein. Die Luft im Asteroiden wirkte steril und künstlich, aber sie war atembar.

Iblis war zwar noch nicht überzeugt, dass sie dieses Abenteuer überleben würden, aber er gab sich den Anschein der Tapferkeit. Wenn es einen Weg gab, sich aus diesen Schwierigkeiten zu befreien, hätten sie es zweifellos seinen Überzeugungskünsten zu verdanken. Als wollte er dem Repräsentanten einer bedeutenden Liga-Welt gegenübertreten, strich er sich mit der Hand übers Haar und trat in die strahlend helle Höhle

hinaus. Yorek Thurr folgte ihm auf den Fersen, während die nervöse Floriscia Xico ihnen nach einem Moment des Zögerns hinterherstürmte. Sie wollte demonstrieren, dass sie trotz ihrer Furcht bereit war, ihren Anführer zu unterstützen.

Draußen legte Iblis die Hände an die Hüften, atmete mehrmals tief durch und blickte sich interessiert um. Schließlich rief er: »Warum haben Sie uns gefangen gesetzt?« Seine Worte hallten von den Wänden zurück, bis das Echo erstarb.

Sie hörten ein klapperndes Geräusch. Eine menschenähnliche Gestalt trat aus einer schattigen Nische in einer der verspiegelten Wände. Es war eine Maschine, aber völlig anders als jene, die Iblis während seiner Zeit als Trustee und Vorarbeiter der Sklaven auf der Erde gesehen hatte. Es war eine schöne, aber gleichzeitig furchteinflößende Monstrosität auf anmutig segmentierten Beinen. Ein mit optischen Fasern gespickter Kopf erhob sich auf einem geschmeidigen Hals, der mit irisierenden Schuppen besetzt war, und seitlich standen lange kantige Platten vom Körper ab, wie prismatische Schmetterlingsflügel. Die spitz zulaufenden vorderen Gliedmaßen waren zierlich und gekrümmt, ähnlich wie die Fangarme einer Gottesanbeterin. Das Gebilde erinnerte ihn an einen mechanischen Drachen, der erschreckend und ästhetisch ansprechend zugleich war.

Ein Cymek.

Neben ihm stand Thurr mit offenem Mund da. Eine solche Reaktion von einem normalerweise nüchternen und unerschütterlichen Mann überraschte Iblis.

Die Maschine musterte ihre Gefangenen, dann bewegte sie sich klackend vorwärts. Sie machte bei weitem keinen so erschreckenden Eindruck wie viele der monströsen Kampfkörper, in denen andere Cymeks aufzutreten pflegten.

Floriscia Xico stieß einen erstickten Schrei aus und zog ihre Handwaffe. Doch bevor sie einen Schuss abgeben konnte, hatte der Cymek eine Vordergliedmaße gehoben, die mit Antennen und Linsen besetzt war. Ein kaum sichtbarer Energiestrahl wirbelte die Luft auf und traf den verunsicherten Djipol-Sergeant, der sofort zu Boden ging.

»Ihr Hrethgir habt euch kein bisschen verändert«, sagte die weibliche Stimme, die nun aus dem Drachenkörper drang. »Ist

das die geeignete Art, einen guten ersten Eindruck zu hinterlassen? Ich finde, wir sollten unser Gespräch ohne Gewaltanwendung führen. Einverstanden?« Die filigrane exotische Gestalt tänzelte näher heran, bis zu der Stelle, an der Xico zusammengebrochen war. »Ajax behauptete immer, die Frauen würden zur Überreaktion neigen. Natürlich hat es eine halbe Ewigkeit gedauert, bis ich verstanden habe, wie idiotisch seine Einschätzung war.«

In Iblis' Geist hatten sich immer mehr Fragen angesammelt, die nun aus ihm hervorbrachen, als hätte sich eine Schleuse geöffnet. »Woher wissen Sie, wer ich bin? Wer sind Sie? Warum haben Sie unser Schiff gekapert? Was wollen Sie von uns?«

Die metallisch grünen Augen des Cymeks glitzerten. »Ich habe seit Jahren Informationen gesammelt, und Ihr Djihad ist das beste Unterhaltungsprogramm, das ich seit sehr langer Zeit verfolgen durfte. Eine ziemlich spektakuläre Show, fast so wie unsere Gladiatorenkämpfe während der Ära der Titanen. Trotzdem bin ich froh, dass diese Zeiten vorbei sind.«

»Und wer sind Sie?«, wollte Iblis wissen und legte seine gesamte Überzeugungskraft in die Frage. »Identifizieren Sie sich.«

Die leichteste Vibration führte dazu, dass die spiegelnden Facetten des Drachenkörpers funkelnde Regenbögen versprühten, wie Wasser, das auf Felsen spritzte. »Es macht mich traurig, aber es überrascht mich nicht, dass meine Geschichte während des vergangenen Jahrtausends in Vergessenheit geraten ist. Ich bezweifle, dass Agamemnon überschwängliche Biographien über mich geschrieben hat, wie im Fall der übrigen Zwanzig Titanen. Ajax hat mich wahrscheinlich nicht einmal vermisst.«

»Sie gehören zu den Titanen?«

Der Cymek reckte sich. Sie hatte ihm zahlreiche Hinweise gegeben, und Iblis hatte die erste Hälfte seines Lebens damit verbracht, für die Cymeks zu arbeiten, sich von ihnen verspotten und herumschubsen zu lassen. Sie redete, als würde sie schon genauso lange wie Agamemnon und alle anderen existieren. Aber Iblis hatte alle überlebenden Titanen gekannt. Es ergab einfach keinen Sinn.

»Sie möchten nicht raten?« Der Cymek klang beinahe pikiert. »Na gut ... ich bin Hekate.«

»Hekate!«, rief Thurr. »Das ... das ist unmöglich!«

Iblis war genauso überrascht. »Einer der ersten Unterdrücker der Menschheit?«

»Ach, wir waren nicht annähernd die ersten. Es hat immer wieder Unterdrücker gegeben.«

Iblis kannte natürlich die Geschichte der Cymeks und hatte häufig unter Ajax' Tyrannei leiden müssen. Er erinnerte sich, dass Hekate vor tausend Jahren Ajax' Geliebte gewesen war. Dann hatte sie ihre Stellung innerhalb der Titanen aufgegeben und sich auf eine Reise mit unbekanntem Ziel begeben. Seit vielen Jahrhunderten hatte sie niemand mehr gesehen.

»Sie betrachten uns als Unterdrücker der Menschheit? Das klingt so bedrohlich, obgleich es nicht mehr als eine jugendliche Verirrung war. Damals war ich rücksichtslos und ungestüm. Aber der Entwicklung neuer Paradigmen des Hedonismus sind nun einmal Grenzen gesetzt.« Hekate seufzte wehmütig. »Seitdem hat sich vieles geändert, und ich hatte jede Menge Zeit zum Nachdenken. Ich bin erwachsen geworden, könnte man sagen. Nach tausend Jahren des Grübelns geschieht das zwangsläufig.«

Iblis gab vor, jede Angst verloren zu haben, und setzte sich neben den Cymek, auch wenn er darauf achtete, den flügelartigen Extremitäten nicht zu nahe zu kommen. Hekate ragte viel höher als er auf. Sein Kopf fühlte sich an, als könnte er jeden Moment explodieren, so viele Möglichkeiten sammelten sich in einer wahren Gewitterfront seiner Phantasie. »Sie haben Recht, Hekate. Vielleicht gibt es wirklich eine Menge, worüber wir reden müssen.«

Thurr würdigte die gelähmte Xico keines zweiten Blickes, als hätte sie jegliche Relevanz verloren. Er sah Iblis mit schwarzen, ausgezehrten Augen an. Dann wandte er sich an Hekate. »Wir müssen erfahren, wo Sie gewesen sind. Sind Sie mit den Titanen verbündet? Oder mit Omnius?«

Der weibliche Cymek stieß einen verächtlichen Laut aus. »Omnius existierte noch gar nicht, als ich das Alte Imperium verließ. Und die Titanen – warum sollte ich mich diesen Narren

wieder anschließen? Ich habe nicht die Absicht, einen solchen Fehler ein zweites Mal zu begehen.«

»Trotzdem scheinen Sie die Dinge sehr genau verfolgt zu haben«, murmelte Thurr. »Sie wissen wahrscheinlich recht viel über die Synchronisierten Welten.«

Iblis bemühte sich, die Tatsachen zu verarbeiten. »Ich habe Geschichten über Sie gehört, Hekate, aber ich weiß nicht, wie viel davon wahr ist. Warum haben Sie sich von den Titanen abgewandt? Warum sind Sie jetzt zurückgekehrt?«

Hekate senkte ihren Drachenkörper, als würde sie sich setzen, um eine Geschichte zu erzählen. Iblis' Furcht war Neugier und Faszination gewichen.

»Zu Anfang schloss ich mich Tlaloc und den Rebellen an, weil ich von der Idee begeistert war, Macht und Größe zu erringen. Ich war gelangweilt und leicht zu beeindrucken. Als sie Ajax als militärischen Experten rekrutierten, brachte er mich mit. Ich war nur sein Spielzeug, aber er schien es mit mir genossen zu haben. Nachdem die Titanen das Imperium gestürzt hatten, stellte ich fest, dass mir das Drum und Dran der Herrschaft gefiel, große Paläste, ergebene Diener, schöne Kleider und kostbare Edelsteine. Es war alles sehr angenehm, wenn auch etwas seicht, wie ich zugeben muss.«

Iblis bemühte sich, diese Informationen mit seinem vorgefassten Bild in Einklang zu bringen – das der einsamen Titanin, die sich von der Schuld der Eroberung reingewaschen hatte. »Ich ... kannte Ajax.« Er hob das Kinn, da er sich nicht sicher war, ob er vielleicht zu viel sagte. »Er war ein Tyrann.«

»Ach, er war viel mehr, ein Rüpel, ein blutrünstiger Schlächter, ein psychotischer Killer. Ein absoluter Widerling.«

»Sie waren seine Geliebte«, warf Iblis ein. »Und jetzt verlangen Sie, dass wir Ihnen unbesehen glauben und mit Ihnen Freundschaft schließen?«

Thurrs kalte Augen verengten sich, als würde er keine ihrer Antworten glauben. »Was hat Sie so sehr zu diesem Mann hingezogen? War er anders, bevor er zum Titanen wurde?«

»Ajax hatte schon immer die schreckliche Neigung zur Gewalt, aber er konnte mir die Geschenke und Schätze besorgen, die ich mir wünschte. Er gab mir das Gefühl, jemand Besonde-

res zu sein, obwohl ich damals etwas töricht war. Als ich später Tlalocs große Reden hörte, veränderte sich meine Sicht auf die Dinge ... aber ich habe ihm gar nicht richtig zugehört. Tlaloc war ein großer Visionär, müssen Sie wissen. Agamemnon, Juno und Barbarossa waren allesamt völlig von der Idee der Eroberung eingenommen. Also machte ich mit. Ich hatte kein ausgesprochenes Interesse daran, Ruhm zu erlangen. Ich wollte nur das Leben einer Imperatorin führen, ungefähr so wie Ihre Frau, Iblis Ginjo.« Er zuckte zusammen, während sie innehielt und den prächtigen Kopf hin und her schwenkte. »Aber diese Person bin ich nicht mehr. Zwischen mir und meinem damaligen Ich liegen Welten.«

Neben ihnen rührte sich der Djipol-Sergeant, aber weder Iblis noch Thurr schenkten der jungen Frau Beachtung.

»Schließlich gelangte ich zur Erkenntnis, dass alles, was ich erstrebt hatte, im Grunde gar nichts bedeutete. Vielleicht war ich ein Spätentwickler, aber irgendwann begriff ich, worum es eigentlich ging.« Ihr leises Lachen klang, als würde sie sich selbst auf die Schulter klopfen. »Wenn ich es früher erkannt hätte, wäre die Ära der Titanen vielleicht ganz anders verlaufen. Nach meiner Transformation zum Cymek hatte ich genug von funkelnden Schätzen. Hübsche Juwelen sehen einfach anders aus, wenn man sie mit optischen Fasern und Sensoren betrachtet, die alle Bereiche des Spektrums abdecken. Ich lernte, andere Dinge zu schätzen, da ich nun alle Zeit zur Verfügung hatte, die ein Mensch sich vorstellen kann.«

»Ein geläuterter Cymek«, brummte Thurr, als wäre ihm die bloße Vorstellung unbegreiflich.

»Denken Sie an die Kogitoren, die ebenfalls eine Entwicklung hinter sich haben. Ich weiß noch, wie ich hundert Jahre alt wurde. Einhundert Jahre! Das klingt für mich immer noch uralt, obwohl ich schon das Zehnfache dieser Zeit gelebt habe. Doch in meinem Cymek-Körper fühlte ich mich so jung und tatkräftig wie immer. Ich fasste den Entschluss, mich zu bessern, Philosophie und Literatur zu studieren, über die wertvollen Dinge nachzudenken, die Menschen leisten können. Klar, das Alte Imperium war ein Schandfleck in der Geschichte der Menschheit. Eine lästige Zeitverschwendung, eine ablaufende Uhr. Es

hätte beinahe den individuellen Willen und den kreativen Antrieb der Menschen ausgelöscht.

Aber als Cymek stellte ich mir die Frage, welchen Sinn die Unsterblichkeit um ihrer selbst willen hatte. Es wird irgendwann extrem langweilig, einfach nur Jahrhundert um Jahrhundert weiterzuexistieren. Und die Zukunft sah für mich völlig trostlos und gestaltlos aus.« Sie drehte den Kopfaufsatz auf dem gelenkigen Hals herum, als wollte sie ihr Spiegelbild in den Facetten der Wand betrachten.

»Ajax und ich hatten uns auseinander entwickelt. Als Cymeks hatten wir kein Verlangen nach körperlichem Umgang mehr. Und er war – ich gebe es zu – ein ziemliches Arschloch. Ich muss blöd oder blind gewesen sein, dass ich es nicht früher bemerkt habe. Ich habe mich verändert, aber Ajax hat sich nie über den Stand eines Rüpels hinausentwickelt. Und ich erkannte, dass er nie reifer werden würde. Als er mehr Macht und weniger Einschränkungen hatte, wurde seine Neigung zum Blutvergießen unerträglich für mich. Das entsetzliche Gemetzel auf Walgis während der Ersten Hrethgir-Rebellion war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte ... also verließ ich ihn. Ich trennte mich von allen. Schließlich brauchte ich sie nicht mehr. Ich sagte den übrigen Titanen, dass sie sich ihre Herrschaft sonst wohin stecken konnten.

Ich hatte mir heimlich ein eigenes Schiff und alternative Körper für meinen Konservierungstank gebaut. Ich wollte zu einer großen Entdeckungsreise durch das gesamte Universum aufbrechen. Als galaktische Touristin, die alle Zeit der Welt zur Verfügung hat. Ich kann nicht behaupten, dass die anderen Titanen über meinen Fortgang traurig waren.« Hekate hielt inne, und ihre glänzenden Metallglieder zuckten. »Und dann, keine zwei Jahre später, übernahm Omnius die Herrschaft.«

Thurrs Kehle klang ausgetrocknet. »Und Sie sind eintausend Jahre lang fort gewesen? Deshalb weiß keiner der Cymeks etwas von Ihnen?«

»Ich bin überzeugt, dass sie versucht haben, mich zu vergessen. Aber ich bin vor einem halben Jahrhundert zurückgekehrt, und seitdem habe ich Informationen gesammelt. Ich habe herumgeschnüffelt, könnte man sagen. Ich habe gesehen, was

Omnius getan hat. Es ist ... eine andere Art von Schweinerei als jene, die die Titanen angerichtet haben.«

»Nur noch wenige der ursprünglichen zwanzig Titanen sind übrig«, sagte Iblis vorsichtig. »Sie wissen, dass ... selbst Ajax nicht mehr lebt?«

»Ja, ich weiß«, sagte sie beinahe beiläufig. »Und ich weiß auch, dass Sie ihn getötet haben.«

Iblis spürte, wie eine eiskalte Hand nach seinem Herzen griff. Er konnte nichts erwidern, weil er nicht lügen wollte und ihm bewusst war, dass jede Entschuldigung matt klingen würde.

Ein künstliches Lachen drang aus ihren mechanischen Systemen. »Keine Bange. Ich sollte Ihnen dafür dankbar sein. Vielleicht werden Ihnen eines Tages viele von Ajax potenziellen Opfern danken. Offen gesagt, es hat mich überrascht, dass er sich so lange halten konnte. In all den Jahren der Herrschaft hat er nichts dazugelernt. Es ist ein Jammer, dass ein einziger Mann so viele Gelegenheiten verpassen kann.« Sie hob zwei segmentierte Vordergliedmaßen. »Die Frage ist nur, ob *Sie* diese Gelegenheit nutzen werden.«

Iblis schluckte. »Was wollen Sie von mir, Hekate? Von welcher Gelegenheit sprechen Sie?«

»Ich weiß alles über Ihren Djihad, und ich weiß, wer Sie sind, Iblis Ginjo. Oder sollte ich die Form wahren und Sie als Großen Patriarchen anreden? Ein interessanter Titel. Haben Sie ihn sich selber ausgedacht? Das ist der Grund, weshalb ich den Kontakt zu Ihnen gesucht habe. Ich glaube, gemeinsam können wir sehr viel erreichen.«

Iblis wurde heiß vor Aufregung, aber er ließ es sich nichts anmerken. »Haben Sie eine Vision oder einen Langzeitplan? Oder sind Sie einfach nur gelangweilt?«

»Ist es mir nicht erlaubt, aus eigenen Motiven zu handeln? Es könnte sein, dass ich all die Jahre einen Groll gegen die Titanen gehegt habe, und nun bin ich zurückgekehrt. Der Djihad könnte meine Chance sein, wieder ins Spiel einzusteigen.« Sie scharrte mit einer Gliedmaße über den Boden. »Ist das von Bedeutung, wenn ich Ihnen helfe, den Sieg zu erringen?«

Iblis blickte sich zu Thurr um. Niemand konnte etwas gegen ihre Argumentation einwenden. Zu ihren Füßen kehrte Xico all-

mählich ins Bewusstsein zurück und schüttelte blinzelnd ihre Verwirrung ab.

»Denken Sie darüber nach. Während meine armen Titanenkollegen allesamt gezwungen sind, Omnius zu dienen, bin ich frei und unabhängig geblieben. Sobald Agamemnon erfährt, dass ich beschlossen habe, den Hrethgir zu helfen, wird sein Gehirn im Elektrafluid kochen! Aber ich bin ein wenig reuig geworden. Nachdem die Menschen jetzt endlich gewillt sind, sich mit aller Kraft zu wehren, möchte ich mich dem Feldzug anschließen.«

Iblis hielt den Atem an, als ihm völlig unerwartete Möglichkeiten durch den Kopf gingen. Dieser Cymek würde einen formidablen Verbündeten abgeben! »Wenn einer der ursprünglichen Titanen in unserem Djihad mitkämpft, wäre das ein unglaublicher Vorteil für uns, Hekate. Ich würde Ihr Hilfsangebot niemals ablehnen. Sie könnten ... so etwas wie eine Geheimwaffe sein.«

»Geheimwaffe!« Hekate gab einen Laut von sich, der wie ein Kichern klang. »Das gefällt mir.«

Doch der politische Teil seines Geistes verstand sofort, dass ein solch sensationeller Mitkämpfer große Unruhe unter den abergläubischen Elementen der Bevölkerung auslösen konnte, in Anbetracht des Hasses der Djihadis auf Denkmaschinen in allen Formen. Das Liga-Parlament und der Djihad-Rat würden viele Tage hitzig debattieren und diese außergewöhnliche Gelegenheit vertun.

Tag für Tag wurden die Proteste gegen den Djihad energischer. Die Menschen waren des Kämpfens müde und wünschten sich Frieden. Was würden sie tun, wenn sie von Hekate erfuhren?

Doch die abtrünnige Titanin wirkte ein wenig impulsiv. Sie könnte die Geduld mit den desorganisierten Menschen verlieren und ihre Hilfe zurückziehen.

»Es wäre vorläufig das Beste, wenn wir Ihre Beteiligung geheim halten«, sagte Thurr, als hätte er die Gedanken des Großen Patriarchen gelesen. »Auf diese Weise können wir es vermeiden, in das politische Gezänk der Liga verstrickt zu werden.«

»Ich sehe, ich habe es hier mit praktisch denkenden Männern zu tun. Haben Sie vielleicht einen konkreten Auftrag für mich? Ich kann es kaum erwarten, etwas zu unternehmen.«

»Ja!« Iblis' Augen strahlten. »Sie könnten uns helfen, eine verlorene Sache in einen Sieg zu verwandeln.«

Dann erklärte er ihr, was er im Sinn hatte.

40

Der Krieg bringt das Schlechteste in der menschlichen Natur zum Vorschein - und das Beste.

Schwertmeister Jav Barri

Während sich Primero Harkonnens Flotte auf die Konfrontation mit den Kriegsschiffen der Maschinen über Ix vorbereitete, kämpften sich Jool Noret und ein kleines Kommandoteam durch die Höhlen, die die Kruste des Planeten durchzogen.

Der Primero hatte sie instruiert, bevor sie eine Landekapsel bestiegen hatten und zur Oberfläche der Synchronisierten Welt hinuntergeschossen worden waren. »Fünf unabhängige Teams werden versuchen, sich durch die Tunnel bis zum Zentralcomputer des Ix-Omnius vorzuarbeiten. Jede Gruppe führt einen kompakten Sprengkopf mit sich, dessen Kapazität für die Vernichtung einer Stadt ausreicht. Ihre Aufgabe besteht darin, ihn zu Omnius' Festung zu bringen. Mit etwas Glück wird wenigstens eins der Teams das Ziel erreichen.«

»Dürfte eine nukleare Sprengladung nicht eine große Zahl von Todesopfern fordern?«, fragte Jool Noret.

»Ja«, räumte der Primero ein. »Aber Omnius verfolgt das Ziel, sämtliche Menschen zu töten, die sich in den Katakomben von Ix aufhalten. Diese Bombe ist so konstruiert, dass sie einen intensiven begrenzten Puls abgibt, der alle Gehirne auf Gelschaltkreisbasis auslöscht. Es ist eine taktische Waffe, also wird die Anzahl der Verwundeten verhältnismäßig gering ausfallen. Auch der Schaden an der ixianischen Industrie wird nicht allzu groß sein.« Für einen Moment sah es aus, als würde er die Kontrolle über seinen Gesichtsausdruck verlieren, doch er konnte seine Bestürzung kaschieren. »Es ist das Beste, was uns an Möglichkeiten zur Verfügung steht. Weil der Schlag präzise ausgeführt werden muss, ist es nötig, mehrere Gruppen loszuschicken, damit der Sprengkörper exakt im Ziel zur Explosion gebracht werden kann. Das wird keine leichte Aufgabe sein.«

Es hörte sich nach einem Selbstmordkommando an, bei dem die Erfolgschancen denkbar gering standen. Jool Noret war der Erste gewesen, der sich freiwillig gemeldet hatte ...

Noret folgte den uniformierten Djihadis ins Kampfgetümmel und warf seine letzte Störfeldgranate. Sie traf klackend den Boden und rollte über das leichte Gefälle auf einen Trupp Killerroboter zu, die sich ihnen stampfend näherten. Die Granate detonierte mit einem zerstörerischen Holtzman-Puls, der die Kampfroboter in reglose, funkensprühende Metallhüllen verwandelte, die wie Kunstwerke aus Schrott wirkten.

Durch die gewundenen Tunnel und dicken Steinwände wurde die Wirkung der Störfeldgranate bedauerlicherweise viel zu schnell gestreut. Und es kamen immer neue Todesmaschinen.

Ohne Ruhe- oder Orientierungspause stürmte Noret immer weiter, beladen mit einem Waffenarsenal und dem Pulsschwert seines Vaters. Granaten waren für ihn etwas, mit dem sich Feiglinge den Sieg sicherten; er zog es vor, seine Feinde einen nach dem anderen im Nahkampf zu überwältigen.

Wenn es nur nicht so viele davon gegeben hätte!

Obwohl er nur ein junger Söldner und nicht der Leiter des Einsatzkommandos war, führte er den Angriff trotzdem an und wich den zertrümmerten Hüllen der deaktivierten Roboter aus. Die Höhlenwände vibrierten immer noch vom Echo des letzten Störfeldpulses. Hinter ihm hielten andere Djihadis inne, um auf die neutralisierten Kampfroboter einzuschlagen, doch der ungeduldige Noret drängte sie weiter. »Spart eure Kräfte für wirkliche Gegner auf, die getötet werden müssen, und vergeudet sie nicht auf jene, die wir längst bezwungen haben.«

Nach den Plänen, die sie von überlebenden Ixianern erhalten hatten, führten diese Katakomben genau unter dem Industriezentrum der Maschinen und der Hauptcomputeranlage hindurch. Der ausgemergelt wirkende Kontaktmann der Gruppe, ein Ixianer namens Handon, hatte bei einem kürzlichen Blutbad, das vom Titanen Xerxes angerichtet worden war, seine Kameraden, seine Lebensgefährtin und seine Kinder verloren.

Der bemitleidenswerte Mann teilte ihnen entsetzliche Einzelheiten mit, dann zeigte er ihnen den Weg durch die engen Gänge im Fels. Wenn die entschlossenen Söldner ihren klei-

nen Atomsprengkopf unter dem befestigten Zentralkomplex platzieren konnten, wo sich die primäre Gelsphäre des ixianischen Allgeists befand, konnten sie diese Welt ein für alle Mal befreien.

Handons Kleidung war zerfetzt, seine Arme und sein Brustkorb schienen nur aus Haut und Knochen zu bestehen, sein Haar war lang und ungepflegt. Doch der Gesichtsausdruck des Flüchtlings verriet unerschütterlichen Kampfgeist. »Hier entlang. Wir sind fast da.« Er hatte sechs Monate lang im Untergrund gelebt, auf der Flucht vor Killerrobotern, von denen er einunddreißig vernichtet hatte.

»Ich muss wohl nicht ausdrücklich erwähnen«, sagte er mit grimmigem Lächeln, »dass ich ein gesuchter Mann bin.«

Tiefer in den Höhlen hatten Todesroboter menschliche Geiseln genommen. Die Kämpfer der Gruppe konnten ihre Schreie bereits hören. Doch statt ihre hilflosen Opfer als Verhandlungsmasse zu benutzen, rissen die Maschinen sie einfach auseinander, als würden sie sich davon erhoffen, dass die Söldner entsetzt zurückwichen. Handon litt sichtlich unter dem Gemetzel.

Als die Menschen auf sie zustürmten, hoben die Roboter ihre Waffenarme, mit denen sie heiß glühende Flammen und Sprengsätze verfeuern konnten.

»Achtung, wir werden uns verteilen!«, rief der Djihad-Offizier. »Schilde wieder aktivieren!«

Handon kauerte sich hinter die fünf Söldner von Ginaz, die vorübergehend ihre Körperschilde einschalteten und damit eine undurchdringliche Barriere im Korridor bildeten. Da sich die Generatoren als unzuverlässig erwiesen hatten, wenn sie über einen längeren Zeitraum in Betrieb waren, mussten die Söldner sie immer wieder deaktivieren, wenn gerade nicht damit zu rechnen war, dass sie unter direkten Beschuss genommen wurden.

Die Killerroboter feuerten eine Salve nach der anderen ab. Heftige Detonationen zertrümmerten die Wände und ließen die Decke erzittern. Gesteinsbrocken rieselten herab, aber die Körperschilde wehrten die Trefferenergie ab.

»Vordere Linie – runter!« Nachdem die erste Welle aus Projektilgeschossen verebbt war, duckten sich die Soldaten der

Verteidigungslinie. Noret drängte sich brüllend an ihnen vorbei. Er hob einen schweren Granatwerfer und feuerte ihn auf die Reihe der mechanischen Gegner ab. Die Tunneldecke stürzte ein und löste sich in große Felsbrocken auf. Noret wich nicht aus, er schützte sich nicht mit einem individuellen Schild – stattdessen legte er seine ganze Kraft in den Angriff. Noret zerstörte sämtliche Killerroboter, die sich im Korridor befanden. Gnadenlos vernichtete er auch den letzten Feind, dann winkte er Handon zu. »Weiter, schnell! Führen Sie uns zum Ziel!«

Die erste Reihe der Söldner folgte dicht hinter Noret und ihrem Führer. Alle Männer waren gezwungen, ihre Schilde zu aktivieren, um sich vor herabstürzenden Trümmern zu schützen. Nur wenige Augenblicke, nachdem sie den Tunnel hinter sich gelassen hatten, wurde er völlig verschüttet. Wände kippten, und Wolken aus Gesteinsstaub wirbelten empor.

Jemand schaute sich mit besorgter Miene zum blockierten Tunnel um, doch Noret rief seinen Leuten zu: »Auf diesem Weg werden wir uns sowieso nicht zurückziehen. Jedenfalls können uns die Roboter jetzt nicht mehr folgen.«

»Kommen Sie! Da vorne!« Handon wirkte aufgeregt und verängstigt zugleich. »Die Omnius-Zitadelle befindet sich genau über uns.«

Hinter ihnen schleppten die Waffenspezialisten einen Zylinder heran, der einen nukleare Sprengsatz enthielt. Nach planetaren Maßstäben eine kleine Atombombe, aber durchaus geeignet, einen großen Teil der von Omnius errichteten Stadt zu verwüsten.

Primero Harkonnen startete im gleichen Augenblick eine Weltraumschlacht, aber genauso wichtig war der Kampf, der hier unten stattfand. Wenn ihr Unternehmen erfolgreich war, konnte Noret Omnius vernichten!

Handon deutete auf den zu Glas erstarrten Fels, wo Metallsprossen einen vertikalen Schacht hinaufführten, der in der Decke verschwand. »Schnell, bevor die Gelegenheit vorbei ist!« Er kletterte vor den anderen die Sprossen hinauf. »Das wird der Höhepunkt meiner Rache für das Gemetzel sein, das wir erleiden mussten.«

Immer wieder blickte der Flüchtling nach unten, und in seinen dunklen Augen blitzte es auf. Noret folgte ihm in den Schacht. Plötzlich war sein Misstrauen erwacht, aber der junge Söldner blieb ständig auf der Hut. Der Sensei-Mek Chroix hatte ihn gelehrt, niemals davon auszugehen, dass er in Sicherheit war.

Sie kamen in der gepanzerten Kuppel der Omnius-Zentrale heraus, dem am besten geschützten Allerheiligtum des Computers. Maschinen, Röhren, Leitungen und Kühlzylinder verwandelten den Raum in ein industrielles Schreckensbild. Unter ihnen kletterten die Überlebenden des Einsatzkommandos durch den Schacht herauf. Ächzend wuchteten sie den schweren Atomsprengkopf nach oben. Schließlich lag der Zylinder auf den Metallplatten des Bodens in der Zentralgruft. Erschöpft deaktivierten sie die überhitzten Körperschilde, damit sie sich an die Arbeit machen konnten.

Noret blickte sich um und rechnete jeden Augenblick damit, dass Roboter mitten im verletzlichen Herzen von Omnius auftauchten. Er war bereit, sie allesamt zu vernichten, genauso wie er schon tausend Übungskämpfe gegen Chirox gewonnen hatte. Die Maschinen vibrierten unter dumpfen elektrischen Impulsen. Im Zentrum des Raumes ruhte die Gelsphäre des Computergeistes auf einem Sockel.

Doch er entdeckte keine bewaffneten Wächter oder Killerroboter. Hier stimmte etwas nicht.

Noret ging misstrauisch in die Hocke. Er ließ seinen individuellen Schild aktiviert, obwohl er bereits bedenklich flackerte.

Die Waffenspezialisten gingen in die Knie und öffneten den Behälter mit dem Sprengkopf. Ein Soldat schaltete ein Komgerät ein und informierte die Djihad-Kriegsschiffe im Orbit. »An Primero Harkonnen, Gruppe drei ist auf Position. Schicken Sie sofort das Shuttle herunter. Uns bleiben vielleicht nur noch ein paar Minuten.«

»Schon unterwegs«, antwortete ein Offizier aus dem Flaggschiff. »Sie waren schneller, als wir erwartet haben.«

»Handon hat uns gut geführt«, sagte Noret.

»Haben Sie etwas von den anderen Teams gehört?«, fragte einer der Waffenspezialisten, während er den nuklearen Zünder konfigurierte.

»Zu allen ist der Kontakt abgerissen«, kam die Erwiderung aus dem Orbit. »Sie haben es als Einzige geschafft. Wir haben schon nicht mehr daran geglaubt, dass überhaupt noch jemand übrig ist.«

»Wir werden es zu Ende bringen«, versicherte Noret knurrend. Er zuckte kaum merklich zusammen, als er an all die anderen Söldner dachte, die ihr Leben gelassen hatten. Doch nur die Kämpfer von Ginaz brachten die nötigen Voraussetzungen mit, eine solche Mission zu erfüllen. »Jetzt werden wir diese Maschinen in fünf verschiedene Höllen gleichzeitig sprengen.«

Urplötzlich, als hätte der Allgeist dem Gespräch gelauscht, verschob sich das Gewirr aus Röhren und blinkenden Elementen an den Wänden der Zitadelle und richtete sich klickend aus. Getarnte Waffensysteme hatten sich aktiviert und nahmen sie ins Visier.

»Passt auf!« Noret schnappte Handon und zog ihn in den Schutz seines Körperschilds.

Aber die anderen reagierten nicht schnell genug. Ein Hagel aus scharfen Splittern und glühenden Projektilen hüllte die Soldaten ein und zerfetzte sie vor Norets Augen zu kleinen roten Fleischstückchen.

»Lassen sie mich los!« Handon wand sich protestierend in seinem Griff.

»Wie bitte? Ich habe Sie gerettet. Warum sollte ich ...«

Handon versetzte ihm einen heftigen Tritt und versuchte sich zu befreien. Noret fluchte, aber der andere konnte sich losreißen. »Omnius! Schütze mich!«

Wütend schlug Noret mit dem Lauf seiner Waffe nach Handons Beinen und hörte das Geräusch von knackenden Knochen, bevor der Mann vor Schmerzen aufschrie. Dann zog er ihn zurück in den Schutz seines Schildes, während die Maschinenwaffen weiter auf die längst vernichtete Einsatzgruppe feuerten.

»Sie haben mir die Beine gebrochen!«

»Ich hätte Sie auf der Stelle töten können, also sollten Sie froh sein.« Unter dem Projektilhagel zuckten die Leichen der Djihad-Kämpfer. »Zumindest vorläufig.«

Tödliche Projektile hämmerten gegen Norets individuellen Schild. Die Holtzman-Barriere hielt sie mühelos ab, obwohl sich

der Generator bereits gefährlich erwärmt hatte. Als das Feuer unvermindert weiterging, hätte er es gerne mit seinen Waffen erwidert, aber er konnte nicht durch den Schild schießen. Und er wollte den Verräter Handon auch nicht loslassen. Der Feuerhagel machte ihm Sorgen, weil er sich nicht wehren konnte.

Noret stand in der Kammer und beschimpfte den Allgeist mit wüsten Flüchen. Er betrachtete bestürzt die leblosen, verstümmelten Überreste seiner Leute, von denen in wenigen Augenblicken nichts mehr übrig sein würde. Während sich Handon weiter in seinem eisernen Griff wand, bemerkte Noret den Atomsprengkopf, der neben den zerfetzten Leichen der Waffenspezialisten am Boden lag. Ein Rettungsshuttle war durch die Atmophäre unterwegs und musste durch die Kampflinien der Weltraumschlacht schlüpfen. Noret hätte dem Flaggschiff sagen sollen, dass sie sich die Mühe sparen konnten.

Handon hatte die tapferen Kämpfer in eine Falle geführt.

Immer noch im Schutz des Schildes schlang Noret einen Arm um den hageren Hals des Mannes. »Wir kämpfen für die Freiheit der Menschen. Warum stellen Sie sich gegen uns?«

Handon wehrte sich, aber die Verletzung seiner Beine zehrte merklich an seinen Kräften.

»Ich kenne drei Methoden, wie ich Ihnen die Kehle mit einem Fingernagel aufschlitzen könnte«, sagte er in unmittelbarer Nähe seines Ohres. »Und zwei Techniken, wie ich es mit den Zähnen tun könnte. Soll ich Sie sofort töten, oder möchten Sie mir erklären, womit Omnius Sie belohnen will, womit er den Verlust Ihrer Kameraden, Ihrer Frau und aller anderen Menschen, die Sie geliebt haben, ausgleichen will?«

Handon schnaufte. »Liebe ist etwas für schwächliche Hrethgir. Wenn ich Omnius geholfen habe, diesen Aufstand zu beenden, wird er einen Neo-Cymek aus mir machen. Ich werde viele Jahrhunderte lang leben.«

»Sie werden nicht einmal die nächsten paar Minuten überstehen.« Noret warf einen Blick auf sein Chronometer. Für seinen nächsten Zug war ein exaktes Timing nötig. Das Rettungsshuttle würde bald eintreffen. Ähnlich unsicher war die Frage, wie lange es dauern würde, bis sein Körperschild durchbrannte. Er musste schnell handeln.

Omnius' Stimme hallte durch den Raum. »Du wirst es nicht schaffen. Du hast keine Chance auf Erfolg.«

»Du solltest noch einmal genauer nachrechnen.« Noret zerrte seinen Gefangenen zum Sprengkopf hinüber. Vor der Mission waren alle Mitglieder des Einsatzkommandos in der Bedienung der alten Atomwaffen unterrichtet worden, die aus dem Arsenal von Zanbar stammten. Dieses Exemplar war eine einfache Bombe mit einem Vernichtungsradius von einem Kilometer.

Völlig ausreichend.

Omnius feuerte weiter auf das einzige verbliebene Ziel in der Kammer. Noret spürte, wie der beanspruchte Schild immer heißer wurde und machte sich zunehmend Sorgen. Handon behinderte ihn, wodurch er wertvolle Zeit verlor.

Noret bückte sich und riss ein festes Flexorband aus der Ausrüstungstasche eines getöteten Kameraden. Schnell zog er Handon die Arme auf den Rücken und fesselte sie. Er schlang den Strick um seine Ellbogen und die Unterarme. Dann griff er langsam durch das Schutzfeld und nahm den Schildgenerator eines anderen Soldaten an sich. Er befestigte ihn neben seinem eigenen am Gürtel und schaltete ihn ein. Zufrieden sah er, dass er funktionierte und seine überhitzte Einheit unterstützte.

»Damit dürfte mir genügend Zeit bleiben – mehr Zeit, als Ihnen noch zum Leben bleibt.« Er stieß den sich heftig wehrenden Handon von sich weg. »So, wenn Omnius Sie wirklich für einen wertvollen Mitarbeiter hält, wird er Sie vielleicht verschonen. Obwohl ich bezweifle, dass selbst ein Allgeist die Flugbahn jedes einzelnen Projektils berechnen kann, wenn sie von den unebenen Wänden zurückprallen.«

Die gebrochenen Beine des Gefesselten knickten ein, und er kroch von Noret fort. »Stell das Feuer ein, Omnius! Sei vorsichtig! Du könntest mich treffen!« Er winselte vor Schmerz, während er auf eine Antwort wartete.

Das Projektilfeuer ließ etwas nach, doch dann traf ein Querschläger Handons linke Schulter. Es hörte sich an wie ein Stein, der in weichen Schlamm fiel. Der Ixianer heulte auf und wand sich, aber mit den gefesselten Händen konnte er die blutende Wunde nicht erreichen.

Noret beugte sich über den Sprengkopf und vervollständigte die Sequenz, mit der die Detonation initiiert wurde. Er stellte den Countdown auf acht Minuten und verriegelte die Kontrollen. Jetzt konnte die Bombe nicht mehr entschärft werden.

Er hoffte, dass das Rettungsshuttle rechtzeitig eintraf, aber diese Sorge war von sekundärer Bedeutung. Noret war entbehrlich. In erster Linie kam es darauf an, dass er seine Mission erfüllte.

Dann vollführte er einen letzten Racheakt und fesselte Handon mit einem weiteren Flexorband an die Atombombe. Er drehte das Gesicht des entsetzten Mannes zur Zeitanzeige, sodass er genau verfolgen konnte, wie die noch verbleibenden Sekunden seines Lebens verstrichen. »Passen Sie für mich auf das Ding auf, ja?«, sagte Noret.

Er warf einen kleinen Sprengsatz auf eine der Schleusen, die in die geschützte Gruft des Allgeistes führten, und stürmte durch die zerfetzte Tür. Er rannte durch die Korridore und hoffte, dass die Pläne, die er sich eingeprägt hatte, korrekt waren. Sein Ersatzschild flackerte und verblasste schließlich. Überhitzt und durchgebrannt.

Sogar jetzt noch warf Omnius Verteidigungskräfte in die Schlacht, aber Noret hatte keine Zeit, gegen die Roboter zu kämpfen. Die Zeit lief Sekunde für Sekunde ab. Er hätte das Rettungsshuttle warnen können, damit es sich in Sicherheit brachte, während er hier blieb, um bis zum letzten Atemzug die Trabanten des Allgeistes zu vernichten. Doch nun hatte Jool Noret im Alleingang die Auslöschung des Ix-Omnius in die Wege geleitet. Hatte er seinen persönlichen Racheschwur damit nicht zur Genüge erfüllt?

Jetzt war es zu spät für solche Überlegungen. Das Shuttle war bereits unterwegs. Er dachte an die tapferen Djihadis, die ihr Leben riskierten, um ihn zu retten – Männer, die andernfalls den Kampf gegen Omnius hätten fortsetzen können. Er war es ihnen schuldig, dass er sich alle erdenkliche Mühe gab. Mit gesenktem Kopf stürmte Noret weiter und stieß Kampfmeks zur Seite, die ihm den Weg versperren wollten.

Er rannte noch schneller, sprang, schrie und landete einen Fußtritt, der kräftig genug war, um einem Roboter den Kopf von

den Schultern zu reißen. Er erinnerte sich an jeden Augenblick seines Trainings mit dem Sensei-Mek Chirox und nutzte nun die Gelegenheit, sämtliche Tricks anzuwenden, die er dabei gelernt hatte. Die Seele des gefallenen Söldners Jav Barri schien ihn zu erfüllen und sein Blut in pures Adrenalin zu verwandeln.

Er hätte in der verbleibenden Zeit noch viele weitere Gegner zerstören können, aber Noret entschied sich, seine Flucht fortzusetzen. Er wich der Konfrontation aus und näherte sich dem Ende eines Tunnels, der ins Freie führte. Wie ein Taucher brach er durch die Oberfläche an die kühle ixianische Luft und blickte ins rauchgeschwängerte Tageslicht. Er verzichtete darauf, sein Chronometer zu konsultieren, um sich zu vergewissern, wie viele Sekunden ihm noch blieben. Über ihm flackerten farbige Blitze über den Himmel, wie ein Höllengewitter, nur dass es keine grauen Wolken gab – nur Raumschiffe, die sich wütend attackierten.

Sein Peilsignal wanderte lautlos durch das elektromagnetische Spektrum. Noret konnte es nicht hören, aber die Maschinen würden es zweifellos so deutlich wie eine Alarmklingel wahrnehmen. Genauso wie das Rettungsshuttle.

Er sah den silbrigen Umriss, der sich wie ein Raubvogel herabsenkte. Noret lief auf eine freie Fläche zwischen Lagerhäusern und brennenden Fabriken. Obwohl er deutlich zu sehen war, winkte er, um den Piloten auf sich aufmerksam zu machen. In der Nähe setzten sich Kampfroboter in Marsch, Verstärkungseinheiten, die durch große Torbogen ins Freie strömten. Sie konnten jederzeit das Feuer auf ihn eröffnen oder ihn umzingeln und überwältigen, um ihn langsam mit unmenschlicher Kraft in Stücke zu reißen.

Das einsame Rettungsschiff senkte sich mit dröhnenden Triebwerken herab. Die Schleuse war bereits geöffnet, und er rannte darauf zu. Zwei uniformierte Djihadis winkten ihm zu, dass er sich beeilen sollte. Noret warf sich mit einem Hechtsprung ins Shuttle, bevor es vollständig gelandet war, und rief, dass sie sofort wieder durchstarten sollten. »Los! Wir haben nicht mehr viel Zeit!«

»Nur einer?«, sagte einer der Männer an der Schleuse. »Wo sind die anderen aus Ihrem Team?« Der Pilot wollte nicht ohne sie abfliegen.

»Es gibt keine anderen mehr!« Noret streckte eine Hand aus und ließ sich auf die Beine helfen. »Der Sprengkopf ist auf Position und der Countdown läuft. Omnius hat möglicherweise Roboter geschickt, um ihn zu entschärfen, aber sie werden es nicht schaffen ... jedenfalls nicht rechtzeitig.« Nun schaute er doch auf sein Chronometer. »Noch zwei Minuten bis zur Detonation. Fliegen Sie endlich los!«

Alarmiert schloss das Rettungsteam die Schleuse des Shuttles und schrie dem Piloten zu, dass er starten sollte. Die Beschleunigung warf sie gleichzeitig zu Boden, als das Shuttle in den ixianischen Himmel emporschoss.

Noret stieß einen erleichterten Seufzer aus und lehnte sich gegen die Wand. Er legte die Hände über die Augen, als ein gleißendes Licht durch die Sichtfenster fiel und sich eine Nova der Vernichtung ausbreitete, die einen erheblichen Teil der Stadt verschlang. Die Explosion würde nicht mehr als einen radioaktiven, glühenden Krater und einen ausgelöschten Omnius zurücklassen.

Obwohl ihnen schwere Zeiten und eine langwierige Aufbauphase bevorstanden, waren die Menschen von Ix nun von der Unterdrückung durch den Allgeist befreit.

Die Armee des Djihad würde trotzdem anrücken und für den Schutz dieser neuen eroberten Welt sorgen müssen. Doch in diesem Moment gönnte sich der erschöpfte Noret ein grimmiges Lächeln und entspannte sich ein wenig. Er hatte seinen Part erfüllt. Nun mussten die Djihad-Kampfschiffe nur noch über die Maschinenflotte im Orbit triumphieren.

Er hatte einen bedeutenden Sieg errungen, aber es war immer noch nicht genug, um das Versprechen einzulösen, das er gegeben hatte – für sich und seinen Vater zu kämpfen, um das gähnende Loch in seinem Herzen auszufüllen.

Joel Noret hatte überlebt, aber nur, weil er auf diese Weise noch mehr Verderben bringen konnte.

Der Geist des gefallenen Kriegers Jav Barri strich durch ihn, und Noret hatte sich als Söldner von Ginaz bewiesen. Sein Vater und der Sensei-Mek Chirox wären stolz auf ihn.

Doch es war nur der Anfang.

41

Ungeziefer gebiert Ungeziefer.

Omnius, *Djihad-Dateien*

Als Ix unter dem nuklearen Inferno erzitterte, in dem Omnius unterging, wäre das für Primero Xavier Harkonnen eine Gelegenheit gewesen, sich einfach mit seiner Djihad-Flotte abzusetzen. Aber er verwarf diese Idee sofort. Die Denkmaschinen würden ihre Industriewelt einfach wieder übernehmen, und die gesamte ixianische Offensive wäre umsonst gewesen.

Seine Schiffe blieben im stationären Orbit über dem verblassenden Blitz der Atomexplosion. Von den schnellen Kindjal-Jägern erhielt er ständige Meldungen über die militärischen Divisionen der Roboter, die sich sammelten, um den Bodenangriff der einheimischen Rebellen zurückzuschlagen, die aus den unterirdischen Katakomben strömten.

Xavier hatte gehofft, dass die Vernichtung des planetaren Allgeistes genügte, um die Denkmaschinen zu verwirren und ihren Widerstand zu brechen. Bedauerlicherweise waren die Kampfroboter autonome Einheiten, die auch ohne Omnius' Befehle koordiniert gegen ihre Feinde vorgehen konnten. Die im Orbit verstreuten Kriegsschiffe der Denkmaschinen formierten sich neu. Die abgefangenen Sendungen deuteten darauf hin, dass sie nun von einem Cymek angeführt wurden. Einem der ursprünglichen Titanen.

Sehr schlecht.

Xavier erinnerte sich an die ersten Schlachten auf Bela Tegeuse, als die Djihad-Armee sich auf sichere Posten zurückgezogen hatte, in der Hoffnung, genügend Schaden angerichtet zu haben, um den Sieg verkünden zu können. Doch kurz darauf war ihnen klar geworden, dass sie den Kampf zu früh eingestellt hatten, weil sie anschließend jeden Zentimeter des bereits erobert geglaubten Bodens wieder verloren hatten.

Es wäre eine Schande, wenn sich der Triumph über den Ix-Omnius als genauso trügerisch erweisen sollte. Die Armee des Djihad brauchte die Fabriken und Rohstoffe dieses Planeten.

»Bleiben Sie in Bereitschaft«, wies er seine Brückenoffiziere an. Der Befehl wurde an den Rest der Flotte weitergeleitet.

Während er den stetigen Strom der Rettungsschiffe beobachtete, die zwischen seiner Flotte und der Oberfläche von Ix hin und her eilten, wurde Xavier klar, dass ihm die Zeit davonlief. Er musste entweder kämpfen oder fliehen.

Auf Projektionsschirmen sah er, wie die feindlichen Streitkräfte sich den zahlenmäßig und in ihrer Feuerkraft unterlegenen Djihad-Schiffen näherten. Als militärischer Taktiker, der darauf trainiert war, die Erfolgschancen einzuschätzen und Entscheidungen zu treffen, hätte Xavier in dieser Situation den Rückzugsbefehl erteilen müssen, um den Schaden zu begrenzen. Seine Schiffe konnten unmöglich der Flotte standhalten, die Omnius gegen ihn in Marsch gesetzt hatte.

Ihm blieben nur noch wenige Augenblicke, um sich zu entscheiden. Kampf oder Flucht.

Serenas Gesicht blitzte in seiner Erinnerung auf, und er dachte an ihr ermordetes Kind. Angesichts eines so brutalen Widersachers blieb ihnen keine andere Wahl. Verzögerungen führten nur zu mehr Toten. Wenn nicht hier, dann an einem anderen Ort. Die Streitkräfte von Omnius mussten aufgehalten werden, ganz gleich wo.

»Sieg oder Niederlage, alles oder nichts«, murmelte er – laut genug, dass die Offiziere auf der Brücke ihn verstehen konnten. »Wir werden uns erst dann zurückziehen, wenn Ix fest in unserer Hand ist. Wenn die Menschen wieder frei sind.«

* * *

Obwohl er über sämtliche Einrichtungen auf Ix verfügen konnte und seinem Befehl mehr Kriegsschiffe und Feuerkraft unterstanden als der ärgerlichen Hrethgir-Flotte, entschied sich der Titan Xerxes nicht zum Angriff. Noch nicht. Der Schwarm der Maschinenschiffe wurde langsamer und bezog neue Positio-

nen in der Nähe des Feindes. Er wollte weiter seine Kräfte sammeln, bis er eine so gewaltige Übermacht hatte, dass er einen vernichtenden Schlag ausführen konnte. Xerxes würde diese aufsässige Djihad-Armee zu Staub zermahlen, genauso wie er häufig lästige menschliche Insekten unter seinen Metallfüßen zerquetschte.

Er wünschte sich, Agamemnon wäre hier und könnte es sehen. Xerxes hatte sich nie großen Respekt als militärischer Befehlshaber verschaffen können, und seit dem Niedergang des Alten Imperiums hatte er keinen richtigen Eroberungsfeldzug mehr geleitet. Aber er war ein Titan ... und nachdem der Ix-Omnius ausgeschaltet war, besaß er als Einziger die nötigen Führungsqualitäten.

Xerxes bewegte sich durch den Weltraum in seinem imposantesten mechanischen Körper, der die Gestalt eines riesigen prähistorischen Vogels hatte, mit gefährlichem, spitz zulaufendem Kopfaufsatz und rot glühenden optischen Sensoren, die wie die Augen eines Raubtiers loderten. Der Flugkörper simulierte die Bewegungen eines großen Kondors, selbst im Vakuum, aber er war so groß wie ein Schlachtschiff. Tief im Innern der Maschine schützte ein Konservierungsbehälter das Gehirn des uralten Cymek, das von Gedanken erfüllt war, wie er diesen glorreichen Sieg über die fanatischen Hrethgir erringen würde – und, wie er hoffte, die Bewunderung von General Agamemnon. Seit Jahrhunderten hatte Xerxes – bislang erfolglos – versucht, den Anführer der Titanen zu beeindrucken.

In der Raubvogelgestalt kreuzte der Titan durchs All und inspizierte die Schiffe, die sich für den Angriff formierten. Neo-Cymeks und von Robotern geführte Kriegsschiffe schwebten im harten Sonnenwind. Diesmal waren so viele Roboterschiffe gegen die Armee des Djihad in Stellung gegangen, dass einfach nichts schief gehen konnte. Er würde die Menschen restlos vernichten.

»Feindliche Schiffe sind auf Position«, meldete ein Neo-Cymek-Offizier in codierter Maschinensprache über die Kommunikationsfrequenz.

Dann entdeckte er ein kleines silbrig-schwarzes Update-Schiff, das sich aus dem Weltraum näherte, mit der aktuellen

Version von Omnius an Bord. Xerxes übermittelte ihm den Befehl, am Rand des Planetensystems zu warten, wo die Wachschiffe der Maschinen patrouillierten. Ein glücklicher Zufall. Innerhalb eines Tages konnte er sogar den Verlust des planetaren Allgeistes wieder wettmachen – welch ein Triumph!

Während der Titan und die anderen Neo-Cymeks sich hinter den Schutz der schwer bewaffneten Roboterflotte zurückzogen, rückten die Kampfschiffe in präziser Angriffsformation vor. Die Menschen hatten keine Chance. Perfekt! Xerxes kam zu dem Schluss, dass er seinen Vorteil nun weit genug ausgebaut hatte, und gab den Befehl.

»Voller Angriffsmodus für alle Kampfschiffe. Nach dem, was das Ungeziefer soeben mit Omnius angerichtet hat, werden wir keine Rücksicht nehmen, ungeachtet der Verluste an Robotereinheiten. Die Hrethgir müssen ausgelöscht werden!«

Außerdem, dachte er, *können wir jederzeit neue Maschinen bauen.*

* * *

Von der Schaumplaz-Brücke an Bord seines Ballista-Flaggschiffs hatte Xavier einen ungehinderten Blick auf den Weltraum und das trügerisch friedliche Funkeln der Sterne. Unter ihm markierten rötliche Streifen auf der Planetenatmosphäre die Bahnen der Djihad-Rettungsschiffe, die zur Flotte zurückeilten. Doch hier gab es auch keine Sicherheit.

Er dachte an Octa und seine Töchter und sein idyllisches Anwesen auf Salusa Secundus mit den Olivenhainen und Weinbergen. Die Erinnerung an den alten Manion und seinen Weinkeller wärmten sein Herz. Er wünschte sich so sehr, diesen Tag zu überleben und heimzukehren.

»Sie haben sich wieder in Bewegung gesetzt, Primero«, meldete eine nervöse Stimme über den Kom. »Es sind viel mehr als zuvor. Sie haben fünfmal so viele Kampfeinheiten wie wir, ich glaube, sie meinen es ernst.«

Durch das Plazfenster sah Xavier tausende silbrig glänzender Maschinenschiffe, die über der gewölbten Oberfläche von Ix hingen. Es schienen genug zu sein, um die zahllosen Sterne bezwingen zu können.

»Nur die Hälfte unserer Rettungsschiffe ist in die Hangars der Ballistas zurückgekehrt, Sir. Die Verluste sind ...«

Der Primero schnitt ihm das Wort ab. »Ich will jetzt noch nichts von Verlusten hören.« *Davon werden wir in ein paar Minuten mehr als genug haben.* Er bellte Befehle und betrachtete die taktische Darstellung auf den multiplen Schirmen der Brücke. Während er seine Flotte rekonfigurierte, beobachtete er, wie die Ballistas auf Verteidigungsposition gingen.

Die Söldnertruppen auf der Planetenoberfläche hatten ihre Aufgabe erfüllt, und Xavier wollte nicht zulassen, dass die Armee des Djihad ihre Pflicht vernachlässigte. An den Hüllen der Ballistas glühte es rötlich auf, als die Waffensysteme unter Energie gesetzt wurden. Er hoffte, dass die Schilde ausreichend gekühlt wurden, um lange genug zu halten, und dass Tio Holtzmans Unterbrechersystem, das die Schilde kurzzeitig ausschaltete, um mit den eigenen Waffen feuern zu können, den Anforderungen gewachsen war.

Aus seiner langjährigen militärischen Ausbildung wusste Xavier, dass Erfolg oder Niederlage in einer Schlacht häufig mehr vom Glück als vom Geschick abhing. Holtzmans Schilde würden seine Schiffe vor den ersten Salven der Roboterflotte schützen, doch selbst seine konservativsten Planungen hatten nicht vorhergesehen, dass sie einer so unglaublichen Linie aus Kriegsschiffen der Maschinen gegenüberstanden. Der Feind konnte so lange auf sie einschlagen, bis die Armee des Djihad irgendwann zerbrach ... ein Raumschiff nach dem anderen.

»Wir werden die Stellung halten, so lange wir können, und bei der ersten Gelegenheit zurückschlagen.« Er bemühte sich, tapferer zu klingen, als er sich fühlte. »Die Rebellen da unten hatten es mit einer viel schlimmeren Übermacht zu tun, und sie haben über ein Jahr lang durchgehalten.«

Vor ihnen teilte sich die Maschinenflotte in zwei Hälften, und ein Angriffskeil raste mit hoher Beschleunigung auf sie zu. Der Titan Xerxes sendete über einen offenen Kanal, den, wie er wusste, die Menschen abhören konnten: »Die einzige Chance der Hrethgir besteht darin, das Unausweichliche ein wenig hinauszuzögern. Wir schneiden ihnen den Fluchtweg ab.«

Xavier hatte seine kleinsten Schiffe in der vorderen Reihe positioniert und sah, wie sie nun von der Angriffsmacht bedrängt wurden. Dahinter flackerten die sich überlappenden Schilde der ersten Ballistas. Der Effekt war kaum wahrnehmbar, aber durch die präzise Abstimmung konnten sie eine Salve aus Projektilfeuer starten, die die Angriffswelle der Roboter zurückwarf und viele der Maschinenschiffe vernichtete, bevor sie durchbrechen konnten.

Nach der ersten Welle aus Blockadebrechern folgte sofort eine Schwadron aus Neo-Cymeks in bizarren Flug- und Kampfkörpern, angeführt von einer gewaltigen geflügelten Gestalt, die an einen Raubvogel erinnerte, aber so groß wie ein Ballista war. Zweifellos war es der Titan und Oberbefehlshaber persönlich. Die größeren Robotereinheiten gruppierten sich um und bereiteten sich auf den zweiten Angriff vor.

»Durchhalten!«, sagte Xavier. »Unsere Reihen müssen geschlossen bleiben, sonst sind wir alle verloren.«

Doch als die Stampede der Roboterkriegsschiffe losstürmte, wusste er, dass seine Flotte keinen weiteren Zusammenstoß überstehen würde. Er dachte daran, wie das Schiff seines Bruders Vergyl über IV Anbus von Cymeks vernichtet worden war, und spürte tiefe Niedergeschlagenheit.

Jemand würde Emil Tantor die Nachricht überbringen müssen, dass auch sein letzter Sohn gefallen war.

* * *

Im gigantischen Asteroiden machte sich Iblis Ginjo große Sorgen und hoffte, dass Hekate, der exzentrische weibliche Cymek – seine Verbündete? –, wie versprochen durchkam.

Ihr kunstvoll konstruierter Laufkörper hatte sich zurückgezogen und vom Konservierungstank gelöst. Dann hatte sie ihr Gehirn in die komplizierten Systeme installiert, mit denen sie den riesigen künstlichen Felsen zwischen den Sternen navigieren konnte.

»Hekate, was geschieht?« Iblis stand da, die Hände hilflos zu Fäusten geballt, und sah sich in der Kammer mit den verspiegelten Wänden um, in der ihr Schiff gefangen war. Er spürte die Beschleunigung, als der Asteroid Fahrt aufnahm.

Hekates Stimme drang aus Lautsprechern, die in den Felswänden verborgen waren. »Ich mache genau das, worum Sie mich gebeten haben, lieber Iblis. Beobachten Sie das Geschehen – wie Ihre ›Geheimwaffe‹ zuschlagen wird.« Ihr Lachen war wie klirrendes Eis.

Eine der flachen Kristalloberflächen schimmerte und wurde zu einem Projektionsschirm, der das Planetensystem zeigte, dem sie sich schnell näherten.

»Sehen Sie? Wir haben Ix erreicht, und wie es scheint, waren Ihre Befürchtungen begründet. Hier bahnt sich eine Katastrophe an! Ihre Djihad-Armee hat außergewöhnlich tapfer Widerstand geleistet – schauen Sie sich nur die vielen Wracks im Orbit an –, aber sie wird der totalen Vernichtung nicht entgehen können.«

»Tun Sie etwas!«, verlangte Iblis. »Wir haben sehr viel investiert, um Ix zu befreien. Es hat Jahre gedauert, und wir brauchen diesen Sieg!«

»Ich werde tun, was ich kann, Iblis«, antwortete sie in unbeschwertem Tonfall. »Ach, ich hatte schon ganz vergessen, wie ungeduldig sterbliche Menschen werden können.«

Hekates riesiger Asteroid stürzte auf die Ebene der Ekliptik hinunter und auf Ix zu. Im Orbit funkelten zahllose Raumschiffe und die Blitze der tobenden Schlacht.

Schweigend, aber konzentriert verfolgte der Djipol-Befehlshaber die Lage auf dem Schirm. Er zeigte keine Emotionen und sagte nichts.

Im Gegensatz zu ihm wand sich Floriscia Xico vor Aufregung und Besorgnis. »Aber was kann ein Asteroid in einer Raumschlacht ausrichten, Großer Patriarch? Hekate ist doch nur ein Cymek gegen eine komplette Flotte!«

Iblis verzichtete auf den Hinweis, dass der fliegende Felsbrocken genügend Masse besaß, um sämtliche Roboterschiffe mit einem einzigen Manöver zu zerschmettern. Trotzdem hoffte er, dass Hekates Plan über eine simple Kollision hinausging. »Warten Sie einfach ab und schauen Sie zu, Sergeant, wie die Titanin uns mit ihren Fähigkeiten beeindruckt.«

Lachen drang aus den Lautsprechern. »Ich bin in der Tat tief gesunken, wenn ich mich darauf verlege, einen Mann wie Sie

beeindrucken zu wollen, Iblis Ginjo. Ich habe meine eigenen Gründe, warum ich Ihnen helfe ... und ich glaube, ich habe eine hinreichend dramatische Möglichkeit gefunden, wie ich wieder auf die Bildfläche zurückkehren kann. Welch ein erhebender Augenblick! Juno würde mich für meinen Wagemut aus ganzem Herzen verachten.«

Die kratergroßen Triebwerke des Asteroiden glühten auf und beschleunigten ihn auf die Kriegsschiffe der Maschinen zu, die der Djihad-Flotte schwer zusetzten.

»Jetzt passen Sie auf, was ich mit meinen kinetischen Werfern anrichten kann!«

* * *

»Unsere Schilde versagen, Primero!«, rief der Waffenoffizier. Xavier hatte es bereits selbst gesehen, aber er konnte nichts dagegen tun.

»Wir haben auch zu einem dritten Ballista jeden Kontakt verloren, Sir. Die Orter zeigen viele Wracks an, hunderte von Rettungskapseln ...«

»Wie ist der aktuelle Stand unserer Bewaffnung?«, sagte Xavier, der sich nicht der Verzweiflung hingeben wollte. »Die optimistischste Einschätzung. Wie viele von diesen verdammten Maschinen können wir ausschalten, bevor ...«

Plötzlich bemerkte Xavier hinter der majestätischen und erschreckenden Raubvogelgestalt des Titanen ein großes, überraschend aufgetauchtes Objekt, das sich mit hoher Geschwindigkeit bewegte und in steilem Winkel auf die Ebene der Planeten herabstieß. »Was bei den sieben Höllen ist das? Geben Sie mir die Ortungsdaten.«

»Es scheint ... ein Asteroid zu sein, Primero. Die Kurs- und Geschwindigkeitsdaten kommen herein ... Unfassbar! Es ist, als hätten die Götter einen Stein geschleudert, und er zielt genau ins Zentrum der feindlichen Flotte!«

Das vergrößerte Bild zeigte einen rasenden Brocken aus kraterzernarbtem Fels, der sich immer schneller dem Herz des Feindes näherte. Die Bewegungsangaben erschienen auf dem Bildschirm. Seine Masse war hundertmal größer als die aller Roboterschiffe zusammengenommen.

»Unmöglich!«, sagte Xavier. »Kein Asteroid kann eine solche Bahn fliegen.«

Auf der Rückseite des kosmischen Eindringlings glühten große Krater wie die Düsen gewaltiger Triebwerke. Einige der Maschinenschiffe änderten den Kurs und flüchteten verwirrt vor diesem geheimnisvollen Neuankömmling. Ein Schwall aus codierten Sendungen überschüttete den Felsen, und die Denkmaschinen tauschten hektisch Daten aus.

Die Antwort bestand aus einem Schauer von kugelförmigen Projektilen, die aus vereinzelten Kratern auf der zerklüfteten Oberfläche hervorbrachen, wie extrem beschleunigte Kanonenkugeln. Bevor die Denkmaschinen reagieren konnten, hatten die kinetischen Geschossen zwei ihrer größten Kriegsschiffe vernichtet.

Wie ein wütender salusanischer Stier krachte der Asteroid mitten in die Maschinenflotte, genauso schnell wie ihre leistungsfähigsten Schiffe, aber erheblich größer. Durch die Wucht seiner Masse zertrümmerte er Dutzende Schiffe, als würde er Insekten zertreten. Die Neo-Cymeks waren die Ersten, die die Flucht ergriffen, und als der große kondorförmige Titan sich zurückziehen wollte, versetzte der rotierende Asteroid ihm einen Schlag, der Xerxes aus dem Orbit schleuderte.

Die Djihadis schrien verwirrt und fassungslos auf, als der Asteroid abrupt den Kurs änderte und erneut durch die Roboterschiffe pflügte. Die Maschinen wandten sich dem neuen, wesentlich bedrohlicheren Angreifer zu und feuerten Granaten ab, die auf der bereits von Kratern übersäten Oberfläche nur wenig Schaden anrichteten. Zur Vergeltung startete der geheimnisvolle Feind eine weitere Salve aus kinetischen Projektilen, die noch mehr Verwüstung unter den Robotern anrichteten.

Keins der verzweifelten Djihad-Schiffe wurde von diesen Schrotschüssen getroffen.

Xavier blieb kaum Zeit, darüber nachzudenken, warum das Schicksal plötzlich zu seinen Gunsten eingegriffen hatte. Er wollte sich nicht über einen unerwartet aufgetauchten Verbündeten beklagen. Noch nicht.

Er atmete tief durch und wusste, dass sich seine Soldaten nichts mehr wünschten als einen möglichst schnellen Rückzug,

nachdem sie nun eine zweite Chance erhalten hatten. Aber er wollte den Kampf um Ix nicht aufgeben. Andernfalls wären alle Opfer, die seine Leute gebracht hatten, umsonst gewesen.

»Die Reihen schließen und neue Ziele suchen. Wir greifen die Maschinen an, solange sie sich noch nicht von diesem Schlag erholt haben. Dies ist ein kritischer Augenblick.«

Obwohl die überhitzten Schilde des Flaggschiffs nutzlos geworden waren, stürzte sich Xavier Harkonnen kopfüber ins Getümmel aus Chaos und Verwüstung. Damit setzte er sich einer großen Gefahr aus: Der mysteriöse Angreifer konnte sich genauso gut im nächsten Moment gegen seine Streitkräfte wenden.

Die Neo-Cymeks funkten verzweifelt den befehlshabenden Titanen an, aber Xerxes hatte bereits den Rand des Systems erreicht und beschleunigte zusehends, während er seine Existenz zu retten versuchte.

Nachdem der interstellare Besucher die Hälfte der Maschinenflotte vernichtet hatte, drehte er unvermittelt ab und verschwand wieder im Weltraum, bevor Xavier Fragen stellen oder auch nur seine Dankbarkeit zum Ausdruck bringen konnte. Dem Primero blieb nur noch die Aufgabe, die Reste wegzuräumen, was er energisch und erbarmungslos erledigte.

* * *

Hekates Asteroid ließ den Tumult hinter sich und raste aus dem ixianischen System hinaus. Die Fusionskraftwerke lieferten die Energie für den unglaublichen Schub der Triebwerke. »So, Großer Patriarch – ich glaube, ich habe meinen Part erledigt und Ihnen gezeigt, wozu ich imstande bin. Ich scheine genau im richtigen Moment eingetroffen zu sein.«

»Sie haben nicht alle Maschinenschiffe zerstört«, sagte Yorek Thurr mit harter, dünner Stimme.

Hekate klang pikiert. »Ach, Ihr Primero kann sich um die angeschlagenen Reste kümmern. Ich wollte ihn nicht vollständig der Befriedigung des Triumphs berauben.«

»Sie haben hervorragende Arbeit geleistet, Hekate«, sagte Iblis. Er konnte es kaum abwarten, bis die Geheimdienste eine

Inventarliste aller Einrichtungen vorgelegt hatten, die auf der eroberten Synchronisierten Welt von der Liga übernommen werden konnten. »Die Industrie auf Ix wird unserer Kriegsproduktion kräftigen Auftrieb geben.«

Floriscia Xico konnte sich kaum beherrschen. »Das war unglaublich! Die Menschen werden jubeln, wenn sie von unserer neuen Verbündeten erfahren.«

Iblis runzelte die Stirn, als ihm die Konsequenzen ihrer Worte durch den Kopf gingen. Er suchte nach einer Möglichkeit, wie sich das Problem am besten regeln und der übergelaufene Cymek geeignet in die Djihad-Strategie einbinden ließe. Die Augen des Sergeants strahlten vor Begeisterung und Inbrunst.

Thurr, der noch nie vor schwierigen Maßnahmen zurückgeschreckt war, gelangte zu einer Entscheidung. Ohne Iblis etwas von seinen Absichten zu verraten, trat er hinter die aufgeregte Xico. »Sie haben der Djipol ausgezeichnete Dienste geleistet, Floriscia«, sprach er sie mit leiser und sanfter Stimme an. »Von nun an wird Ihr Name auf der Liste stehen.«

»Welcher Liste?« Ihre Stirn legte sich in Falten.

»Der Liste der Märtyrer.«

Thurr stieß dem jungen Sergeant einen kurzen Dolch ins Genick. Die Klinge drang zwischen zwei Wirbel und zertrennte das Rückenmark. Sie war sofort gelähmt und starb ohne nennenswerte Blutungen und Zuckungen. In der geringen Schwerkraft des Asteroiden hielt Thurr den Körper aufrecht, bis der Todeskampf vorbei war, dann ließ er die Tote auf den glatten Boden gleiten. Sie kam auf dem Rücken zu liegen, die Augen vor Schock geweitet.

Iblis drehte sich überrascht und erzürnt zu ihm um. »Was haben Sie getan, Mann? Sie war eine unserer ...«

»Sie war ganz offensichtlich nicht in der Lage, das nötige Stillschweigen zu bewahren. Haben Sie es nicht in ihrer Stimme gehört? Sobald wir auf Salusa eingetroffen wären, hätte sie jedem erzählt, was geschehen ist.« Der kleine kahlköpfige Mann blickte auf und sah sein Spiegelbild in den Myriaden von Wandfacetten. Sein gespenstischer Blick huschte hin und her. »Hekate ist unsere Geheimwaffe. Niemand weiß – und nie-

mand muss davon erfahren –, dass sie ein Bündnis mit uns geschlossen hat. Noch nicht. Wenn sie weiter im Geheimen agiert, können wir das Überraschungsmoment wahren. Diese Titanin wird entscheidend dazu beitragen, den Denkmaschinen den Todesstoß zu versetzen.«

Iblis sah den Djipol-Chef an und verstand. Er hatte völlig Recht. »Manchmal erschrecken Sie mich, Yorek.«

»Aber ich werde Sie niemals enttäuschen«, versprach er.

42

Pläne, Intrigen, Gerede ... Es scheint, dass wir unser ganzes Leben mit Diskussionen verbringen und kaum dazu kommen, sinnvoll zu handeln. Wir müssen darauf achten, unsere Gelegenheiten zu nutzen.

General Agamemnon, *Kriegstagebücher*

Erinnerungen.

Seurat hatte sehr viele davon. Sie waren ordentlich sortiert und abgespeichert, damit sie sich jederzeit abrufen und auswerten ließen. Sein Gedächtnis war völlig anders organisiert als die Erinnerungen von Menschen, die nach dem Zufalls- und Assoziationsprinzip geordnet waren. Wenn Seurat einen Witz erzählen wollte, stand ihm augenblicklich sein gesamter Vorrat zur Verfügung. Wenn er die Wirkung beurteilen wollte, die seine Scherze auf Maschinen oder Menschen hatten, konnte er jederzeit die entsprechenden Dateien aufrufen. Und noch viel mehr.

Doch im Augenblick fand er keinen Trost in diesen Möglichkeiten. Er fühlte sich merkwürdig einsam, während er ohne Begleitung der langen Update-Route folgte.

In der Bibliothek seines mechanischen Gehirns waren die persönlichen Logbücher mit seinen Erlebnissen während der regelmäßigen Update-Flüge zwischen den verschiedenen Synchronisierten Welten abgespeichert. Diese Informationen waren eher allgemeiner Natur und gingen nicht sehr in die Tiefe. Mit den Omnius-Welten hatte er nur oberflächlich interagiert, gemäß der Parameter seiner Pflichten.

Nachdem er eine unvermeidliche Verzögerung von einem Vierteljahrhundert hatte hinnehmen müssen, würde sein erster Halt ihn nach Bela Tegeuse führen, ein kleiner und relativ unwichtiger Planet im großen Omnius-Netzwerk. Die dortige Inkarnation des Allgeistes würde als Erster eine Kopie des zerstörten Terra-Omnius erhalten. Obwohl Seurats »Aktuali-

sierung« längst veraltet war, enthielt sie dennoch lebenswichtige Informationen – den authentischen Bericht über die Ereignisse auf der vernichteten Maschinenwelt, die letzten Gedanken und Entscheidungen des Computers.

Nach Bela Tegeuse würde Seurat mit dem Update sofort zum nächsten Maschinenplaneten eilen und weiter zum übernächsten. Schon bald würde die frühere Ordnung wieder hergestellt sein.

Der Roboter stand auf der Brücke des Update-Schiffs und blickte in die Unendlichkeit der Sternensysteme hinaus. Dort breiteten sich seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aus, eine absolut logische Abfolge von Ereignissen, die durch die vollständigen Downloads des Allgeistes bestimmt wurde. Maschinen konnten jedoch nur Programme mit wahrscheinlichen Ergebnissen konstruieren, die niemals eine hundertprozentige Gewissheit erreichten. Seurats Interaktion mit Vorian Atreides hatte dem ein zusätzliches Element der Unsicherheit hinzugefügt.

Äußerst beunruhigend.

In seinen Gelschaltkreisen stieß Seurat auf einen Gedanken, der nicht sein eigener war, sondern ein Zusatz von Omnius, einer von tausenden in den Datenbanken des unabhängigen Roboters, die dafür sorgten, dass er dem rechten Weg folgte, gemäß den Anweisungen des Allgeistes.

Aber ich habe meine eigenen Gedanken.

Seurat erlebte einen kurzen Konflikt zwischen seinen internen Programmierungen, während er versuchte, sich zu behaupten. Ein Schwarm aus prophylaktischen Daten überflutete den Robotercaptain – Omnius' Programme, die ihn daran hinderten, vom vorgegebenen Kurs abzuweichen.

Seit seiner engen Zusammenarbeit mit einem menschlichen Trustee hatte der Roboter eine höhere Flexibilität entwickelt, um mit diesen irrationalen Geschöpfen zurechtzukommen. Er besaß einen simplen Emotionskern, der grundlegende Gefühlsregungen von Menschen zu simulieren in der Lage war – nur so weit, dass er mit ihnen interagieren konnte.

Zumindest hätte es so sein sollen. Doch Seurat vermisste die vergnüglichen Zeiten, die er mit Vorian Atreides verbracht

hatte, die strategischen Spiele, das stimulierende Gezänk. *Wie viele Menschen sind nötig, um eine wirklich gute Idee hervorzubringen?* Der Witz tanzte durch sein Bewusstsein, gefolgt von der Pointe: *Niemand kann so weit zählen, nicht einmal Omnius.*

Vor hatte sich nie über diese Art von Maschinen-Sarkasmus beschwert. Seurat hatte nie Anzeichen der Aufsässigkeit an ihm bemerkt. Es hatte auf keine alarmierenden Hinweise auf eine mentale Störung gegeben ... bis zum gewalttätigen Sklavenaufstand auf der Erde, als Vor den Robotercaptain gelähmt und die *Dream Voyager* entführt hatte. Seurat fragte sich, ob ihm irgendeine Form abweichenden Verhaltens hätte auffallen müssen. Und es war ihm ein Rätsel, wie Vor sich gegen das System auflehnen konnte, das ihn aufgezogen und mit allem Lebensnotwendigen versorgt hatte.

Ein anderer Gedanke drang sich dazwischen: *Ich hoffe, dass er in Sicherheit und bei guter Gesundheit ist.*

Das Update-Schiff flog in ein kleines Sonnensystem ein und raste auf den grau-blauen Planeten Bela Tegeuse zu, eine düstere Welt, die fern von ihrer Sonne kreiste, wo am Tag bestenfalls Zwielicht herrschte.

Nachdem er die radioaktive Verwüstung der Erde gesehen hatte, näherte sich Seurat dem Planeten mit besonderer Vorsicht. Er stellte Funkkontakt zu den Bodenstationen auf Bela Tegeuse her und setzte die Bildverstärker ein, um die Verhältnisse an der Oberfläche zu untersuchen. Als er sich endlich überzeugt hatte, dass alles normal war, drang der Roboterpilot in die Atmosphäre ein und landete in der Hauptstadt Comati, einer glänzenden Metallfestung am Fuß kalter Berge.

Roboter rollten über das makellos glatte Landefeld, um ihm zu assistieren. Wegen der Dringlichkeit seiner wiederaufgenommenen Mission forderte Seurat eine zügige Abfertigung, damit er schnell den nächsten Abschnitt seiner Rundreise antreten konnte.

Die Update-Roboter machten beinahe einen ehrfürchtigen Eindruck, als sie die silbrige Gelsphäre in Empfang nahmen, die lange Zeit als verloren gegolten hatte, und ihre Daten an einen Omnius-Port überspielten, worauf der Allgeist alle bislang

unbekannten Informationen in sein planetares Netzwerk transferierte. Der Kopiervorgang schritt effizient voran, und wenig später stand dem Omnius von Bela Tegeuse das verlorene Wissen über die letzten Augenblicke der Erde zur Verfügung.

»Seurat, du hast den Synchronisierten Welten einen großen Dienst erwiesen«, verkündete Omnius.

Daraufhin überspielte der planetare Allgeist eine Kopie seiner eigenen Gedanken seit dem letzten Update in die Gelsphäre. Der gesamte Prozess lief wie am Fließband, eine kontinuierliche Routine, nach der Seurat und die Captains der anderen Update-Schiffe die Informationen von Planet zu Planet weitertrugen, um die größtmögliche Synchronisierung des Netzwerkes zu gewährleisten.

Da er seine Mission so eilig wie möglich fortsetzen musste, leitete der Roboter schon kurz darauf den Startvorgang ein und ließ Bela Tegeuse hinter sich zurück ...

Wenige Stunden, nachdem Seurat außer Kommunikationsreichweite war, nahmen die Ereignisse ihren Lauf. Auf Bela Tegeuse kam es zu einer Serie von Systemabstürzen und katastrophalen Fehlern. Vertauschte Zahlen in Landesequenzen, unzutreffend justierte Reaktorsysteme, schädliche Pannen in der Energieversorgung und logische Widersprüche legten das Netzwerk und die Infrastruktur lahm. Auf der Synchronisierten Welt brach jede Ordnung zusammen.

Zu diesem Zeitpunkt war Seurat mit dem Update längst auf dem Weg zur nächsten Omnius-Festung ... ohne zu ahnen, dass er die veränderten Codes wie eine Seuche weitertrug, schneller als sich eine Warnung von Planet zu Planet verbreiten ließ.

* * *

»Künstliche Intelligenz ist ein unzutreffender Begriff«, sagte Agamemnon murrend. »Selbst hoch entwickelte Computer wie Omnius erweisen sich als begriffsstutzig, wenn man sie mit den richtigen Fragen konfrontiert.«

»Trotzdem musst du einräumen, Geliebter«, erwiderte Juno, »dass sie uns seit tausend Jahren unter der Knute haben. Was bedeutet das für uns?«

Die Titanen hatten sich wieder im Weltraum versammelt, zu einem weiteren geheimen Rendezvous in Gegenwart ihres neuen Mitverschwörers Beowulf. Die manipulierten Wächteraugen schwebten in einem anderen Raum des Schiffes und übermittelten sorgfältig vorbereitete Bilder, mit denen Omnius getäuscht werden sollte.

Nach der Verwirrung und den Fehlfunktionen auf Bela Tegeuse hatten mindestens zwei weitere Synchronisierte Welten spontane Zusammenbrüche erlitten. Die planetaren Omnius-Inkarnationen verfielen dem Wahnsinn und schalteten das Computernetzwerk ab. Die Titanen vermuteten, dass ein rätselhafter neuartiger Anschlag der Armee des Djihad dahintersteckte. Agamemnon verfolgte das Geschehen mit optimistischer Neugier und hoffte, dass Omnius weiter geschwächt wurde. »Ich habe nichts gegen Ereignisse einzuwenden, die die Herrschaft des Allgeistes beeinträchtigen.«

»Trotzdem wäre es besser, wenn wir verstehen, was geschieht«, warf Dante ein. »Dann könnten wir diesen Einfluss vielleicht zu unseren Gunsten nutzen.«

»Und was ist mit unserem mysteriösen neuen Feind, der mich über Ix angegriffen und die Flotte der Denkmaschinen ausgelöscht hat?«, fragte Xerxes. In seiner synthetischen Stimme lag ein jammernder Tonfall. Er war in seinem beschädigten Raubvogelkörper zurückgekehrt, völlig verängstigt über die unerwartete Ankunft des künstlichen Asteroiden. »Selbst nachdem der Omnius-Kern durch den nuklearen Sprengsatz zerstört war, hätten wir die Raumschlacht gewinnen können. Aber dieser monströse Brocken hat das Blatt gewendet. Ich vermute ... dass er von einem Cymek gesteuert wurde. Ich glaube ...« Xerxes wand sich. »Ich glaube, es könnte ... Hekate gewesen sein.«

Mehrere der Titanen reagierten ungläubig. Beowulf, der gerne die Gelegenheit zum Sprechen ergriff, sagte: »Hekate ist seit vielen Jahrhunderten verschwunden. Wahrscheinlich ist sie irgendwo da draußen an Langeweile gestorben.«

»Sie war eine selbstsüchtige Närrin«, fügte Juno hinzu. Sie fuhr eine mechanische Hand aus und drückte ein gelockertes Bauteil fest.

»Trotzdem«, sagte Dante. »Sie war die Einzige von uns, die die Weisheit besaß, zu fliehen, bevor Omnius die Herrschaft übernahm. Hekate blieb unabhängig, während wir gezwungen waren, seit dieser Zeit dem Allgeist zu dienen.«

»Vielleicht nicht mehr lange«, sagte Beowulf. Blaue Lämpchen blinkten aufgeregt rund um seinen Gehirnbehälter.

Dante war neugierig geworden. »Wie bist du auf diese Vermutung gekommen, Xerxes? Im Laufe der Jahrhunderte wurden viele Neo-Cymeks geschaffen. Warum verdächtigst du ausgerechnet Hekate und nicht ... irgendeinen anderen Schurken?«

»Einen anderen Schurken?« Juno schien sich über diese Formulierung zu amüsieren.

»Nachdem ich beschädigt wurde und durch den Weltraum trudelte, nahm jemand Kontakt mit mir auf. Eine simulierte weibliche Stimme. Sie sendete auf meinem privaten Kanal. Sie kannte mich, sie sprach von Tlaloc und den Titanen, sie sprach mich mit meinem Namen an!«

Der Cymek-General hatte genug gehört. »Du beschwörst irgendwelche Phantome, um dein Versagen zu entschuldigen. Wenn du die Schuld auf die Djihad-Armee schiebst, würdest du uns nicht davon überzeugen können, dass du nicht für den Verlust von Ix verantwortlich bist.«

»Warum zweifelst du ständig an mir, Agamemnon? Seit tausend Jahren habe ich daran gearbeitet, meinen Fehler wiedergutzumachen ...«

»Dazu würden nicht einmal eine Million Jahre genügen. Ich sollte deine externen Sensoren ausbauen und dich ins Weltall stoßen, damit du für den Rest der Ewigkeit blind und taub durch das Nichts treibst. Vielleicht wird Hekate dir Gesellschaft leisten.«

Seltsamerweise betätigte sich Beowulf als Friedensstifer. »General Agamemnon, von Ihnen sind nur noch wenige übrig. Ist es sinnvoll, dass Sie sich untereinander zerstreiten? Genügt es Ihnen nicht, Omnius und die Djihad-Armee zum Feind zu haben? Das entspricht nicht der militärischen Genialität, die ich vom berühmten Titanen-General erwartet hätte.«

Agamemnon schwieg grollend. Schließlich sagte er: »Sie haben Recht, Beowulf.« Sein Eingeständnis kam überraschend für die

anderen, die ihn schon sehr lange kannten. »Es wird genügend Gelegenheit geben, über meine Schwierigkeiten mit Xerxes zu diskutieren, wenn wir die Herrschaft zurückgewonnen haben.«

»Und genügend Zeit, mich zu bewähren«, warf Xerxes ein.

»Trotz meiner anfänglichen Zweifel«, sagte Agamemnon, »habe ich eine Bestätigung von anderer Seite erhalten, die ich euch nicht vorenthalten möchte. Xerxes hat Recht – Hekate scheint tatsächlich zurückgekehrt zu sein, aber zum gegenwärtigen Zeitpunkt spielt sie für uns keine Rolle ... wie schon immer.« Er wandte sich an Beowulf. »Sag uns, was du denkst. Wir Titanen haben seit Generationen Pläne geschmiedet. Lasst uns hören, was das jüngste und unverbrauchteste Mitglied unserer Gruppe dazu sagt.«

»General, nicht nur ich, sondern viele weitere Neo-Cymeks können überzeugt werden, sich gegen Omnius zu stellen, wenn sie es für möglich halten, dass wir gewinnen. Wir haben mehr geleistet, als wir zu unseren Trustee-Zeiten für möglich gehalten hätten, aber die Neos dürfen sich nicht mehr erlauben, solange Omnius die Macht ausübt. Doch in einer zweiten Ära der Titanen könnten wir selber zu Herrschern werden.«

»Aber können wir ihnen vertrauen, wenn sie so leicht abtrünnig werden?«, fragte Juno. »Die Neos waren niemals frei. Sie waren menschliche Sklaven, die als Belohnung in Cymeks verwandelt wurden. Ihre Kraft und Langlebigkeit verdanken sie Omnius und nicht uns. Mit einer solchen Schuld ist eine recht solide Loyalität verbunden.«

Agamemnon drehte den Kopfaufsatz, und seine optischen Fasern funkelten. »Warum rekrutieren wir nicht unsere eigenen Neo-Cymeks? Die wir selbst aus erwählten menschlichen Kandidaten transformieren, die uns die Treue schwören. Wir sind nur wenige Titanen, aber unsere Möglichkeiten sind praktisch unbegrenzt. Wenn wir es schaffen, es vor Omnius geheim zu halten, können wir eine eigene Streitmacht aufstellen. Und wir können uns ihrer Loyalität gewiss sein und müssten keinen Verrat befürchten.«

Die anderen Titanen waren einverstanden, und Beowulf regte eine Diskussion an, wie sich dieser Plan in die Tat umsetzen ließe.

Agamemnon erwähnte nicht den Dorn des Zweifels, der weiterhin an seinen Überlegungen kratzte. Er war sich nicht mehr so sicher wie früher einmal, seitdem sogar sein eigener Sohn Vorian Atreides ihn verraten hatte.

Damit stellte sich die grundsätzliche Frage, wie vertrauenswürdig andere Menschen sein konnten.

43

Angesichts der Diversifikation der Menschheit könnte man meinen, die Religion hätte um sich greifen müssen. Dem ist nicht so. Es gibt nicht annähernd so viele Götter wie einst - nur viel mehr Arten, sie zu verehren.

Iblis Ginjo, private Analysen

Tief bewegt vom Verlust der Kogitorin Kwyna und ihrer erschütternden Offenbarungen übernahm Serena Butler eine aktivere Rolle als Priesterin des Djihad. Während der drei Monate, die der Große Patriarch auf Poritrin weilte, hatte Serena die Einsamkeit der Stadt der Introspektion verlassen und sich wieder unter Menschen begeben.

Zum ersten Mal seit Jahrzehnten sah sie sich wirklich an, was um sie herum geschah. Doch es ging ihr weniger um ihre Sicherheit als vielmehr darum, Einfluss auf das zu gewinnen, was in ihrem Namen getan wurde.

Statt vorbereitete Reden zu halten, die Köpfe von Bittstellern zu berühren und Lazarette zu besuchen, um verwundete Soldaten aufzumuntern, traf sie eigene Entscheidungen und ließ sich wieder auf Risiken ein. Und sie fragte sich, warum sie so lange Zeit darauf verzichtet hatte. *Das ist mein Djihad.* Durch diese Ereignisse bekam Serena wieder das Gefühl, zu leben.

Als Iblis schließlich von den Feierlichkeiten auf Poritrin zurückkehrte, hatte sie bereits großen politischen Einfluss auf den Djihad-Rat genommen. Als der Große Patriarch davon erfuhr, war er überrascht und wusste nicht, wie er reagieren sollte. Serena erzählte ihm lächelnd von ihren Leistungen und beobachtete interessiert, wie er mit seinen Gefühlen kämpfte. Sie verstand, welchen Eindruck sie auf ihn machen musste, wenn sie ihn mit ihren durchdringenden lavendelfarbenen Augen ansah und ihn viel klarer zu durchschauen schien als in den vergangenen zwei Jahrzehnten.

Nachdem er einen so großen Anteil der Führungsrolle an sich gerissen hatte, wurde er nun zum Opfer seiner eigenen Worte. Da er immer wieder erklärt hatte, dass sie die unfehlbare Triebkraft des Djihad war, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich mit ihrer neu erwachten Aktivität abzufinden.

Genauso offensichtlich war es, dass Iblis Ginjo die neue Situation überhaupt nicht gefiel ...

In seiner Begleitung nahm sie an einer wichtigen Zusammenkunft des Djihad-Rates teil, die in einem sicheren Turm stattfand, der an das alte Parlamentsgebäude angebaut worden war. Mehrere Offiziere der Armee des Djihad in ihren grün-roten Uniformen waren anwesend. Sie saßen neben Funktionären und Beratern aus Militär und Industrie, planetaren Abgeordneten und dem einarmigen Meister Shar, der für die Söldner von Ginaz sprach.

In einer Ecke sah sie außerdem den fanatischen Tlulaxa-Händler und Wohltäter Rekur Van, der den Djihad mit Ersatzorganen und Transplantationsgewebe aus den geheimen biologischen Farmen belieferte. Sein geheimnisvolles, introvertiertes Volk hatte ihren Ruf beantwortet, als sie um Hilfe für die Veteranen von IV Anbus gebeten hatte. Schließlich waren die Tlulaxa Menschen. Eine eigenartige Variante, aber nichtsdestotrotz menschlich.

Erst am Vortag war Xavier Harkonnen mit den Überlebenden seiner ixianischen Streitmacht heimgekehrt. Er hatte den erbitterten Konflikt etwas benommen, aber zweifellos siegreich überstanden. Eine Wachflotte war im System der eroberten Synchronisierten Welt zurückgeblieben, die die Präsenz der Liga konsolidieren sollte, während Rettungsteams, Ingenieure und medizinisches Personal die Ruinen der ixianischen Städte durchkämmten. Trotzdem wurden dringend weitere Verteidigungstruppen benötigt.

Dessen ungeachtet waren Xaviers Neuigkeiten erstaunlich. Ein Sieg über die dämonischen Maschinen. Serena hatte ihn mit einem züchtigen Kuss auf die Stirn beglückwünscht, was Xaviers Unbehagen nur zu verstärken schien. Am Konferenztisch hatte der Primero nun eine steife Haltung angenommen, und sein schmales Gesicht wirkte hart, als hätte er

die Tatsache seines Überlebens immer noch nicht richtig verarbeitet.

Serena konnte sich kaum noch an die Zeiten erinnern, als Xavier ein junger, schneidiger Offizier gewesen war, der sein Leben noch vor sich hatte ... der Mann, der Zimia vor dem ersten Cymek-Angriff vor achtundzwanzig Jahren gerettet hatte. Damals war sie eine verliebte junge Frau voller Optimismus gewesen, blind für die Schrecken und die Verantwortung, mit denen das Universum einen einzelnen Menschen belasten konnte ...

An der gegenüberliegenden Wand hing ein Heiligenbild des verklärten Kindes Manion, eines Unschuldigen, in dessen Blick sich die Augen jedes Menschen, der jemals geboren worden war, widerzuspiegeln schienen. Als Symbol hatte der Junge seit seinem Tod viel mehr bewirkt als die meisten Menschen in ihrem ganzen Leben.

Es wurde Zeit, die Versammlung zur Ordnung zu rufen. Sie legte die Hände auf das gemaserte Blutholz des langen Tisches und stellte sich an das Kopfende. Ohne zu fragen, hatte sie den Platz eingenommen, der normalerweise dem Großen Patriarchen vorbehalten war. Iblis saß nun zu ihrer Linken und lächelte ehrfürchtig, als sie sprach. Dennoch erlaubte er sich den Ansatz eines Stirnrunzelns, wenn er das Gesicht abwandte.

Zwei Lieutenants der Djipol saßen diskret und schweigend an der Wand. Sie trugen unauffällige Kleidung und vermittelten den Eindruck einer Härte, die Serena überhaupt nicht gefiel.

Iblis Ginjo hatte im Laufe der Jahre viele Veränderungen durchgesetzt, die seine immer mächtiger werdende Djipol betrafen. Zu einem frühen Zeitpunkt hatte er eine gründliche Untersuchung gefordert, nachdem eine große Zahl von Djihad-Kämpfern beim Honru-Massaker gefallen war, weil die geheimdienstlichen Informationen ungenau gewesen waren. Er hatte einen ambitionierten und intelligenten jungen Ermittler beauftragt, die Angelegenheit zu untersuchen. Yorek Thurr hatte stichhaltige Beweise entdeckt, dass illoyale Menschen für die gezielte Desinformation verantwortlich gewesen waren.

Nach der Etablierung der Djihad-Polizei war Thurr schnell in der Hierarchie aufgestiegen, vor allem aufgrund seines unheim-

lichen Talents, jeden Menschen aufzuspüren, der heimliche Verbindungen zu Omnius hatte. Später hatten die wiederholten Säuberungsaktionen zur Beseitigung mutmaßlicher Verräter zu einer verstärkten Wachsamkeit – und Paranoia – in der Bevölkerung geführt.

Da Serena sich in der Stadt der Introspektion verschanzt hatte, waren ihr die meisten Veränderung entgangen, und nun machte sie sich deswegen schwere Vorwürfe.

Jahrelang hatte Serena ohne Kenntnis von den Vorgängen in der Welt großartige Reden gehalten, wenn Kampftruppen in verzweifelte Offensiven gegen Omnius geschickt wurden. Sie hatte sich ganz auf Iblis verlassen. Sie hatte sich der Sache mit Liebe und Hingabe gewidmet, aber hatte sie damit unwissentlich den Keim für eine Regierung gelegt, die mehr von menschlichem Ehrgeiz als vom Widerstand gegen die Grausamkeit der Computer geprägt wurde?

Und es gab noch andere Probleme. In erster Linie die Tatsache, dass sie die Augen vor den beträchtlichen Verlusten an Menschenleben verschlossen hatte – das, was Iblis häufig als »Kosten der Kriegsführung« bezeichnete, als wäre der Blutzoll nicht mehr als ein statistischer Posten. Ein solches Denken entsprach eher einer Maschine als einem Menschen, und sie hatte sich vorgenommen, vor Iblis und den anderen diese Ansicht zu vertreten.

Serena stand vor der Versammlung und eröffnete die Sitzung. »Nach intensiven Überlegungen und Beratungen kündige ich für den heutigen Tag eine Erneuerungsphase des Djihad an, ein Licht am Ende dieses langen, dunklen Tunnels, der die Menschen in seinem Bann gehalten hat.«

Iblis war über ihre Worte beunruhigt, aber er saß mit verschränkten Händen am großen Tisch, während es in seinem Kopf arbeitete. Er musste sich bemühen, ihr stets einen Schritt voraus zu sein, ganz gleich, welche Überraschungen Serena für ihn auf Lager haben mochte.

»Es ist an der Zeit, dass wir die Zielsetzung meines Djihad verändern. Unser Großer Patriarch hat Hervorragendes geleistet, um den Kampf zur gefährlichen Waffe eines Heiligen Krieges zu schärfen. Aber in den Jahren, seit ich Omnius entfliehen konn-

te und nach Salusa zurückkehrte, habe ich nicht so viel geleistet, wie ich hätte leisten können.«

Murmelnder Widerspruch erhob sich am Tisch, aber sie brachte den Rat mit einer Geste zum Schweigen. »Ich hätte mich nie durch ein paar Attentatsversuche dazu verleiten lassen dürfen, mich aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen. Iblis Ginjo hat seine Bemühungen, mich zu schützen, nur gut gemeint, aber durch meine Isolation habe ich ihm viel zu viel Verantwortung aufgebürdet.«

Sie lächelte ihm freundlich zu. »Das war unfair gegenüber dem Großen Patriarchen, der bei so vielen dieser Treffen mein Stellvertreter war. Von nun an werde ich wieder eine aktivere Rolle in den täglichen Kriegsangelegenheiten übernehmen. Von nun an werde ich wieder meinen Platz als Vorsitzende des Djihad-Rats übernehmen. Iblis hat sich ein wenig Erholung von seinen unablässigen Bemühungen verdient.«

Der Große Patriarch errötete vor Überraschung und Missfallen. »Dazu besteht kein Anlass, Serena. Ich bin stolz darauf und bereit ...«

»Glaub mir, für dich wird noch jede Menge Arbeit übrig bleiben, lieber Iblis. Ich werde dir keine Gelegenheit geben, träge und fett zu werden.«

Leises Lachen erklang, aber die Djipol-Offiziere zeigten nicht den Ansatz eines Lächelns. Rekur Van wirkte verblüfft, als würde diese Versammlung ganz anders verlaufen, als er erwartet hatte. Sein düsterer Blick huschte hin und her und richtete sich schließlich auf Iblis. Die beiden Männer sahen sich nervös an.

Serena warf einen bedeutungsvollen Blick auf das Porträt ihres Sohnes an der Wand. »Allerdings habe ich die Zeit in der Stadt der Introspektion nicht ausschließlich zur Entspannung genutzt. Nach vielen Jahren philosophischer Diskussionen mit der Kogitorin Kwyna habe ich eine Menge dazugelernt. Und dieses Wissen werde ich nun in die Tat umsetzen.«

Unwillkürlich schloss sie für einen Moment die Augen. Nach Kwynas Selbstmord stand Serena immer noch unter Schock. Ein immenses Wissen und eine unschätzbare Erfahrung waren verloren gegangen ... Doch die uralte Philosophin hatte darauf hingewiesen, dass noch weitere Kogitoren existierten, Denker, die

sich von der Welt isoliert hatten und in ihren Elfenbeintürmen lebten, die den Kampf, der in der Galaxis tobte, ignorierten.

»Ich habe entschieden, dass wir eine gründlichere Planung für diesen großen Djihad entwickeln werden, einen klareren Weg zum Sieg. Wir müssen jeden Kopf und jede Idee verwerten, die im Dienste des Heiligen Krieges stehen.« Sie sah, wie Xaviers Augen aufleuchteten, voller Entschlossenheit, alles zu tun, was sie von ihm oder seinen Soldaten verlangte. Er setzte sich gerade und wartete auf ihre neuen Anweisungen.

»Unser letztes Ziel bleibt unverändert. Jede Inkarnation von Omnius muss ausgelöscht werden.«

44

Arrakis: Menschen sahen dort große Gefahren und große Gelegenheiten.

Prinzessin Irulan,
Paul vom Wüstenplaneten

Der Profit muss fließen, dachte Venport. Trotzdem wünschte er sich, er müsste sich nicht auf Arrakis aufhalten.

Er saß auf dem Rücksitz eines lärmenden, primitiven Bodenfahrzeugs, das über eine Karawanenstraße rumpelte, die von der Höhlensiedlung wegführte, wo er sich mit dem Naib Dhartha getroffen hatte. Als er sich umblickte, sah Venport den Umriss einer gezackten Felsformation vor dem grellen Orange des Sonnenuntergangs. In seinem Schoß lag ein Schreibblock, auf dem er sich ständig Notizen machte. Er wusste, dass er noch mindestens zwei weitere Monate hier bleiben musste, während Tuk Keedair auf Poritrin bei Norma war. Er vermisste sie.

Die Passagierkabine war durch das intensive Sonnenlicht, das durch die Plazfenster des Fahrzeugs drang, extrem aufgeheizt worden. Venport fragte sich, ob die Klimaanlage ausgefallen war, und sog prüfend die säuerliche Luft ein. Stirnrunzelnd betrachtete er den feinen braunen Staub, der wie etwas Lebendes durch die Ritzen und Dichtungen eindrang.

Warum lässt sich das Gewürz nicht auf irgendeinem anderen Planeten ernten ... warum ausgerechnet hier?

Venport hatte den Tag damit verbracht, in Dharthas Begleitung Gewürzerntelager zu besichtigen, darunter auch den Schauplatz eines kürzlichen Überfalls durch Banditen. Er war bestürzt über den sinnlosen Vandalismus an der Ausrüstung, die der Gewürzernte diente, und über den beträchtlichen Verlust an Melange. Einer der Vertreter des Naibs hatte beschrieben, wie er während eines brutalen Angriffs nur knapp mit dem Leben davongekommen war. Nach dieser Erfahrung erzählte er

immer phantastischere Geschichten über die Gesetzlosen, als wären sie übermenschlich.

Seit Jahren hatte Dhartha klare Antworten vermieden, aber Venport und Keedair hatten schon seit langem den Verdacht, dass es Schwierigkeiten dieser Art gab. Angesichts der Tatsache, dass die Gewürzlieferungen starken Fluktuationen unterworfen waren, hatte der Naib die Probleme nicht mehr abstreiten können. Nachdem er nun mit eigenen Augen die Folgen eines Überfalls gesehen hatte, erhielt Venport eine Ahnung, wie viel Schaden diese Gesetzlosen tatsächlich anrichteten. Als er durch die Trümmer des Lagers gestreift war, hatte er sich mit besorgter Miene an den Zensunni-Anführer gewandt. »Hier muss sich einiges verändern, und zwar schnell. Haben Sie mich verstanden?«

Dem Adlerprofil des Wüstenmannes war keine Regung anzusehen. »Ich habe verstanden, Aurelius Venport. Aber Sie nicht. Um dieses Problem muss sich mein Volk kümmern. Sie können nicht herkommen und uns sagen, was wir an unserem Verhalten ändern sollen.«

»Ich zahle Ihnen sehr viel Geld. Hier geht es ums Geschäft und nicht um läppische Stammesangelegenheiten.« Gleichzeitig fragte er sich, auch wenn er es nicht aussprach, ob vielleicht einer seiner geschäftlichen Konkurrenten für die Sabotage verantwortlich war. Aber woher wussten sie so genau, wo sie zuschlagen mussten?

Dann bemerkte Venport einen düsteren, bedrohlichen Blick von einem der wilden Zensunni und spürte die Gefahr. Seine beiden bezahlten Leibwächter erstarrten, als sich der Wüstenmann den dicken Schal vom Gesicht riss und ihn verächtlich zu Boden warf – denn er war ein Geschenk von Tuk Keedair gewesen. Ohne einen Ruf oder ein Handzeichen konnte Dhartha genügend Männer mobilisieren, um Venport und seine Wachen zu überwältigen.

Doch der Händler zeigte keine Furcht. Stattdessen sprach er mit fester Stimme, in der keine Bedrohlichkeit lag. »Ich habe sehr viel in dieses Geschäft investiert, Naib Dhartha, und ich weigere mich, wegen widerspenstiger Vandalen auf meinen Profit zu verzichten. Ihre Kosten sind in den vergangenen Jah-

ren gestiegen, und Ihre Melange-Lieferungen entsprechen nicht mehr den Mengen, die sie mir einst versprochen haben. Ein Mann von Ehre erfüllt seinen Vertrag.«

Dhartha sah ihn mit düsterem Blick an. »Ich bin ein Mann von Ehre! Behaupten Sie etwas anderes?«

Nach einer dramatischen Kunstpause sagte Venport: »In diesem Fall müssen wir nie wieder über dieses Thema diskutieren.« Obwohl er sich mutig gab, raste sein Puls. Diese Wüstenmänner waren ein hartes Volk, und er hatte ihren Anführer herausgefordert. Die Kräfteverhältnisse und die zu erwartenden Gewinne waren die einzige Sprache, die sie verstanden. Er hatte gesehen, wie abhängig der Naib von Gütern geworden waren, die von anderen Welten importiert wurden, und diese Zensunni machten bereits einen merklich weicheren Eindruck als bei seiner ersten Begegnung mit ihnen vor vielen Jahren. Die Veränderungen waren so auffällig, dass Venport bezweifelte, die Dorfbewohner könnten jemals in das schmutzige Leben am Rande des Existenzminimums zurückkehren, dass sie vor dem Gewürzhandel geführt hatten.

Danach hatte er das Dorf in den Felsen so schnell wie möglich verlassen wollen und seinen Leibwächtern das Zeichen gegeben, das wartende Bodenfahrzeug zu besteigen. Sogar jetzt noch schaute er misstrauisch durch das Heckfenster, um zu sehen, ob die Zensunni-Kämpfer ihnen vielleicht eine Schar Assassinen hinterherschickten ...

Der Wagen holperte über den unebenen Boden am Rand der ausgetrockneten Felsen. Oben auf dem Fahrzeug saß der einheimische Fahrer mit den zwei Wächtern in der verstaubten Kabine. Immer wieder verlor sich der Weg auf den Flächen aus hartem Gestein, aber der Fahrer ließ sich nicht beirren; offenbar vertraute er seinem Instinkt. Sie umfuhren große weiche Dünen, und endlich sah Venport in der Ferne eine Stadt, die in einer Senke lag. Er entspannte sich und widmete sich wieder dem Schreibblock mit seinen Berechnungen. Er konzentrierte sich auf eine Zahlenkolonne und kratzte sich am Kopf.

Nachdem er Normas Kalkulation der Kosten für die Entwicklung ihres neuen Raumschiffs bestätigt hatte, hatte er den Voranschlag sicherheitshalber überarbeitet und dann die Buchhal-

ter von VenKee beauftragt, die Kosten detailliert aufzuschlüsseln. Er bezweifelte, dass Norma jemals bemerken würde, dass er zusätzliche finanzielle Posten geschaffen hatte, die sich auf seine geschäftliche Erfahrung gründeten. Keedair würde die Kostenentwicklung von Poritrin aus überwachen.

Im Gesamtetat von VenKee Enterprises hatte Normas Projekt noch keine spürbaren Einbußen verursacht, auch wenn seine Konzessionen gegenüber Lord Bludd seine Einkünfte aus dem Leuchtglobenverkauf schmälerten. Sie benötigte nur ein paar abgelegene Forschungsgebäude, eine Gruppe preiswerter Sklaven, Geld für persönliche Dinge und ein altes Raumschiff. Venport hatte sich jedoch geschworen, ungeachtet der Kosten das Kapital zur Verfügung zu stellen. Sein Herz riet ihm, es zu tun.

Der Wagen geriet in ein tiefes Schlagloch und wurde durchgeschüttelt, wodurch der Schreibblock herunterfiel. Stirnrunzelnd hob er ihn wieder auf und wischte den Staub ab. Er hasste diesen dreckigen Planeten, aber er saß vorläufig hier fest. Seine Gedanken schweiften ab ...

* * *

Am Abend vor seinem Aufbruch von Poritrin, bevor er fast ein ganzes Jahr lang fort sein würde, hatte Venport ein längeres Gespräch mit Norma Cenva geführt. Er hatte sich von ihr verabschieden wollen ... und noch vieles mehr. Die Idee hatte ihn selbst überrascht, aber trotzdem wusste er, dass er das Richtige tat.

Tief unten war der Nebenfluss des Isana durch die Schlucht gerauscht, auf dem Weg zum langsamen, mächtigen Hauptstrom. Das große Warenhaus war hell erleuchtet, sowohl von innen als auch von außen, und strahlende Leuchtgloben hingen an den Ecken des Gebäudes. Flugreptilien jagten im Licht nach Insekten.

Seit Keedair das Testschiff in den Hangar manövriert hatte, hatten die Bautrupps den Löwenanteil der Arbeiten an der Forschungseinrichtung abgeschlossen. Die Sklavenunterkünfte waren fertig, und die ersten Sklavengruppen waren bereits aus Starda eingetroffen.

Man hatte schwere Maschinen, Fabrikationsanlagen und Schweißwerkstätten geliefert, dazu jedes ausgeklügelte Produktionswerkzeug, das Venport sich vorstellen konnte. Im großen Hangar hing das zwiebelförmige Frachtschiff im Stützgerüst, von Stabilisatoren getragen. Venport dachte, dass es wie ein narkotisierter Patient aussah, der auf die Operation wartete ... und er wusste, dass Norma es zu neuem Leben erwecken würde.

Die umgängliche, hingebungsvolle Norma. Er hatte sie schon seit Ewigkeiten gekannt – wie hatte er so lange Zeit so blind sein können?

In jener warmen, mondbeschienenen Nacht war Venport über das Forschungsgelände spaziert. Norma hatte im Hangar eins von drei größeren Büros bezogen, die früher von Verwaltern der stillgelegten Mine benutzt worden waren. Obwohl er persönlich dafür gesorgt hatte, dass für sie eine komfortable Unterkunft in einem Nebengebäude eingerichtet wurde, war Norma dort nur selten anzutreffen.

Sie hatte schon immer hart und verbissen gearbeitet, und jetzt war sie noch fleißiger geworden, nachdem sie ihre eigenen Träume verwirklichen konnte und nicht mehr die von Tio Holtzman. Obwohl er beträchtlich in das Projekt investiert hatte, wusste Venport, dass sie viel Zeit benötigen würde, wahrscheinlich über ein Jahr, bevor sie bereit war, das neue Raumfaltschiff zu testen.

Doch was war ein Jahr, wenn man die Gesamtperspektive betrachtete? Dennoch kam ihm die Zeit ihrer Trennung viel zu lang vor.

In den Armen hielt er einen Strauß frischer Bludd-Rosen, die aus den privaten Gärten des Lords in Starda stammten. Nicht dass Norma großen Wert auf solche Dinge legte. Er konnte immer noch nicht fassen, was er tat ... aber es fühlte sich einfach richtig an!

In ihrem Rechenraum brannte Licht, wie immer. Trotz der späten Nachtstunde war Norma immer noch in ihre Gleichungen und Entwicklungen vertieft. Venport schüttelte traurig den Kopf, aber er zwang sich zu einem Lächeln. Es gab nie einen günstigen Zeitpunkt, um mit Norma zu reden. Zu jeder Stunde

war sie beschäftigt, manchmal gönnte sie sich tagelang keinen Schlaf. Sie aß und trank nur so viel, dass sie weiterexistieren konnte.

Aber so war Norma nun einmal. Er erwartete nicht, dass sich daran irgendetwas änderte.

Trotzdem musste Venport ihr sagen, was er fühlte. Er vermutete, dass es für sie ein Schock sein würde, ähnlich wie zuvor für ihn. Er hatte sie so akzeptiert, wie sie war, hatte sich nie an ihrer kleinwüchsigen Gestalt oder ihren unscheinbaren Zügen gestört. Er hatte sie im Grund nie als Frau gesehen.

Warum hatte er es nicht früher erkannt? Jahrelang war er der Sexualpartner der atemberaubend schönen, statuengleichen Führerin der Zauberinnen von Rossak gewesen, die ihn wie ein Haustier gehalten hatte. Was hatte er davon gehabt? Zufas äußere Schönheit ließ ihr Herz unberührt, während Norma nur innere Schönheit besaß.

Feierlich klopfte Venport an die Tür ihres Büros und wiederholte stumm, was er zu ihr sagen wollte. Er rechnete nicht damit, dass sie ihm sofort antwortete, also probierte er einfach die Tür. Sie schwang auf, und er trat vorsichtig ein. Mit Schmetterlingen im Bauch – als wäre er ein verliebter Junge.

Im hell erleuchteten Raum saß Norma vor ihrem Arbeitstisch auf einem steuerbaren Schwebestuhl, den sie auf die geeignete Höhe eingestellt hatte. Mit gängigen Möbeln kam sie nie zurecht, und er staunte immer wieder, wie sie so hartnäckig funktionieren konnte, ohne sich zu beklagen, obwohl sie in einem Universum lebte, das für größere Menschen gemacht zu sein schien. Mit ihrem überragenden Intellekt konnte sie ihre Kleinwüchsigkeit mehr als ausgleichen. Es störte sie nicht, warum sollte es also ihn stören?

Er erkannte, dass es viele Gründe gab, warum er für sie viel mehr als nur Freundschaft empfand. Lange Zeit war es fast so etwas wie Geschwisterliebe gewesen, und Venport konnte gar nicht genau sagen, wann sich seine Empfindungen verlagert hatten, weil es zunächst unbewusst geschehen war. Ja, er war zehn Jahre älter als sie, und er war der Mann gewesen, den ihre Mutter als Samenspender erwählt hatte. Aber was bedeutete schon ein Jahrzehnt? Ein paar tausend Tage. Das war nicht viel.

Er mochte Norma so, wie sie war, und es war an der Zeit, dass er ihr erklärte, welche Gefühle ihn bewegten.

Wie immer war Norma so beschäftigt, dass sie ihn zunächst gar nicht bemerkte. Er stand eine Weile neben ihr, mit den Blumen in der Hand, und sah sie einfach nur an. Der feine Duft der Bludd-Rosen stieg ihm in die Nase. An den Stielen hatte er sorgfältig einen außergewöhnlichen, seltenen Soostein befestigt, dasselbe kostbare Juwel, das er einst ihrer Mutter zu schenken versucht hatte. Aber Zufa Cenva hatte nichts für solchen »Tand« übrig gehabt und seine angebliche Eigenschaft, die geistige Konzentration zu fördern, als Unsinn bezeichnet. Die führende Zauberin hatte darauf beharrt, dass sie keine derartige Krücke benötigte. Er bezweifelte, dass Zufa eine Geste, die von Herzen kam, als solche zu erkennen vermochte.

Norma hingegen sollte in der Lage sein, die Schönheit und die Kostbarkeit des Soosteins und der Rosen anzuerkennen – und ihre Bedeutung.

Sofern er ihre Aufmerksamkeit erlangen konnte.

Wie ein Pferd mit Scheuklappen starrte Norma auf eine lange Liste mit Zahlen. Alle paar Sekunden nahm sie eine kleine Änderung daran vor.

»Ich liebe dich, Norma Cenva«, platzte es schließlich aus ihm heraus. »Heirate mich. Das ist mein größter Wunsch.«

Sie setzte die Arbeit fort, als hätte sie jegliche Wahrnehmung der Außenwelt abgeschaltet, mit Ausnahme des Sehvermögens. Ihre Konzentration hatte etwas ... Wunderschönes. Mit einem Seufzer durchquerte Venport den Raum und ließ sie nicht aus den Augen. Endlich richtete sie sich auf, um sich zu strecken. Plötzlich drehte sie sich blinzelnd zu ihm um. »Aurelius!« Sie hatte ihn erst jetzt bemerkt.

Er spürte, dass sein Gesicht glühte, aber er sammelte all seinen Mut. »Ich muss dir eine wichtige Frage stellen. Ich habe lange auf den richtigen Augenblick gewartet.« Er reichte ihr den Blumenstrauß, den sie sich unter die Nase hielt, um den betörenden Duft einzuatmen. Dann betrachtete sie die Blüten, als hätte sie noch nie zuvor Rosen gesehen. Behutsam berührte sie den gespenstisch schimmernden Soostein und bewunderte die Tiefe der Farben, als wäre das Juwel ein eigenes Universum.

Dann blickte sie mit einem fragenden Blick in den braunen Augen zu ihm auf.

»Ich möchte, dass du meine Frau wirst. Ich liebe dich. Offenbar schon seit längerer Zeit, aber ich habe es erst jetzt erkannt.«

Sie brauchte einen Moment, um zu begreifen, was er gesagt hatte. Dann füllten sich ihre Augen mit Tränen der Überraschung. »Aber Aurelius ... du weißt doch, dass ich nie an solche Dinge gedacht habe. Liebe, Romantik ... oder Sex. Ich habe keine Erfahrung damit, mangels Gelegenheiten. Das sind ...« Sie suchte nach Worten. »... unbegreifliche Lebensfaktoren.«

»Dann denk jetzt darüber nach. Du bist der intelligenteste Mensch, dem ich je begegnet bin. Dir wird etwas einfallen, wie du am besten damit umgehst. Ich vertraue dir.« Er lächelte liebevoll.

Sie errötete. »Das ist so ... völlig unerwartet. Ich habe mir nie vorstellen können ...«

»Norma, ich fliege morgen ab. Ich konnte nicht länger warten. Ich musste dich fragen.«

Sie hatte ihn stets als Freund betrachtet, auf den sie sich verlassen konnte, als älteren Bruder, der sie beschützte. Aber sie hatte nie daran gedacht, dass sie durch eine tiefere Liebe verbunden sein konnten – nicht, weil sie es nicht wollte, sondern weil sie nie die Möglichkeit in Betracht gezogen hatte. Sie schaute auf ihre kleinen Hände, die plumpen Finger. »Aber ... warum ich? Ich bin alles andere als eine attraktive Frau, Aurelius. Warum solltest du mich heiraten wollen?«

»Das habe ich dir gerade erklärt.«

Sie wandte den Blick ab. Es war zu viel, um alles auf einmal verarbeiten zu können, und in ihren Gedanken herrschte ein einziges Durcheinander. Das war sehr beunruhigend. Sie wusste gar nicht mehr, welche Berechnungen sie vorher im Kopf gehabt hatte. »Aber ... ich habe so viel Arbeit zu erledigen, und es wäre dir gegenüber nicht fair. Ich kann mir keine ... Ablenkungen leisten.«

»In einer Ehe geht es darum, Opfer zu bringen.«

»Eine Ehe, die Opfer erfordert, würde nur zu Unzufriedenheit führen.« Sie begegnete seinem Blick und schüttelte den Kopf.

»Lass uns nichts überstürzen. Wir sollten gründlich über die Konsequenzen nachdenken.«

»Glaub mir, Norma, das ist kein Experiment, bei dem du vorher alle Parameter bestimmen kannst. Auch ich bin ein sehr beschäftigter Mann. Ich verstehe gut, wie viel dir deine Arbeit bedeutet. Durch meine geschäftlichen Verpflichtungen werden wir immer wieder für längere Perioden getrennt sein, aber dadurch wirst du genügend Zeit für deine Arbeit haben. Denk logisch darüber nach, aber die Entscheidung sollte dein Herz treffen.«

Sie lächelte und warf dann einen überraschten Blick auf einen Kalender, der an ihrem Arbeitstisch befestigt war. »Oh, du wirst schon so bald nach Arrakis aufbrechen?«

»Du hast viel Zeit, es dir zu überlegen. Wir haben so lange gewartet, dass ich auch noch etwas länger warten kann. Wenn du mir sagst, dass du über meinen Antrag nachdenken wirst, weiß ich, dass du es mit der gründlichen Aufmerksamkeit tun wirst, die ich mir von dir erhoffe.« Venport löste den glatten, eiförmigen Soostein und reichte ihn Norma. »Wirst zu wenigstens mein Geschenk annehmen? Als Zeichen unserer Freundschaft?«

»Natürlich.« Ihre Finger strichen über die perlenglatte Oberfläche des Soosteins. Sie lächelte traurig. »Siehst du? Schon jetzt hast du mich von der Arbeit abgehalten – auch wenn es eine sehr angenehme Ablenkung war. Aurelius, war ich wirklich so weltvergessen, dass ich nichts von deinen Gefühlen für mich bemerkt habe?«

»Ja.« Er lächelte. »Und ich verspreche dir, dass sich nichts an meinem Entschluss geändert haben wird, wenn ich zurückkehre.«

* * *

Nachdem er nun schon seit vielen Monaten von Poritrin und Norma fort war, kreuzte Venport in einem Erkundungsflugzeug über der Wüste von Arrakis. Er wurde nur von seinen Leibwächtern begleitet. Auf dieser Expedition brauchte er Naib Dhartha nicht. Seine Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf die monotone Landschaft.

Aus langer Erfahrung drehten sich seine Gedanken um Kostenkontrolle. Er überlegte ständig, wie er in seinen verschiedenen Unternehmungen unwirtschaftliche Mittelsmänner umgehen konnte. Direkter Zugang war der Schlüssel zur Gewinnmaximierung, ganz gleich, ob es um den Handel mit pharmazeutischen Produkten, Leuchtgloben oder Melange ging.

Bislang waren die Zensunni bereit, die Risiken auf sich zu nehmen, und sie behaupteten, sich bestens mit der lebensfeindlichen Umgebung von Arrakis auszukennen. Deshalb hatten Venport und Keedair darauf verzichtet, die Gewürzernte selber in die Hand zu nehmen. Doch was war, wenn VenKee Enterprises eigene Arbeiter einstellte und Naib Dhartha und die mit ihm verbundenen Probleme umging?

Der Erkunder schüttelte sich, als er in eine Turbulenz geriet. Die Söldner in der Kabine fluchten über den Piloten, den er am Raumhafen von Arrakis City angeheuert hatte, aber er achtete nicht darauf. Gueye d'Pardu war in jungen Jahren nach Arrakis eingewandert und hatte sich als Reiseführer selbstständig gemacht, obwohl es auf einer so isolierten Welt nur wenige Kunden gab. D'Pardu hatte versprochen, Venport zu einer Stelle mit atemberaubend schönem »Gewürzsand« zu bringen.

Staub am Horizont verschleierte die frühe Morgensonne und ließ keine Farbe hindurch. Statisches Rauschen drang aus einem Lautsprecher im Passagierabteil, als der Pilot das Wort an sie richtete. »Direkt voraus befindet sich ein Sturm. Die Wettersatelliten zeigen, dass er sich in die Tanzerouft hinausbewegt, also dürften wir keine Probleme bekommen. Trotzdem sollten wir ihn im Auge behalten.«

»Was ist die Tanzerouft?«, fragte Venport.

»Die offene Wüste. Da draußen ist es extrem gefährlich.«

Sie flogen eine halbe Stunde lang weiter. Sie schwebten an einer Felsformation vorbei und drehten dann in Richtung der matten Sonne und in die freie Wüste ab.

Im Dorf hatte Venport gehört, wie die Einheimischen über Arrakis sprachen, als wäre der Planet ein Lebewesen mit eigenem Bewusstsein. Amüsiert hatte er den Aberglauben als Unsinn abgetan, doch als er nun über die Dünen hinwegflog, frag-

te er sich, ob die Einwohner vielleicht doch Recht hatten. Er fühlte sich seltsam, als würde jemand ihn beobachten. Er und seine paar Begleiter waren hier draußen völlig allein. Schutzlos ...

Allmählich veränderte sich die hellbraune Landschaft, als hier und dort rostbraune oder ockerfarbene Flecken auftauchten. »Gewürzsand«, sagte d'Pardu. Mit seiner weichen Haut und den Hängebacken wirkte er deplatziert auf einer Welt, wo die meisten Menschen wie ausgetrocknete Mumien wirkten.

»Wie es scheint, bewegt sich etwas am Boden«, stellte Venport fest. »Ich vermute, es könnte der Wind sein.«

»In der Wüste ist es unklug, irgendetwas zu vermuten«, sagte d'Pardu.

Durch ein Sichtfenster blickte Venport auf eine schlangenartige Gestalt, die sich mühelos durch die Dünen bewegte. Der Sand geriet in Bewegung, als würde er aus langem Schlaf erwachen. Ein kalter Schauder lief ihm über den Rücken. »Was, zur Hölle, ist das? Bei den Göttern ... Sandwürmer?« Fasziniert beugte er sich näher ans Fenster. Er hatte von den gigantischen Wesen gehört, die den Gewürzsammlern fast genauso viel Schaden zufügten wie die Banditen, aber er hatte noch nie einen gesehen.

Der Führer runzelte die Stirn, sodass seine wettergegerbte Gesichtshaut von tiefen Falten aufgeworfen wurde. »Der Dämon der Wüste.«

Unten schlängelte sich das graue Tier wie eine Reihe lebender Hügel voran. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit erhob es sich über die Dünen und tauchte wieder ein, genauso schnell wie das Flugzeug.

»Schauen Sie auf den Rücken!«, rief einer der Leibwächter. »Sehen Sie die Gestalten? Menschen! Auf dem Wurm reiten Menschen!«

»Unmöglich«, sagte d'Pardu schnaufend, doch als er aus dem Fenster sah, schien es ihm plötzlich die Sprache zu verschlagen.

Mehr Staub wirbelte auf und ließ das Bild verschwimmen, aber Venport glaubte, immer noch die winzigen Punkte sehen zu können ... die eindeutig menschliche Gestalt hatten. Niemand konnte solche Ungeheuer zähmen!

D'Pardu rief: »Wir sollten lieber verschwinden. Ich habe kein gutes Gefühl.« Böen zerrten am Flugzeug.

Venport war ganz seiner Meinung. »Dann bringen Sie uns von hier weg.«

Das Flugzeug drehte ab und nahm Kurs auf Arrakis City. Der Sturm jagte sie vor sich her, als wäre er ein lebender Wächter, der der Ansicht war, dass sie hier nichts zu suchen hatten. Die ganze Zeit plapperten die Söldner über das, was sie gesehen hatten. An diesem Abend würden die Zuhörer in den Bars am Raumhafen wahrscheinlich über ihre Geschichten lachen.

Aber Venport hatte es mit eigenen Augen gesehen. Wenn der Profit aus dem Melange-Handel nicht so enorm wäre, hätte er es niemals riskiert, hier Geschäfte zu machen. Wie sollte man mit Menschen umgehen, die an einem so gottverlassenen Ort überleben konnten?

Sie reiten auf Riesenwürmern!

45

Nichts ist so, wie es scheint. Mit geeigneten Gleichungen kann ich das beweisen.

Norma Cenva,
Mathematische Philosophie

Nachdem sie nun nicht mehr für ihn arbeitete und nicht mehr an seinen Rockschößen hing, überraschte es Tio Holtzman nicht, wie schnell Norma Cenva aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwand. Ein ganzes Jahr lang hatte er kaum noch an sie gedacht, seit Aurelius Venport um ihre Entlassung aus seinen Diensten verhandelt hatte. Holtzman lächelte. *In der Tat ein überragender Geschäftsmann.* Was hatte sich Venport nur dabei gedacht?

Obwohl sie über unbegreifliche mathematische und wissenschaftliche Fachkenntnisse verfügte, war Norma einfach nicht dazu in der Lage, das Potenzial ihrer eigenen Entdeckungen zu erkennen. Das pure Genie war nur ein Teil der Gleichung. Man musste auch wissen, was man mit einem bedeutenden Durchbruch anfangen konnte. Und das war der Punkt, bei dem Norma immer wieder versagt hatte.

Auf jeden Fall war sie jetzt keine finanzielle Belastung mehr für ihn, auch wenn ihr Anteil am Verkauf der Leuchtgloben durch VenKee die Kosten ihres Unterhalts tausendfach kompensiert hätten. Wie konnten sie alle nur so naiv sein?

Venport hatte Lord Bludd eine stattliche Summe geboten, um ihm ein Team »technisch versierter Sklaven« abzukaufen, die in Normas neuem Forschungszentrum arbeiten sollten. Irgendwo flussaufwärts, wenn er sich recht entsann. Also hatte der Weise ihm gerne eine komplette Gruppe Zensunni und Zenschiiten überlassen, die nur Ärger machten. Nach der Schließung der Delta-Schiffswerften hatte Holtzman ohnehin nicht gewusst, was er mit den vielen Arbeitern anfangen sollte ... bis ein unzufriedener Sklave die Dreistigkeit aufgebracht hatte, sich an Lord

Bludd persönlich zu wenden. Der Aristokrat hatte Holtzman einen Tadel erteilt, weil er nicht angemessen auf seine Arbeiter Acht gab, und der Weise hatte sofort die Gelegenheit genutzt, die Unruhestifter zu Norma Cenva zu schicken.

Er war zufrieden, dass er sie losgeworden war. Und Norma ebenfalls. Alle Probleme waren gelöst.

Doch in gewisser Weise war Holtzman auch enttäuscht, dass die zwergenwüchsige Frau nicht mehr bei ihm war. In den ersten Jahren ihrer Ausbildung auf Poritrin waren Norma und er ein gutes Team gewesen, und der Weise hatte von ihrem Fleiß und ihrer Jugendlichkeit profitiert. Doch in späteren Jahren hatte sie nur noch allein weiterwerkeln wollen, ohne ein Gefühl zu entwickeln, wann sie die Beschäftigung mit einer sinnlosen und kostenfressenden mathematischen Theorie aufgeben sollte, die zu nichts führen würde.

Trotzdem hätte er ihr gerne gesagt, dass er keinen Groll gegen sie hegte. In den letzten Jahren hatte er ihr immer wieder höfliche Einladung zu offiziellen Empfängen geschickt, doch Norma hatte sie stets mit der fadenscheinigen Ausrede abgelehnt, sie wäre »zu beschäftigt«. Sie hatte nie verstanden, dass man durch Politik und gute Verbindungen viel mehr Fortschritte machte als durch direkte Forschung.

Zum Glück waren seine neuen jungen Assistenten ganz versessen darauf, in die Wissenschaftsgeschichte einzugehen. Durch ihre Arbeit konnte Holtzman sich seine Position sichern.

Wenn er in der Öffentlichkeit danach gefragt wurde, sagte er jedes Mal, dass Norma ihm gute Dienste geleistet hatte, als kompetente Assistentin, die gelegentlich sogar eigene Ideen entwickelt hatte. Diese großzügige Bescheidenheit trug dazu bei, die Aura und den Status des Erfinders weiter zu erhöhen. Danach lächelte er und brachte das Gespräch wieder auf seine eigenen Leistungen.

Mit der Zeit dachte der Weise immer seltener an Norma Cenva.

* * *

Der Rückzug aus dem Rampenlicht störte sie nicht im Mindesten. Wenn sie im Rechenraum arbeitete und die täglichen Fort-

schritte bei der Konstruktion des neuen Holtzman-Antriebs inspizierte, war Norma mit ihrer Isolation rundum zufrieden.

Von den Machenschaften in ihrer Umgebung hatte sie nie etwas verstanden, und sie maß ihnen auch keine besondere Bedeutung zu. Ihre größte Sorge galt der eigentlichen Arbeit. Sie verfolgte ihre Ideen ohne Rücksicht auf politische, individuelle oder zeitintensive soziale Faktoren.

Finanziert wurde das alles durch VenKee Enterprises, sie hatte ihre eigenen Slavenarbeiter, und Tuk Keedairs Sicherheitsleute waren außerhalb von Poritrin rekrutiert worden. Niemand hatte einen Grund, auf ihre Arbeit im Labor neugierig zu sein, die fern von wachsamen Augen stattfand.

Doch der Tlulaxa machte sich wesentlich größere Sorgen um die Sicherheit als Norma. Anfangs hatte ihr Geschäftspartner vorgeschlagen, ein komplexes Holosystem zu installieren, um die Gebäude und die Höhle unter dem trockengelegten Wasserfall zu tarnen. Doch angesichts der vielen Bauarbeiter und Materiallieferungen war es praktisch unvorstellbar, dass niemand den Forschungskomplex bemerkte. Stattdessen verließ sich Keedair darauf, dass seine Wachleute jeden neugierigen Eindringling verscheuchten, obwohl sie nur gelangweilt wirkten, wenn sie am Hangar und auf dem Gelände ihre Runden drehten.

Es konnte nicht mehr lange dauern, bis Norma fertig war. Sie hoffte, dass der Prototyp des Raumschiffs bereit war, bevor Aurelius Venport von Arrakis zurückkehrte. Norma lächelte jedes Mal, wenn sie an ihn dachte. Sie vermisste ihn sehr. Sie konnte immer noch nicht glauben, dass er ihr vor der Abreise wirklich das Überraschungsgeschenk gemacht hatte. Seine unbeholfene Frage und der Blick in seinen Augen schienen ihn genauso wie sie verblüfft zu haben ...

Wenn sie den Traum verwirklicht hatte, der ihre Gedanken seit den Anfängen des Djihad beherrscht hatte, würde Norma Aurelius vielleicht eine Antwort auf seine Frage geben können. Sie liebte ihn mit ganzem Herzen und hatte es nie zuvor erkannt. Ihr ganzes Leben lang hatte sie ihre Gefühle in einen dunklen Winkel verdrängt. Das war jetzt vorbei. Wenn er nach Poritrin zurückkam, würde alles anders werden.

Aber zuerst ...

Das Herzstück ihrer Arbeit, das große alte Frachtschiff, ruhte auf einem Trockendockgerüst im Hangar. Der langsame und antiquierte Typ war als kommerzielles Gefährt nicht mehr zu gebrauchen, weil es nicht mit den neuen Schiffen der rivalisierenden Weltraumhändler mithalten konnte. Aber es war genau das, was Norma brauchte.

Sie stand mitten im Lärm und der Betriebsamkeit des Montagehangars auf einer Suspensorplattform über der zusammengeflickten Hülle. Während sie sich geistig Notizen machte, überwachte sie eine Gruppe von Zensunni-Arbeitern, die unter ihr ein paar Modifikationen vornahmen, gemäß der Anweisungen, die sie zu Beginn des Tages erteilt hatte.

Die Arbeiter eilten lärmend innerhalb des großen Schiffs hin und her. Das Heck war aufgerissen worden, um die veralteten Triebwerke zu entfernen. Danach hatte man einen Teil des Frachtbereichs umgebaut, wo ihre neu entworfenen Komponenten untergebracht werden sollten. Alles fügte sich wunderbar zusammen. Nach jahrzehntelanger Arbeit war ein Ende in Sicht, und das machte sie ganz kribbelig.

Aurelius wäre stolz auf sie.

Während Normas Plan, den Raum zu falten, auf präzisen mathematischen Formeln und physikalischen Gesetzen gründete, waren solche Konzepte lediglich Bausteine für etwas wesentlich Größeres, für ein komplexes, fast ätherisches Design, das sich nicht auf Papier festhalten oder mit einem Gedankenbild vorstellen ließ. Zumindest jetzt noch nicht. Die Idee reifte noch in ihrem Kopf heran.

Tag für Tag baute sie weiter auf ihrer bisherigen Arbeit auf. Häufig blieb sie die ganze Nacht wach, um das Konzept zu modifizieren oder neu zu berechnen, um hier ein Modul, dort eine Magnetspule oder ein Hagal-Quarzprisma zu installieren. Wie ein Gourmetkoch, der sich auf seine Inspiration verließ, fügte sie die Zutaten hinzu – Ahnungen auf der Basis ihrer theoretischen Beweise. Strömungen aus Gedanken und Bewegungen flossen ihr zu wie eine göttliche Eingebung.

Der Weise Holtzman würde mich auslachen, wenn ich nur über eine derartige Möglichkeit sprechen würde.

Während die Arbeit voranschritt, führten die Teams Qualitätskontrollen und Praxistests durch, gemäß ihrer präzisen Vorgaben. Jedes Teil musste akkurat funktionieren.

Norma verfolgte, wie die neuartigen Triebwerke unter ihr Gestalt annahmen, und spürte ihre wachsende Aufregung. Hier stand eine Menge auf dem Spiel, nicht nur für sie selbst und VenKee Enterprises, sondern für die gesamte Menschheit.

Der Durchbruch ihrer bemerkenswerten technischen Entwicklung würde weit über das Ende der Denkmaschinen hinaus Bestand haben. Raumfaltschiffe würden die Menschheit verändern und die Zukunft umgestalten. Die Konsequenzen strömten durch ihre Phantasie wie ein Wasserfall und überstiegen beinahe ihr Begriffsvermögen. In solchen Momenten, wenn Norma den menschlichen Geist bis an die Grenzen seiner Fähigkeiten trieb, hoffte sie inständig, dass es sie nicht in den Wahnsinn trieb.

Wenn sie die technischen Herausforderungen dieser Unternehmung bewältigen konnte, würden Norma und ihre Unterstützer zwischen den Sternen reisen, und zwar um ein Vielfaches schneller, als es die gegenwärtige Technologie ermöglichte. Es wäre ein immenser Auf- und Antrieb für die Armee des Djihad, und sie hatte guten Grund zu der Annahme, dass sie dadurch endlich zum Sieg geführt wurde.

Obendrein würden sich Aurelius kommerzielle Möglichkeiten erschließen, von denen er bislang nicht einmal geträumt hatte. Norma konnte es gar nicht abwarten, bis er zurückkehrte – um mit ihm zu diskutieren, darüber und über vieles mehr.

46

Wache über jeden Atemzug, denn er trägt die Wärme und Feuchtigkeit deines Lebens in sich.

Zensunni-Sprichwort zur Ermahnung der Kinder

Unter dem Felsüberhang blickte Selim voller Stolz auf seine zähen Anhänger, doch als er zu Marha hinüberschaute, stand Liebe in seinen Augen. Die junge Frau war voller Energie, Entschlossenheit und Überschwang, die stets mit gesundem Menschenverstand gemischt waren. Seit fast zwei Jahren hatte sie sich hervorgetan und sich unentbehrlich gemacht.

»Arrakis gehört uns, weil wir diese Welt in Besitz genommen haben«, erklärte Selim. »Wir haben gelernt, unter den härtesten Bedingungen zu überleben, ohne vom Wohlwollen Fremder oder vom Handel mit Eindringlingen von anderen Welten abhängig zu sein.«

Er nahm Marhas starke Hände und zog sie auf die Beine. Sie standen voreinander und blickten sich mit gewürzblauen Augen an. »Marha, du hast dich als würdiges Mitglied unserer Gruppe erwiesen, und nun würde ich dich mit Freude zur Frau nehmen – wenn du mit mir einverstanden bist.«

Ursprünglich war sie als Bewunderin zu ihnen gestoßen, als fähige Gefährtin der Gesetzlosen. Nun würde sie seine Lebenspartnerin werden. Marha hatte mehr Arbeit geleistet und war seinen Visionen mit mehr Hingabe gefolgt als jedes andere Mitglied seiner Schar. Sie hatte nie einen Zweifel daran gelassen, dass sie als Einzige eine geeignete Braut für den legendären Anführer war.

Erst vor einer Woche war sie in der Dämmerung zu Selim gekommen, als er an der Höhlenöffnung gestanden und auf das Meer der Dünen hinausgeblickt hatte. In der absoluten Stille war Marha zu ihm getreten und hatte ihm eine Halskette aus klirrenden Marken vor die Füße geworfen. Das laute Geräusch war in der ganzen Höhle zu hören gewesen.

Hunderte von Gewürzmarken, die von hoffnungsvollen Frauen stammten, die auf den Melange-Feldern arbeiteten. Ein Vielfaches des Preises, den Naib Dhartha seinem Volk für eine Heirat auferlegt hatte.

Selim hatte gegrinst, weil er wusste, wie mutig es von ihr gewesen war, ihn nicht nur als Anführer, sondern auch als Gatten zu betrachten. »Wie könnte ich ein solches Angebot ablehnen?«

Jetzt lächelte Marha ihm zu und offenbarte tadellos weiße Zähne. Ihr Gesicht strahlte, und die halbmondförmige Narbe über ihrem linken Auge hob sich deutlich von ihrer geröteten Haut ab. »Seit ich als kleines Mädchen voller Ehrfurcht den geflüsterten Geschichten über den großen Wurmreiter lauschte, habe ich von diesem Augenblick geträumt. Ja, natürlich bin ich einverstanden, dich zum Mann zu nehmen, Selim.«

Während der Anführer der Gesetzlosen seine stolze Erklärung abgab, lief sein Stellvertreter Jafar allein auf den leeren Sand hinaus. Nun konnte jeder den hageren Mann im Destillanzug durch die Höhlenöffnung sehen. Er nahm seine Position ein und schlug die Trommel. Das Geräusch wurde durch die große Entfernung gedämpft, aber die Versammelten konnten es deutlich hören. Ihre Erwartung steigerte sich, während Selim stumm zusah.

Nachdem er überzeugt war, dass er mit der Trommel einen Wurm angelockt haben musste, klemmte sich der Stellvertreter das Instrument unter den Arm und rannte los. Seine langen Beine trugen ihn schnell über die Dünenkämme. In der Weite hinter ihm war ein Wurmzeichen zu erkennen, wellenförmige Bewegungen im Sand, die auf die Annäherung eines Giganten hinwiesen.

Atemlos erreichte Jafar den Schutz der Felsen, doch er kletterte nicht hinauf in Sicherheit, sondern blieb an der Grenze zum Sand stehen, wo er mit einem Metallhammer auf das Gestein schlug. Der Sandwurm steuerte auf das Geräusch zu, aber er kam nicht näher an die Felsen heran, die wie ein Eisberg bis tief unter den Sand hinabreichten. Schließlich erhob er sich in den offenen Himmel und öffnete suchend das riesige Maul, in dem winzige Kristallzähne glitzerten. Staub und Sand fielen

vom segmentierten Körper herab. Das Geschöpf stieß einen Laut aus, der wie ein schwerer Sturmwind klang.

Selim rief mit voller Lautstärke: »Shai-Hulud, hör mich an! Ich habe dich gerufen, damit du Zeugnis ablegst.« Er zog Marha an sich heran, sodass sie neben ihm im Lichtschein stand. »Ich beanspruche diese Frau als meine Frau, und sie nimmt mich an. Von diesem Tag an sind wir in deinen Augen ein Ehepaar. Daran soll niemand zweifeln.«

Die Gesetzlosen brachen in Jubel aus, der ohrenbetäubend laut in der Höhle widerhallte. Der Wurm erhob sich noch höher, als wollte er seinen Segen geben. Dann tauchte er wieder tief in die Dünen ein und wirbelte eine mächtige Staubwolke auf, während er sich einen Weg zu einem verborgenen Gewürzhort weit unter der Oberfläche grub.

* * *

In dieser Nacht feierten die Banditen mit Honig und exotischen Delikatessen, die sie von Karawanen aus Arrakis City gestohlen hatten. Sie konsumierten große Mengen Gewürz, bis ihnen schwindlig wurde und die Gesichter und die Umgebung in einem wunderschönen weichen Schimmer verschwammen. Sie alle waren durch den roten Staub miteinander verbunden, den die Sandwürmer hervorbrachten, ein Pulver, das die getrocknete Essenz von Shai-Hulud war.

Die Hemmungen fielen von ihnen ab, und viele Männer und Frauen fanden sich in den dunklen Gängen der Höhle als Liebespaare zusammen. Wenn die Feier irgendwann vorbei war, würde die Gruppe wieder zu ihrer alles bestimmenden Mission zurückkehren. Doch für eine Nacht ließen sie sich vom Gewürz davontreiben.

Mit Marha an seiner Seite bereiste Selim die Wege der Melange und trat durch offene Pforten in die Zukunft. Er spürte sie in seiner Nähe, eine strahlende Seele und ein warmes Herz, die zu einem festen Teil von ihm geworden waren.

Doch auf diese Reise musste Selim sich allein begeben.

In der Rückwand der Höhle hatten frühe Erkunder des Planeten rätselhafte Zeichen hinterlassen. Niemand wusste, was die

Inschriften bedeuteten, aber Selim hatte eine eigene Interpretation entwickelt, die keiner von seinen Anhängern in Frage zu stellen wagte.

Mit Hilfe der Melange sah Selim viele Dinge, die in der realen Welt unsichtbar waren.

Und nun sah er zum ersten Mal das wahre Ausmaß der Herausforderung, der er gegenüberstand, den unvorstellbaren Zeitraum, über den sich dieser epische Kampf erstrecken sollte. Er sah, dass es nicht nur eine Auseinandersetzung zwischen ihm und dem verhassten Naib Dhartha war, sondern ein Konflikt, den Selim nie zu Lebzeiten lösen konnte. Dazu waren die Dinge schon zu weit fortgeschritten. Mit der Abhängigkeit vom Gewürz hatten sie eine Schwelle der Versuchung überschritten, die keine Rückkehr mehr erlaubte.

Die Lebenszeit eines Menschen wäre nie genug. Selim musste sicherstellen, dass seine Mission bis über seinen Tod hinaus andauern würde. Shai-Hulud würde ihm den Weg dahin zeigen, wenn es soweit war.

Später erwachte er mit Marha in den Armen, warm und nackt. Sie klammerte sich sogar im Schlaf an ihn, als hätte sie Angst, ihn je wieder loszulassen. Sie regte sich im Zwielicht. Ihr Gesicht zeigte Neugier und Bewunderung, während sie jedes Detail seiner Züge in sich aufnahm.

»Selim, mein Geliebter, mein Mann ...« Sie sprach die letzten beiden Worte mit angehaltenem Atem. »Ich habe endlich gelernt, dich zu sehen, dich *wirklich* zu sehen, als Mann und als menschliches Wesen. Zuerst habe ich mich in die *Vorstellung* von dir verliebt, in das Bildnis eines Helden, eines Gesetzlosen, der mit unerschütterlicher Klarheit die Zukunft und seine Bestimmung sehen konnte. Aber du bist mehr als das ... du bist ein Sterblicher mit einem Herzen. Damit bist du für mich größer als jede Legende.«

Er küsste sie zärtlich auf die Lippen. »Also kennst nur du allein mein Geheimnis, Marha. Und du wirst es nur mit mir teilen, du wirst mir Kraft geben und mir helfen, das zu erreichen, was ich erreichen muss.« Selim strich über ihr schwarzes Haar und lächelte sie an, befriedigt von Marhas Hingabe. Nach all den Jahren waren Mythos und Wirklichkeit zu einer Wesenheit verschmolzen.

Sie schien seine Gedanken zu lesen, ihn zu verstehen, noch bevor er sein Zögern in Worte kleidete. »Hast du eine andere Vision gesehen, Geliebter? Was besorgt dich?«

Er nickte ernst. »Als wir letzte Nacht so viel Gewürz zu uns nahmen, fand mein Geist den Weg in neue Träume.«

Sie setzte sich mit interessierter Miene auf und wechselte von der Rolle einer jungvermählten Frau in die einer glühenden Anhängerin, die auf neue Instruktionen wartete.

Selim sagte: »Wir haben Karawanen überfallen und Dharthas Gewürzhandel sabotiert, aber ich habe noch nicht genug getan, um die Fremden von Arrakis zu vertreiben. Die Gewürzernte gewinnt von Jahr zu Jahr größere Bedeutung. Es ist kein Wunder, dass Shai-Hulud von mir enttäuscht ist. Er hat mir eine Aufgabe gegeben, und bisher habe ich sie nicht erfüllen können.«

»Der Alte Mann der Wüste vertraut dir, Selim. Sonst hätte er nie etwas unmöglich Erscheinendes von dir gefordert.« Als Marha sich aufsetzte, fiel sein Blick im matten Licht der Höhle auf ihre vollkommenen Brüste und ihre wunderbar glatte Haut. »Wir werden dir helfen. Wir werden alles geben, damit du deine Ziele erreichst. Ein Mensch allein kann eine solche Mission niemals erfüllen.«

Er küsste behutsam ihre Halbmondnarbe, dann richtete er sich auf und blickte nach draußen in das zunehmende Licht der Dämmerung, das die Sonne über die gewellten Dünen fließen ließ. »Ein *Mensch* allein mag dazu nicht in der Lage sein. Aber eine *Legende* könnte es schaffen.«

* * *

Mit glänzenden Augen voller Träume wartete der junge Aziz, bis sein Großvater und die Höhlenbewohner eingeschlafen waren. Dann suchte er in der Nacht die Ausrüstungsstücke zusammen, die er über lange Zeit einzeln versteckt hatte. Er bewegte sich lautlos, huschte wie ein Muad'dib umher, eine der kleinen Wüstenmäuse, die die Felsspalten bevölkerten.

Heute Nacht würde er es allen zeigen, nicht nur Naib Dhartha, sondern auch Selim Wurmreiter. Auch wenn keiner der beiden Männer es hören wollte, waren sie doch Aziz' Helden und Vor-

bilder. Der Junge sah die Ehre auf beiden Seiten des Konflikts, und er hoffte, sie irgendwie zusammenführen zu können, zum Wohl des Volkes der Zensunni. Das war sein Geheimnis.

Aber es war eine äußerst schwierige Aufgabe.

Seit vielen Monaten, seit die legendären Banditen ihn vor dem sicheren Tod in der Wüste gerettet hatten, dachte Aziz daran, sich den Gesetzlosen anzuschließen. Selim Wurmreiter war blind für das, was Naib Dhartha für das Volk der Zensunni getan hatte. Der junge Mann liebte seinen Großvater über alles und verstand, warum der Naib ein strenges Regime führte. Das war der Preis dafür, dass sich das Leben des Stammes dramatisch verbessert hatte, dass ihnen genügend Nahrung und Wasser zur Verfügung stand und sie sogar ein paar Luxusgüter von interstellaren Händlern erwerben konnten.

Doch Selim Wurmreiter hatte ein Feuer in den Augen und eine andere Art von Ehre, eine tapfere Zuversicht und Rechtschaffenheit, die den Naib in den Schatten stellte, der sich um profanere Angelegenheiten sorgen musste. Selims Anhänger folgten ihm voller Leidenschaft – mit viel mehr Leidenschaft, als die Gewürzsammler bei der Arbeit für Naib Dhartha an den Tag legten. Und Marha, die aus diesem Dorf geflohen war, um sich ihm anzuschließen, schien nun ein neues Lebenszentrum gefunden zu haben. Offensichtlich hatte sie ihre Entscheidung keinen Augenblick bereut.

Viele Nächte lang hatte Aziz davon geträumt, ebenfalls zu den Banditen zu stoßen und selbst einer der abenteuerlichen Gesetzlosen zu werden. Dann konnte er mit dem Wurmreiter reden und ihm all das sagen, was er ihm schon vor Monaten hätte sagen sollen, als er die Gelegenheit dazu gehabt hätte. Seine Augen leuchteten mit dem festen Willen, die Welt wieder in Ordnung zu bringen, den Riss zu heilen und die lange, zerstörerische Fehde zu beenden.

Aziz konnte es schaffen. Aber würde Selim ihn akzeptieren?

Vielleicht ... wenn er beweisen konnte, dass seine Fähigkeiten für den Stamm nützlich waren.

Als er seinem Großvater die Antwort des Gesetzlosen überbracht hatte, wollte Aziz die Worte abschwächen und Selim in Schutz nehmen. Trotzdem hatte Naib Dhartha getobt und den

Wurmreiter mit unverdienten Beleidigungen verflucht. Er hatte seinen jungen Enkel nicht für die mühsame Reise belohnt, sondern den beschämten Aziz allein in sein Quartier geschickt. Tagelang hatte der alte Mann ihn misstrauisch im Auge behalten.

Aber der Junge hatte nicht vergessen, was er gesehen und erfahren hatte, und seine Vorstellungskraft ließ ihn Alternativen erkennen, über die er früher hätte nachdenken sollen. Aziz wollte zurückkehren. Und in erster Linie wollte er noch einmal die Aufregung und das Hochgefühl erleben. Er war davon überzeugt, dass er es schaffen würde.

Er hatte diese Nacht sorgfältig geplant und sich genau erinnert, was Selim Wurmreiter getan hatte. Immerhin hatte vor vielen Jahren ein junger Ausgestoßener ganz allein und ohne Anleitung entdeckt, wie sich einer der Wüstendämonen reiten ließ ...

Nun schlüpfte Aziz lautlos an den Wachen vorbei und huschte einen felsigen Pfad hinunter, der zum großen Sandbecken führte. Ins Reich der Sandwürmer. Nur ein Mond stand tief am Himmel und spendete schwaches Licht, aber die Sterne, die über ihn wachten, waren so hell wie die Augen von Engeln. Aziz rannte auf den weichen Sand hinaus und hinterließ eine deutliche Spur. Er hätte am liebsten gerufen, aber der Sand geriet unter seinen Füßen ins Rutschen, und er hatte das Gefühl, in Staub zu schwimmen.

Aziz musste sich weit genug hinauswagen, damit die Würmer sich nähern konnten, ohne sich von Felsgestein unter der Oberfläche abschrecken zu lassen. Gleichzeitig wollte er sich nicht zu weit entfernen, damit sein Volk sah, was er zu tun beabsichtigte. Vor allem sein Großvater.

Der Junge war schon seit über einer Stunde unterwegs, als die Farben der Dämmerung die messerscharfe Silhouette des östlichen Horizonts verwischten. Er eilte weiter und hoffte, zum Sonnenaufgang in geeigneter Position zu sein. Er bestieg eine hohe Düne, die ihn an eine Tribüne erinnerte, die er einmal in einem Videobuch gesehen hatte. Er hoffte, dass seine vorsichtigen Schritte keine Vibrationen erzeugt hatten, die Shai-Hulud herbeiriefen ... jedenfalls noch nicht.

Aziz hatte einen Stein, eine Metallstange, ein Seil und einen langen stabilen Speer mitgenommen – viel mehr, als Selim dabei gehabt hatte, als er zum ersten Mal die Wüstenkreaturen bezwungen hatte. Es war zu schaffen.

Mit pochendem Herzen und unerschütterlichem Selbstbewusstsein hockte sich Aziz auf die Düne. Er stieß den Metallstab in den weichen Sand und schlug mit dem Stein auf die Spitze. Sein Klopfen klang in der ewigen Stille der Wüste wie laute Schüsse aus einer Projektilwaffe.

Als sich endlich die Dämmerung über den Himmel ausbreitete, blickte der Junge zu den zerklüfteten Felsen zurück. Einige der Zensunni würden ihn durch die dunklen, verborgenen Fenster hören. Er wartete darauf, dass der große Wurm kann.

* * *

Dhartha wachte von den knallenden Geräuschen auf, die von den Dünen herüberschallten. Neugierig und misstrauisch zog sich der alte Häuptling schnell an, doch bevor er seine private Unterkunft verlassen konnte, hatte ein anderer den Türvorhang geöffnet. »Naib Dhartha, ein Junge ist weit auf den Sand hinausgelaufen. Ich glaube ... er sieht wie Aziz aus.«

Mit finsterer Miene lief Dhartha durch die Tunnel zu einer Fensterwand, die einen guten Ausblick auf die Wüste bot. »Warum macht der Narr einen solchen Lärm? Ich dachte, ich hätte ihn gelehrt, besser auf sich Acht zu geben.«

Dann hatte der ergraute Mann plötzlich einen Verdacht, als er sich an Aziz' gedankenlose Bewunderung für den Banditen erinnerte, der die Sandwürmer bezwungen hatte. Dhartha rief seinen Leuten zu: »Schickt Männer nach draußen, die den Jungen zurückholen. Beeilt euch, bevor ein Wurm kommt!«

Sein Begleiter schien kurz zu zögern, doch dann eilte er davon, um seinem Befehl Folge zu leisten.

Weit draußen in den Dünen schlug Aziz weiter im Rhythmus. Die Finger des Naib krallten sich um die steinerne Fensterbank, während er in das Sonnenlicht hinausstarrte, das sich über die Dünen ergoss. Er sah die Linie aus winzigen Punkten, die Fuß-

abdrücke seines Enkels, die in die Einöde hinausführten. Dieser Dummkopf!

Am Horizont erkannte er bereits die gewaltigen Wellen eines sich nähernden Wurms. Seine Männer würden den Jungen niemals rechtzeitig erreichen. Dharthas Brust wurde eiskalt. »Ayii, nein! Gott, bitte lass es nicht geschehen!«

Aziz stand auf der Düne und hielt den Metallstab mit dem unschuldigen Selbstvertrauen eines Gläubigen fest. Dhartha war alt, aber sein Blick war immer noch scharf, und er sah genau, wie sich der Junge dem bewegten Sand zuwandte. Der Gigant wühlte das Land auf, als er einen Bogen machte und dann mit der vernichtenden Gewalt eines Wüstensturms über ihn kam.

Wie ein Käfer auf einem heißen Felsen lief Aziz den schmalen Dünenkamm entlang, um in eine bessere Position zu gelangen, doch die Bewegungen des unterirdischen Dämons ließen den Sand wegrutschen. Der Junge verlor das Gleichgewicht und stürzte kopfüber von der Düne. Er ließ den Speer fallen, der silbern im Morgenlicht aufblitzte.

Bevor Aziz sich wieder aufrappeln oder nach seinem Werkzeug greifen konnte, erhob sich ein gigantisches Maul mit Kristallzähnen, immer höher, und verschlang Sand und Staub ... und ein winziges Häppchen aus Menschenfleisch.

Naib Dhartha starrte mit offenem Mund auf die Szene, und in seinen Augen glitzerten Tränen der Trauer und Wut. Der unschuldige Junge hatte keine Chance gehabt. Er hatte sich von der verrückten Vorstellung in die Irre führen lassen, er könnte die Dämonen der Dünen zähmen, genauso wie die gesetzlosen Wurmreiter, die einen Pakt mit Shaitan geschlossen hatten.

Selim ist an allem schuld.

Die Bestie tauchte unter den Sand und entfernte sich wieder. Der aufgewühlte Sand hatte bereits alle Spuren ausgelöscht.

Naib Dhartha glaubte, das böse, verfluchte Lachen von Selim Wurmreiter zu hören, wie die dunklen Flügel eines Raben, der ihn unsichtbar umflatterte.

174 V.G.

28. Jahr des Djihad

Ein Jahr nach der Eroberung von Ix

47

In meinem Leben habe ich Großes geleistet, viel mehr, als sich die meisten Menschen erhoffen können. Aber aus irgendeinem Grund habe ich nie ein Heim oder wahre Liebe gefunden.

Primero Vorian Atreides,
aus einem Privatbrief an Serena Butler

Seit den Reisen mit dem Roboter Seurat an Bord der *Dream Voyager* war Vor ein rastloser Mensch gewesen, der sich nie dauerhaft an einem Ort niederlassen konnte. Voller Neugier und Erlebnislust wollte er nun das gesamte Spektrum der freien Menschheit kennen lernen und nahm den Duft jedes neuen Planeten in sich auf, um seinen Erfahrungskatalog zu erweitern. Es gefiel ihm, Menschen zu begegnen, Kulturen zu erleben und den Verbindungen zu folgen, die die verschiedenen Menschenvölker viel fester verknüpften als Omnius' Kontrolle über die Synchronisierten Welten.

In diesem Moment würde Seurat lautlos seine Update-Route abfliegen und die kontaminierte Omnius-Sphäre von einem Planeten zum nächsten weitertragen und den Allgeist infizieren. Es war eine großartige List, vielleicht der destruktivste Winkelzug der Militärgeschichte. Xavier hätte zweifellos eine strikte, umfassende Strategie entwickelt, nach der die Armee des Djihad dem Roboter dicht auf den Fersen blieb und einen vernichtenden Schlag gegen jede betroffene Maschinenwelt führte. Doch ein solcher Plan wäre taktisch unklug, weil Seurat und vor allem Omnius zu früh einen Hinweis erhalten würden, bevor durch die Aktion ein Maximum an Schaden angerichtet werden konnte, ohne dass es zu Verlusten an Menschenleben kam.

Vor wollte, dass die Maschinen sich selbst vernichteten, während er sich um offiziellere Angelegenheiten des Djihad kümmerte.

Er war noch nie zuvor auf dem wasserreichen Planeten Caladan gewesen, ein isolierter, nur dünn bevölkerter Unverbündeter Planet. Aber die Welt machte einen recht angenehmen Eindruck auf ihn. Nach der Rückkehr von seiner Geheimmission, bei der er eine manipulierte Allgeist-Kopie in Seurats Schiff eingeschmuggelt hatte, hatte Serena Butler ihren neuen Plan für die Fortsetzung des Djihad bekannt gegeben. Xavier war noch nicht von seinem überraschenden Triumph auf Ix heimgekehrt, als Vor sich bereits freiwillig für die praktische Umsetzung gemeldet hatte.

Seit Monaten hatte er strategisch bedeutende Planeten an den Grenzen des Liga-Territoriums bereist, um nach geeigneten Plätzen für die Errichtung von Djihad-Außenposten zu suchen. Diese schlecht geschützten Welten wurden von den Denkmaschinen möglicherweise als leichte Beute und potenzielle Brückenköpfe betrachtet, ähnlich wie IV Anbus.

Jeder neue Planet erweiterte Vors Perspektive auf das Gesamtbild des Krieges und bestärkte ihn im Entschluss, dass die Menschheit um jeden Preis siegen musste. Manchmal fragte er sich, wie es überhaupt geschehen konnte, dass die Künstlichen Intelligenzen außer Kontrolle geraten waren, und warum die Krise bis zum derzeitigen Stand eskaliert war.

In jungen Jahren hatte er die effiziente Industrie und die von Omnius erbauten Städte bewundert, genauso wie die Monumente, die an die Leistungen der Titanen erinnerten. Doch die verstreuten Ansiedlungen der Menschen – selbst jene, die nicht mit den Liga-Welten verbündet waren – gaben Vor nun einen andersartigen Anlass zur Bewunderung. Das sorglose Leben dieser Menschen ermöglichte ihnen ein vielfältiges Glück. Sie erfreuten sich an alltäglichen Dingen, an gutem Essen, Wein und einem warmen Bett. Sie genossen ihre Gesellschaft und gewannen Kraft aus Liebe und Freundschaft. Sie feierten ihre Begeisterung für den Djihad, indem sie ergreifende Denkmäler für Serenas Baby errichteten.

Vor bereute es nicht, seine Existenz als Trustee hinter sich gelassen zu haben. Er war stolz darauf, wie sich die gesamte Galaxis verändert hatte, wie er entschieden hatte, sich von seinem Vater abzuwenden und die trauernde Serena Butler zu ret-

ten. Seitdem hatte er sich lebendiger und menschlicher als je zuvor gefühlt.

Es gab nur einen Punkt, für den er sich einen anderen Ausgang wünschte: Dass Serena seine Liebe zu ihr erwidert hätte. Doch ihr Herz hatte sich in Granit verwandelt, sodass Vor gezwungen war, es mit stillem Bedauern zu akzeptieren. Sein neues Leben in Freiheit bot ihm zahllose andere Reichtümer.

Mit seiner Gesundheit und verlängerten Jugend war es für Vorian Atreides leicht, auf den verschiedenen Raumhäfen Kontakte zu knüpfen. In manchen Fällen waren es Abenteuer für eine Nacht, aber er lernte auch Frauen kennen, zu denen er immer wieder zurückkehrte. Wahrscheinlich hatte er viele Kinder, die über die ganze Galaxis verstreut waren und von denen er nie etwas erfuhr, aber er hätte sowieso kein richtiger Vater für sie sein können. Weil er Vergeltungsmaßnahmen durch Cymeks fürchtete und nicht erpressbar sein wollte, trat Vor bei seinen Besuchen stets als Djihadi ohne besonderen Rang auf, der niemals seine Identität oder Herkunft offenbarte. Es geschah zu ihrer Sicherheit, nicht zu seiner ...

Aus ähnlichen Gründen vermied er dauerhafte Beziehungen wie zwischen Xavier und Octa. Außerdem hielt er nicht nur die Identität seines Cymek-Vaters geheim, sondern auch seine Langlebigkeit. Er wollte nicht hilflos zusehen müssen, wie eine Frau, die er heiratete, an seiner Seite alt wurde und starb. Vorläufig nahm er jeden Tag, jeden Planeten und jede Beziehung, wie sie kamen, ohne sich um die Zukunft zu sorgen.

Auf Caladan hatte er den Auftrag, einen Beobachtungsposten zu gründen. Im Verlauf des letzten halben Jahrhunderts waren immer wieder Denkmaschinen im System gesichtet worden, nicht weit von der Stelle entfernt, wo Xavier Harkonnens Familie vor dreiundvierzig Jahren einem Angriff zum Opfer gefallen war. Caladan hatte bereits Vertreter nach Salusa Secundus entsandt und verlautbaren lassen, dass die Fischerdörfer und Küstenstädte bereit waren, eine planetare Verwaltung zu etablieren, die gewillt wäre, der Liga der Edlen beizutreten.

Vor wollte eine Präsenz aufbauen, die als Puffer dienen würde, falls Omnius' in dieser Region aggressiver auftrat. Ge-

genwärtig waren die Denkmaschinen durch die Inbrunst des Djihad in der Defensive, aber der Allgeist hatte seit Jahrhunderten Pläne geschmiedet. Niemand konnte genau vorhersagen, was das Supergehirn als Nächstes versuchen mochte. Die Streitkräfte der Liga mussten auf alles vorbereitet sein.

Obwohl er einen hohen Rang bekleidete, erwartete Vor keinen kritiklosen Respekt von militärischen Offizieren. Er wollte nicht, dass man ihm salutierte oder mit besonderer Unterwürfigkeit begegnete, und er fühlte sich am wohlsten, wenn er in normaler Kleidung ohne Abzeichen auftreten konnte. Im Djihad-Rat konnte er während strategischer Sitzungen ein Primero sein, aber die übrige Zeit wollte er auf gleicher Augenhöhe mit alten und neuen Freunden umgehen.

Er kam sehr gut mit gewöhnlichen Menschen zurecht, er raufte sich mit den Männern eines Dorfes bei spontanen Sportfesten oder maß sich im Fleur de Lys oder anderen Spielen mit lokalen Koryphäen, wobei er schnell ein Monatsgehalt gewann oder verlor. Er arbeitete hart für die Kriegsanstrengungen, aber er investierte fast genauso viel Energie in seine Freizeit. Auch auf Caladan würde er sich ein wenig entspannen können, während er nach dem besten Platz für einen militärischen Außenposten suchte.

Die Fischerdörfer des Planeten waren malerisch und rustikal. Die Menschen bauten ihre Boote und bemalten die Segel mit Familienwappen. Ohne Wettersatelliten beobachteten sie die Windbewegungen und prüften die salzhaltige Luft, um Stürme vorherzusagen. Sie wussten, zu welcher Jahreszeit die besten Fangergebnisse zu erwarten waren, wo sich Schnecken, Muscheln und Seetang fanden, die ihre Hauptnahrungsmittel darstellten.

Nachdem er bereits drei Tage lang die nördlichen Landspitzen begutachtet hatte, schaute Vor zu, wie die Boote anlegten und die Sonne sich dem Horizont näherte. An den Häfen standen einfache handgefertigte Schreine, die an Manion den Unschuldigen erinnerten und mit Blumen und farbigen Schneckenhäusern geschmückt waren. In einem der Schreine entlang der Küste sollte sich sogar eine heilige Locke vom Haar des Jungen befinden.

Er hörte, wie das Wasser gegen die Pfeiler schwappte, und empfand einen Frieden, wie er ihn seit vielen Jahren nicht mehr erlebt hatte. Er nahm einen tiefen Atemzug. Trotz des scharfen Jodgeruchs von altem Seetang, der sich ans weiche Holz klammerte, und trotz des Gestanks von unverkauftem Fisch, der zu Düngemehl verarbeitet werden sollte, gefiel es ihm hier.

Viele seiner militärischen Ingenieure waren in den Djihad-Schiffen geblieben, um im Orbit ein Netzwerk aus Beobachtungssatelliten zu installieren, die die Bewohner von Caladan gleichzeitig vor Stürmen warnen würden. Andere Teams errichteten an exponierten Stellen in der Nähe der wichtigsten Fischerdörfer stabile Türme, die den Kontakt zum Überwachungsnetz hielten. Weitere Djihadis würden auf Caladan bleiben, um die nötigen Wartungen durchzuführen.

In der Hafenstadt hatte Vor bereits eine warme, helle Taverne entdeckt, in der sich die Einheimischen jeden Abend versammelten, um ein selbstgebrautes Destillat aus fermentiertem Tang zu trinken, das entfernt nach bitterem Bier schmeckte, aber so gehaltvoll wie ein kräftiger Schnaps war. Vor lernte die Wirkung sehr schnell kennen.

Als Soldat der Djihad-Armee brachte er etwas Schwung in die Bevölkerung. Die Fischer boten ihm reichlich zu trinken und zu essen an. Im Austausch gegen knusprige Meeresfrüchte erzählte er ihnen Neuigkeiten und Geschichten. Er trat unter dem Pseudonym »Virk« auf und arbeitete angeblich als gewöhnlicher Djihad-Ingenieur. Selbst von den Liga-Vertretern auf Caladan kannten nur wenige seine wahre Identität, die ein gut gehütetes Geheimnis blieb.

Als das Kelp-Bier seine Sinne trübte, wurde Vor redseliger und berichtete von seinen zahlreichen Abenteuern, wobei er es vermied, etwas von seiner Zeit als Trustee auf der Erde oder seinem Offiziersrang zu erwähnen. Den bewundernden Blicken der jungen Frauen war deutlich anzusehen, dass sie ihm glaubt, während das amüsierte, aber skeptische Stirnrunzeln der Männer darauf hinwies, dass sie ihn für einen Aufschneider hielten. Die Mädchen scharten sich um ihn und flirteten hemmungslos, sodass Vor überzeugt war, noch diese Nacht als willkommener Gast in ein Haus eingeladen zu werden. Die Herausfor-

derung bestand lediglich darin, sich für eins von vielen möglichen Rendezvous zu entscheiden.

Seltsamerweise wurde sein Blick immer wieder von einer jungen Frau angezogen, die hier als Kellnerin arbeitete. An der Theke füllte sie die Krüge mit Tang-Bier und aus der Küche holte sie Essen, um beides an den Tischen zu servieren. Ihre Augen hatten die Farbe von dunklem Holz, und ihr tiefbraunes, gelocktes Haar war so voll und verführerisch, dass er kaum den Drang unterdrücken konnte, es zu berühren. Sie war groß und hatte eine wohlproportionierte Figur, doch am meisten fühlte er sich von ihrem herzförmigen Gesicht und ihrem einnehmenden Lächeln angezogen. Auf unbestimmbare Weise erinnerte sie ihn an Serena.

Als er an der Reihe war, die nächste Runde auszugeben, rief Vor die Frau herbei. Ihre Augen tanzten kokett. »Ich verstehe gut, warum deine Kehle ausgetrocknet ist – wenn du die ganze Zeit solchen Quatsch erzählst.«

Die Männer lachten gutmütig über Vor, der ebenfalls schmunzeln musste. »Aha! Wenn ich also sagen würde, wie wunderschön du bist, würdest du das auch als Quatsch betrachten, wie?«

Sie warf die Locken zurück, schaute ihn über die Schulter an und erwiderte: »Als absoluten Quatsch.« Sie kehrte zurück, um die bestellten Getränke zu holen. Einige der anderen Frauen runzelten die Stirn, als hätte Vor ihnen bereits einen Korb gegeben.

Sein Blick wanderte zu ihr zurück, als sie an der Theke stand. Sie schaute kurz in seine Richtung und drehte sich schnell wieder um. »Zehn Credits für denjenigen, der mir ihren Namen verrät«, sagte er und hielt herausfordernd eine Münze hoch.

Ein ganzer Chor antwortete ihm: »Leronica Tergiet.« Doch die Münze gab er einem Fischer, der ihm weitere Informationen anvertraute. »Ihr Vater hat ein Fischerboot, aber er hasst seine Arbeit. Er hat diese Kneipe gekauft, die Leronica praktisch allein führt.«

Eins der schmollenden Mädchen klammerte sich an Vor. »Sie kann keinen Moment lang Ruhe geben. Wenn sie so weiter macht, wird sie noch im heiratsfähigen Alter zur Greisin gewor-

den sein.« Sie senkte die Stimme. »Eine ziemlich langweilige Trine, würde ich sagen.«

»Vielleicht braucht sie nur jemanden, der sie zum Lachen bringt.«

Nachdem Leronica an ihren Tisch zurückgekehrt war und eine Runde frisch gefüllter Krüge verteilt hatte, hob Vor sein Bier. »Auf die liebreizende Leronica Tergiet, die sofort den Unterschied zwischen einem ehrlichen Kompliment und absolutem Quatsch erkennt.«

Sie sammelte die leeren Krüge ein. »Ich erlebe hier so wenig Aufrichtigkeit, dass es wirklich nicht einfach zu erkennen ist. Ich habe keine Zeit für alberne Geschichten von Orten, die ich niemals besuchen werde.«

Vor hob die Stimme, um den Lärm in der Gaststätte zu übertönen. »Ich kann warten, bis wir uns unter vier Augen unterhalten. Glaube nicht, mir wäre entgangen, dass du meinen Geschichten gelauscht und gleichzeitig vorgegeben hast, es nicht zu tun.«

Sie schnaufte. »Ich muss arbeiten, bis wir schließen. Du solltest lieber in dein schönes, sauberes Schiff zurückkehren.«

Vor lächelte entwaffnend. »Ich würde mein sauberes Schiff jederzeit gegen ein warmes Bett tauschen. Ich kann warten.«

Die Männer pfiffen und buhten, doch Leronica zog nur die Augenbrauen hoch. »Ein geduldiger Mann ist in dieser Gegend etwas sehr Außergewöhnliches.«

Vor blieb völlig gelassen. »Dann hoffe ich, dass du das Außergewöhnliche magst.«

48

Octa hat versucht, mir den Glauben an das Schicksal der Liebe zu nehmen, an der Vorstellung, dass es für jeden von uns einen bestimmten Menschen gibt. Sie hätte es beinahe geschafft, denn ich habe Serena beinahe vergessen.

Primero Xavier Harkonnen,
Reminiszenzen

Salusa Secundus strahlte wie eine Oase in der rauen Wildnis des Krieges, eine Zuflucht, in der Xavier wieder zu Kräften kommen konnte, bevor er mit der Armee des Djihad weiterzog. Doch als er nun mit einem Bodenfahrzeug vom Raumhafen der Hauptstadt Zimia kam, hoffte er, dass er rechtzeitig eintraf. Er war soeben von der Schlacht um Ix zurückgekehrt.

Seit Monaten hatte er gewusst, dass Octa schwanger war. Obwohl keiner von ihnen damit gerechnet hatte, war es offenbar in der Nacht vor seinem Abflug nach Ix geschehen. Nun stand ihre Niederkunft unmittelbar bevor. Er war nicht zu Hause gewesen, als Roella und Omilia auf die Welt gekommen waren, weil für ihn der Djihad höchste Priorität hatte. Doch jetzt war seine Frau bereits sechsundvierzig Jahre alt, was bedeutete, dass die Gefahr von Komplikationen deutlich größer geworden war. Sie hatte jedoch darauf bestanden, dass er sich keine Sorgen machen musste, was ihn umso mehr besorgte.

Xavier raste über die gewundene Straße zu den Hügeln, in denen das Anwesen der Butlers lag, während sich die Sonne immer weiter dem westlichen Horizont näherte. Er hatte Verbindung aufgenommen, sobald die Ballistas in sein Heimatsystem eingeflogen waren, und regelmäßige Berichte über Octas Zustand erhalten. Die Zeit wurde allmählich knapp.

Octa hatte entschieden, dass die Geburt zu Hause stattfinden sollte, genauso wie bei ihren ersten beiden Kindern. Sie wollte, dass die Kapazitäten der medizinischen Einrichtungen für

Kriegszwecke zur Verfügung standen, vor allem für die Verwundeten, die Ersatzorgane von den großzügigen Tlulaxa erhielten.

Er stellte das Fahrzeug im Hof ab und rannte durch das Haupttor ins große Foyer, wo er rief: »Octa! Ich bin da!« In seiner Stimme klang mehr Emotion mit, als er sich unter normalen Umständen erlaubte.

Ein Diener lief ihm aufgeregt entgegen und zeigte auf die Treppe. »Die Ärzte sind bei ihr. Ich glaube nicht, dass das Baby schon geboren ist, aber es ...«

Den Rest hörte Xavier nicht mehr, da er nach oben stürmte. Octa lag auf dem großen Himmelbett, in dem sie das Kind gezeugt hatten. Es war ein weiterer kleiner Sieg, ein Symbol der menschlichen Beharrlichkeit. Nun saß Octa mit gespreizten Beinen auf dem Laken, und ihr Gesicht war schweißüberströmt und vor Schmerz verzerrt.

Doch als sie ihn sah, lächelte sie, als wollte sie sich selbst überzeugen, dass es kein Traum war. »Mein Geliebter! Muss ich ... so etwas auf mich nehmen ... damit du aus dem Krieg heimkehrst?«

Die Hebamme an ihrer Seite lächelte zuversichtlich. »Sie ist sehr stark, und alles verläuft normal. Es dürfte jeden Augenblick soweit sein, Primero.«

»Wie Sie es sagen, klingt es viel zu einfach.« Octa stöhnte unter der nächsten Wehe. »Würden Sie gerne mit mir tauschen?«

»Es ist Ihr drittes Kind«, sagte die Hebamme. »Also kann es für Sie überhaupt nicht schwierig sein. Vielleicht brauchen Sie mich gar nicht.«

Die werdende Mutter griff nach ihrer Hand und hielt sie fest. »Bleiben Sie, bitte!«

Xavier trat vor. »Wenn jemand ihre Hand hält, sollte ich es tun!« Lächelnd zog sich die Hebamme zurück und überließ Octas Ehemann den Platz an ihrer Seite.

Er sah sie an und dachte, wie wunderschön seine Frau immer noch war. Sie waren schon seit vielen Jahren zusammen, auch wenn er die meiste Zeit weit weg von ihr war. Es erstaunte ihn immer wieder, dass sie mit einer solchen Ehe glücklich war.

»Woran denkst du?«, fragte sie.

»Wie schön du bist. Du strahlst vor Glück.«

»Weil du bei mir bist.«

»Ich liebe dich«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Es tut mir so Leid, dass ich nicht der Ehemann bin, den du verdienst hast. Selbst wenn wir zusammen sind, schenke ich dir zu wenig Aufmerksamkeit.«

Ihre Augenlider flatterten, und sie legte eine Hand auf ihren aufgeblähten Bauch. »Eine gewisse Aufmerksamkeit scheinst du mir schon geschenkt zu haben. Sonst wäre ich nicht wieder schwanger geworden.« Sie verzog das Gesicht, als eine neue Wehe einsetzte, aber sie kämpfte den Schmerz tapfer zurück.

Xavier wollte die Sache nicht auf sich beruhen lassen. »Offen gesagt, ich habe viel zu viel Zeit damit verbracht, mir Gedanken über diesen verdammten Krieg zu machen. Die wahre Tragödie ist, dass ich so lange gebraucht habe, um zu erkennen, wie glücklich ich mich schätzen darf, dich an meiner Seite zu haben.«

Tränen strömten über Octas Gesicht. »Ich habe dich niemals in Frage gestellt, mein Schatz. Du bist der einzige Mann, den ich je geliebt habe, und ich bin glücklich mit dir, wie du bist.«

»Du hast etwas Besseres verdient, und ich ...«

Doch bevor er weitersprechen konnte, schrie Octa auf. »Jetzt geht es richtig los«, sagte die Hebamme und eilte ans Bett. »Zeit zum Pressen.«

Xavier wusste, dass ihr Gespräch jetzt beendet war.

Zwanzig Minuten später hielt Xavier seine dritte Tochter in den Armen. Octa hatte sich bereits für einen Namen entschieden, während er auf Ix war – mit seinem Einverständnis.

»Willkommen im Universum, Wandra«, sagte er. Und in diesem Augenblick fühlte er sich wieder vollkommen glücklich.

* * *

Auf dem weitläufigen Anwesen hatte sich Manion Butler immer um die Olivenhaine und Weingärten gekümmert, und zwischen den Feldzügen hatte sich Xavier gelegentlich als Amateurfarmer betätigt, ähnlich wie es römische Offiziere der Antike in Frie-

denszeiten getan hatten. Es bereitete ihm Freude, zu Hause zu sein, viel Zeit mit seiner Familie zu verbringen und für eine Weile nicht an die bösen Denkmaschinen und die Schrecken des Djihad denken zu müssen.

Xavier hatte stets Wert darauf gelegt, dass es genügend Felder und landwirtschaftliche Aufseher gab, damit die kultivierten Hügel produktiv genutzt werden konnten. Trotzdem machte es ihm Spaß, sich die eigenen Hände schmutzig zu machen, die Sonne auf dem Rücken und den Schweiß auf der Haut zu spüren, wenn er sich körperlicher Arbeit widmete. Vor langer Zeit war auch Serena Gärtnerin aus Leidenschaft gewesen und hatte hübsche Blumen gepflanzt und gepflegt, und nun verstand er, warum sie den fruchtbaren Humus so geliebt hatte. Es war eine reine Tätigkeit ohne politische oder persönliche Komplikationen. Hier musste er sich nur auf den Boden und die Vegetation konzentrieren.

Amseln flogen zwischen den grau-grünen Blättern der Olivenbäume hin und her und pickten an den Früchten, die den Pflückern entgangen waren. Am Ende jeder Reihe aus Weinstöcken war eine Gruppe aus großen gelben Ringelblumen gepflanzt. Xavier spazierte durch die schmalen, blättrigen Korridore, und sein Kopf ragte gerade über die Reben hinaus, die sich um die Stützen und Leinen wanden.

Wie erwartet fand er seinen Schwiegervater zwischen den Weinstöcken. Er begutachtete die grünen Trauben, die im trockenen, warmen Wetter heranreiften. Manions Haar war weiß und sein einst volles Gesicht hager geworden, doch der ehemalige Viceroy strahlte eine ruhige Zufriedenheit aus, die er während der Arbeit für das Liga-Parlament nie an den Tag gelegt hatte.

»Es ist nicht nötig, jede einzelne Beere zu zählen, Manion«, stichelte Xavier. Er ging weiter, und die Weinblätter strichen über seine Ärmel wie die ausgestreckten Hände einer ehrfurchtsvollen Menge.

Manion blickte auf und schob den Strohhut zurück, mit dem er seine Augen vor der Sonne schützte. »Nur wegen der Sorgfalt und Aufmerksamkeit, die ich diesen Reben entgegenbringe, sind die Jahrgänge unserer Familie die besten aller Liga-Welten.

Ich fürchte, dieses Jahr dürfte die Zinagne etwas schwach werden – zu viel Wasser auf der Anbaufläche –, aber die Beaujie müsste ausgezeichnet munden.«

Xavier stand neben ihn und betrachtete die Trauben. »Dann werde ich dir helfen müssen, ausgiebige Proben vom neuen Jahrgang zu nehmen, bis wir beide von seiner Qualität überzeugt sind.«

Arbeiter bewegten sich mit Hacken und Rechen durch die Reihen der Weinstöcke, um den Boden aufzulockern und das Unkraut zu jäten. Jedes Jahr, wenn die Weintrauben zur Vollkommenheit herangereift waren, rackerten sich Scharen von salusanischen Arbeitern von früh bis spät in den Weinbergen ab, füllten die Körbe und trugen sie zur Kelterei hinter dem Hauptgebäude. Xavier hatte es nur dreimal in den vergangenen zehn Jahren geschafft, an der Weinlese teilzunehmen, aber er hatte es jedes Mal genossen.

Er wünschte sich, er könnte häufiger zu Hause sein, aber es war seine Berufung, zwischen den Sternen gegen die Denkmaschinen zu kämpfen.

»Und wie geht es meiner jüngsten Enkeltochter?«

»Du hast jede Menge Zeit, dich selbst von ihrem Wohlergehen zu überzeugen. Ich habe den Befehl erhalten, in einer Woche wieder zur Flotte zu stoßen, und ich verlasse mich darauf, dass du Octa hilfst. Als frisch gebackene Mutter hat sie viel zu tun.«

»Bist du dir sicher, dass ich ihr mit meiner unbeholfenen Anwesenheit nicht nur weitere Probleme bereite?«

Xavier lachte leise. »Du warst der Viceroy, also müsste es dir zumindest leicht fallen, Verantwortung zu delegieren. Bitte sorg dafür, dass Roella und Omilia ihrer Mutter zur Hand gehen.«

Er blinzelte in der grellen salusanischen Sonne und seufzte, als er sein Leben plötzlich als schwere Last empfand. Er hatte bereits einige Zeit in Gesellschaft des alten Emil Tantor verbracht, der völlig damit zufrieden zu sein schien, sein einsames Haus mit seiner Schwiegertochter Sheel und ihren drei Kindern zu teilen.

Obwohl Xavier eine eigene Familie hatte, die ihn mehr als alles andere liebte, hatte er das Gefühl, irgendwann etwas verloren zu haben. Octa war eine stille und starke Frau, eine Zuflucht

im Getümmel seines Lebens. Er liebte sie bedingungslos, auch wenn er sich noch gut an die sorgenfreie Leidenschaft seiner kurzen Beziehung zu Serena erinnerte. Sie waren damals jung gewesen, im Überschwang der Romantik, und hatten keine Ahnung von der Tragödie gehabt, die wie ein Meteor aus dem Weltraum auf sie zuraste ...

Xavier hatte aufgehört, es zu bedauern, dass er Serena verloren hatte. Ihr Leben hatte sich schon vor langer Zeit in unterschiedliche Richtungen entwickelt. Trotzdem empfand er Bedauern, wenn er sah, wie sehr er sich verändert hatte. »Manion«, sagte er leise, »wie kommt es, dass ich so starr, so unbeugsam geworden bin?«

»Darüber muss ich einen Moment nachdenken«, sagte der ehemalige Viceroy.

Beunruhigende Gedanken stürmten auf Xavier ein. Der optimistische und leidenschaftliche junge Mann, der er einst gewesen war, kam ihm nun wie ein Fremder vor. Er dachte über die verschiedenen Aufträge nach, die er im Namen des Djihad erfüllt hatte, und fühlte sich nicht imstande, sie ausnahmslos gutzuheißen.

Schließlich antwortete Manion mit all der Ernsthaftigkeit, die ihn auch bei seinen Reden vor dem Parlament ausgezeichnet hatte. »Der Krieg hat dich härter gemacht, Xavier. Er hat uns alle verändert. Manche Menschen hat er sogar zerbrochen. Doch andere, wie du, hat er stärker werden lassen.«

»Ich befürchte, dass meine Stärke meine größte Schwäche ist.« Xavier starrte in das dichte Gewirr der grünen Reben, doch er sah nur seine Erinnerungen an zahlreiche Djihad-Kampagnen ... Raumschlachten, zerstörte Roboter, massakrierte Menschen, die den Attacken der Denkmaschinen zum Opfer gefallen waren.

»Wie das?«

»Ich habe gesehen, wozu Omnius in der Lage ist, und mein ganzes Leben dem Ziel gewidmet, einen Sieg der Maschinen zu verhindern.« Er seufzte. »Das ist die Art und Weise, wie ich meine Liebe zu meiner Familie zeigen will – indem ich sie beschütze. Leider bedeutet das, dass ich fast nie zu Hause bin.«

»Wenn du es nicht tust, Xavier, werden wir alle zu Sklaven des Allgeistes. Octa versteht es genauso wie ich und wie deine Töchter. Lass nicht zu, dass es zu schwer auf deiner Seele lastet.«

Xavier nahm einen tiefen Atemzug. »Ich weiß, dass du Recht hast, Manion ... aber ich will nicht, dass mein rücksichtsloser Kampf für den Sieg auf Kosten meiner Menschlichkeit geht.« Er sah seinem Schwiegervater in die Augen. »Wenn Menschen wie ich gezwungen sind, wie Maschinen zu werden, um die Maschinen zurückzuschlagen, dann haben wir den Djihad bereits verloren.«

49

Wir können jedes Detail des langen Marsches der menschlichen Geschichte studieren und gewaltige Datenmengen aufnehmen. Warum fällt es den Denkmaschinen dann so schwer, daraus zu lernen? Und ich gebe zu bedenken: Warum wiederholen Menschen unablässig die Fehler ihrer Vorfahren?

Erasmus,
Reflexionen über biologische Intelligenzen

Selbst nach jahrhundertelangen Experimenten mit unterschiedlichsten menschlichen Versuchsobjekten waren Erasmus immer noch nicht die Ideen ausgegangen. Es gab so viele interessante Möglichkeiten, diese Spezies zu testen. Und nachdem er die Welt nun auch durch die Augen seines jungen Zöglings Gilbertus Albans sehen konnte, schienen sich ganz neue, faszinierende Möglichkeiten zu eröffnen.

Der Roboter trug sein schmuckes scharlachrotes Gewand, das mit goldenem Pelz besetzt war. Sehr modisch und beeindruckend, fand er. Seine Flussmetallhaut war frisch poliert, sodass sie im rötlichen Licht von Corrin glänzte.

Der junge Gilbertus war ebenfalls tadellos gekleidet und von Kammerrobotern herausgeputzt worden. Trotz zwei Jahre fleißiger Ausbildung und Vorbereitung hatte der Junge seine Wildheit immer noch nicht ganz verloren. Jederzeit konnte sein rebellisches Wesen wieder durchbrechen. Erasmus war jedoch überzeugt, dass er diesen Fehler irgendwann ganz aus der Welt schaffen konnte.

Der Roboter und der Mensch standen vor dem ausbruchssicheren Lager für die Sklaven und Versuchsobjekte. Viele gehörten den unteren sozialen Schichten an, die kaum mehr als Tiere waren und denen auch Gilbertus entstammte. Die anderen waren besser ausgebildete und trainierte Diener, Kunsthandwerker und Köche, die in Erasmus' Villa arbeiteten.

Als er in die offenen, unschuldigen Augen des Jungen blickte, fragte sich er sich, ob Gilbertus sich überhaupt noch an seine erbärmliche frühe Existenz im Schmutz dieser schrecklichen Behausungen erinnerte ... oder ob er die Bilder verdrängt hatte, während er in den hartnäckigen Lektionen seines Mentors lernte, seine mentalen Fähigkeiten zu organisieren.

Nun, kurz vor Beginn des neuesten Experiments, beobachtete der Junge neugierig die erwählte Gruppe. Die Menschen schauten mit unsicherem Blick zurück. Die Sensorfasern des Roboters nahmen eine erhöhte Konzentration von Schweiß in der Luft war. Außerdem hatte sich ihre Herzfrequenz beschleunigt, die Körpertemperatur war gestiegen, und viele weitere Stressindikatoren waren vorhanden. Warum mussten sie nur so nervös sein? Erasmus wäre es lieber gewesen, den Versuch unter normalen Voraussetzungen beginnen zu lassen, aber seine Gefangenen hatten viel zu viel Angst vor ihm. Sie waren überzeugt, dass er ihnen etwas Unangenehmes antun wollte, und Erasmus konnte es ihnen nicht einmal verdenken, dass sie zu einer solchen Schlussfolgerung gelangten.

Er gab sich gar keine Mühe, ein Lächeln zu verbergen. Schließlich lagen sie mit dieser Schlussfolgerung völlig richtig.

Der Junge neben ihm stillte seine Neugier und schaute nur. Das war eine der ersten Lektionen, die der Roboter ihm erteilt hatte. Trotz Erasmus' Bemühungen war Gilbertus Albans immer noch ein Kind mit dürftiger Ausbildung und so minimalem Wissen, dass es sinnlos wäre, wenn er einfach nur unablässig und wahllos Fragen stellte. So konnte die Denkmaschine ihn auf geordnete und logische Weise unterrichten und Schritt für Schritt auf dem Gelernten aufbauen.

Bislang war das Resultat zufrieden stellend.

»Heute beginnen wir mit einer Reihe von Reaktionstests. Das Experiment, das du miterleben wirst, dient der Demonstration von Panikreaktionen. Bitte beobachte die Verhaltensmuster, aus denen wir allgemeine Schlussfolgerungen ziehen werden, die auf dem relativen sozialen Status der Sklaven beruhen.«

»Ja, Meister Erasmus«, sagte der Junge und legte die Hände um die Gitterstäbe des Zauns.

Mittlerweile tat Gilbertus, was ihm befohlen wurde – eine große Verbesserung gegenüber seiner früheren Ungezähmtheit. Damals hatte Omnius sich an seinen Misserfolgen geweidet und behauptet, Erasmus würde das Kind niemals zivilisieren können. Wenn simple Logik versagte, setzte Erasmus auf Disziplinierung und methodische Unterrichtung, in Verbindung mit Belohnungen und Strafen, unterstützt durch den freizügigen Einsatz von bewährten Drogen mit verhaltensändernder Wirkung. Anfangs hatte Gilbertus mit apathischer Lähmung auf die Mittel reagiert. Sein manisches und destruktives Verhalten, dass seine allgemeine Entwicklung behinderte, hatte sich entschieden reduziert.

Allmählich hatte der Roboter die verabreichten Dosen verringert, und nun war es kaum noch nötig, den Jungen zu sedieren. Gilbertus hatte seine Situation endlich akzeptiert. Falls er sich an sein früheres armseliges Leben erinnerte, betrachtete er seine gegenwärtige Lage zweifellos als günstige Gelegenheit. Erasmus war überzeugt, dass er Omnius schon bald seinen Triumph präsentieren konnte. Damit wäre bewiesen, das der unabhängige Roboter mehr von menschlichem Verhalten verstand als der angeblich allwissende Computer.

Aber er wollte viel mehr erreichen, als lediglich den Wettstreit mit Omnius zu gewinnen. Erasmus bereitete es Vergnügen, Gilbertus' Fortschritte zu beobachten. Er wollte die Ausbildung in jedem Fall fortsetzen, auch nachdem Omnius seine Niederlage eingestanden hatte.

»Jetzt gib genau Acht, Gilbertus.« Erasmus ging zu einem Tor, öffnete das Schloss und trat hinein.

Nachdem das Tor wieder sicher verschlossen war, schob sich Erasmus zwischen die dicht gedrängt stehenden Menschen und stieß sie um. Verzweifelt versuchten sie ihm aus dem Weg zu gehen und wandten die Blicke ab, als könnten sie ihn dadurch veranlassen, sie zu übersehen. Das amüsierte Erasmus, da dieses Verhalten auf der Erfahrung basierte, wie *menschliche* Aufmerksamkeit funktionierte. Als intelligenter autonomer Roboter traf er seine Wahl nach Zufallskriterien, die völlig objektiv waren.

Er zog eine große Projektilpistole unter seinem Gewand hervor, richtete sie auf das erste Opfer – zufällig ein älterer Mann – und feuerte.

Die Waffe gab einen lauten Knall von sich, dessen Echo durch den Leib des alten Mannes lief. Die Menge reagierte sofort mit lautem Geschrei und geriet in Panik. Die Versuchsobjekte flüchteten wie eine erschrockene Viehherde – sowohl die wilden Sklaven als auch die kultivierteren Assistenten.

»Siehst du, wie sie weglaufen?«, sagte Erasmus. »Interessant, nicht wahr?«

Der Junge antwortete nicht. Sein Gesicht zeigte einen leicht entsetzten Ausdruck.

Erasmus zielte auf ein weiteres Opfer – eine schwangere Frau – und schoss erneut. Es machte ihm richtig Spaß.

»Reicht es nicht allmählich?«, fragte der Junge. »Ich habe die Lektion verstanden.«

Erasmus hatte in seiner Weisheit eine Projektilwaffe von großem Kaliber ausgewählt, die mit beträchtlicher Lärmentwicklung arbeitete und große Wunden riss. Jedes Mal, wenn ein Opfer getroffen wurde, spritzten Blut, Hautfetzen und Knochensplitter in alle Richtungen. Diese grausigen Verletzungen feuerten die Panik zusätzlich an, wie in einer Rückkopplungsschleife.

»Es gibt noch mehr zu lernen«, sagte Erasmus. Er bemerkte, dass Gilbertus unruhig auf der Stelle trat. Er schien nervös zu sein.

Interessant.

Die Gefangenen schrien und kreischten, kletterten übereinander hinweg und versuchten alles, um dem Roboter aus dem Weg zu gehen. Doch im engen Pferch gab es keine Sicherheit. Erasmus feuerte immer wieder.

Ein Projektil schlug in den Kopf eines Mannes, dessen Schädel und Gehirn sich in eine Explosionswolke auflösten. Mehrere Sklaven waren auf der Stelle erstarrt und schienen jeden Widerstand aufgegeben zu haben. Auch von dieser Gruppe tötete er die Hälfte, damit sie nicht aufgrund seiner Reaktionen ihr Verhalten änderten. Das Experiment erforderte, dass er sich nicht beeinflussen ließ und niemanden aus irgendeinem Grund bevorzugte.

Nachdem er mindestens ein Dutzend Gefangene getötet und doppelt so viele verstümmelt hatte, hörte er auf und hielt die

langsam abkühlende Projektilwaffe in der Flussmetallhand. Um ihn herum tobte das Chaos des Entsetzens weiter. Die Überlebenden rannten hin und her und suchten nach Versteck- oder Fluchtmöglichkeiten. Einige halfen ihren verletzten Artgenossen. Schließlich hörte das Geschrei auf, und die Menschen drängten sich an den Zaun, so weit wie möglich von Erasmus entfernt, als würde dieser geringfügige Unterschied eine Rolle spielen.

Bedauerlicherweise waren die Überlebenden für künftige Experimente unbrauchbar, auch wenn sie keine körperlichen Verletzungen davongetragen hatten. Doch aus seinem immensen, sich ständig regenerierenden Bestand konnte er sich jederzeit neue Objekte besorgen.

Gilbertus war von der Einfriedung zurückgetreten, um sich den ausgestreckten Händen zu entziehen, die ihn um Hilfe anflehten. Der Junge betrachtete Erasmus mit verwirrt gerunzelter Stirn, als würde er nicht verstehen, in welche Richtung seine Emotionen fließen sollten.

Eigenartig. Erasmus würde auch Gilbertus' Reaktion auf das Experiment auswerten müssen – eine unerwartete Zugabe.

Einige Sklaven weinten und klagten leise, als Erasmus erneut durch das Tor schritt und zuversichtlich zu seinem jungen Zögling trat. Dieser jedoch schrak vor ihm zurück, in instinktiver Furcht vor dem Blut und den Geweberesten, die an der glänzenden Haut und den farbigen Gewändern des Roboters klebten.

Das brachte Erasmus zum Nachdenken. Es störte ihn nicht, wenn seine Gefangenen und Versuchsobjekte sich vor ihm fürchteten, aber er wollte nicht, dass dieser junger Mann seinen Mentor verabscheute.

Trotz der außergewöhnlichen Rücksicht, die der Roboter auf Serena Butler genommen hatte, war sie ihm schließlich in den Rücken gefallen. Die Wiederholung einer uralten Geschichte, die er nicht erwartet hatte. Vielleicht war sie schon zu erwachsen gewesen, zu sehr in ihrer Persönlichkeitsstruktur festgelegt, als er sie unter seine Fittiche genommen hatte. Erasmus hatte in vielen Jahren des Studiums eine Menge über die Natur der Menschen gelernt, und er würde sicherstellen, dass Gilbertus Albans

ihm gegenüber absolut loyal war. Er musste vorsichtig und aufmerksam bleiben.

»Komm mit, junger Mensch«, sagte er mit simulierter Fröhlichkeit. Von nun an würde er dafür sorgen, dass der Junge keine falschen Vorstellungen von ihm entwickelte. »Hilf mir, mich zu säubern, und dann können wir über das plaudern, was du gerade erlebt hast.«

50

Wenn man sich des Volumens dieses Universums bewusst wird, stellt sich die überwältigende Erkenntnis der Spärlichkeit des Lebens in diesen unermesslichen Räumen ein. Auf der Basis dieses Bewusstseins lernt das Leben, anderem Leben zu helfen.

Titanin Hekate

Sie waren Besucher von einer anderen Welt und sahen auch so aus.

Als Iblis Ginjo zusah, wie die fremdartigen Kogitoren und ihre Sekundanten in einer Reihe durch die Menschenansammlung auf dem Raumhafen von Zimia schritten, ging er ihnen entgegen, um sie zu begrüßen. Sein neuer Assistent Keats, ein stiller und intelligenter junger Mann, der die »auf tragische Weise ums Leben gekommene« Floriscia Xico ersetzt hatte, beobachtete das Geschehen aus dem Hintergrund, als würde er sich mentale Notizen machen. Er war eher ein Gelehrter als ein Schläger, und Iblis setzte ihn für ganz spezielle Djipol-Aufträge ein.

Baulärm erfüllte die Luft und vermischte sich mit dem Dröhnen landender und startender Raumschiffe. Der Djihad-Rat hatte zahlreich eingegangene Spenden benutzt, um eine gigantische Statue von Manion dem Unschuldigen zu errichten, die künftig jedes Schiff willkommen heißen würde, das aus den gefährlichen Weiten des Alls zurückkehrte. Iblis fühlte sich an die vielen Kolossalstatuen erinnert, die die Titanen zur Erinnerung an die Tage ihres Ruhms erstellt hatten ...

Er zählte vierundzwanzig Sekundanten in safrangelben Gewändern. Als er von ihrer Ankunft erfahren hatte, war er sofort zum Raumhafen geeilt, um sie persönlich zu empfangen.

Die Assistenten der Kogitoren sahen mit ihrer knochentrockenen, von Leberflecken übersäten Haut und dem dünnen Haar wie lebende Mumien aus. Die hageren Mönche bewegten

sich mit gemessener Langsamkeit. Die sechs ersten Sekundanten trugen Behälter, in denen sich lebende Gehirne befanden, die weitaus älter als alle Anwesenden waren.

»Dies ist ein bedeutender Augenblick«, sagte Iblis tief bewegt. »Ich habe mir niemals träumen lassen, dass ich die Gelegenheit erhalte, den Kogitoren der Elfenbeintürme zu begegnen. Es sind ... Jahrhunderte vergangen, seit sie das letzte Mal auf der gefrorenen Welt Hessra gesehen wurden!«

Im Gegensatz zu Kwyna, die in der Stadt der Introspektion gelebt hatte, oder Eklo, der den Aufstand auf der Erde unterstützt hatte, hatten sich diese Kogitoren in die Isolation ihrer »Elfenbeintürme« zurückgezogen, um jeder Ablenkung durch menschliche Gesellschaft zu entfliehen. Sie lebten auf einem fernen Planeten, der von niemandem sonst beansprucht wurde, und ließen nur ihre menschlichen Assistenten an sich heran. Sie hatten jahrhundertelang in absoluter Ruhe kontempliert und zählten zu den weisesten und bemerkenswertesten Gehirnen der gesamten Schöpfung.

Und nun waren die zurückgezogenen Kogitoren nach Salusa Secundus gekommen! Ein solches Ereignis hätte Iblis nie für möglich gehalten.

Er stellte sich als Großer Patriarch des Djihad vor, ein Titel, der den Kogitoren unbekannt war. Er lächelte fasziniert, als er näher an die Konservierungsbehälter mit den seltsamen Verzierungen herantrat. »Ich habe einige Erfahrung mit Vertretern Ihrer Art. Auf der Erde hat mich der große Eklo unterrichtet und ermutigt. Und hier durfte ich viele Male den Rat der Kogitorin Kwyna entgegennehmen. Sie haben großen Einfluss auf die menschliche Geschichte genommen.«

Einer der blassen Sekundanten blickte mit wässrigen Augen auf. Mit heiserer Stimme sagte er: »Vidad und die anderen Kogitoren sind nicht daran interessiert, die Geschichte zu beeinflussen. Ihr einziger Wunsch ist es, zu existieren und zu philosophieren.«

Iblis rief seine Assistenten, damit sie sich um die uralten Mönche kümmerten. Keats wies zwei Djipol-Offiziere und eine Gruppe von Transportarbeitern an, die außergewöhnlichen und unerwarteten Gäste in die Mitte zu nehmen. Die

plötzliche Hektik schien die Gestalten in den gelben Gewändern zu irritieren.

»Bringen Sie die Sekundanten in bequeme Unterkünfte«, sagte Iblis zu Keats. »Sorgen Sie dafür, dass sie genug zu essen und jede benötigte medizinische Hilfe bekommen.«

Der junge Djipol-Offizier nickte und entfernte sich, um die Anweisungen auszuführen.

Einer der Mönche, der einen Tank in den zittrigen Händen hielt, sprach mit schwacher Stimme. »Sie wissen nicht, warum wir gekommen sind«, sagte der große Mann mit dem ovalen Gesicht und langen silberfarbenen Wimpern.

»Nein, aber ich würde es gerne erfahren?«, erwiderte Iblis. »Haben Sie etwas zu verkaufen? Haben wir etwas, das Sie benötigen?«

Wie alle Kogitoren waren sie darauf angewiesen, dass menschliche Helfer ihre Gehirne am Leben erhielten. Sie selbst waren nicht in der Lage, die nötigen Arbeiten zur Wartung und Pflege der Konservierungsbehälter durchzuführen, in die ihre Gehirne eingeschlossen waren. Trieben sie heimlich Handel mit anderen Welten ... vielleicht sogar mit den Cymeks? In der extremen Isolation auf Hessra führten die Sekundanten ein schweres Leben, und nun schienen sie alle zu alt und schwach zu sein, um überhaupt noch atmen zu können. Aber sie lebten.

Der alte Mann sagte mit einer Stimme, die kaum mehr als ein Windhauch war: »Wir sind die letzten Sekundanten auf Hessra. Vidad und die anderen Kogitoren wünschen, nicht gestört zu werden, aber meine Gefährten und ich werden nicht mehr lange leben. Wir müssen neue Sekundanten anlernen.« Er drohte jeden Augenblick zusammenzubrechen, aber er schaffte es, den Gehirntank sicher in den Armen zu halten. »So schnell wie möglich.«

Iblis' Augen leuchteten. »Und Sie haben die Kogitoren mitgebracht! Ich hätte gedacht, für eine solche Aufgabe würden Sie nur eine kleine Delegation schicken.«

Der uralte Mönch senkte den Blick. »Aufgrund der Dringlichkeit der Lage wollte Vidad die Bitte mit seiner Anwesenheit unterstreichen. Um nötigenfalls persönlich zu sprechen. Gibt es

geeignete Personen in der Liga, die bereit wären, sich freiwillig für einen solchen Dienst zu melden?«

Iblis musste schlucken. Wenn er nicht so viele Verpflichtungen hätte, würde er überlegen, ob er vielleicht selbst eine so faszinierende Aufgabe übernehmen könnte. »Viele unserer großen Gelehrten wären zweifellos bereit, Ihnen zu assistieren.« Er lächelte und verbeugte sich. »Ich verspreche Ihnen, dass wir genügend Freiwillige ausfindig machen werden.«

In seinen Gedanken nahmen die ersten Möglichkeiten konkretere Form an.

* * *

Iblis Ginjo musste sich unbedingt persönlich mit den Kogitoren unterhalten. Mit einer solchen Gelegenheit hatte niemand, nicht einmal er selbst, gerechnet. Sie hatten es mit sechs der brillantesten unsterblichen Philosophen zu tun.

Er ging zu den Gemächern, die er für die Vertreter hatte herrichten lassen. Er grinste voller Optimismus, als er sich daran erinnerte, wie sehr bereits Eklo sein Leben verändert hatte.

Vor langer Zeit hatten sich Vidad und seine Begleiter zurückgezogen, damit sie sich ungestört dem Nachdenken widmen konnten. Seitdem mussten sie zu unvorstellbaren Erkenntnissen gelangt sein! Iblis würde nicht zulassen, dass diese körperlosen Philosophen wieder abflogen, ohne dass er mindestens eine Unterhaltung mit ihnen geführt hatte – selbst wenn er gezwungen war, die Djipol einzusetzen, um sie gegen ihren Willen hier festzuhalten. Aber er hoffte, dass keine derartigen Maßnahmen nötig sein würden.

Sie durften ihre Erkenntnisse nicht für sich behalten.

Da er es gewesen war, der ihnen versprochen hatte, Ersatz für die Assistenten zu beschaffen, hatte er keine Schwierigkeiten, Zugang zu den Unterkünften der Würdenträger zu erhalten. Als sich die Tür auf seinen Befehl öffnete, stand er den uralten, verschrumpelten Sekundanten gegenüber, und er empfand großes Mitleid für die Notlage der Kogitoren. Was wäre, wenn es auf Hessra zu einem Zwischenfall kam, den diese Greise nicht bewältigen konnten? »Ich gebe Ihnen mein Wort als Großer Patriarch, dass wir den von Ihnen gewünschten Ersatz finden –

junge, begabte Menschen, die ihr Leben der Pflege ihrer Meister widmen werden.«

Die Gestalten in den gelben Gewändern verbeugten sich steif. Ihre Augen blinzelten in tiefen, von Runzeln umrahmten Höhlen. »Die Kogitoren wissen Ihre Hilfsbereitschaft zu schätzen«, sagte der führende Sekundant.

Iblis trat weiter in den Raum und betrachtete die uralten Gehirne, deren Behälter auf provisorischen Sockeln standen. Sein Herz pochte, und er holte tief Luft. »Wäre es ... wäre es möglich, dass ich mit ihnen spreche?«

»Nein«, sagte der Sekundant.

In seiner Position war es Iblis Ginjo nicht gewöhnt, eine solche Antwort zu erhalten. »Vielleicht ist Vidad der Kogitor Eklo bekannt, der seine letzten Tage auf der Erde verbrachte. Ich habe ihm gedient. Ich habe mit Eklo kommuniziert, und er hat mir bei der Planung des großen Sklavenaufstands gegen Omnius geholfen.« Die alten Männer wirkten nicht im Geringsten beeindruckt.

Iblis fuhr fort. »Hier in Zimia habe ich ausgiebige philosophische Gespräche mit der Kogitorin Kwyna geführt, bevor sie des Lebens überdrüssig wurde und sich selbst abgeschaltet hat.« Seine Augen leuchteten, und sein Mund war zu einem hoffnungsvollen Lächeln geöffnet.

Der Sekundant berührte Vidads Elektrafluid, um Botschaften seines Meisters empfangen zu können, und antwortete: »Andere Kogitoren widmen sich der Interaktion mit Menschen. Wir erkennen darin wenig Nutzen. Wir benötigen lediglich neue Assistenten und möchten dann nach Hessra zurückkehren. Mehr nicht.«

»Ich verstehe, Vidad«, sagte Iblis. »Aber vielleicht könnten Sie nur für einen Moment ...«

»Selbst ein Moment lenkt uns von unseren bedeutenden Kontemplationen ab. Wir suchen den Schlüssel zum Universum. Wollen Sie uns daran hindern?«

Iblis spürte Panik in sich aufsteigen. »Nein, natürlich nicht. Ich bitte um Verzeihung. Ich wollte nicht respektlos erscheinen. Meine Bitte gründet sich ausschließlich auf meiner so großen Achtung vor Ihnen ...«

Die knöchrigen alten Sekundanten erhoben sich, um den Wunsch der Kogitoren zu unterstreichen, allein gelassen zu werden.

Iblis wich zurück. »Also gut. Ich werde persönlich geeignete Sekundanten für Sie auswählen.«

Als sich die Tür hinter Iblis schloss, arbeitete das Räderwerk seiner Planungen schneller als zuvor. Die Kogitoren der Elfenbeintürme waren viel zu selbstgefällig, viel zu desinteressiert, um die wahre Bedeutung des Universums zu erkennen. Vidad mochte ein herausragender Philosoph sein, aber er war trotzdem naiv und blind. Er und seine Gefährten waren genauso schlimm wie die verirrte Minderheit, die immer wieder gegen den Djihad protestierte. Sie waren nicht in der Lage, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden.

Aber die Kogitoren ... Iblis musste dafür sorgen, dass sie ihre Meinung änderten, ganz gleich, wie lange er dazu brauchte.

Er würde die künftigen Sekundanten sehr sorgfältig auswählen und ihnen klare Anweisungen erteilen. Davon hing sehr viel ab. Ihre Mission war subtil, aber dennoch entscheidend, wenn die Menschheit den Djihad gewinnen und ihr Überleben gewährleisten wollte.

* * *

Ohne die normalerweise unauffällige Djipol-Kleidung oder die selten getragene offizielle Uniform war Keats ein völlig ungewohnter Anblick im neuen gelben Gewand, das die Kogitoren zur Verfügung gestellt hatten.

Iblis musterte seinen loyalen Assistenten und nickte anerkennend. »Keats, Sie machen einen hinreichend frommen Eindruck. Die Kogitoren müssen Sie und all die anderen Freiwilligen akzeptieren, die ich persönlich ausgesucht habe.« Der Große Patriarch lächelte. »Sie haben keine Ahnung, worauf sie sich einlassen. Natürlich haben alle Kandidaten genaue Befehle erhalten, aber Sie, Keats, sind mein vertrauenswürdigster Rekrut. Halten Sie die anderen auf dem Laufenden ... und gehen Sie diskret vor. Nehmen Sie sich Zeit.«

Keats verzog das Gesicht und strich mit den Fingern über das schmucklose gelbe Gewand. »Zeit scheint ein Faktor zu sein, der

in ausreichendem Maß zur Verfügung steht, wenn man nach dem Alter geht, das unsere Vorgänger erreicht haben.« Er stieß einen schweren Seufzer aus und erzitterte. »Ich komme mir vor, als würde man mich ins Exil schicken, Sir. Hier gibt es viel wichtigere Aufgaben, die ich im Rahmen des Djihad erledigen ...«

Iblis legte dem jungen Mann eine Hand auf die Schulter und drückte sie freundschaftlich. »Viele andere können solche banalen Aufgaben erledigen, Keats. Sie dagegen sind am besten für diese Mission qualifiziert, in Anbetracht Ihrer erwiesenen Fähigkeiten als Ermittler. Gleichzeitig ist mir bewusst, dass Sie mit dem Gedanken eines Philosophiestudiums gespielt haben. Also sind Sie der ideale Kandidat für diese weltvergessenen Kogitoren. Sie müssen sie bearbeiten, sie weich klopfen, damit sie begreifen, wie dringend wir ihre Unterstützung in diesem Kampf benötigen.«

Gemeinsam traten die beiden Männer ans Fenster des Turmes, in dem der Große Patriarch residierte, und blickten auf das geschäftige Treiben in den Straßen von Zimia hinunter. Im Gedenkpark stand die klobige, erstarrte Gestalt eines verlassenen Cymek-Kriegers wie ein Gespenst im hellen Tageslicht. Blumenbeete und Skulpturen schmückten die Stadtviertel, die beim Angriff vor neunundzwanzig Jahren verwüstet worden waren.

»Ich weiß, dass es hier auf Salusa Secundus vieles gibt, was Sie vermissen werden«, sagte er. »Dafür erhalten Sie eine Gelegenheit, wie sie sich nur wenigen Menschen bietet. Sie verbringen die nächsten Jahre in der abgeschiedenen Gegenwart der weisesten Geschöpfe, die die Menschheit je hervorgebracht hat. Was sie von diesen Kogitoren lernen, wird weit über die Erfahrung eines Normalsterblichen hinausgehen. Sie werden zu einer Hand voll Menschen gehören, die in diesem Jahrtausend mit Vidad und den anderen Kogitoren gesprochen haben.«

Keats schien trotzdem noch nicht überzeugt zu sein.

Iblis lächelte, und sein Blick ging in die Ferne. »Ich erinnere mich noch gut an meine Pilgerreisen zum Kogitor Eklo auf der Erde. Damals war ich ein einfacher Sklavenaufseher, aber aus irgendeinem Grund hat der Kogitor mein Potenzial erkannt.

Das uralte Gehirn hat mit mir kommuniziert. Mir wurde sogar erlaubt, meine Finger ins Elektrafluid zu tauchen, das seinen großen Geist am Leben erhalten hat, sodass ich direkt mit ihm sprechen konnte. Es war ein seltener Glücksfall.« Die Erinnerung ließ ihn erschaudern.

»Omnius ist randvoll mit Daten vollgestopft, aber der Allgeist wird sie nie verstehen. Er ist nur zu Schätzungen und Projektionen imstande, er reagiert nur auf Reize. Aber ein Kogitor ... ein Kogitor ist randvoll mit wahrer Weisheit!«

Keats richtete sich auf und schien endlich bereit zu sein, Stolz auf die immense Verantwortung zu empfinden, die der Große Patriarch ihm auferlegte. »Ich ... verstehe.«

Iblis sah den Mann im safrangelben Gewand an. »In gewisser Weise beneide ich Sie, Keats. Ich wünschte, ich hätte keine Djihad-Verpflichtungen, sodass ich die nächsten Jahre als Schüler verbringen könnte, der an der Seite eines Kogitorentanks kniet. Diese Aufgabe werden Sie übernehmen. Ich weiß, dass Sie ihr gewachsen sind.«

»Ich werde mein Bestes geben, Großer Patriarch.«

»Lassen Sie sich erleuchten, während Sie den Kogitoren dienen. Aber Sie müssen clever und flexibel bleiben. Öffnen Sie ihnen die Augen – im übertragenen Sinne, versteht sich. Im Elfenbeinturm haben sie zu viel hinter sich gelassen. Sie und Ihre Kameraden haben den Geheimauftrag, sie zu bewegen, ihre Neutralität aufzugeben und zu echten Verbündeten in unserem Heiligen Krieg zu werden.«

Er führte seinen Assistenten zur Tür seines luxuriös eingerichteten Büros. »Serena Butler wird Sie alle segnen, bevor Sie aufbrechen. Dann werden Sie die wichtigste Reise Ihres Lebens antreten.«

* * *

Serena spendete den designierten Sekundanten ihren heiligen Segen, aber Iblis hatte bereits alle Entscheidungen getroffen, bevor er sie informierte. Obwohl die Priesterin des Djihad seit kurzem wieder eine aktivere Rolle spielte, stellte sie seinen Plan nicht in Frage, auch wenn er darauf achtete, ihr nicht alle Einzelheiten zu verraten.

Zumindest hatte sie nicht versucht, diesen Teil seines Verantwortungsbereichs zu übernehmen. In den vergangenen Monaten, seit ihrer Rückkehr von der denkwürdigen Begegnung mit der abtrünnigen Titanin Hekate, hatte Serena ihn immer wieder zur Seite gedrängt und sich um Angelegenheiten gekümmert, die vorher bestens organisiert gewesen waren.

Und er hatte sich das Gehirn zermartert, um nach einem Weg zu suchen, wie er seine Macht wieder zementieren konnte. Es war inzwischen beinahe zwanzig Jahre her, seit er die liebreizende, charismatische Camie Boro geheiratet hatte, deren Mitgift ihr imperialer Stammbaum gewesen war. Doch er hatte sich in eine Beziehung zu ihr verstrickt, bevor er verstanden hatte, dass sie als Nachkomme des letzten Imperators nur wenig politischen Einfluss in der Liga der Edlen hatte. Sie war zu einer bloßen Galionsfigur geworden, die zu besonderen Anlässen präsentiert wurde.

Iblis beobachtete voller Bewunderung, wie Serena ihre Pflichten erledigte. Die Priesterin des Djihad wäre für ihn und seine Ambitionen viel besser als Partnerin geeignet gewesen. Es war eine Schande, auf diese Macht verzichten zu müssen.

Nun warteten ein unterwürfig aussehender Keats und die anderen Freiwilligen darauf, die Kogitoren der Elfenbeintürme zu ihrem vereisten Planetoiden zu begleiten. Iblis lächelte jedem Einzelnen zu, und sie antworteten ihm mit einem kaum merklichen Nicken und devoten Blicken.

Serena hatte die Anmut einer Madonna, als sie jedem Rekruten die Hand auf die Schulter legte. »Ich danke Ihnen für dieses Opfer, für Ihre Bereitschaft, sich über viele Jahre zu isolieren. Sie werden viele einsame Stunden auf dem kalten Hessra erleiden und die Zeit für erkenntnisreiche Diskussionen nutzen. Und zum Wohl unseres Djihad müssen Sie den Kogitoren vermitteln, dass Neutralität keine Lösung ist.«

Keats lächelte und trat von Serena zurück, als sie sich dem nächsten Mann zuwandte. Sie würden viele Jahre oder Jahrzehnte fort sein, vielleicht sogar für den Rest ihres Lebens ... aber in dieser Zeit würde es ihnen möglicherweise gelingen, die Kogitoren wieder für die Sache der Menschheit zu gewinnen.

Iblis sprach leise zu Serena. »Priesterin, sie mögen äußerlich verschlossen erscheinen, aber diese Freiwilligen sind Experten in der Kunst des Gesprächs und der Diskussion.«

Sie nickte.

Iblis wusste, dass die Kogitoren brillante, aber naive Philosophen waren. Obwohl er Serena eine bereinigte Fassung seines Plans anvertraut hatte, verrieten ihre lavendelfarbenen Augen, dass sie ihn sehr gut verstanden hatte ...

51

Individuell und kollektiv werden Menschen von sexueller Energie angetrieben. Seltsamerweise versuchen sie gleichzeitig, diese Tatsache durch die Errichtung großer Konstruktionen zu verschleiern.

Erasmus,
Reflexionen über biologische Intelligenzen

Der titanische Cymek war so groß wie die Gebäude von Zimia und sah aus wie ein prähistorisches Spinnentier aus Metall. Die Arme waren erhoben und offenbarten bedrohliche Waffenaufsätze und Geschützmündungen.

Der Gladiatorenkörper wies nach fast drei Jahrzehnten im Freien Spuren von Korrosion und Zerfall auf. Als er von einem körperlosen menschlichen Gehirn gesteuert worden war, hatte dieser Cymek-Krieger große Verwüstungen angerichtet. Agamemnon hatte den Angriff gestartet, um die Schildgeneratoren des Planeten zu vernichten. Doch unter der Führung von Xavier Harkonnen hatte die Salusanische Miliz die Feinde erfolgreich zurückgetrieben. Während des Kampfes waren mehrere Neo-Cymeks zerstört worden. Andere hatten ihre gigantischen mechanischen Körper zurückgelassen und die Gehirnbehälter abgesprengt, die von der geschlagenen Roboterflotte aufgelesen worden waren.

Dieser Kampfkörper hatte seit dem verhinderten Maschinenangriff an dieser Stelle gestanden, umgeben von den Ruinen von Verwaltungsgebäuden. Nun war der Klotz ein Denkmal für die vielen tausend Opfer der ersten Schlacht um Zimia. Das erstarrte Gebilde war sowohl das Zeichen für den Triumph über den Feind als auch eine Erinnerung daran, dass die Denkmaschinen jederzeit erneut angreifen konnten ...

Nachdem er ein Jahr lang für den Djihad gekämpft hatte – zuerst auf Ix und danach in zwei größeren Schlachten gegen Roboterkriegsschiffe –, war Jool Noret zum ersten Mal nach Sa-

lusa Secundus gekommen. Er stand in der Parkanlage und starrte mit zusammengekniffenen Augen zum Cymek hinauf. Der mechanische Körper ragte zehnmal so hoch auf wie er. Mit seinem analytischen Geist und der Ausbildung, die er von Chirox erhalten hatte, musterte Noret die Systeme des Kampfkörpers und suchte nach Möglichkeiten, wie sich ein solcher Gegner überwinden ließ. Unter Umständen würde er sich einer solchen Maschine allein stellen müssen. Der Blick seiner jadefarbenen Augen strich über die gepanzerten Beine, die implantierten Raketenwerfer und den Kopfaufsatz, von dem aus das feindselige Gehirn den Angriff leitete. Und er suchte nach Schwachstellen.

Noret wusste vom Sensei-Mek, dass Cymek-Körper je nach Aufgabe und Umgebung die unterschiedlichsten Gestalten haben konnten. Das erlaubte eine gewisse Freiheit in der Anordnung, während die Primärsysteme für den Anschluss der Elektroden prinzipiell identisch sein mussten. Wenn Noret einen Weg fand, wie solche Maschinen ausgeschaltet und besiegt werden konnten, wäre er ein noch viel gefährlicherer Söldner. Und er würde noch viel mehr Zerstörung anrichten.

Der Anblick des furchteinflößenden Gebildes erinnerte ihn an die Kampfübungen, bei denen er seinen Vater beobachtet hatte, und er spürte, wie der kämpferische Geist von Jav Barri ihn durchströmte. »Du kannst mir keine Angst machen«, sagte Noret leise zur gewaltigen Maschine. »Du bist nur ein weiterer Feind, genauso wie alle anderen.«

Eine große Frau mit hellem Haar, eiskalten Augen und milchweißer Haut trat fast lautlos an seine Seite. »Törichter Übermut führt häufiger zur Niederlage als zum Sieg.«

Noret hatte ihre Annäherung gehört, aber auf diesem Platz hielten sich viele Besucher auf, die den Cymek wie einen gefallenen Dämon bestaunten. »Übermut und entschlossene Zuversicht sind zwei verschiedene Dinge.« Er blickte noch einmal zum Giganten hinauf, dann wandte er sich der Frau zu. »Sie sind eine Zauberin von Rossak.«

»Und Sie sind ein Söldner von Ginaz«, sagte sie. »Ich bin Zufa Cenva. Meine Frauen haben Cymeks bekämpft und vernichtet. Wir haben die Fähigkeit und die Bürde, zum Fluch aller Maschinen mit menschlichen Gehirnen zu werden.«

Noret bedachte sie mit einem kalten Lächeln. »Ich möchte zum Fluch *aller* Maschinen werden – ungeachtet ihrer Konfiguration.«

Sie musterte ihn skeptisch, als würde sie versuchen, die gefährliche Ruhe zu interpretieren, die von diesem Söldner ausging. »Ich sehe, dass Sie meinen, was Sie sagen, Jool Noret.«

Er nickte, ohne zu fragen, woher sie seinen Namen kannte.

»Meine Zauberinnen können Cymeks eliminieren«, wiederholte Zufa. »Jede meiner Frauen kann es mit zehn kleineren Neo-Cymeks aufnehmen und bewirken, dass ihre Verrätergehirne durchbrennen.«

Norek betrachtete das mechanische Monstrum. »Immer wenn eine Ihrer Zauberinnen ihre mentale Waffe abfeuert, muss sie sterben. Jeder Angriff ist ein Selbstmordunternehmen.«

Zufa erwiderte entrüstet: »Seit wann hat ein Söldner von Ginaz Bedenken, sich für den Djihad zu opfern? Sind Sie ein Feigling, der nur dann kämpft, wenn ihm der Sieg gewiss ist?«

Obwohl die Frau eine einschüchternde Präsenz hatte, schrak Noret nicht vor ihr zurück. Er sah sie mit dunklen, leeren Augen an. »Ich bin jederzeit bereit, mich zu opfern, aber bislang habe ich keine Gelegenheit erkannt, in der es sich gelohnt hätte. Ich habe jeden Kampf überlebt, damit ich auch in Zukunft weitere Feinde vernichten kann. Wenn ich tot bin, kann ich den Kampf nicht mehr fortsetzen.«

Widerstrebend musste Zufa dieses Argument anerkennen. Sie nickte dem erstaunlich harten und distanzierten Söldner zu. »Wenn es doch nur mehr wie uns beide gäbe, bliebe den Maschinen keine andere Wahl, als die Flucht zu ergreifen, um ihr nacktes ... ihre bloße Existenz zu retten.«

* * *

Möglichkeiten und Pläne beschäftigten den Geist des Großen Patriarchen in jeder wachen Stunde, wie Räder, die ineinander griffen und zum Wohl der Menschheit arbeiteten. Und zu seinem eigenen, nicht zu vergessen. Alles, was er tat, zog zahllose Konsequenzen nach sich. Jede Entscheidung war mit vielen anderen Aspekten verbunden.

Iblis Ginjo musste vieles verbergen und vieles ins Gleichgewicht bringen. Gegenwärtig wussten nur Yorek Thurr und er selbst von ihrer faszinierenden neuen Verbündeten Hekate. Doch der Djipol-Offizier hatte sich schon immer durch die manchmal erschreckende Fähigkeit ausgezeichnet, Geheimnisse wahren zu können.

Durch die diskreten Aktionen der Djihad-Polizei hatte Iblis eine immer größere Anzahl von Anführern des Protests fassen können, die in ihrer Naivität eine sofortige Einstellung der Kriegshandlungen forderten. Er hatte schon politische Feinde zum Tode verurteilt, wenn sie seine allgemeinen Pläne für den Djihad zu sehr störten. Zum Beispiel Muñoza Chen. All das waren simple Notwendigkeiten, an denen er kein besonderes Gefallen fand. Um sich zu schützen, hatte der Große Patriarch Leute, die seine Leute überwachten, die Leute überwachten. Nur Yorek Thurr gelang es immer wieder, sich der gründlichen Überwachung zu entziehen.

Iblis betrachtete es als seine heilige Pflicht, schwierige Entscheidungen zu treffen, die andere nicht verstanden. Manche Dinge mussten im Geheimen erledigt werden, damit die Denkmaschinen ausgelöscht werden konnten. Für den Großen Patriarchen war die Ehrenhaftigkeit seiner Motive völlig klar, aber er wusste, dass er sie niemand anderem anvertrauen konnte, schon gar nicht seiner sorgfältig gestriegelten Priesterin des Djihad. Ihre heilige Unschuld durfte nicht geheuchelt wirken.

Bedauerlicherweise hatte Serenas neue Unabhängigkeit viele komplexe Pläne über den Haufen geworfen. Zu viel stand auf dem Spiel, als dass Iblis ihr hätte erlauben können, diesen gefährlichen Weg weiterzuverfolgen. Er musste eine Möglichkeit finden, sie wieder auf die richtige Bahn zu führen. Die Lösung lag auf der Hand, und er hoffte, dass auch sie die Vorteile erkannte. Er wusste, dass ihr Herz ein Eisblock war, wenn es um private Angelegenheiten ging, obwohl sie weiter darauf bestand, wohltätige Aktionen für Djihadis und Flüchtlinge durchzuführen. Ihr Herz war nicht unerreichbar, aber er musste mit großer Sorgfalt vorgehen, damit sie die absolut logischen Gründe einsah, die für die Allianz sprachen, nach der er strebte.

Iblis erwartete sie in Kürze in seinen Privatgemächern, und er beabsichtigte, sein ganzes Geschick einzusetzen, um sie zu überzeugen, sein Angebot anzunehmen.

Durch ein Fenster seiner Wohnung in Zimia blickte er auf die imposanten Regierungsgebäude am gewaltigen Zentralplatz, auf dem sich jede Woche zehntausende von Menschen zu den Djihad-Kundgebungen versammelten. Er stellte sich für die Zukunft noch viel größere Massen vor, die sich auf die städtischen Zentren aller Liga-Welten ergossen. Wenn er angemessen genährt wurde, würde der heilige Kampf immer größere Ausmaße annehmen.

Doch zunächst mussten bestimmte Voraussetzungen geschaffen werden. Seiner Frau Camie würden sie nicht gefallen, und die Angelegenheit könnte recht unangenehm werden, wenn es um ihre drei Kinder ging, aber er hatte die Frau nur geheiratet, weil ihr angeblicher politischer Einfluss seine Machtposition verstärkt hatte. Später hatte er zu seiner Bestürzung erfahren, dass sie in Wirklichkeit nur eine geringfügige Bedeutung hatte. Nun hatte sich das Verhältnis umgekehrt, weil Camie davon profitierte, mit dem Großen Patriarchen verheiratet zu sein. Falls sie zu viel Ärger machte ... nun, auch für dieses Problem würde Thurr sicherlich eine Lösung finden. Alles nur zum Wohl des Djihad.

Serena war viel wichtiger und bot wesentlich interessantere Möglichkeiten.

Iblis lehnte sich in einem weichen Suspensorsessel zurück und spürte, wie er sich seinem stämmigen Körper anpasste. Seine Stellung brachte zu viel Stress mit sich, als dass der Große Patriarch seiner Ernährung oder körperlichen Fitness größere Aufmerksamkeit widmen konnte. Im Verlauf der letzten zehn Jahre, seit der Gründung des Djihad-Rats, hatte er beträchtlich an Gewicht zugelegt, und Camie hatte schon seit Monaten nicht mehr mit ihm geschlafen. Auch wenn er aus politischen Erwägungen diskret vorging, konnte Iblis mit seinem Charisma und Titel jede Frau gewinnen, die er haben wollte.

Außer Serena Butler. Seit ihrer Gefangennahme durch die Denkmaschinen hatte sie sich jeglicher Romanze verschlossen. Eine solche stählerne Entschiedenheit verlieh ihr die Aura des

erhabenen Verzichts, aber es war kein leichtes Opfer, und es entfernte sie immer weiter von der menschlichen Normalität. Ihre fanatischsten Anhänger sahen sie als Erdmutter, als Madonna und als Jungfrau.

Liebe war jedoch mehr als eine esoterische Idee. Um tatsächlich etwas bewirken zu können, musste die Priesterin ihre Fähigkeit zur Liebe demonstrieren. Eine mitfühlende Maria statt einer kämpferischen Johanna von Orleans. Daran wollte Iblis heute etwas ändern.

Aus einer Schublade nahm er eine kleine Flasche mit subtilen Pheromonen, die er sich an den Hals und auf die Handrücken sprühte. Der Geruch war leicht säuerlich und nicht besonders angenehm, aber er würde unauffällig an die weiblichen Instinkte appellieren. Iblis hatte solche Hilfsmittel nur selten nötig, aber heute wollte er nichts dem Zufall überlassen.

Er wusste genau, dass die konventionellen Methoden der Verführung bei Serena niemals wirken würden. Er musste sie auf andere Weise überzeugen, ihr beweisen, dass alles für den Djihad geschah – und hoffen, dass sie es genauso sah ...

Ein leises Signal erklang von der Tür, dann eskortierte einer seiner Djipol-Offiziere Serena Butler in sein Apartment. »Die Priesterin des Djihad.« Iblis versteckte schnell das Pheromon-Fläschchen.

»Großer Patriarch«, sagte sie mit einer steifen Verneigung des Kopfes. »Ich hoffe, Ihr wollt mich in einer wichtigen Angelegenheit sprechen. Meine Pflichten haben sich in letzter Zeit in dramatischem Ausmaß erweitert.«

Das ist deine eigene Schuld. Doch Iblis ließ sich nichts von seiner Verärgerung anmerken, sondern lächelte freundlich und trat vor, um ihr die Hand zu schütteln. »Ihr seht heute besonders strahlend aus.« Sie trug einen schwarzen Anzug mit weißen Ärmeln und Kragen. Er deutete auf ein ledernes Suspensorsofa, das über dem weichen Teppich schwebte.

»Ich war in der Sonne«, sagte sie mit einem knappen Lächeln. »Gestern habe ich stundenlang zur großen Menge gesprochen.«

»Ich weiß. Ich habe die Aufzeichnungen gesehen.« Iblis nahm neben ihr auf dem glatten Sofa Platz. Es schwankte leicht. »Und Ihr wart wie üblich äußerst wirkungsvoll.« Obwohl sie die Rede

selbst geschrieben hatte, obwohl sie alle seine Vorschläge ignoriert hatte ...

Ein Diener mit Schnurrbart trat ein und brachte ein Tablett mit dampfenden Getränken, die er auf dem Tisch vor den beiden abstellte. »Süßer grüner Tee von den besten Importeuren«, verkündete Iblis, um sie zu beeindrucken. »Eine Spezialmischung von Rossak.«

Sie nahm die angebotene Tasse an, hielt sie jedoch in der Hand, ohne davon zu trinken. »Worüber wollt Ihr mit mir reden, Großer Patriarch?« Sie schien in Gedanken ganz weit weg zu sein. »Wir sollten unsere kostbare Zeit nicht vertrödeln.«

Seitdem sie ihre Ansichten geändert hatte und den Djihad-Rat persönlich führen wollte, hatte sie die Machtstrukturen in ihrem Sinne reorganisiert und Iblis auf eine untergeordnete Stellung abgedrängt. Aber vielleicht fand er andere Möglichkeiten, sie zu führen und zu lenken, nur anders als vorher.

»Ich habe eine Idee, die Euch vielleicht überrascht, Serena, aber ich bin überzeugt, wenn Ihr darüber nachdenkt, werdet Ihr die Weisheit darin erkennen. Dass wir den Djihad dadurch viel stärker machen können. Es ist an der Zeit, dass wir darüber reden.«

Sie wartete, ohne ihm zu antworten. Ihre Miene war immer noch verschlossen, aber er sah, dass er nun ihre ungeteilte Aufmerksamkeit hatte.

Er war völlig entspannt und erwähnte ihr gegenüber nichts von den Melange-Kapseln, die er vor weniger als einer Stunde zu sich genommen hatte. Serena hatte nie einen Zweifel daran gelassen, dass sie nichts von Drogen gleich welcher Art hielt. Sie betrachtete den Konsum als Zeichen der Schwäche, also hatte er darauf geachtet, das Gewürz zusammen mit geruchsmindernden Zusatzstoffen einzunehmen.

Iblis kam zur Sache. »Seit vielen Jahren haben wir zusammengearbeitet, aber nicht eng genug. Wir sind Partner im Djihad gewesen, Ihr als Priesterin und ich als Großer Patriarch. Unsere Ziele sind identisch, genauso wie unsere Leidenschaft. Je enger unsere Verbindung wird, desto mehr können wir bewirken.«

Er benutzte einen verführerischen Tonfall, den er inzwischen gut beherrschte, und beobachtete Serenas Profil. Obwohl sie

bereits die vierzig überschritten hatte, fand er sie immer noch ausgesprochen hübsch mit ihren weichen Zügen, dem goldenen Haar und den außergewöhnlichen Augen.

»Dem stimme ich zu.« Sie lächelte nur kurz, als wäre sie nicht völlig überzeugt.

Er rückte etwas näher an sie heran. »Ich habe gründlich darüber nachgedacht, Serena, und mein Angebot geht mir nicht leicht über die Lippen. Ich glaube, der nächste Schritt zur Stärkung des Djihad könnte darin bestehen ... dass wir zu echten Partnern werden, damit die gesamte freie Menschheit es sehen kann. Gibt es zwei Menschen, die besser zusammenpassen würden? Wir könnten eine große Hochzeit veranstalten, unseren Einfluss etablieren und den Djihad weiter zum großem Sieg treiben.«

Er bemerkte ihre überraschte Reaktion, doch bevor Serena etwas erwidern konnte, sprach er weiter. »Wir zwei könnten viel effektiver vorgehen, wenn wir als Paar zusammenarbeiteten. Die Menschen würden in uns eine viel stärkere Wesenheit sehen, ein unbezwingbares Team. Selbst Omnius wird erzittern, wenn er von der Vereinigung von Priesterin und Patriarch erfährt.«

Obwohl er sich verängstigt und unsicher fühlte, ließ Iblis sich nichts von diesen Emotionen anmerken. Er kam sich vor wie jemand, der zwei Schritte zurückgetreten war und vielleicht nie wieder seine frühere Position erreichen würde. Doch er würde ihr niemals offenbaren, welchen Umfang seine Sicherheits- und Überwachungsmaßnahmen oder die Söldnereinsätze angenommen hatten – oder die Tatsache, dass er im Namen des Djihad schwere Verbrechen begangen hatte.

Sie saß wie erstarrt auf dem Sofa, die Stirn in tiefe Falten gelegt, und schien seine Nähe völlig zu ignorieren. »Das ist offensichtlich unmöglich. Ihr habt bereits eine Frau. Und drei Kinder.«

»Dieses Problem dürfte einfach zu lösen sein. Ich liebe sie nicht. Ich bin bereit, das Opfer zum Wohl des Djihad zu bringen. Camie wird es verstehen.« *Ich könnte mich von ihr freikaufen.* Er berührte Serenas Arm und sprach hastig weiter. Die eingeübten Worte schienen sich zu überschlagen. »Stellt Euch vor –

gemeinsam könnten wir die lenkende Kraft werden, die der Djihad braucht. Wir beide könnten unseren Heiligen Krieg in die nächste Phase führen – und zum endgültigen Sieg.«

Er täuschte Leidenschaft vor – angeblich für das Wohl des Djihad und nicht für seine persönlichen Interessen. Er hatte bereits vorher gewusst, dass er Serena Butler niemals mit einem plumpen Verführungsversuch erreichen würde. Iblis würde alles tun, um sie zu bekommen, auch wenn sie so unantastbar wie eine Göttin wirkte. Dennoch hielt er sich zurück und änderte die Strategie. Sie würde nur dann seine Frau und seine Partnerin werden, die wieder seiner Kontrolle unterstand, wenn er sie mit ihren eigenen Argumenten überzeugte. Mit einem geschäftlichen Angebot.

Sie drängte ihn zurück. »Ich bin nicht an Liebe interessiert, Iblis. Oder an einer Ehe. Weder mit Euch noch irgendeinem anderen Mann. Ihr braucht mich nicht.«

Iblis runzelte die Stirn und kämpfte seine Verzweiflung zurück. Es wurde schwieriger. »Ich spreche nicht von alltäglicher Liebe, sondern von etwas, das viel größer und viel wichtiger als jeder Einzelne von uns ist. Wir sind dazu bestimmt, unsere große Mission als Partner zu erfüllen, Serena.« Er zog seine Hand zurück, aber er lächelte ihr zu, konzentrierte sich auf seine Fähigkeit und hoffte, sie mit seinem hypnotischen Blick bezaubern zu können. Er musste das Geheimnis dieser Frau lüften. »Nur wir beide bringen gemeinsam die nötige Entschlossenheit mit, diesen Krieg zu gewinnen.«

Iblis hatte noch nie so verzweifelt geklungen, und er ärgerte sich darüber, was sie ihm angetan hatte. Wenn er sie erobern konnte, wäre das ein gewaltiger Sieg für seine politischen Ambitionen. Wenn er Serena Butler in der Hand hatte, stand ihm nichts mehr im Weg.

Doch ihre Miene blieb kalt und desinteressiert. Sie stand vom Sofa auf und wandte sich zum Gehen. »Unser Djihad erfordert Eure ganze Aufmerksamkeit. Und meine. Benutzt Euren Charme, um die Menschen zu mobilisieren, Iblis. Dort sind Eure Fähigkeiten viel besser aufgehoben. Wir müssen jetzt wieder an die Arbeit gehen, Großer Patriarch. Wir dürfen nicht noch mehr Zeit durch diesen Unsinn verlieren.«

Iblis war die Höflichkeit in Person, als er einen Djipol-Offizier kommen ließ, der sie aus seinem Apartment führte. Doch innerlich tobte er und hätte am liebsten irgendetwas zerschlagen.

* * *

Er hatte nie damit gerechnet, dass die wunderschöne, selbstbewusste Zauberin von Rossak ihn auserwählen würde. Als hätte sie gespürt, dass er von einer anderen Frau zurückgewiesen worden war, trat Zufa Cenva an jenem Abend in sein Quartier und verlangte von ihm eine »persönliche und private Audienz«.

Serena Butler hatte er schon bald vergessen.

Zufa interessierte sich nicht für Iblis' politische Ehefrau oder seine sonstigen Geliebten. Die Zauberinnen konzentrierten sich darauf, Abstammungslinien zu verfolgen und Paarungen zu manipulieren, um die spezifischen Gene ausfindig zu machen, die zur Erlangung verbesserter mentaler Kräfte in den weiblichen Nachkommen auf Rossak dienlich sein konnten. Sie hatte eine fruchtbarkeitsfördernde Droge genommen – ironischerweise jene, die von Aurelius Venport entwickelt und vermarktet worden war – und wusste, dass ihr Körper empfängnisbereit war.

In Anbetracht der ausgeprägten Libido des Großen Patriarchen ging sie davon aus, dass Iblis auch für ihre Reize empfänglich war.

Telepathie bei Männern war extrem selten und galt im Allgemeinen als praktisch unmöglich. Aber Zufa hatte die Anzeichen bei diesem Mann gesehen, und sie musste seine kostbaren Gene zu ihrer Welt zurückbringen. Angesichts ihrer Fähigkeiten und seiner Lebensgeschichte glaubte sie nicht daran, dass es besonders schwierig werden würde.

Und genauso war es ...

Als Zufa und Iblis auf seinem Suspensorbett lagen und das Zusammensein in vollen Zügen genossen hatten, dachte sie daran, was für ein faszinierender Mann er war. Selbst ohne Verständnis für die Herkunft seiner angeborenen Fähigkeiten und ohne jede Ausbildung hatte er es geschafft, sich eine mächtige Stellung zu sichern. Während sie sich geliebt hatten, hatte er ihr

den Titel »Höchste Zauberin des Djihad« verliehen. Er versprach, ihren neuen Rang durch eine offizielle Bekanntmachung des Djihad-Rats verkünden zu lassen.

»Wirklich beeindruckend«, hatte sie atemlos gekeucht, was genauso gespielt war wie ihre Leidenschaft. »Aber müssen wir *jetzt* über den Krieg reden?«

»Ich denke jederzeit an den Djihad«, sagte er. »Ich muss es tun, weil die Denkmaschinen niemals schlafen.« Nur wenige Minuten später war er neben ihr eingenickt.

Jetzt schnarchte er leise, während ein strammer Arm über ihrer Schulter lag. Vorsichtig zog sich Zufa zurück. Iblis hatte sofort die Vorteile einer politischen Allianz mit ihr erkannt, da die Macht und der Einfluss der Zauberinnen von Rossak der großen Sache zugute kamen. Im Gegenzug hatte sie von ihm bekommen, was sie brauchte, und sie konnte sich jederzeit mehr davon holen, falls es nötig war. Ein Geschäft zu beidseitigem Nutzen. Allerdings vermutete sie, dass dies eine ihrer letzten Gelegenheiten zu einer Empfängnis gewesen war. Für künftige Missionen würde sie möglicherweise eine jüngere Zauberin schicken müssen.

Diese Tochter jedoch sollte ihre eigene sein.

Zufa schlüpfte aus dem Bett und stand nackt vor einem großen Spiegel. Obwohl sie ein Alter erreicht hatte, in dem die Zeit des Gebärens für die meisten Frauen vorbei war, gab es nichts an ihrer körperlichen Verfassung auszusetzen. Sie hatte eine fast vollkommene Figur, als wäre sie von den Göttern selbst modelliert worden. Im Spiegel sah sie, wie Iblis sich auf dem Bett rührte, ohne die Augen zu öffnen.

Werden sich deine Gene durchsetzen, Iblis Ginjo? Sie schwor sich, persönlich die Antwort auf diese Frage in Erfahrung zu bringen.

Die Menschenzucht war keine exakte Wissenschaft, aber die Frauen von Rossak waren davon überzeugt, dass sich wertvolle Gene identifizieren, kontrollieren und ernten ließen. Sie hatte ihren Hormonspiegel und den Zeitpunkt ihrer Ovulation geprüft, um sich ganz sicher zu sein, dass sie sich auf dem Höhepunkt ihrer Fruchtbarkeit befand. Durch sorgfältige Anwendung spezieller Drogen von Rossak, die nur den Zauberinnen

bekannt waren, hatte sie die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass sie mit einer Tochter schwanger wurde.

In dieser Hinsicht hatte sie bislang schreckliche persönliche Enttäuschungen erlebt. Zunächst hatte sie die kleinwüchsige Norma zur Welt gebracht, dann hatte sich ihr sorgfältig ausgewählter Partner Aurelius Venport als genetischer Fehlschlag erwiesen, obwohl alle Anzeichen auf das Gegenteil gedeutet hatten.

Diesmal wird es anders sein. Als sie sich schnell anzog und das Apartment des Großen Patriarchen verließ, fasste sie endlich neue Hoffnung. Diesmal würde sie eine perfekte Tochter bekommen. Die sie sich schon immer gewünscht hatte.

Frauen waren nun einmal viel wertvoller als Männer.

52

Jeder kann zu Fall gebracht werden. Es ist nur eine Frage der geeigneten Methode.

Tio Holtzman,
aus einem Brief an Lord Niko Bludd

Wenigstens hatte sich die Katastrophe hinter geschlossenen Labortüren ereignet. Die gepanzerten Wände hielten die Wucht der Explosion zurück, und niemand wurde verletzt, mit Ausnahme einiger bedeutungsloser Sklaven. Holtzman beschloss, seine Berichte sorgfältig zu bearbeiten, damit Lord Bludd niemals davon erfuhr.

Vor Jahren hatte der Weise auf Anraten von Norma Cenva gelernt, eine Neuentwicklung erst dann im großen Rahmen vorzuführen, wenn sie gründlich getestet worden war. Er wollte keine weiteren peinlichen Schmutzflecken auf seinem Lebenslauf hinterlassen.

Um die Spötter unter den Aristokraten von Poritrin zum Schweigen zu bringen, die hinter vorgehaltener Hand behaupteten, dem großen Erfinder seien die Ideen ausgegangen, hatte Holtzman seine alten Pläne für den Metall-Resonanz-Generator überarbeitet. Der Prototyp dieses Geräts hatte vor achtundzwanzig Jahren ein komplettes Labor in die Luft gesprengt, eine Brücke zerstört und viele Sklaven getötet. Dabei hätte es tadellos funktionieren müssen – eine mächtige neue Waffe, die direkt auf die Metallkörper der Denkmaschinen einwirkte. Er hatte es nicht erwarten können, Lord Bludd die Erfindung vorzuführen, und die Demonstration ohne vorhergehende Tests angesetzt.

Er hatte Jahre gebraucht, um den Makel des katastrophalen Versagens zu überwinden.

Ungeachtet dieses Zwischenfalls hatte der Weise nie den Glauben daran verloren, dass seine Idee grundsätzlich richtig war. Vor kurzem hatte er seinen ehrgeizigen jungen Assistenten

die alten Pläne gegeben und sie beauftragt, das Gerät zum Funktionieren zu bringen.

Mit geröteten Augen, zerzaustem Haar und hartnäckigem Schweißgeruch hatten die Assistenten gerechnet, entworfen und konstruiert, bis der neue Prototyp einsatzbereit war. Holtzman hatte getan, als würde er ihre Entwicklung in allen Einzelheiten überprüfen, aber er hatte sich ganz auf ihren Fleiß verlassen. Als der »verbesserte« Resonator nun genauso explosiv versagte, war er verzweifelt. Zum Glück konnte der Weise das Geschehen diesmal geheim halten, was jedoch nur ein schwacher Trost war.

Damals hatte Norma Cenva ihn gewarnt, weil die Idee ihrer Ansicht nach einen grundlegenden Fehler aufwies, sodass die Erfindung nie funktionieren konnte. Sie hatte ihre Kritik immer so selbstgefällig geäußert, aber vielleicht hatte sie doch Recht. *Was macht sie jetzt überhaupt?* Er hatte schon seit längerer Zeit nichts mehr von ihr gehört.

Er ging davon aus, dass sie weiterhin ihre Zeit verschwendete und nur wenig Brauchbares zustande brachte. Wenn sie eine große Entdeckung gemacht hätte, hätte er zweifellos davon erfahren. Es sei denn, sie hielt ihr Projekt geheim ... genauso wie damals, als sie die Leuchtgloben an VenKee Enterprises verkauft hatte.

Er überließ es seinen Assistenten, die Schäden zu beseitigen und die Trümmer des Metall-Resonanz-Generators zu verstecken, während er »aus Sicherheitsgründen« sämtliche Labordokumente beschlagnahmte und später vernichtete. Der berühmte Erfinder hatte gerne das Gefühl, alles unter Kontrolle zu haben.

An diesem Abend, bevor er sein erstes Glas mit scharf gewürztem Poritrin-Rum ausgetrunken hatte, beschloss Holtzman, Norma einen Besuch abzustatten.

* * *

Obwohl sie versuchte, Aufsehen zu vermeiden, konnte Norma ein so großes Projekt letztlich nicht vor der Welt verbergen. Tuk Keedair setzte strenge Sicherheitsmaßnahmen durch, aber Lord

Bludd wusste trotzdem, wo sich das Forschungszentrum befand, weil VenKee Enterprises ein aufgegebenes Bergwerk gekauft hatte, das in einer Schlucht an einem kleinen Fluss lag.

Holtzman wollte sich dorthin begeben und nachsehen, woran sie arbeitete. Er nahm nur zwei Assistenten und zwei Dragonerwachen mit. Falls Norma Schwierigkeiten machte, konnte er es später noch einmal versuchen - und sich gewaltsam Zugang verschaffen.

Der Erfinder trug sein weißes Gewand und steuerte ein Motorboot den Nebenfluss hinauf, bis er die trocken gelegte Schlucht erreicht hatte, wo sie seines Wissens ihre geheimnisvollen Experimente durchführte. Er sah leere Docks und Frachtaufzüge, die an den Felsen zur Höhle und den Gebäuden hinaufführten, aus denen ihr Forschungszentrum bestand.

»Eine kluge Entscheidung, eine so hässliche Anlage so weit draußen zu verstecken«, sagte einer seiner Lehrlinge.

Holtzman nickte. »Norma hat nicht den geringsten Sinn für Ästhetik. Aber das hält ihr Gehirn nicht davon ab, immer neue Ideen zu entwickeln.«

Und genau das macht mir Sorgen.

Die Dragoner und die Assistenten verließen das Boot und näherten sich den Aufzügen. Holtzman schaute sich um und lauschte den entfernten Arbeitsgeräuschen. Sie erinnerten ihn an den Lärm in den Werften, die er im Flussdelta errichtet hatte. Seine Stirn legte sich in Falten.

Nachdem der Lift sie nach oben befördert hatte, stießen Holtzman und seine Begleiter auf ein Dutzend gut bewaffneter, unfreundlich wirkender Wachen, die ihnen den Zugang zur eingezäunten Anlage verwehrten. »Dies ist ein Privatgrundstück. Unbefugten ist der Zutritt nicht gestattet.« Sie starrten auf die Dragoner in ihren Goldschuppenrüstungen.

»Sehen Sie nicht, wen Sie vor sich haben?«, sagte einer seiner Assistenten. »Lassen Sie sofort den Weisen Tio Holtzman durch!«

Die Dragoner setzten sich in Bewegung, obwohl die Wächter keine Anstalten machten, den Weg freizugeben. Stattdessen hoben sie die Waffen. »Es sieht so aus, als hätte es Stunden gedauert, die goldenen Rüstungen auf Hochglanz zu polieren«,

sagte der Sprecher der Wachen. »Es wäre doch schade, wenn unsere Waffen darauf hässliche Spuren hinterlassen würden.«

Die Dragoner wichen ungläubig zurück. »Wir kommen mit ausdrücklicher Genehmigung von Lord Niko Bludd persönlich!«

»Das gibt niemandem das Recht, die Privatsphäre anderer Leute zu verletzen. Ihm gehört nicht der ganze Planet.«

»Hol Keedair«, sagte ein anderer Wachmann. »Er soll sich damit auseinander setzen.«

Einer der Söldner ging zu den Gebäuden hinüber. Holtzman lugte durch den Zaun, sah einen großen Hangar und Nebengebäude. Sklaven waren damit beschäftigt, Bauteile in eine große Lagerhalle zu transportieren.

Sie produziert hier etwas ... etwas Großes.

In diesem Moment bemerkte er eine ungewöhnlich kleine Frau, die sich ihm auf einer Suspensorplattform näherte. Sie kam vom Hangar zum Zaun, wo sich immer noch die Dragoner und die unerbittlichen Wächter gegenüberstanden. »Weiser Holtzman! Was tun Sie hier?«

»Das ist wohl kaum die Frage, die uns am meisten interessiert, nicht wahr?« Er rieb sich den grauen Kinnbart. »Die Frage lautet vielmehr: Was tust *du* hier, Norma? Woran genau arbeitest du? Ich bin als Kollege gekommen, um zu sehen, ob wir uns gegenseitig im Kampf gegen die Denkmaschinen unterstützen können. Doch du benimmst dich, als würdest du hier illegale Geschäfte betreiben.«

In jungen Jahren hatte sie lange Zeit hingebungsvoll daran gearbeitet, seine Gleichungen zu korrigieren. Die Vorstellung des »gefalteten Raums« klang ganz nach einer von Normas üblichen absurden Ideen. Dennoch hatte diese merkwürdige, unscheinbare Frau immer wieder ihr Genie unter Beweis gestellt ...

»Bei allem gebührenden Respekt, Weiser Holtzman, aber ich musste meinem Sponsor versprechen, keine Einzelheiten über meine Arbeit preiszugeben.« Sie wandte den Blick ab.

»Hast du schon vergessen, wer ich bin, Norma? Ich besitze die höchste Sicherheitsberechtigung in der Liga der Edlen! Wie kannst du dich weigern, mir irgendetwas zu verraten?« Er sah die Dragoner an, als wollte er ihnen den Befehl erteilen, die Frau

festzunehmen. »Jetzt erzähl mir alles über ... den gefalteten Raum.«

Sie stutzte überrascht, dann leuchteten ihre Augen aufgeregt. »Weiser, es ist lediglich eine Abwandlung Ihrer ursprünglichen Feldgleichungen, eine spezielle Erweiterung, die es erlaubt, die Raumzeit zu falten, um die Variable der Entfernung zu manipulieren. Damit wird unsere Djihad-Armee in der Lage sein, die Denkmaschinen sofort an jedem Punkt anzugreifen, ohne langwierige Reisen unternehmen zu müssen.«

Die Nasenflügel des Erfinders bebten, und er konzentrierte sich ganz auf einen Punkt ihrer Erklärung. »Es ist eine Ableitung *meiner* Gleichungen, und du willst mir nicht mehr darüber erzählen?«

In diesem Moment stieß der Tlulaxa-Händler zu ihnen, ein kleiner Mann, der kaum größer als Norma Cenva war. Sein schmales Gesicht hatte einen erschrockenen Ausdruck, und sein dicker Zopf wirkte leicht ausgefranst. »Norma, bitte lass mich das regeln. Du musst dich wieder um deine Arbeit kümmern.« Er warf ihr einen schnellen, strengen Blick zu. »*Sofort.*« Eingeschüchtert wendete Norma die Suspensorplattform und flog auf das abgeschottete Gelände zurück.

Holtzman legte die Hände an die Hüften und blickte gebieterisch auf Tuk Keedair herab. »Es besteht überhaupt kein Grund, die Angelegenheit unnötig zu komplizieren. Ihre Wachleute scheinen nicht zu begreifen, dass wir das Recht haben, jede neue Entwicklung zu inspizieren, die der Armee des Djihad zugute kommen könnte.«

Doch Keedair ließ sich nicht so leicht einschüchtern. »Das hier ist eine streng geheime Einrichtung, und die private Forschung wird ausschließlich von VenKee Enterprises finanziert. Sie haben hier nicht mehr ›Recht‹ als eine Denkmaschine.«

Holtzmans Lehrlinge keuchten entsetzt. Der Tlulaxa nickte den Wachen zu. »Tun Sie Ihre Arbeit und sorgen Sie dafür, dass sie sich unverzüglich entfernen.« Er blickte zum Wissenschaftler hinauf. »Wenn wir etwas bekannt zu machen haben oder eine Demonstration veranstalten, werden wir Sie genauso wie Lord Bludd dazu einladen ... wie es die Höflichkeit gebietet.«

Die Dragonerwachen wussten nicht, was sie tun sollten, und drehten sich zu dem wütenden Holtzman um, als könnte er eine schnelle Lösung des Problems aus dem Hut zaubern. Aber er sah ein, dass ihnen keine andere Wahl blieb, als sich zurückzuziehen. Vorerst.

* * *

»Sie verbirgt etwas vor uns, wie ich es die ganze Zeit vermutet habe«, sagte Holtzman und versuchte Lord Bludd zu verdeutlichen, dass er sich deswegen große Sorgen machen sollte. »Warum sollte VenKee auf so extremen Sicherheitsvorkehrungen bestehen, wenn sie immer noch genauso erfolglos ist wie zu jener Zeit, als sie für mich gearbeitet hat?«

Der Aristokrat lachte leise und nahm einen Schluck von seinem sprudelnden Fruchtsaftgetränk. Er lehnte sich im Sessel zurück und blickte auf den Fluss hinunter, der von Schiffen befahren wurde, die Fracht zum Delta und zum Raumhafen beförderten. »Ist es nicht interessant, dass sie plötzlich bahnbrechende Fortschritte macht, nachdem sie vor nur zwei Jahren aus Ihren Diensten entlassen wurde? Vielleicht hat diese kleine, gerissene Frau Sie zum Narren gehalten, Tio! Sie hat die ganze Zeit ihre wahren Entdeckungen versteckt, damit sie den Ruhm nicht mit Ihnen teilen muss.«

»Norma Cenva war noch nie an Ruhm interessiert.« Holtzman lehnte Bludds Angebot, sich ein Getränk zu nehmen, ab und ging auf dem Balkon auf und ab, ohne sich für die beeindruckende Aussicht zu interessieren. »Und nachdem ihr ›Freund‹ Venport uns gezwungen hat, sie zu entlassen, haben wir keinen Anspruch auf ihre Entdeckungen mehr.«

Dann spürte er plötzlich eine eiskalte Klinge in der Brust. »Das muss der Grund sein, warum VenKee bereit war, einen Teil der Gewinne aus dem Leuchtglobengeschäft an uns abzutreten! Was immer Norma ausgeheckt hat, es muss um mehrere Größenordnungen wichtiger sein als das.« Er ballte die Hand zur Faust. »Und wir haben uns ausbooten lassen.«

Bludd kam schwerfällig auf die Beine und ordnete seine luxuriösen Gewänder. »Nein, nein, Tio. Wir haben nur auf einen Anteil an *neuen* Entwicklungen verzichtet. Wenn sie nach dem

Vertragsabschluss in so kurzer Zeit etwas ausgetüftelt hat, dürfte es keinem anständigen Rechtsanwalt - und erst recht nicht einem brillanten Wissenschaftler wie Ihnen - schwer fallen, einen direkten Zusammenhang mit Normas früheren Arbeiten aufzuzeigen.«

Holtzman blieb stehen, während er diesen Gedanken verarbeitete. »Wenn es in ihrem Projekt wirklich um das geht, was ich vermute, dann liegt Ihr völlig richtig, Lord Bludd.«

Der Adlige nahm einen tiefen Schluck aus seinem Kelch und drängte Holtzman ebenfalls einen auf. »Trinken Sie darauf, Tio. Sie müssen sich entspannen.«

»Aber wie sollen wir in ihr Forschungszentrum gelangen? Ich muss mir unbedingt ansehen, woran Norma arbeitet. Die Anlage wird von einer ganzen Söldnerarmee bewacht, und dieser Tlulaxa-Geier hat sie fest im Griff.«

»Die Aufenthaltsgenehmigung für einen Tlulaxa kann ohne Schwierigkeiten aufgehoben werden«, sagte Bludd, »und das werde ich unverzüglich veranlassen. Sogar Norma Cenva könnten wir jederzeit abschieben. Sie hat zwar einen großen Teil ihres Lebens auf Poritrin verbracht, aber sie ist immer noch ein Gast auf unserem Planeten, keine Bürgerin. Wir könnten Gerüchte verbreiten, subtile Zweifel säen, sie von Lieferungen abschneiden und ihr Privilegien verweigern.«

»Wird das genügen?«

Bludd ließ die ringbesetzten Fingerknöchel knacken, dann rief er den Hauptmann seiner Dragoner. »Stellen Sie eine schlagkräftige Truppe zusammen, die sich zu Norma Cenvas Forschungszentrum begeben soll. Dreihundert gut bewaffnete Dragoner müssten ausreichen. Ich vermute, die Söldner werden sofort kapitulieren, wenn Sie anrücken. Überreichem Sie dem Tlulaxa den Abschiebungsbescheid, dann können Sie sich in Ruhe anschauen, was Norma da oben treibt. Damit dürfte das Problem gelöst sein, oder?«

Holtzman schluckte und wandte den Blick ab. Plötzlich schien er sich brennend für den Ausblick auf die Flusslandschaft zu interessieren. »Sicher, Mylord. Aber Norma wird Widerstand leisten. Sie wird ein Kommuniqué an Aurelius Venport schicken. Tuk Keedair wird einen Aufhebungsantrag beim Gerichtshof der Liga stellen. Davon bin ich überzeugt.«

»Ja, Tio, aber auf diese Weise haben Sie ein paar Monate Zeit, ihre Labors und Werkstätten zu inspizieren, bevor irgendwelche Entscheidungen getroffen werden können. Wenn Sie nichts von Bedeutung finden, können wir uns entschuldigen und unseren Fehler einräumen. Aber wenn Sie wirklich auf eine wissenschaftliche Entdeckung stoßen, werden wir selber damit in Produktion gehen, bevor VenKee Enterprises dazu gekommen ist, eine Klage einzureichen.«

Holtzman lächelte bereits. »Ihr seid ein großer Visionär, Lord Bludd.«

»Genauso wie Sie als Wissenschaftler, Tio. Unsere Widersacher haben keine Chance gegen unsere vereinte Macht.«

53

Ein Mann darf keine Statue sein. Ein Mann muss handeln.

Buddhislamisches Sutra,
Zenshia-Interpretation

Seit einem guten Jahr lebte Ishmael nun schon in Norma Cenvas Komplex und befolgte Anweisungen, die für ihn keinen Sinn ergaben. Er hatte das Gefühl, dass ihm sein Herz allmählich abstarb. Er schuftete zusammen mit hundertdreißig weiteren buddhislamischen Gefangenen. Das Geheimprojekt blieb unübersichtlich, während sie langsam die Komponenten eines großen Raumschiffs zusammensetzten und testeten.

Die Wissenschaftlerin war eine schwierige Arbeitgeberin. Sie war so sehr auf ihre Ideen fixiert, dass sie unbedarft davon ausging, jeder andere würde ihre Obsession teilen. Und ihr Tlulaxa-Partner Tuk Keedair – Ishmael schauderte es jedes Mal vor Abscheu, wenn er den früheren Sklaventreiber sah – sorgte dafür, dass die langen Arbeitsschichten eingehalten wurden.

Die Assistenten, Verwalter, Ingenieure und Sklaven verbrachten die Tage und Nächte in einer kleinen Siedlung, deren einziger Zweck der Bau des Testschiffs war. Die buddhislamischen Sklaven schliefen in einfachen, aber sauberen Gemeinschaftsbaracken oben auf dem Plateau, wo die Nächte windig und sternenklar waren. Ishmael erhielt keine Gelegenheit, nach Starda zurückzukehren, nicht einmal für einen einzigen Tag.

Er hatte in dieser Zeit nichts mehr von seiner Frau oder seinen Töchtern gehört und auch niemanden gefunden, den er nach seiner Familie fragen konnte. Sie waren für ihn verloren. Jeden Tag betete er, dass sie noch am Leben waren, aber in seiner Erinnerung waren sie bereits zu Gespenstern geworden, die in seinen Träumen herumspukten. Seine Hoffnung hing an einem immer dünner werdenden Faden.

Im lauten Gehämmer und den Rufen der Bauarbeiter im Hangar beobachtete er, wie sein Freund Aliid die Patrone eines Laserschweißgeräts wechselte. Als die Sklaven flußaufwärts gebracht worden waren, um an diesem neuen Projekt zu arbeiten, hatte Aliid es geschafft, der gleichen Schicht wie Ishmael zugeteilt zu werden. Nun hatten die Sklavenhalter von Poritrin beide Männer von ihren Frauen und Familien getrennt.

Nachdem er das Schweißgerät eingestellt hatte, sprach der Zenschiite ihn in scharfem Tonfall an. »Du hast es versucht, Ishmael. Du hast getan, was du für richtig gehalten hast. Deswegen kann ich dir keinen Vorwurf machen, obwohl ich mich ständig bemüht habe, dir das naive Vertrauen in die Gerechtigkeit unserer Sklavenhalter auszureden. Was hast du erwartet? Unsere Herren verlassen sich darauf, dass wir kein Rückgrat haben, genau wie du es ihnen demonstriert hast. Wenn wir zu nichts anderem als leeren Drohungen fähig sind, sehen sie keinen Anlass, uns als menschliche Wesen zu betrachten. Wir müssen eine Sprache sprechen, die unsere Unterdrücker verstehen. Wir müssen Zähne und Krallen zeigen!«

»Gewalt führt nur zu noch härteren Bestrafungen. Du hast gesehen, was mit Bel Moulay geschehen ...«

Aliid unterbrach ihn mit einem grausamen Grinsen. »Ja, ich habe es gesehen ... aber hast du es auch gesehen, Ishmael? Was hast du in den folgenden Jahren gelernt? Du fixierst dich auf die Schmerzen, die Bel Moulay erlitten hat, aber du hast alles vergessen, was er erreicht hat. Er hat uns zusammengebracht! Es war ein Ruf an uns, nicht nur an die Edlen von Poritrin, die überreagierten und jeden Widerstand niederschlugen, sondern an alle Anhänger des Buddhislam, die weiter unter der Unterdrückung leiden. Wir Sklaven besitzen eine große Kraft, die in uns allen schlummert.«

Ishmael, der an seiner Philosophie der Gewaltfreiheit festhielt, schüttelte störrisch den Kopf. Die beiden Männer waren in eine vertraute Sackgasse geraten, weil keiner von ihnen bereit war, über den Abgrund zu springen, der sie voneinander trennte. Einst waren sie gute Freunde gewesen, die durch ein gemeinsames Schicksal zusammengefunden hatten, aber sie waren schon damals sehr unterschiedliche Persönlichkeiten gewesen.

Selbst ihr gemeinsames Leid hatte sie nicht zu einer Annäherung geführt. Aliid strebte weiter danach, das Unmögliche zu schaffen. Ishmael bewunderte ihn für seine Überzeugungen, doch Aliid reagierte immer frustrierter.

Als kleiner Junge hatte Ishmael von seinem Großvater gelernt, woran er glauben und wie er leben sollte, doch manchmal vereinfachten Erwachsene die Dinge, um die Kinder nicht zu überfordern. Ishmael war jetzt siebenunddreißig Jahre alt. Hatte er sich all die Jahre geirrt? Musste er neue Kraft in sich selbst finden, ohne den Rahmen der Zensunni-Lehren zu verlassen? Tief in seinem Herzen wusste er, dass Aliids Träume von einem gewaltsamen Aufstand falsch und gefährlich waren, aber auch seine stille Zuversicht, dass es für alles einen guten Grund gab – dass Gott sie irgendwann retten und die Grausamkeit ihrer Sklavenhalter besänftigen würde –, hatte ihn im Laufe seines Lebens nicht weitergebracht. Oder im Laufe des Lebens von vielen Generationen buddhislamischer Sklaven.

Er musste eine andere Antwort finden. Eine andere Lösung.

Obwohl Ishmael versagt hatte, obwohl er Lord Bludd keine Linderungen oder Eingeständnisse hatte entringen können, kamen die gläubigen Zensunni immer noch des Nachts in der Gemeinschaftsbaracke zu ihm und baten ihn, zu predigen, Geschichten zu erzählen und sie in ihrem geduldigen Vertrauen in Gottes Willen zu bestätigen. Über hundert Männer und Frauen suchten ihn regelmäßig auf – der überwiegende Teil der Arbeitssklaven.

Zuerst hatte Ishmael nicht geglaubt, dass er dazu fähig wäre. Wie konnte er die Koran-Sutras rezitieren und Gott mit Liedern lobpreisen, wenn Ozza nicht neben ihm saß, wenn seine hübschen Mädchen nicht auf der anderen Seite des Lagerfeuers seinen Gleichnissen lauschten? Doch Ishmael war stärker geworden und hatte erkannt, dass er niemals alles verlieren konnte. Er hatte eine große Kraft in sich, auch wenn Aliid nichts davon bemerkte.

Als aus den Monaten ein Jahr wurde, sah Ishmael jedoch einen immer deutlicher und breiter werdenden Riss, der sich zwischen seinen Zensunni-Brüdern und der kleineren Gruppe der Zenschiiten um Aliid öffnete. Sie arbeiteten weiterhin zusammen im isolierten Hangar, wo Norma Cenva und ihre Leute

am ausgeschlachteten Frachtschiff herumbastelten, aber er spürte, dass Aliid Geheimnisse hatte, die er nicht nur vor den Sklavenhaltern von Poritrin, sondern auch vor Ishmael und seinem Volk verbarg ...

* * *

Ein heller Lichtschein fiel in Ishmaels Leben, so plötzlich wie das grelle Feuerwerk, das die Aristokraten von Poritrin immer wieder bei ihren Flussfesten abbrannten. Die Neuigkeit kam unerwartet, aber sie war keineswegs unwillkommen.

Als der massive Schiffsprototyp für die letzten Tests und ersten Vorführungen bereit war, holte Tuk Keedair eine neue Sklavengruppe aus Starda, die die kolossalen Maschinen bedienen und bei den abschließenden Vorbereitungen behilflich sein sollte. Unter den fünfzehn missmutigen Arbeitern erkannte Ishmael erstaunt seine älteste Tochter Chamal.

Sie erkannte ihn, und ihre Miene erblühte wie eine wunderbare Blume. Ishmaels Herz klopfte, und er wollte zu ihr eilen, aber die neuen Sklaven wurden von bewaffneten Wächtern eskortiert. Außerdem betrachtete Keedair die Neuankömmlinge durch schmale Augenschlitze, als würde er eine stumme Inventur durchführen.

Ishmael erinnerte sich an Lord Bludds Rachsucht. Immerhin hatte er angeordnet, dass seine Familie auseinander gerissen wurde, nur weil er um ein wenig Entgegenkommen gebeten hatte. Jetzt durfte er es nicht riskieren, auf sich oder Chamal aufmerksam zu machen.

Ishmael gab seiner Tochter ein knappes Zeichen, schüttelte den Kopf und wandte den Blick ab. Sie würden später miteinander reden. An diesem Abend würden sie sich in die Arme schließen und sich flüsternd ihre Erlebnisse erzählen. Fürs Erste wagte er es nicht, seine Freude zu zeigen, weil er befürchtete, dass die Sklavenhalter ihm auch das sofort wieder nehmen würden ...

Der Rest des Tages war für ihn eine einzige Qual. Die neue Sklavengruppe wurde in einem anderen Teil des Lagers eingewiesen und ausgebildet. Sogar die Sonne schien am Himmel stehen geblieben zu sein, damit die Zeit für Ishmael unendlich langsam verging.

Doch als die lange Arbeitsschicht vorbei war und die Zensunni sich in ihre Baracke zurückzogen, umarmte Ishmael seine Tochter, und beide weinten. Eine Zeitlang waren sie nur glücklich, sich endlich wiedergefunden zu haben, und sprachen überhaupt nicht miteinander.

Schließlich platzte Chamal mit der Geschichte heraus, wie sie von ihrer Mutter und jüngeren Schwester getrennt worden war. Soweit sie wusste, hatte man Ozza und die kleine Falina auf die Zuckerrohrfelder auf der anderen Seite des Kontinents gebracht. Seit einem Jahr hatte sie nichts mehr von ihnen gehört.

Nachdem sie mehrere Stunden lang mit Ishmael geredet hatte, rief Chamal einen jungen, energisch wirkenden Mann namens Rafel herbei. Sie nahm seine Hand und zog ihn näher heran, um ihn ihrem Vater vorzustellen. Er schien etwas eingeschüchtert zu sein, als hätte er schon viel über Ishmael gehört. Sie sagte: »Dieser Mann ist mein Ehemann. Als ich mit sechzehn ein heiratsfähiges Alter erreichte, wurden wir ein Paar.« Sie senkte den Blick ihrer dunklen Augen, um Ishmaels offensichtlicher Überraschung auszuweichen. »Ich hatte sonst niemanden, Vater.«

Er zeigte keinerlei Missfallen, aber insgeheim konnte er es nicht recht fassen, dass seine Tochter – die er immer noch als kleines Mädchen gesehen hatte – nun erwachsen und eine verheiratete Frau war. Ishmael lächelte herzlich und hieß beide willkommen. »Er scheint ein guter Mann für dich zu sein.«

Rafel verbeugte sich leicht. »Ich werde mir alle Mühe geben, es zu sein, zum Wohl deiner Tochter und unseres Volkes.«

Chamal stand stolz an der Seite ihres jungen Gatten. »Nachdem ich Rafel geheiratet habe, scheint der Vermerk aus den Verwaltungsakten verschwunden zu sein, dass ich deine Tochter bin. Die Beamten wussten nicht, wer ich bin, als ich hierher geschickt wurde. Andernfalls hätte Lord Bludd die Versetzung niemals erlaubt.«

Ishmael griff nach ihrer Hand und drückte sie. »Du bist meine Tochter, Chamal.« Dann nahm er auch die Hand ihres Ehemannes. »Und du bist jetzt mein Sohn, Rafel.«

* * *

Wochen später entdeckte Ishmael durch Zufall, welche Pläne Aliid bereits in Gang gesetzt hatte. In der isolierten Sklavengruppe hatte eine Zensunni-Frau einen Zenschiiten zum Ehemann genommen und beobachtet, wie er improvisierte Waffen versteckte. Außerdem hatte sie geheime Notizen gefunden, die in einer fast vergessenen buddhislamischen Sprache verfasst waren, die kein Aristokrat der Liga lesen konnte. Da sie Ishmael als ihren Anführer betrachtete, als Interpret der Sutras und als Mann von zögernden Entscheidungen, erzählte sie ihm, was sie gesehen und geschlussfolgert hatte.

In einem Monat würde sich Bel Moulays Aufstand zum siebenundzwanzigsten Mal jähren. Die Herren von Poritrin planten erneut eine große Feier, mit der sie die Sklaven an ihr Scheitern und ihr unentrinnbares Schicksal erinnern wollten. Aliid beabsichtigte, diese Veranstaltung als Sprungbrett für eine neue gewaltsame Rebellion zu nutzen. Er hatte bereits seine Agenten in Stellung gebracht und heimliche Botschaften nach Starda geschickt, wo sich der Plan, der den Namen Bel Moulays beschwor, wie eine Virusinfektion verbreitete.

Die Zenschiiten wollten einen Sturm der Gewalt über die selbstgefälligen Herren von Poritrin hereinbrechen lassen, die fest daran glaubten, dass sie vor Jahrzehnten jeden Widerstand zerschmettert hatten. Ishmael erkannte nun, dass auch sein friedliches Angebot an Lord Bludd dazu beigetragen hatte, den Adel in dieser Überzeugung zu festigen. Doch das brachte ihn nicht von seinem Glauben ab.

Offenbar wusste Aliid, dass Ishmael einen gewalttätigen Aufstand nicht gutheißen, sondern Koran-Sutras zitieren würde, die den Mord an Unschuldigen ächteten und davor warnten, Gott als höchsten Richter zu verleugnen. Doch Aliid interessierte sich nicht für die schriftlichen Lehren. Er glaubte nicht daran, dass sein Freund seit Kindertagen den Plan unterstützen würde, und schien sogar den Verdacht zu hegen, dass Ishmael versuchen könnte, den Aufstand zu verhindern.

Als Ishmael davon erfuhr, dass Aliid an ihm zweifelte und ihn ausschloss, kam es ihm vor, als hätte sein Freund ihm einen Stich ins Herz versetzt. Auch wenn sie sich nicht auf eine gemeinsame Taktik einigen konnten, wollten sie doch beide nur

die Freiheit für ihr Volk! Ishmael hatte nicht erwartet, dass sein Gefährte ihm ein so wichtiges Geheimnis vorenthalten würde.

Erschüttert grübelte er mehrere Nächte lang und suchte nach einer Entscheidung. Glaubte Aliid tatsächlich, dass sein Plan völlig geheim bleiben könnte, oder hatte er sogar gehofft, dass Ishmael etwas hörte und die Botschaft zwischen den Zeilen las? War es ein Test, mit dem sie herausfinden wollten, ob die Zensunni bereit waren, für ihre Freiheit zu kämpfen, oder ob sie lieber gefügige Sklaven blieben?

Was ist, wenn Aliid Recht hat?

Ishmael spürte einen kalten Knoten in der Brust. Er war überzeugt, dass Aliids Vorhaben zu einem Blutbad führte und die Sklaven einen grausamen Preis entrichten würden – auch jene, die nicht mitkämpften. Wenn sie erneut rebellierten, würden sie ihren Herren beweisen, dass sie den Anhängern des Buddhislam niemals vertrauen konnten. Vielleicht wurden sie vollständig eliminiert, oder man legte sie für immer in Ketten, wie gefangene Tiere, um ihnen selbst die wenigen Freiheiten zu nehmen, die ihnen bis jetzt geblieben waren.

Ishmael hatte keine andere Wahl – er musste mit seinem Freund reden, bevor es zu spät war.

Als an jenem Abend der Wind auffrischte und die Sonne unterging, stieg Ishmael die Metallsprossen der Leiter hinauf, die zum Dach des Hangars über der großen Höhle führte. Aliid und sieben Zenschiiten waren mit einem Reparaturteam nach oben geschickt worden, um die Wellblechabdeckung zu flicken, die sich bei einem Sturm gelockert hatte. Das Dach war wichtig zum Schutz des Schiffsprototyps vor dem kalten Regen des näher rückenden Winters von Poritrin.

Ishmael stieg aufs Dach und schaute sich um. Nachdem er sich für seinen Besuch bei Lord Bludd rasiert hatte, ließ er seinen Bart nun wieder wachsen. Die Stoppeln waren mit einem Hauch von Grau durchzogen.

Aliid drehte sich zu ihm um. Er hatte sein gestreiftes Zenschiiten-Hemd in die Arbeitsuniform gesteckt. Sein schwarzer Bart war ein dichter Wald, der die untere Hälfte seines Gesichts bedeckte. Er machte den Eindruck, als hätte er seinen Besucher erwartet.

Ishmael blieb auf halbem Wege stehen. »Aliid, erinnerst du dich an das Koran-Sutra, in dem es heißt, dass der Feind bereits gewonnen hat, wenn Freunde sich Geheimnisse vorenthalten?«

Aliid hob das Kinn und kniff die Augen zusammen. »In der Zenschia-Variante heißt es: ›Ein Freund, auf den man sich nicht verlassen kann, ist schlimmer als ein Feind.‹«

Die Zenschiiten blickten zu den beiden Männern auf und verfolgten interessiert das Gespräch. Aliid gab ihnen einen ungeduldigen Wink. »Lasst uns allein. Mein Freund Ishmael und ich haben etwas Wichtiges zu besprechen.«

Sie ließen sich durch den zuversichtlichen Ausdruck auf Aliids Gesicht beruhigen und begaben sich zur Leiter, um in die große Höhle hinunterzusteigen. Nun standen sich die zwei Männer allein auf dem Dach gegenüber. Das Schweigen schien ewig anzuhalten, während Ishmael der Wind um die Ohren pfiff.

»Wir haben sehr viel gemeinsam durchgestanden, Aliid«, sagte er schließlich. »Seit man uns als kleine Jungen gefangen und nach Poritrin gebracht hat, haben wir Seite an Seite geschuftet und gelitten. Wir haben Geschichten von unseren Heimatwelten ausgetauscht, und jetzt haben die Sklaventreiber uns beiden die Frauen weggenommen. Ich habe mit dir um die Vernichtung der heiligen Stadt auf IV Anbus getrauert. Und nun habe ich erfahren, was du zu tun beabsichtigst.«

Aliid kaute auf der Unterlippe. »Ich bin es leid, darauf zu warten, dass du dich zum Handeln entschließt, mein Freund. Ich habe gehofft, dass du aus deinen Fehlern lernst und erkennst, dass Gott uns nicht als Bäume, sondern als Menschen geschaffen hat. Es ist nicht unsere Bestimmung, geduldig zu ertragen, was das Universum mit uns anstellt. Doch seit du mit Lord Bludd gesprochen und demütig deine Strafe angenommen hast, bin ich davon überzeugt, dass sich die Zensunni auf Worte beschränken, während meine Zenschiiten Taten vorziehen. Ist es nicht endlich an der Zeit, sich zum Handeln zu entschließen?«

In seinen Augen brannte ein Feuer, als hätte er noch nicht die Hoffnung verloren, dass Ishmael sich ihm anschließen würde. »Ich habe Spione und Boten zu allen Sklavengruppen auf Poritrin geschickt. Sie ehren das Angedenken an den großen Bel

Moulay und können es gar nicht erwarten, unseren Unterdrückern einen weiteren Schlag zu versetzen.«

Ishmael schüttelte den Kopf und dachte an seine Tochter Chamal, an seine verlorene Frau Ozza und an Falina. Sie waren noch am Leben, und er wagte es nicht, sie in Gefahr zu bringen. »Bel Moulay wurde hingerichtet, Aliid. Viele hundert buddhislamische Sklaven wurden abgeschlachtet, als die Dragoner den Raumhafen von Starda zurückeroberten.«

»Er hatte die richtige Idee – und du weißt es genauso wie ich, Ishmael –, aber er hat überstürzt gehandelt, bevor er wirklich bereit war. Diesmal wird der Aufstand ein bislang ungekanntes Ausmaß annehmen. Ich werde ihn nach meinen Vorstellungen organisieren.«

Ishmael sah vor seinem geistigen Auge, wie Chamals Ehemann Rafel von Wachen mit Chandler-Pistolen in blutige Fetzen zerrissen wurde ... und wie sich Ozza und Falina aneinander klammerten, während Lord Bludds Truppen sie auf brennenden Zuckerrohrfeldern niedermähten. Er schüttelte den Kopf. »Und die Dragonerwachen werden Vergeltungsmaßnahmen ergreifen, deren Ausmaß das deiner Rebellion übertreffen wird. Denk nur an das große Leid ...«

»Nur wenn wir scheitern, Ishmael«, sagte Aliid und kam näher. Der Wind blähte sein schwarzes Haar wie eine Gewitterwolke auf. »Wir werden im Namen unseres Märtyrers Bel Moulay Rache an unseren Peinigern nehmen. Wir töten die Unterdrücker und nehmen diese Welt in Besitz. Sollen sie zur Abwechslung *uns* dienen! Wir nehmen jede Summe an, die wir als angemessene Entschädigung für den Verlust unserer Lebensjahre betrachten.«

Ishmael schluckte. »Dein Plan macht mir Angst, Aliid.«

»Angst?« Er lachte verbittert. »Die Liga-Welten haben stets behauptet, wir wären buddhislamische Feiglinge, die vor jedem Kampf fliehen und die ihren Krieg gegen die Maschinendämonen nicht unterstützen wollten.« Aliid sah ihn mit Augen an, die genauso glühten wie vor langer Zeit die von Bel Moulay. »Aber an diesem Jahrestag werden wir ihnen zeigen, wie es um unsere Feigheit bestellt ist! Es wird ein Blutbad geben, das sie nie vergessen werden.«

»Aliid, ich flehe dich an, diesen Plan aufzugeben. Auch Gewalt im Namen Gottes ist Mord.«

»Und Blindheit und Tatenlosigkeit angesichts unmenschlicher Qualen ist Feigheit«, entgegnete Aliid. Er griff unter sein gestreiftes Hemd und zog ein langes Messer mit gekrümmter Klinge hervor, das er aus einem Stück Schrott gefertigt hatte. »Willst du uns verraten, Ishmael? Wirst du Lord Bludd von unseren Plänen berichten?« Er hielt ihm das Messer mit dem Griff voran hin. »Dann nimm es. Dann kannst du mich gleich hier töten.«

Ishmael hob die Hände. »Nein, Aliid.«

Doch Aliid packte Ishmaels Handgelenk und zwang ihn, das Messer zu nehmen. Er drückte sich selbst die Spitze an die Brust. »Tu es. Töte mich jetzt, denn ich will nicht länger als Sklave leben.«

»Unsinn! Ich würde dich niemals verletzen.«

»Nutze die Gelegenheit«, knurrte Aliid. »Tu es – oder versuche nie wieder, mich von meinen Absichten abzubringen!«

Ishmael befreite seine Hand und ließ die Waffe los. Er blickte niedergeschlagen zu Boden. »Sind das die einzigen Möglichkeiten, die du erkennen kannst, Aliid? Es tut mir Leid um dich.«

Aliid verzog die Lippen, als wollte er Ishmael ins Gesicht spucken, dann steckte er das Messer wieder ein. »Du bist nicht mehr mein Freund, Ishmael, aber du bist auch nicht mein Feind.« Er kehrte ihm den Rücken zu und stieß eine letzte Beleidigung aus. »Für mich bist du gar nichts mehr.«

54

Widerstand gegen Veränderungen ist eine Voraussetzung des Überlebens. Doch in extremer Form ist es schädlich - und selbstmörderisch.

Zensunni-Kritik

Selbst die leistungsfähigsten Kühlsysteme konnten es nicht mit der Sonnenwärme aufnehmen, die auf die Arrakis-Zentrale von VenKee Enterprises einwirkte. Aurelius Venport hatte den Eindruck, dass er in der Raumhafenstadt einen beträchtlichen Teil seiner Gewinne aus dem Melange-Handel für einfachste Dinge ausgeben musste. Er gab allein ein Direktorengehalt aus, um regelmäßig die Luftbefeuchter nachzufüllen, die den Aufenthalt in diesem Büro einigermaßen erträglich machten.

Venport wäre lieber auf Salusa Secundus gewesen und hätte sich mit dem Djihad-Rat um Handelsrechte gestritten. Genauso gerne würde er in die üppigen Dschungel von Rossak zurückkehren, wo er seine pharmazeutischen Unternehmungen hätte überwachen können. Doch am meisten sehnte er sich danach, wie er mit einem warmen Gefühl im Herzen erkannte, auf Poritrin bei Norma Cenva zu sein. Abgesehen von seinem persönlichen Interesse für die Frau war er natürlich neugierig, wie weit ihr Projekt fortgeschritten war und ob sich seine Investition bezahlt machte.

Grundsätzlich wäre ihm jeder Ort des Universums lieber gewesen, doch das Gewürzgeschäft war nun einmal ein wichtiger Eckpfeiler für VenKee Enterprises. Trotz der rauen Umwelt des Planeten, der obendrein weit von anderen zivilisierten Welten entfernt lag, und trotz schwieriger Zensunni-Fanatiker wie Naib Dhartha warf die Melange einen erheblichen Gewinn ab. Und die Nachfrage wurde in der Liga der Edlen von Tag zu Tag größer.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und betrachtete die Dokumente, die er vor sich hatte, die Akten und Rechnungen,

die die Lieferungen und Vorräte auflisteten, die Dharthas organisierte Gewürzsammler zum Raumhafen brachten. Er öffnete einen elektronischen Folianten und verglich die Daten mit den ständig zunehmenden Verlusten an Ausrüstung.

Jeder gute Geschäftsmann wusste, dass er den größten Teil seiner Arbeitszeit und Energie auf die Dinge verwenden musste, die den meisten Profit versprachen, und in dieser Hinsicht hatte sich Venport als exzellenter Geschäftsmann bewiesen. Also blieb ihm keine andere Wahl, als persönlich auf Arrakis zu bleiben, bis die Probleme gelöst waren.

Er hatte ein ganzes Kontingent aus Soldaten, Wachmännern, Söldnern und Sicherheitsleuten angeheuert, die in Arrakis City für Ordnung sorgen sollten. Der Raumhafen war ein schmutziger und brutaler Ort, der von schmutzigen und brutalen Männern bevölkert wurde, doch seine Truppen machten das Landefeld und die Gebäude verhältnismäßig sicher.

Die wahren Probleme entstanden draußen in der freien Wüste, wo niemand die Aufsicht hatte.

Fast seit Beginn des Gewürzhandels auf diesem Höllenplaneten war es immer wieder zu Sabotagefällen gekommen. Im vergangenen Jahrzehnt hatten die Angriffe durch Piraten und Banditen stetig zugenommen, ein gefährliches Anzeichen, dass die Widerstandsbewegung immer mehr Zulauf erhielt. Aus irgendeinem Grund verachteten diese zurückgebliebenen Wüstenmenschen die Wohltaten der Zivilisation und angenehmere Lebensbedingungen.

Venport musste nicht verstehen, wie die Gesetzlosen dachten, er musste ihren Ansichten keine Sympathie entgegenbringen – er musste nur das Problem lösen. Eine solche Aufgabe hätte er lieber seinem Partner überlassen, aber durch eine verrückte Wendung der Umstände befand sich Keedair nun auf Poritrin, um Normas Arbeit zu überwachen ... während Venport auf Arrakis festsaß.

Verdammt schlechte Planung.

Einer seiner Assistenten erschien an der Tür zum Büro, ein Ven-Kee-Mitarbeiter von Giedi Primus, der die Versetzung nach Arrakis beantragt hatte, um seine Beförderungschancen zu verbessern. Nun zählte der schlaksige Mann die Stunden, bis er auf eine Liga-

Welt zurückkehren konnte – irgendeine Liga-Welt. »Herr, dieser alte Wüstenkamerad möchte Sie sprechen, Mister Dhartha.«

Venport seufzte. Wenn der Zensunni-Führer ohne Vorankündigung auftauchte, konnte er nur schlechte Neuigkeiten bringen. »Schicken Sie ihn rein.«

Der Firmenmitarbeiter zog sich von der Tür zurück, und kurz darauf trat Naib Dhartha ein. Er war in mehrere Schichten verstaubter weißer Tücher gehüllt. Der Naib hatte dunkle, ledrige Haut und eine kunstvolle Tätowierung auf der Wange. Er blieb mit steinerner Miene stehen, und Venport forderte ihn nicht zum Platznehmen auf. Wie alle Zensunni stank Dhartha nach Staub, Schweiß und verschiedenen anderen Körperausdünstungen. Es überraschte ihn nicht, dass die Wüstenratten nur selten badeten, da Wasser hier ein wertvoller Rohstoff war. Venport hatte jedoch Schwierigkeiten, seine persönlichen hygienischen Standards zu ignorieren.

Bevor der Naib sich zu Wort melden konnte, sprach Venport. »Erstens, Naib, möchte ich keine weiteren Ihrer abgedroschenen, ermüdenden Entschuldigungen hören.« Er zeigte auf die Akten und Rechnungen, weil er wusste, dass Dhartha nichts davon verstand. »Diese Verzögerungen sind unentschuldbar. Es muss etwas geschehen.«

Der alte Wüstenmann antwortete mit einer Überraschung. »Ich bin der gleichen Ansicht. Ich bin gekommen, um Sie um Unterstützung zu bitten.«

Venport unterdrückte seine Verblüffung und beugte sich über den Schreibtisch. »Ich höre.«

»Der Grund für all unsere Sorgen ist ein Mann namens Selim. Er ist der Anführer der Bande von Unruhestiftern, die wie listige Füchse der Wüste sind. Sie schlagen ohne Vorwarnung zu, dann flüchten sie und verstecken sich. Ohne Selim würden sich die Saboteure wie Rauch auflösen. Die irregeleiteten Narren betrachten ihn als Helden. Er selbst bezeichnet sich als ›Wurmreiter‹.«

»Warum hat es so lange gedauert, ihm auf die Spur zu kommen?«

Der Naib wand sich. »Selim ist schwer zu fassen. Vor einem Jahr hat er meinen Enkelsohn in den Tod gelockt, und ich habe Rache geschworen. Wir haben viele Suchtrupps in die Wüste

geschickt, um den Wurmreiter ausfindig zu machen, aber er ist ihnen jedes Mal entkommen. Doch nun haben unsere Kundschafter endlich sein Versteck entdeckt, einen Höhlenkomplex weit entfernt von anderen Siedlungen.«

»Dann kümmern Sie sich um ihn«, verlangte Venport. »Muss ich Ihnen erst eine Belohnung anbieten, damit Sie die Arbeit ordentlich erledigen?«

Dhartha hob den Kopf. »Ich brauche keinen finanziellen Ansporn, um Selim Wurmreiter zu töten. Was ich jedoch brauche, sind Ihre Söldner und Ihre Waffen. Die Gesetzlosen werden sich wehren, und ich will sie unbedingt besiegen.«

Es war eine vernünftige Forderung und eine sinnvolle Investition für Venport. Diese Rebellen hatten viele Schiffsladungen Melange vernichtet. Wenn es VenKee etwas kostete, wieder normale Bedingungen für das Geschäft zu schaffen, würde sich der Einsatz mehrfach auszahlen. »Es überrascht mich, dass Ihr Zensunni-Stolz Ihnen erlaubt, mich um Hilfe zu bitten.«

Dharthas tiefblaue Augen blitzten auf. »Hier geht es nicht um Stolz, Aurelius Venport. Hier geht es nur darum, einen Schädling der Wüste auszurotten.«

Venport stand auf. »Dann werde ich Ihnen alles geben, was Sie dazu benötigen.«

* * *

Im Laufe seines Leben hatte Naib Dhartha viel Not und Leid erdulden müssen. Vor Jahren hatte er seine Frau und eine komplette Gewürzkarawane in einem grausamen Sandsturm verloren. Dann war sein Sohn Mahmad an einer üblen Krankheit gestorben, die von einer anderen Welt eingeschleppt worden war. Inzwischen hatte er sich an den Kummer gewöhnt. Doch der Tod seines geliebten Enkels Aziz, der alles getan hatte, um seinen Großvater zufrieden zu stellen, trieb ihn tiefer in die Verzweiflung als alles andere. Und in diesem Fall wusste Dhartha genau, wer daran die Schuld trug.

Der Gedanke an Rache hatte ein ganzes Jahr lang an ihm genagt, und jetzt war er zum Handeln bereit.

Er saß in einer Versammlungshöhle und blickte finster die Stammesältesten an. Dies war keine Zusammenkunft des Rats

oder eine Debatte, sondern eine Bekanntmachung, und alle Anwesenden wussten, dass sie dem Naib nicht widersprechen sollten. Seine gewürzblauen Augen waren rot unterlaufen, als hätte ihn jemand mit einem stumpfen Messer angegriffen.

»Selim war ein Waisenjunge, ein undankbares Kind und – was das Schlimmste war – ein Wasserdieb. Er war noch jung, als unser Dorf ihn verbannt hat, im Bewusstsein, dass ihn schon bald ein Wüstendämon verschlingen würde. Doch seit er allein davonging, war er wie Sand, der über eine Fleischwunde reibt. Selim versammelt kriminelle Elemente um sich, um unsere Dörfer zu plündern und unsere Karawanen zu überfallen.«

Er blickte in die Runde. »Wir haben versucht, mit ihm zu verhandeln. Mein eigener Enkelsohn hat ihm eine Nachricht überbracht, in der wir Selim baten, sich wieder unserer Gemeinschaft anzuschließen. Aber dieser verlorene Sohn unseres Stammes hat einen Pakt mit Shaitan persönlich geschlossen. Er hat nur über mein Angebot gelacht und Aziz mit leeren Händen zurückgeschickt.«

Die Ältesten sahen Dhartha erwartungsvoll an. Sie nippten an kleinen Tassen mit gewürztem Kaffee. Er bemerkte, dass die meisten Kleidung trugen, die von fremden Welten stammte.

»Selim Wurmreiter gab sich nicht damit zufrieden, meine Einladung zurückzuweisen, er wagte es obendrein, den Kopf meines unschuldigen Jungen mit törichten Ideen zu füllen. Es war von Anfang an die Absicht des Gesetzlosen, Aziz zu diesem waghalsigen Versuch zu verleiten, obwohl er genau wusste, dass Shaitan ihn verschlingen würde. Es war Selims Rache an mir.« Er sah sich erneut um und zitterte am ganzen Körper. »Ist hier irgendjemand anderer Ansicht?«

Die Männer schwiegen, bis einer der Ältesten zu antworten wagte. »Aber was sollen wir dagegen tun, Naib Dhartha?«

»Wir haben seine Schikanen jahrelang geduldet. Es ist Selims erklärtes Ziel, die Gewürzernte zu behindern und unsere Geschäfte mit den Weltraumhändlern zu stören – die Geschäfte, die unserem Dorf Wohlstand verschafft haben. Ich sage, dass es tausend Gründe gibt, warum wir Selim und seine Banditen vernichten müssen. Wir müssen diese Räuber ausrotten, solange sich unsere Männer noch an die rauen Sitten der Wüste erin-

nern. Wir müssen unsere Krieger zusammenrufen und die Festung des Wurmreiters angreifen.«

Er reckte die Faust und erhob sich. »Ich rufe zu einem Kanla-Rachefeldzug auf! Unsere besten Krieger sollen mir folgen und Selim ein für alle Mal vernichten!«

Alle Versammelten standen ebenfalls auf, einige zögernd, aber alle reckten die Faust in die Luft. Wie Naib Dhartha erwartet hatte, gab es niemanden, der Einwände vorbrachte.

* * *

Die Vision von Shai-Hulud war noch nie so klar gewesen. Selim setzte sich in der Dunkelheit auf seiner Pritsche auf. Ein paar schwach glimmende Leuchtgloben, die sie von Gewürzkarawanen erbeutet hatten, hingen im Korridor und verbreiteten trübes Licht, doch er schätzte, dass es draußen noch finster und der Morgen fern war. Er blinzelte und verschob seinen Blick von der prophetischen Vision auf die weltliche Umgebung.

Jetzt sehe ich es ganz deutlich!

Neben ihm schlief Marha friedlich. Sie fühlte sich warm, weich und vertraut an. Sie waren jetzt seit einem Jahr verheiratet, und sie war bereits mit ihrem ersten Kind schwanger. Doch ihm kam es so vor, als wäre sie schon immer ein Teil seines Lebens und seiner Legende gewesen. Er beobachtete sie, als sie sich rührte, obwohl er nichts getan hatte, das ihren Schlaf hätte stören können. Marha hatte ein so genaues Gespür für ihren Mann, dass es ihr nicht entging, wenn sich seine Stimmung änderte.

Als Schlafnische hatte sich Selim eine der inneren Höhlen ausgesucht, in deren Wände Muadru-Runen eingeritzt waren, die unentzifferbaren Zeichen, die unbekannte Reisende hier hinterlassen hatten. Die uralte Schrift gab Selim das Gefühl, mit der Seele von Arrakis verbunden zu sein. Sie hatten ihm geholfen, Klarheit in seine Gedanken zu bringen, und seine abendliche Portion Melange vermittelte ihm Entschlossenheit, Erleuchtung und Träume. Manchmal waren seine Visionen verschwommen und schwer zu verstehen, doch in anderen Nächten wusste Selim genau, was er zu tun hatte.

Seine Frau blickte erwartungsvoll zu ihm auf. Ihre Augen schimmerten im Zwielicht der Höhle. Er versuchte ein Zittern seiner Stimme zu unterdrücken, als er sagte: »Eine Armee nähert sich, Marha. Naib Dhartha hat gut bewaffnete Fremde um sich versammelt, die für ihn kämpfen sollen. Er hat seinen Zensunni-Glauben und seine Ehre verleugnet. Er lässt sich von seinem Hass verzehren, der ihm mehr als alles andere bedeutet.«

Marha stand auf. »Ich werde deine Anhänger zusammenrufen, Selim. Wir werden uns bewaffnen und die Angreifer zurückschlagen.«

»Nein«, sagte Selim und legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Sie wissen, wo wir uns verstecken, und sie kommen mit einer großen Übermacht. Diesen Kampf können wir nicht gewinnen.«

»Dann müssen wir fliehen! Die Wüste ist groß. Wir können uns mühelos ein neues Versteck suchen.«

»Ja.« Selim strich ihr über die Wange, dann küsste er sie. »Ihr werdet tief in die Wüste hinausgehen und einen neuen Stützpunkt gründen. Ich jedoch muss hier bleiben und mich ihm stellen. Allein.«

Marha keuchte auf. »Nein, Selim, du musst mit uns gehen. Sie werden dich töten.«

Selim starrte in die Dunkelheit, mit entrücktem Blick, als würde er in eine Realität schauen, die außer ihm niemand sehen konnte. »Vor langer Zeit hat Gott mich mit einer heiligen Mission beauftragt. Mein ganzes Leben habe ich der Erfüllung dieser Aufgabe gewidmet, und nun habe ich diesen Scheideweg erreicht. Das Schicksal Shai-Huluds liegt auf meinen Schultern. Meine Taten werden über den Verlauf der Zukunft entscheiden.«

»Du kannst keinen Einfluss auf die Zukunft nehmen, wenn du tot bist.«

Er lächelte matt. »So einfach ist die Zukunft nicht, Marha. Ich muss ihr eine Richtung geben, die für viele Jahrtausende Bestand hat.«

»Ich werde bei dir bleiben und an deiner Seite kämpfen. Ich bin eine genauso gute Kriegerin wie deine Männer. Ich habe mich schon oft bewiesen ...«

Er legte die Hände auf ihre stolz gereckten Schultern. »Nein, Marha. Du trägst eine viel größere und viel wichtigere Verantwortung. Du musst dafür sorgen, dass niemand vergisst. Nur so werden wir einen wahren und dauerhaften Sieg erringen.«

Selim tat einen tiefen Atemzug, und er nahm den schweren, süßlichen Geruch der Melange wahr. In den Tiefen seiner Seele spürte er eine Verbindung zu Shai-Hulud.

»Ich will meinem Feind allein auf dem Sand gegenübertreten.« Er blickte in Marhas weit aufgerissene Augen und lächelte matt, aber zuversichtlich. In seiner Stimme lag nicht der geringste Zweifel. »Das ist das Mindeste, was ich als Legende tun muss.«

55

Da es seit Jahrzehnten keine Update-Verbindung zwischen mir und dem Allgeist gegeben hat, kennt Omnius meine Gedanken nicht, die man vielleicht als illoyal betrachten könnte. Aber so ist es nicht gemeint. Ich bin nur von Natur aus neugierig.

Erasmus, *Erasmus-Dialoge*

Auf der Synchronisierten Welt Corrin waren die Wächteraugen überall und zeichneten alles auf. Obwohl dieser Sachverhalt in gewisser Weise beruhigend war, empfand Erasmus die kleinen elektronischen Spione gelegentlich als aufdringlich und ärgerlich. Vor allem die mobilen Einheiten, die wie hartnäckige Insekten herumschwirrten. Er hatte gelernt, auf die allgegenwärtige Stimme gefasst zu sein, die ihn jederzeit aus dem Nichts ansprechen konnte.

Als das Update-Schiff unerwartet auf Corrin eintraf, übermittelte es die erstaunliche Neuigkeit, dass Seurat nach jahrzehntelanger Verzögerung eine intakte Kopie des Terra-Omnius brachte. Erasmus nahm die Nachricht ohne Freude entgegen und wartete darauf, dass der Allgeist die Information verarbeitete. Im Grunde war es nie seine Absicht gewesen, seine impulsiven Experimente auf der Erde und ihre katastrophalen Konsequenzen zu vertuschen. Zumindest nicht auf Dauer.

Erasmus spazierte durch den künstlerisch gestalteten Garten seiner Privatvilla. Das intensive Licht des roten Riesensterns wirkte sich schädlich auf die empfindlicheren Blumen aus, während andere Pflanzen prächtig gediehen. Er widmete sich einer seltenen Paradiesvogelblüte, die eine von Serenas Lieblingsblumen gewesen war. Gleichzeitig überspielte Omnius routiniert die Update-Kopie, worauf Seurats Schiff ohne Zwischenfall vom Landeplatz abhob und die Reise fortsetzte.

Noch bevor das Update-Schiff die Atmosphäre verlassen hatte, wandte sich der Allgeist an Erasmus. Die gebieterische mecha-

nische Stimme kam aus einem Implantat in einem Banyan-Bonsai in seinem Privatgarten.

»Ja, Omnius? Hast du etwas Interessantes im Update von der Erde entdeckt?« Erasmus inspizierte seine Blumen, als hätte er keine anderen Sorgen. Er vermutete allerdings, dass ihm ein ernster Verweis bevorstand.

»Ich weiß, dass dein ›Wettstreit‹, in dem es um Gilbertus Albans geht, eine frühere Parallele hat.« Eins der Blätter am winzigen Baum leuchtete hellgrün; offensichtlich verbarg sich darin ein Wächterauge.

»Ich habe noch nie zuvor versucht, ein Sklavenkind zu erziehen.«

»Du hast dich als Experte für großmaßstäbliche Manipulationen der menschlichen Psyche bewährt. Nach den Daten des Updates hast du eine interessante Wette mit meinem Gegenstück von der Erde abgeschlossen. Du wolltest beweisen, dass du selbst loyale menschliche Trustees dazu verleiten kannst, sich gegen uns zu wenden.«

»Nur mit dem vollen Einverständnis des Terra-Omnius«, sagte Erasmus, als könnte er sich damit von aller Schuld freisprechen.

»Du versuchst mich zu täuschen, indem du mir unvollständige oder manipulierte Informationen gibst. Ist das eine Technik, die du von deinen menschlichen Versuchsobjekten gelernt hast? Mir scheint, dass du bestrebt bist, auf unterschiedlichste Weise die Oberhand in unserem Wettstreit zu gewinnen. Hast du die Absicht, mich zu ersetzen?«

»Ich bin nicht mehr als ein Diener deiner Wünsche, Omnius.« Aus Gewohnheit bildete das Flussmetallgesicht des Roboters ein Lächeln ab, auch wenn diese Mimik dem Allgeist nur wenig bedeutete. »Wenn ich jemals versuchen sollte, deine Analysen zu beeinflussen, dient es ausschließlich dem Zweck, unsere Feinde besser zu verstehen.«

»Du hast noch etwas anderes vor mir geheim gehalten. Etwas von wesentlich größerer Bedeutung.« Das hellgrüne Blatt vibrierte, wie im Zorn. »Du, Erasmus, warst die ausschlaggebende Ursache für die Rebellion der Menschen auf der Erde.«

»Nichts bleibt dir verborgen, Omnius. Es handelt sich nur um verzögert übermittelte Informationen, das ist alles. Ja, ich habe

das Kind einer Sklavin vom Balkon geworfen ... und wie es scheint, wurde dieser Zwischenfall zum Anlass der gegenwärtigen Revolte.«

»Die Analyse ist unvollständig, Erasmus. Iblis Ginjo, einer der menschlichen Trustees, die du zur Illoyalität angestiftet hast, führte den gewalttätigsten Aufstand auf der Erde an, und nun ist er ein bedeutender politischer Führer des Djihad. Die Galionsfigur des fanatischen Kampfes, Serena Butler, war einst deine Haussklavin. Mir scheint, dass deine Experimente katastrophale Folgen zeitigten.«

»Nur mit dem Ziel, mehr Erkenntnisse zu gewinnen.«

»Ist es möglich, dass eins deiner Experimente auch für eine weitere Entwicklung verantwortlich ist? In letzter Zeit sind acht Synchronisierte Welten unter einer unerklärlichen Welle von Schadenshäufungen zusammengebrochen.«

»Das ist ganz gewiss nicht der Fall, Omnius.«

»Deine unabhängige Persönlichkeit wird zu einem problematischen Faktor, Erasmus. Um weitere Katastrophen zu vermeiden, wird dein mentaler Inhalt neu formatiert und mit meinem synchronisiert. Deine individuelle Existenz wird damit terminiert ... terminier... termin... term...«

Unvermittelt verstummte Omnius stotternde Stimme. Das Licht des Wächterauges erlosch. Das Blatt löste sich vom Banyan-Bonsai und fiel zu Boden.

Verdutzt und im dringenden Bedürfnis, etwas gegen die drohende Auslöschung seiner wertvollen Persönlichkeit zu unternehmen, blickte Erasmus zu den anderen Wächteraugen auf. Alle hingen unbewegt in der Luft, als wären sie plötzlich deaktiviert worden. Eins fiel wie ein Stein vom Himmel und zerschellte auf dem Pflaster des Hofes.

Eine seltsame Stille schien sich über ganz Corrin zu legen.

»Omnius?« Doch Erasmus konnte von keinem Beobachtungsschirm oder sonstigen Interaktionsknoten aus Kontakt zum Allgeist aufnehmen.

Ein robotergesteuertes Schiff im Landeanflug kam vom Kurs ab und krachte in eine Industrieanlage.

Erasmus verstand, dass ein Notfall vorlag, auch wenn er nicht verstand, warum es zu den Ausfällen kam. Er verließ seine Villa

und eilte in die Hauptstadt von Corrin. Dort stieß er auf Trustees, panische Sklaven und autonome Roboter, die allesamt chaotisch durcheinander liefen.

Im Zentrum der Stadt spielte der große Zentralturm verrückt. Wie eine Schlange wand sich das Gebilde aus Flussmetall in Krämpfen, es schien im Boden zu versinken, dann schoss es plötzlich in den Himmel und zertrümmerte Gebäude, wie der Tentakel eines wütenden Oktopus. Omnius' verwirrte Gedanken steuerten die Bewegung und Restrukturierung des Turms.

Erasmus starrte auf das bizarre Spektakel und verspürte gleichzeitig simulierte Emotionen der Verwirrung, der Belustigung und des Entsetzens. War auch Corrin dem seltsamen Virus zum Opfer gefallen, der bereits auf einigen anderen Welten zu unerklärlichen Zusammenbrüchen geführt hatte?

Neugierig streifte der Roboter durch die Hauptstadt und versuchte, mit Wächteraugen zu kommunizieren. Überall entdeckte er funktionslose Maschinen und Trümmer. Dann erfuhr er im Gespräch mit anderen Robotern, dass sich sämtliche Systeme von Omnius auf dem Planeten abgeschaltet hatten. Fahrzeuge ohne Steuerungssignale stürzten ab, industrielle Anlagen zeigten Fehlfunktionen, die zu Explosionen führten.

Alle Programme, die Omnius' Präsenz ausgemacht hatte, waren gelöscht.

»Hiermit erkläre ich den Krisenfall«, sagte Erasmus über einen allgemeinen Informationskanal. »Der Allgeist hat einen schweren Schaden erlitten, und wir müssen die Ordnung wieder herstellen, bevor es zu noch schlimmeren Ausfällen kommt.« Als einer der wenigen unabhängigen Roboter konnte Erasmus Entscheidungen treffen und reagierte viel effizienter als andere Denkmaschinen.

Für ihn hatte die Situation etwas Aufregendes. Da er auf Loyalität programmiert war, konnte er nie auf die Idee kommen, Omnius' Macht in Frage zu stellen. Aber nun stand der unabhängige Roboter vor einem Dilemma. Er hatte die Verpflichtung, die Maschinenherrschaft auf dem ungeschützten Planeten zu sichern, obwohl der Allgeist angekündigt hatte, seine Existenz zu terminieren.

Er verlor keine Zeit und nutzte seine Autorität, um so viele Omnius-Backups zu isolieren, wie er konnte – jene, die nicht in Kontakt mit dem heimtückischen Virus gekommen waren, das diese Serie von Katastrophen verursachte. Er konnte genügend Computerkapazität zusammenschalten, um Corrin zu sichern. Danach würde er die meisten Systeme rekonfigurieren und die verseuchten Daten und Gedanken des Allgeistes eliminieren.

Gleichzeitig nahm er ein paar sorgfältige Bearbeitungen und Revisionen vor.

Das Flussmetallgesicht des Roboters erstarrte zu einer Maske der Entschlossenheit. Erasmus war in eine einzigartige Situation in der Geschichte der Maschinenherrschaft geraten und hatte die Gelegenheit, die bedeutende Synchronisierte Welt zu retten. Wenn er Erfolg hatte, sollte er für seine Bemühungen belohnt werden. Das war keineswegs ein illoyales oder unredliches Ansinnen. Damit erhielt seine individuelle Existenz einen beträchtlichen Wert. Er musste seine Weiterexistenz sichern. Er hatte das Recht dazu!

Wenn ich es nicht tue, werden wir nie die Menschen verstehen und können sie nie auf dem Schlachtfeld besiegen.

Im festen Glauben an die Logik seiner Handlungen erzeugte Erasmus falsche Erinnerungen für Omnius. Der Allgeist benötigte die bereits verloren geglaubten Informationen des Terra-Update ohnehin nicht. Die historischen Revisionen des Roboters waren zwar nicht perfekt, aber er glaubte, dass es ihm dadurch möglich war, seine Weiterexistenz zu gewährleisten.

* * *

Generell zog Erasmus es vor, sich theoretisch mit schwierigen Fragen auseinander zu setzen, statt Probleme durch direkte Aktionen zu lösen. Daher reagierte er neugierig und sogar überrascht, als er feststellte, dass er einen militärischen Gegenschlag anordnete – und zwar gegen einen anderen autonomen Roboter.

Trotz seiner Reparaturmaßnahmen stürzten auf Corrin weitere Systeme ins Chaos, wenn sie von den parasitischen Reprogrammierungsroutinen infiziert wurden, die im verloren Terra-Omnius-Update versteckt waren. Erasmus verglich die

Lage mit einem menschlichen Gehirn, das durch eine Störung einen schweren Anfall erlitt. Jeder gute Arzt würde dem Patienten helfen, indem er ihn isolierte und handlungsunfähig machte. Hier ging es darum, dasselbe mit dem Allgeist zu tun und den Schaden durch die schnelle Abkopplung aller Systeme zu minimieren.

Er brauchte nicht lange, um zu ermitteln, dass die Infektion des Corrin-Omnius auf Seurat zurückging. Ein weiterer Hinweis war die Tatsache, dass der Robotercaptain auch die acht anderen Welten angeflogen hatte, die einen Zusammenbruch erlitten hatten. Seurat hatte unwissentlich das infizierte Update weitergetragen, und mehrere Omnius-Inkarnationen auf anderen Synchronisierten Welten hatten die neuen Informationen zusammen mit dem Programmvirus aufgenommen, der wie eine lautlose Zeitbombe funktionierte.

Er rief eine Schwadron Kampfroboter zusammen, die eine Verbindung zu den schnellsten Raumschiffen der Denkmaschinen herstellen konnten. »Verfolgen Sie das Update-Schiff und stellen Sie es. Verhindern Sie die Auslieferung weiterer Kopien des Terra-Omnius-Updates. Sie sind autorisiert, nötigenfalls Seurat und das Schiff zu vernichten. Ihre höchste Priorität besteht darin, weitere Omnius-Zusammenbrüche zu verhindern, wie wir das gegenwärtig auf Corrin erleben.«

Die Kampfroboter machten kehrt und marschierten mit stampfenden Schritten davon. Sie bestiegen pfeilschlanke Schiffe, die mit hoher Geschwindigkeit durch den Weltraum fliegen konnten. Die automatisierten militärischen Gefährte starteten und zogen eine Rauchspur im rötlichen Himmel hinter sich her. Ihre geometrischen Silhouetten kreuzten wie Raubvögel die aufgeblähte Scheibe der roten Sonne, als sie ins All vordrangen.

Erasmus spürte eine gewisse Geistesverwandtschaft mit Seurat, aber dieses Gefühl schloss kein Mitleid ein. Der Allgeist war schwer beschädigt worden, und Erasmus musste alles Nötige unternehmen, um den Schaden zu beheben.

Auch wenn Omnius sich niemals dazu herablassen würde, Dankbarkeit zu zeigen.

* * *

Das Update-Schiff flog erheblich schneller als die *Dream Voyager*, mit der Seurat zusammen mit Vorian Atreides unterwegs gewesen war. Die notwendigen Anpassungen für ein menschliches Besatzungsmitglied hatten die Effizienz des alten Schiffes erheblich beeinträchtigt.

Dennoch hatte sich der zusätzliche Aufwand gelohnt, wenn Seurat die Zeit mit militärischen Spielen gegen Vorian Atreides und anderen mentalen Abwechslungen genutzt hatte. Der Roboterpilot hatte ein viel besseres Verständnis für die exzentrischen Eigenarten des menschlichen Geistes entwickelt, als es durch eine simple Abfrage der immensen Datenbanken von Omnius möglich gewesen wäre.

Bedauerlicherweise hatte sein Copilot ihn am Ende verraten, was es für ihn schwierig machte, seine angenehmen Erinnerungen an den jungen Mann zu rechtfertigen. Trotzdem hatte der Robotercaptain darauf verzichtet, diese vertrauten, fast schon sentimentalen Daten zu löschen ...

Als er die schnellen Schiffe auf sich zukommen sah, die sich kurz darauf in Abfangformation auffächerten, dachte Seurat sofort an Einheiten der Liga-Armada. Während des Atomschlags gegen die Erde hatten sie das Feuer auf ihn eröffnet und versucht, ihn an der Flucht vom planetaren Schlachtfeld mit dem letzten Omnius-Update an Bord zu hindern. Während die meisten Kampfschiffe der Menschen mit dem nuklearen Angriff beschäftigt waren, hatte Vorian Atreides die *Dream Voyager* verfolgt und schließlich Seurat und die Triebwerke abgeschaltet ...

Nun erkannte Seurat sehr schnell, dass er keine ausreichende Defensivbewaffnung besaß, um sich gegen eine solche Übermacht zur Wehr zu setzen. Doch dann registrierte er, dass es Einheiten von Omnius waren, die von Corrin gestartet waren.

»Unterbrechen Sie den Flug«, befahlen Erasmus' Roboter in einer Maschinensprache, die Seurat automatisch übersetzte. »Wenn Sie zu fliehen versuchen, eröffnen wir das Feuer. Schalten Sie die Triebwerke ab und lassen Sie sich entern.«

»Selbstverständlich werde ich alles tun, was Omnius mir befiehlt.«

»Der Corrin-Allgeist wurde schwer in Mitleidenschaft gezogen«, meldete eins der Roboterschiffe. »Erasmus hat uns die

Anweisung erteilt, Sie abzufangen und die Update-Sphäre zu bergen, bevor sie den Synchronisierten Welten weiteren Schaden zufügen können.«

»Ich habe keinen Schaden verursacht«, protestierte Seurat. »Ich hüte die verlorenen letzten Gedanken des Terra-Omnius. Ich muss diese Daten zu jeder Synchronisierten Welt bringen, damit die Omnius-Inkarnationen ein besseres Verständnis der menschlichen Denkweise ...«

»Wenn Sie die Update-Sphäre nicht übergeben, haben wir den Befehl, Ihr Schiff zu vernichten.«

Seurat grübelte nicht lange über die Angelegenheit nach. »Also kommen Sie an Bord. Ich werde Ihnen geben, was Sie verlangen.«

Als sich die Abfangjäger an sein Schiff angekoppelt hatten, übermittelten die Militärroboter einen vollständigen Bericht über die Ereignisse, die sich kurz nach Seurats Abflug auf Corrin zugetragen hatten. Erstaunt erkannte der Robotercaptain, dass Erasmus' Schlussfolgerung stimmig waren. Zu seiner Bestürzung erfuhr er nun auch von den Zusammenbrüchen des Allgeistes auf acht Planeten, die der Robotercaptain im Zuge seiner Update-Tour besucht hatte. Der Schaden hatte sich wie eine extrem ansteckende Seuche verbreitet. Und Seurat hatte sie weitergetragen.

Als die Mek-Soldaten sein kaltes, luftleeres Schiff betraten, sagte er: »Ich werde unverzüglich nach Corrin zurückkehren und mich einer vollständigen Neuformatierung unterwerfen. Meine Persönlichkeit soll gelöscht und subsumiert werden, falls Omnius eine solche Maßnahme für notwendig hält.«

»Omnius ist zur Zeit außer Betrieb«, sagte einer der Meks. »Während seiner Abwesenheit trifft Erasmus alle Entscheidungen.«

»Dann hoffe ich, Erasmus überzeugen zu können, dass es nicht meine Absicht war, Omnius Schaden zuzufügen.«

Die Kampfroboter nahmen die Gelsphäre an sich, in der sich die Kopie des Terra-Omnius und ein gefährliches Programmvirus befanden. Es wäre bedauerlich, wenn diese bedeutenden Informationen verloren wären.

Seine Gelschaltkreise gingen die verschiedenen Möglichkeiten durch, bis Seurat erkannte, wie er hintergangen worden war.

Nur Vorian Atreides hätte einen so gerissenen, aufwändigen Plan in die Tat umsetzen können. Der menschliche Trustee hatte Seurat immer wieder in spöttischem Tonfall damit gedroht, den Roboter oder das Schiff zu sabotieren, und nun hatte er es wirklich getan. Hatte er ihm tatsächlich einen gefährlichen Streich gespielt? Damit hatte er den Maschinenplaneten beträchtlichen Schaden zugefügt.

Seurat fragte sich, ob er einen Sinn für schrägen Humor hatte, ob er über einen solchen Streich lachen konnte. Irgendwann würde er sicherlich eine Möglichkeit finden, wie er es Vorian Atreides mit einem angemessen bösen Scherz heimzahlen konnte, falls er diesen Menschen jemals wiedersah.

56

Wie viele Gelegenheiten verpassen wir im Laufe unseres Lebens? Können wir sie überhaupt alle erkennen, wenn wir später zurückblicken? Diese Lektion lernen viele Menschen erst, wenn es schon viel zu spät ist.

Leronica Tergiet,
aus einem Brief an ihre Söhne

Der gut gelaunte Soldat, der sich »Virk« nannte, verbrachte auf Caladan mehrere Tage damit, Leronica Tergiet besser kennen zu lernen. Anfangs schien ihr seine Hartnäckigkeit auf die Nerven zu gehen, weil sie sein Interesse an ihr nicht ernst nehmen konnte, doch dann war sie tatsächlich überrascht, als sie beobachtete, wie er mehrere hübschere und willigere Frauen zurückwies.

»Also willst du mich doch nicht auf den Arm nehmen?« Sie saß neben Vor in der Taverne, nachdem sie die letzten Gäste hinausgeworfen hatte. Die Fischer hätten ohnehin nicht lange weiterfeiern können, weil sie bei Sonnenaufgang mit ihren Booten hinausfahren mussten. Obwohl er vorgab, nur irgendeiner aus der Gruppe der Djihad-Ingenieure zu sein, hatte Vor darauf hingewiesen, dass er in Kürze mit dem Aufbau des militärischen Außenpostens an der Küste beginnen musste.

»Ich habe mir keine Geschichten ausgedacht«, sagte Vor. »Ich weiß, woran mir etwas liegt ... und ich glaube, dass sich der Aufwand lohnt, dich kennen zu lernen.« Selbst unter der Maschinenherrschaft auf der Erde hatten ihm immer zahlreiche Freudensklavinnen zur Verfügung gestanden, doch keine dieser Frauen hatte mit ihm gelacht oder ihn als Freund oder Gefährten betrachtet. Mit Leronica war es etwas ganz anderes.

In gespielter Verlegenheit legte sie sich eine Hand auf die Brust. »Der Aufwand lohnt sich? Du meine Güte, welch ein Kompliment! Benutzt du immer solche romantischen Worte, um die Herzen liebreizender Jungfrauen zu gewinnen?«

Er hob verschmitzt die Schultern. »Fast immer.«

Leronica betrachtete ihn mit nüchterner Miene und stützte die Hände in die Hüften. »Virk, ich glaube, du bist nur hinter mir her, weil du mich für eine besondere Herausforderung hältst.«

»Nein«, sagte er mit aller Ernsthaftigkeit, die er zuwege brachte. »Ich bin hinter dir her, weil ich dich faszinierend finde. Und das ist die absolute Wahrheit.«

Sie musterte ihn mit einem Blick, der ihn an Serena erinnerte, und allmählich verflog ihre Skepsis. Sie legte eine Hand auf die seine, und ihr Gesichtsausdruck besänftigte sich. »Also gut. Dann will ich dir glauben.«

* * *

Das Team der Djihad-Ingenieure blieb über vier Monate auf Caladan und hob die Baugrube für einen neuen Stützpunkt auf der unbewohnten, windigen Landzunge ein Stück nördlich vom Fischerdorf aus. Der Standort war ideal für eine Verbindung zu den neuen Überwachungs- und Kommunikationssatelliten im Orbit.

Die Djihadis errichteten Wachtürme und Baracken für das Personal, das auf dem Planeten zurückbleiben würde. Die Besetzung würde alle vier Jahre rotieren, aber vorläufig war dies ihr Zuhause, während sie Wache gegen die zerstörerischen Denkmaschinen hielten. Vor schickte außerdem Vermessungsteams los, die detaillierte Karten der Kontinente und Ozeane erstellen sollten, um eine Datenbasis für Caladans Wetterbedingungen zu erhalten. Es freute ihn, dass er mithelfen konnte, das Leben dieser Menschen zu verbessern ...

Auf der Landzunge unternahmen sie einen Spaziergang entlang der Küste über dem Meer von Caladan. Vor reichte Leronica die Hand, um ihr auf dem steilen Pfad zu helfen. Sie brauchte seine Hilfe nicht, aber er genoss es, ihre Hand zu halten, ihre starken Finger zu berühren und die Rolle des galanten Edelmannes zu spielen – etwas, das den einheimischen Fischern nur selten in den Sinn kam.

»Hier herrscht angenehmes Wetter, es gibt viel frische Luft und ein Meer, das so viel Nahrung enthält, wie man sich nur

wünschen kann«, sagte Vor. Sie standen Schulter an Schulter auf der Klippe und spürten die salzige Brise im Gesicht. Die Stille war keineswegs unangenehm – eine Gelassenheit ohne Erwartungen.

Leronica blickte sich um, als wollte sie herausfinden, was ihm so sehr an diesem rauen Ort gefiel. »Vertrautheit lässt die hellen Farben aus einer Landschaft schwinden. Ich verbringe die meiste Zeit damit, an andere Orte und nicht an diesen zu denken.«

»Ich habe viele Reisen unternommen, Leronica. Glaub mir, Caladan ist ein Juwel, ein Geheimnis, von dem der Rest der Liga der Edlen nichts erfahren sollte. Es überrascht mich, dass dieser Planet nicht dichter besiedelt ist.«

»Von hier ist es nicht sehr weit bis zu einigen Synchronisierten Welten.« Leronica stieg an seiner Seite weiter den Pfad hinauf, und ihre braunen Locken wurden vom Wind zerzaust. Sie band ihr Haar meistens zurück, wenn sie in der Küche oder der Brauerei arbeitete, doch Vor hatte es lieber, wenn es offen war. Als sie ihm schließlich erlaubt hatte, mit den Fingern durch ihre Lockenpracht zu fahren, war die Empfindung noch viel sinnlicher gewesen, als er es sich vorgestellt hatte.

»Bisher war Caladan noch kein lohnendes Ziel für eine Übernahme durch die Denkmaschinen, aber wir sind immer wieder vereinzelten Übergriffen von Cymeks und Robotern ausgesetzt.«

»Politik und Taktik sind interessante Themen«, sagte Vor, »aber es gibt andere Dinge, die mir viel wichtiger sind. Genau *hier* verspüre ich ein intensives Bedürfnis.« Er drückte eine Faust gegen seinen Solarplexus und blickte sich um. »Wäre es nicht wunderbar, hier auf der Klippe über dem Dorf ein großes Haus zu bauen?«

Leronica lachte. »Ich weiß alles über eure Liga der Edlen, Virk. Auf Caladan haben wir keinen Bedarf an Aristokraten. Vielen Dank.«

»Auch nicht, wenn du meine Lady wärst, Leronica? Und ich als dein Baron, Graf oder Herzog?«

»Du, ein gewöhnlicher Soldat und Ingenieur, als Herzog?« Sie schlug verspielt nach ihm. »Ich will nichts mehr von diesem Unsinn hören.«

Sich an den Händen haltend folgten sie dem Pfad durch dichtes Gebüsch, an dem sternförmige weiße Blüten funkelten. In den Monaten, die er hier stationiert gewesen war, waren sie ein Liebespaar geworden und sogar enge Freunde. Leronica hatte eine Schönheit und Natürlichkeit, die sie für ihn auf eine Weise attraktiv machte, die er seit seiner verzehrenden Liebe zu Serena Butler nicht mehr empfunden hatte. Die Flirts mit anderen Frauen an abgelegenen Raumhäfen hatten seinen Interessen einige Jahre lang genügt, doch als er nun jede freie Stunde mit Leronica verbrachte, stellte er fest, dass ihn die Dinge, die diese offene und kluge – aber nicht intellektuelle – Frau ihm beibrachte, immer mehr faszinierten.

* * *

Als die Beobachtungsstation endlich fertig gestellt war und man erfolgreich die Wachschiffe am Rand des caladanischen Systems kontaktiert hatte, wusste Vor, dass es an der Zeit war, mit seinen Leuten zur nächsten Mission aufzubrechen. Er wäre gerne auf der friedlichen, wasserreichen Welt geblieben und hätte sich weiter als gewöhnlicher Soldat ausgegeben, aber er konnte sich seinen Verpflichtungen als Primero nicht entziehen – auch wenn er sich manchmal danach sehnte, den Schrecken des Djihad zu entfliehen. Doch die Heuchelei hätte ihn schon nach kurzer Zeit unzufrieden gemacht, und es war nicht Vor Atreides' Art, mit einer Lüge zu leben. Damit hatte er bereits genug Lebenszeit verbracht.

Er war bereits unruhig geworden, weil er sich über so viele Monate an einem Ort aufgehalten hatte. Das Einzige, was ihn daran hinderte, sich über seine bevorstehende Abreise zu freuen, war die bemerkenswerte Frau. Leronica Tergiet war ein einfacher Mensch ohne Schrullen oder Hintergedanken, und Vor empfand ihre aufrichtige Zuneigung als erfrischend.

Meine liebe süße Leronica.

Obwohl seine Instinkte ihm abrieten, beschloss Vor, am letzten Tag vor dem Abflug der Flotte seine wahre Identität zu offenbaren. Nachdem sie sich in der langen, schlaflosen Nacht ausgiebig geliebt hatten, war es ihm ein Bedürfnis, ihr etwas zurückzugeben, ihre Ehrlichkeit zu erwidern.

»Leronica, ich bin kein gewöhnlicher Soldat der Armee des Djihad, und mein Name ist nicht Virk. Ich bin ... Vorian Atreides, ein Primero des Heiligen Djihad.« Er suchte in ihren Augen nach einem Anzeichen des Wiedererkennens, aber er sah darin nur neugierige Besorgnis und Verwirrung.

»Ich war es«, fuhr er fort, »der Serena Butler von der Erde rettete und sie zusammen mit Iblis Ginjo nach Salusa Secundus brachte. Damit fing der Djihad an.« Er sagte es nicht, um sie zu beeindrucken, weil er längst einen beträchtlichen Teil von Leronicas Herzen gewonnen hatte. Er sagte es, weil er wollte, dass sie alles Gute und Schlechte von ihm wusste. »Hast du von der Geschichte gehört?«

»Ich habe genug Sorgen mit meinem Vater, den Fischereierträgen und der Taverne«, sagte sie, und Vor erkannte, dass die Caladanier sich in erster Linie für die Gezeiten und die Bewegungen der Fischschwärme interessierten, ganz zu schweigen von den monströsen Elecrans, den Gewitterstürmen, die hinter dem Horizont lauerten, um ahnungslose Fischerboote zu überraschen. »Warum sollte ich mich für Politik und Nachrichten von fernen Schlachten interessieren? Gut, ein paar unserer jungen Männer sind Djihadis geworden, und ich vermute, auch deine Schiffe werden wieder eine Hand voll kräftiger Rekruten mitnehmen, die es bald bereuen werden, die Fischerei und unsere Mädchen im Stich gelassen zu haben.« Sie sah ihn in der Dunkelheit an und stützte ihren Kopf mit dem Unterarm ab, sodass ihre Hand in ihren dichten braunen Locken verschwand. »Also willst du mir damit sagen, dass du für das alles verantwortlich bist?«

»Ja. Ich bin unter Denkmaschinen aufgewachsen. Ich war ein Trustee auf der Erde. Mein Vater war ... der Cymek Agamemnon.« Er hielt inne, bemerkte aber kein Anzeichen von Abscheu in ihrer Miene. »General Agamemnon, der Titan.« Immer noch keine Reaktion. Auf dieser etwas abgelegenen Welt schienen wirklich nicht allzu viele Nachrichten aus der Galaxis anzukommen.

Er erzählte ihr mehr, als würde er Wasser in ein leeres Gefäß gießen. Er beschrieb ihr seine Kindheit und Ausbildung, seine Reisen mit der *Dream Voyager* zu den Synchronisierten Welten

und seine Teilnahme am Djihad und den vielen Schlachten, in denen er sich den Denkmaschinen gestellt hatte.

Als sie neben ihm im Bett lag, funkelten Leronicas Augen im flackernden rötlich-gelben Licht – das nicht von einem Leuchtglobus, sondern von einer Kerze kam. »Vorian, du bist entweder ein Mann mit sehr viel Erfahrung und einem guten Gedächtnis ... oder ein äußerst geschickter Lügner.«

Er lächelte sie an, dann küsste er sie. »Ich könnte einwenden, dass das eine das andere nicht ausschließt, aber ich schwöre dir, dass ich die Wahrheit sage.«

»Das überrascht mich nicht. Ich wusste, dass du Größe in dir hast. Ich dachte nur, dass sie sich vielleicht noch nicht ganz entwickelt hat.« Sie schwieg einen Moment. »Aber fang jetzt nicht an, mir irgendetwas zu versprechen, sonst wirst du unsere gemeinsame Zeit schon bald bereuen, und das möchte ich nicht.«

»Diese Gefahr besteht nicht im Mindesten«, schwor Vor. »Aber nachdem du jetzt meine wahre Identität kennst, Leronica, möchte ich dich bitten, sie geheim zu halten.«

Sie hob die Augenbrauen, als würde sie sich beleidigt fühlen. »Also schämt sich der große Primero, dass er mit der Tochter eines einfachen Fischers ins Bett gegangen ist?«

Er blinzelte im Kerzenlicht, als ihm plötzlich bewusst wurde, wie seine Ermahnung geklungen haben musste. Dann lachte er. »Nein, ganz im Gegenteil. Es geht mir nur um deine Sicherheit. Ich bin ein bedeutender Mann mit gefährlichen Feinden. Sie würden sofort nach Caladan eilen und versuchen, dir etwas anzutun, um mich unter Druck zu setzen. Mein Vater würde alles tun, um mich zu treffen, und ich glaube, es gibt auch viele menschliche Diener von Omnius, die sich sehr dafür interessieren würden, wenn sie erfahren, dass Vorian Atreides sich verliebt hat.«

Sie errötete, und streichelte seinen Arm. »Unsere Liebe ist etwas Wunderbares. Ich darf nicht zulassen, dass sie als Waffe gegen uns verwendet wird.«

Sie seufzte und kuschelte sich an ihn. »Du bist ein komplizierter Mann, Virk ... Vorian. Ich fürchte, ich muss mich erst an deinen Namen gewöhnen. Ich verstehe nichts von all diesen

politischen Angelegenheiten deines heiligen Krieges, aber ich werde tun, worum du mich gebeten hast ... unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?«

»Beschreibe mir all die Planeten, die du gesehen hast, all die exotischen Welten, die ich niemals besuchen werde. Führe mich in meiner Phantasie zu ihnen. Erzähl mir von den Omnius-Welten und glitzernden Maschinenstädten, von Salusa Secundus und der wunderschönen Hauptstadt Zimia. Beschreibe mir die Schluchten von IV Anbus und die großen Flüsse von Poritrin.«

Vor hielt sie in den Armen und erzählte ihr stundenlang von den Wundern, die er erlebt hatte. Ihre Augen wurden immer größer, während er prächtige Bilder in ihrer Phantasie entstehen ließ. Und die ganze Zeit hielt er in seinem Herzen das Wunder dieser bescheidenen jungen Frau und seiner immer intensiver werdenden Zuneigung zu ihr fest.

Vor Jahren war er unsterblich in Serena Butler verliebt gewesen, bis er erkannt hatte, dass er eine Idealgestalt liebte, eine unrealistische Vision einer vollkommenen Frau, die nur in seinem Geist existierte, weil sie sich so sehr von den Sklavenfrauen in der Gefangenschaft der Maschinen unterschied. Nun war Serenas Geliebter der Krieg, der große Djihad. Sie würde ihr Herz nie wieder einem Mann schenken können.

Wenn er gesehen hatte, wie sehr Xavier von Octa geliebt wurde, hatte sich auch Vor nach einer solchen Partnerschaft gesehnt, aber er hatte es nie geschafft, sich zu den notwendigen Schritten zu überwinden. Diese Leronica Tergiet war ganz anders als seine bisherigen Geliebten. Sie hatte keine Vorurteile, und ihre Probleme beschränkten sich auf ihre nähere Umgebung – der Betrieb in der Gaststätte, die Wartung der Boote, die Erträge aus der Fischerei. Ein Konflikt, der viele Sonnensysteme umfasste, überstieg ihr Verständnis.

»Eines Tages werde ich dir all diese Welten zeigen«, versprach Vor, »und ich werde zurückkommen und mich vielleicht hier niederlassen. Ich stelle fest, dass ich mir ein einfacheres Leben wünsche, so wie ihr es hier führt.«

Leronica bedachte ihn mit einem skeptischen Blick. »Schäm dich, Vorian Atreides. Du würdest auf Caladan niemals glück-

lich sein. Ich verlange nicht mehr von dir, als du mir geben kannst. Bitte tu mir denselben Gefallen.«

»Gut.« Er fühlte sich geknickt, bemühte sich aber, nicht die gute Laune zu verlieren. »Wenn ich um deine Hand anhalten würde und dich heiraten wollte, würdest du auch das als Quatsch abtun, nicht wahr. Trotzdem, ich weiß, dass ich bald aufbrechen muss, aber ich verspreche dir, dass ich oft an dich denken werde. Ich hoffe wirklich, dass ich nach Caladan zurückkehren und wieder mit dir zusammen sein kann. Viel länger als jetzt. Du bedeutest mir unglaublich viel.«

Er küsste sie, und sie erwiderte seinen Blick aus dunkelbraunen Augen. Ihre Stirn aber lag in skeptischen Falten. »Nette Worte, Vorian, aber ich bin fest davon überzeugt, dass du sie schon zu hundert Mädchen auf hundert Planeten gesagt hast.«

Vor legte die Arme um Leronicas Taille und zog sie näher an sich heran. Er sprach aus tiefstem Herzen. »Stimmt ... aber diesmal meine ich sie ehrlich.«

57

Schmerz ist stets intensiver als Freude ... und prägt sich besser ein.

Sprichwort von der Alten Erde

Bevor das Morgenlicht die Schatten der Schlucht erhellte, stürmte ein Trupp Dragoner heran und umstellte Normas Laborkomplex. Kampfboote mit röhrenden Motoren rasten flussaufwärts und drangen tief in den Canyon ein. Bewaffnete Flieger stießen von oben herab. Soldaten in goldenen Rüstungen marschierten mit schwerer Ausrüstung heran und durchbrachen mühelos die Zäune, die zur Abwehr neugieriger Besucher errichtet worden waren.

Die dreißig Söldner in den Diensten von VenKee erkannten, dass sie im Verhältnis zehn zu eins unterlegen waren. Tuk Keedair stand an einer Ecke des großen Hangars und schnauzte seine Leute an, die Eindringlinge zurückzuschlagen, aber die Wachen waren der Meinung, dass der Tlulaxa ihnen nicht genug bezahlte, um für ihn in den Tod zu gehen. Nach einer kurzen angespannten Konfrontation legten die Wachen ihre Waffen ab und öffneten das Haupttor.

In rasender Verzweiflung ging Keedair in die Knie. Er kannte das Potenzial von Norma Cenvas Arbeit, er wusste, dass das Raumfaltschiff in wenigen Tagen getestet werden konnte. Und nun würden sie alles verlieren.

Normas buddhislamische Sklaven erstarrten und starrten auf die Dragonerwachen. Viele Arbeiter zeigten kaum verhohlene Abscheu vor den offiziellen Wachtruppen von Poritrin und erinnerten sich daran, wie sie die Rebellion niedergeschlagen hatten, zur der Bel Moulay vor siebenundzwanzig Jahren aufgerufen hatte.

Norma kam aus ihrem Rechenraum und starrte auf das Durcheinander der militärischen Fahrzeuge und marschierenden Soldaten. Dann näherte sich eine Schwebeplattform und überflog

die niedergerissenen Zäune. Gelenkt wurde sie von einem zufrieden grinsenden Tio Holtzman.

Am Eingang zum Lagerhaus entstieg der Weise dem Gefährt und trat zu Norma. »Ich komme auf Befehl von Lord Bludd, um diese Einrichtung zu inspizieren. Wir haben Grund zur Annahme, dass Sie an einer ungenehmigten Entwicklung arbeiten, die auf Forschungsergebnissen basiert, die Sie unter meiner Schirmherrschaft gewonnen haben.«

Norma blinzelte nur verständnislos. »Ich habe schon immer an meinen eigenen Projekten gearbeitet, Weiser. Sie haben nie zuvor Interesse daran gezeigt.«

»Möglicherweise gibt es einen Anlass für meine Meinungsänderung. Lord Bludd hat mir aufgetragen, alles zu konfiszieren, was ich hier finde, und es auf potenzielle Verletzungen Ihrer vertraglichen Verpflichtungen zu überprüfen.«

»Aber das können Sie nicht tun.«

Holtzman verdrehte die haselnussbraunen Augen und gab seiner Dragoner-Streitmacht ein Zeichen, auszuschwärmen und den Forschungskomplex zu besetzen. »Die Fakten sprechen eine andere Sprache.«

Er ging an ihr vorbei in den Hangar und bliebt abrupt stehen, als er das große, völlig veraltete Frachtschiff sah, das von Arbeitern auf Plattformen umgeben war. »*Das* ist Ihr großes Projekt?«

Er marschierte los, um sich die Sache genauer anzusehen, und stieg über eine Metalltreppe an der Seite des Schiffs hinauf. Am Heck stand er an einem Geländer und blickte in eine der zwei großen, offenen Triebwerkssektionen. »Sie haben meine Ideen gestohlen, Norma.« Er musterte die Konstruktion. »Erklären Sie mir, wie dieser Apparat den Holtzman-Effekt ausnutzt, um den Raum zu falten.«

Eingeschüchtert und zögernd folgte sie ihm, während die Dragonerwachen zurückblieben. »Das ... dürfte etwas schwierig werden, Weiser Holtzman. Sie haben zugegeben, dass Sie selber die fundamentalen Feldgleichungen nicht verstehen. Wie kann ich etwas Unrechtes tun, wenn ich etwas entwickle, das Ihnen gar nicht begreiflich ist?«

»Verdrehen Sie nicht meine Worte! Natürlich verstehe ich das Prinzip!«

Sie hob eine Augenbraue. »Aha? Dann erklären Sie mir doch den Holtzman-Effekt!«

Sein Gesicht rötete sich. »Die Grundlagen und Feinheiten übersteigen selbst Ihr Begriffsvermögen, Norma.«

Sie fasste neuen Mut. »VenKee wird gegen Ihr Vorgehen protestieren. Ihr Eindringen ist eine Verletzung unserer Vereinbarungen und der Rechte auf Poritrin. Tuk Keedair wird eine offizielle Beschwerde einreichen. All diese Arbeit gehört seiner Gesellschaft.«

Holtzman antwortete mit einer wegwerfenden Geste. »Das wird sich zeigen. Die Aufenthaltsgenehmigung des Tlulaxa wurde zurückgezogen. Und Sie, Norma, sind ebenfalls nicht länger als Gast auf Poritrin willkommen. Nachdem Sie mir alle Einzelheiten erklärt haben, werden die Dragoner Sie nach Starda zurückbringen, wo man Ihnen eine Passage an Bord eines Raumschiffs organisieren wird.« Er lächelte. »Die Kosten des Fluges werden selbstverständlich VenKee Enterprises in Rechnung gestellt.«

Während die Dragoner abwarteten, verbrachte Holtzman den halben Vormittag damit, stapelweise Pläne und elektronische Notizbücher zu studieren. Gelegentlich stellte er ihr eine Frage, doch in den meisten Fällen weigerte sie sich, eine Antwort zu geben. Schließlich gab er bekannt: »Ich konfisziere diese Unterlagen, um sie gründlicher studieren zu können.« Als sie Einwände erheben wollte, hob er mahnend den Finger. »Sie können sich glücklich schätzen, dass ich Sie nicht ins Gefängnis werfen lasse, sondern Sie nur von Poritrin verbanne. Ich kann jederzeit mit Lord Bludd sprechen.«

Norma hatte diesen Mann nie gehasst, weil sie immer davon ausgegangen war, dass Holtzman und sie gleiche Interessen verfolgten. Sie konnte es nicht fassen, als sie sah, wie der Weise sich mit dem Zartgefühl einer Planierraupe durch ihre Forschungen wühlte.

* * *

Während Holtzmans Assistenten die Labors plünderten und wichtige Dokumente zusammenpackten, wurden Norma und Keedair von einem Trupp Dragoner zu getrennten Unterkünften

in Starda gebracht. Die Räume waren mit allem Lebensnotwendigen ausgestattet – also wenigstens keine Gefängniszellen –, aber sie kam sich trotzdem wie ein Tier im Käfig vor.

Norma wurde nicht gestattet, mit ihrem Tlulaxa-Geschäftspartner zu reden, aber sie durfte interstellare Nachrichten schicken – die ohnehin nicht rechtzeitig eintreffen würden, um irgendetwas bewirken zu können. Selbst unter günstigsten Voraussetzungen würde es Monate dauern, bis die Raumschiffe mit einer Antwort zurückkehrten.

Trotzdem schrieb Norma drei Tage lang verzweifelte Briefe, die sie jedem abreisenden Schiff mitgab und in denen sie Aurelius Venport um Hilfe anflehte. Sie wusste nicht, welches der Schiffe den einflussreichen Händler zuerst erreichte, aber sie brauchte jetzt unbedingt seine Unterstützung.

Norma fühlte sich sehr einsam.

Sklaven brachten ihr gute Mahlzeiten, aber sie hatte kaum Appetit. Nichts konnte ihren Zorn auf Holtzman besänftigen, ihren ehemaligen Freund und Mentor. Sie hatte noch nie eine so ungerechte Behandlung erlebt, nicht einmal von ihrer abweisenden Mutter. Nach allem, was sie getan hatte, um den Status und den Ruf des Weisen zu unterstützen, zeigte er jetzt nicht die geringste Dankbarkeit. Er hatte sie einfach benutzt und ihre Kreativität und Genialität für sich vereinnahmt.

Doch das Schlimmste war, dass sie ihm nicht zutraute, ihre Arbeit zu reproduzieren. Alles wäre verloren. Das Raumfalt-Projekt durfte nicht in Vergessenheit geraten!

Während sie darauf wartete, dass ein Schiff sie nach Rossak ins Exil brachte, hatte Norma genügend Zeit, um über Dinge nachzudenken, die ihr nie zuvor bewusst geworden waren. Bislang hatte sie sich ausschließlich ihrer Arbeit gewidmet und kaum auf etwas anderes geachtet. Nun wünschte sie sich, sie wäre in politischer Hinsicht nicht so naiv gewesen.

Sie hatte geglaubt, sich im jahrzehntelangen treuen Dienst Respekt erworben zu haben, doch nun war alles mit einem Schlag ausgelöscht worden. Lord Bludd und ganz Poritrin – sogar der größte Teil der Liga – glaubte, dass Holtzman für die Leistungen verantwortlich war, die eigentlich auf ihr Konto gingen, dass sie nicht mehr als seine »kleine Assistentin« gewesen

war. Holtzman zählte auf seine etablierte Reputation und hatte die bedingungslose Unterstützung von Lord Bludd. Norma hatte nie Zeit gehabt, sich um politischen Einfluss zu kümmern.

Nun war sie in Verstrickungen hineingeraten, von denen sie nichts verstand.

In ihrer Verzweiflung machte sie sich Sorgen, wie aufgebracht Aurelius reagieren würde und wie viel Geld er durch das Debakel verlieren würde, das sie durch ihre Naivität verursacht hatte. Sie hatte ihn enttäuscht.

* * *

Nachdem er sämtliche technischen Dokumente aus den Laboratorien mitgenommen und auf seinen Felsturm geschafft hatte, gestattete der Weise Norma großzügig die Rückkehr, damit sie ihre noch vorhandenen persönlichen Sachen zusammensuchen konnte. »Eine letzte Geste der Kulanz«, sagte der graubärtige Wissenschaftler mit einem überheblichen Schniefen, als er von der Schwebeplattform in den Hangar trat. »Aber Sie dürfen nur das mitnehmen, was Sie tragen können.«

Sie streckte ihre Arme aus. »Alles, was ich tragen kann? Ich verstehe.«

Obwohl sie eine kleine Frau war, die weder über ausgeprägte Körperkräfte oder Schönheit verfügte, besaß Norma Cenva eine Reihe von beeindruckenden Fähigkeiten. Sie konnte zwar nichts gegen die Forderung, Poritrin zu verlassen, unternehmen, aber sie konnte ihren überragenden Intellekt einsetzen, um Holtzman eine letzte Überraschung zu bereiten - eine kleine Entschädigung für alles, was er ihr angetan hatte.

»Beklagen Sie sich nicht«, sagte er. »Ich bin nicht dazu verpflichtet, Ihnen in irgendeiner Weise entgegenzukommen.«

Nach dieser Aktion hatte man ihr nicht erlaubt, irgendwelche Pläne, Berechnungen oder Notizen an sich zu nehmen. Das hatte sie am wenigsten beunruhigt, da sie schon immer ein ausgezeichnetes Gedächtnis gehabt hatte und sich selbst komplexe Zusammenhänge merken konnte.

Im Hangar lag das altertümliche Frachtschiff immer noch im Trockendock, weil es viel zu groß war, um von ein paar Drago-

nern fortgebracht zu werden. In der geräumigen Höhle war es ungewohnt still, nachdem alle Arbeiten eingestellt worden waren. Ihre Sklaven waren in die Baracken geschickt worden und sollten dort auf neue Anweisungen warten. Viele waren bereits anderen Aufgaben zugewiesen worden, doch etwa einhundert hatte man für die Demontagearbeiten zurückbehalten. Die Mitglieder ihres Personals waren geflüchtet. Werkzeuge, Prüfgeräte und Bauteile lagen verstreut umher.

Normas Rechenraum lag in Trümmern. Jeder Schrank und jede Schublade war geöffnet und geplündert worden. Das Mobiliar hatte man umgeworfen. Schwarze Brandspuren markierten die Stellen, wo die Dragoner versucht hatten, Löcher in die Felswände der Höhle zu brennen, um nach geheimen Zimmern oder Gängen zu suchen. Norma starrte mit dem Gefühl der Bestürzung und Leere auf die Verwüstung.

»Niemand hat Ihre privaten Sachen mitgenommen«, sagte Holtzman hastig, als würde ihn plötzlich ein schlechtes Gewissen plagen. Er führte sie zu einer erschreckend kleinen Metallkiste, in der sich ein Teil ihres persönlichen Besitzes befand. »Dieser Soostein ist recht wertvoll, aber ich habe den Wachen gesagt, dass sie ihn hier lassen sollen.«

Norma warf ihm einen fassungslosen Blick zu, weil er zu erwarten schien, dass sie ihm dafür dankbar war. Stattdessen kramte sie in der Kiste und nahm den seidenglatten, exotischen Soostein und eine der getrockneten Bludd-Rosen heraus, die sie zwischen zwei dünnen Platten aus Klarplaz gepresst hatte.

Nach mythischen Überlieferungen sollte der Soostein die Fähigkeit besitzen, telepathische Kräfte zu verstärken und zu konzentrieren, aber für Norma war er nie mehr als ein hübscher Edelstein gewesen. Im Gegensatz zu ihrer Mutter besaß Norma keine der angeborenen Gaben einer Zauberin von Rossak. Es wäre viel mehr als ein Juwel nötig, mochte es noch so kostbar sein, um sie zum Leben zu erwecken.

Dennoch war der Soostein für sie etwas sehr Kostbares, weil sie ihn von Aurelius geschenkt bekommen hatte. Warum hatte sie ihm in jener Nacht nicht zugesagt, ihn zu heiraten? Hätte sie seinen Antrag angenommen, wäre er vielleicht bei ihr geblie-

ben ... und dann wäre alles ganz anders gekommen. Sie stieß einen Seufzer des Bedauerns aus.

»Das ist alles«, sagte Holtzman, der allmählich ungeduldig wurde. »Wir haben Ihre Büros gründlich durchsucht.«

»Ja ... das sehe ich.« Sie hob die Kiste auf und stellte sie auf einen Arbeitstisch. Sie wirkte so klein und so leicht. »Darf ich etwas aus meiner Ausrüstung behalten? VenKee hat dafür bezahlt.«

»Ja, sicher. Aber beeilen Sie sich. Ihr Charterflug geht heute Nachmittag, und ich habe nicht die Absicht, den Captain warten zu lassen.« Er deutete auf das Durcheinander. »Alles, was Sie tragen können. Lord Bludd hat uns leider die Anweisung erteilt, Ihnen auf keine Weise behilflich zu sein.«

Sie schleppte einen Holoprojektor mitsamt einer Kiste Zubehör herbei, obwohl das Gewicht ihr zu schaffen machte. Sie trug weitere Dinge zusammen, darunter ein Rechenbrett und zwei Kartons mit verpackten, unbenutzten elektronischen Notizbüchern. Als der Haufen immer größer wurde, tauschten Holtzman und die Dragonerwachen amüsierte Blicke aus.

Als Nächstes holte sie mehrere Module aus einem Regal mit Ersatzteilen. Sie kniete sich auf den Steinfußboden und setzte sie zusammen. Sie baute auf Holtzmans Unwissenheit und stellte fest, dass er sie nicht enttäuschte. Eine große Plattform nahm vor ihr Gestalt an, während die Männer abwartend daneben-standen.

Dann installierte sie eine rote Aktivierungseinheit und schaltete sie ein. Das gesamte Gebilde summte und hob sanft vom Boden ab. Mit einem zufriedenen Lächeln wandte sich Norma an den Weisen und sagte: »Das ist eine unserer neuen kommerziellen Suspensorplattformen, die VenKee Enterprises nächsten Monat auf den Markt bringt.« Als sie Holtzmans Überraschung und Verärgerung bemerkte, fügte sie hinzu: »Ich habe sie erfunden.«

Norma lenkte die Plattform zum Haufen hinüber, den sie zusammengetragen hatte, hauptsächlich unwichtige Dinge, mit Ausnahme des Soosteins und der Rose ... aber darum ging es ihr gar nicht. Sie lud die schweren Sachen auf die Suspensorplattform.

»Ich bin fertig, wir können jetzt gehen«, gab Norma schließlich bekannt. Die Plattform mit der Last schwebte hinter ihr und folgte ihr wie ein treues Haustier.

Als einer der Dragoner auf Holtzmans Kosten schmunzelte, fauchte der aufgebrachte Erfinder: »Diesen kleinen Trick will ich ihr gönnen. Wenigstens wird es ihr letzter sein.«

Bald würde man sie zum Raumhafen von Starda bringen, damit sie Poritrin verließ. Obwohl sie hier den größten Teil ihres Lebens verbracht hatte, davon viele Jahre im aufopferungsvollen Dienst für Tio Holtzman, rechnete sie nicht damit, je zurückzukehren.

Bevor Norma sich mit der beladenen Suspensorplattform auf den Weg machte, blickte sie sich noch einmal zum riesigen Schiff um und wusste, dass sie es wahrscheinlich nie wiedersehen würde. Sie hatte ihre Arbeit beendet, und nach ein paar Tests hätte es in etwa einem Monat für eine triumphale Demonstration bereit sein sollen. Sie hatte es fast geschafft, Aurelius zu beweisen, dass sein Vertrauen in sie nicht ungerechtfertigt war ...

Aber was würde er jetzt über sie denken?

58

Weder Gewalt noch Unterwerfung wird unser Elend mindern. Wir müssen größer als diese beiden Alternativen sein.

Naib Ishmael,
Neue Interpretationen der Koran-Sutras

Ein Totalverlust.

Tuk Keedair starrte auf die armseligen Überreste des gigantischen Projekts und versuchte die Höhe der Investition – und des entgangenen Profits – einzuschätzen, den Venport und er soeben verloren hatten. Der verfluchte Holtzman hatte alle Notizen und Pläne mitgenommen, und ohne Norma Cenva war das Projekt nicht durchführbar.

Die Arbeit der vergangenen zwei Jahre war völlig umsonst gewesen.

Zum ersten Mal seit vielen Jahren gebot es Keedairs Ehre, dass er sich den kostbaren Zopf abschnitt. Nach der Tradition seines Volkes durfte er ihn nur so lange wachsen lassen, wie er Gewinn machte, und sein Zopf war inzwischen recht lang geworden. Damit war es nun vorbei, dank politischer Querelen und Holtzmans Gier. Er konnte sich genauso gut den Kopf kahl scheren.

Vielleicht sollte er lieber wieder als Sklavenhändler seinen Unterhalt verdienen.

Der Tulalaxa-Geschäftsmann schüttelte den Kopf, während er durch die großen Innenräume des Frachtschiffs lief. Sie waren so kurz davor gewesen! Normas innovative Triebwerke waren fertig installiert, aber noch nicht getestet worden. Er hatte die Erfinderin gedrängt, ihm Berichte und Erklärungen abzuliefern, aber sie hatte solche Dinge als Belastung und Zeitverschwendung empfunden. Sie hatte ihre neuen Systeme an die vorhandenen Kontrollen angepasst, sodass jeder Pilot das Raumfaltschiff wie ein normales Frachtschiff steuern konnte. Theoretisch.

Nun existierte das gesamte Projekt nur noch ... theoretisch.

VenKee Enterprises unterhielt geschäftliche Beziehungen zu fast allen Welten der Liga der Edlen, und Keedair hatte seinen Einfluss geltend zu machen versucht. Er hatte Klagen gegen den Weisen Holtzman und Lord Bludd eingereicht, mit teuren Entschädigungsprozessen und einem Handelsboykott durch die Liga gedroht. Bludd jedoch hatte sich nicht beirren lassen und sich geweigert, Normas Unterlagen zurückzugeben, unter dem Vorwand, die »Sicherheitsinteressen von Poritrin« wahren zu müssen.

Keedair hatte großzügige Bestechungsgelder verteilt und es geschafft, lange genug in Freiheit zu bleiben, um mit einer Flotte von Suspensorlastern und einem Haufen Sklaven zum Komplex zurückzueilen. Nachdem die Dragoner die Anlage offenbar verlassen hatte, versuchte der Tlulaxa, so viel wie möglich zu bergen.

Seit Holtzmans skandalösem Auftritt hatte Keedair nicht geruht und seine ganze Zeit damit verbracht, ein Inventar anzulegen und zu retten, was von diesem ehrgeizigen Unternehmen noch zu retten war – selbst wenn es nur Schrott war. Seine einzige Möglichkeit bestand darin, so viele Vermögenswerte wie möglich zu bergen und sie zu Geld zu machen, um wenigstens einen Teil des enormen Verlust wieder gutzumachen.

Die Aasgeier – Holtzmans Bergungstrupp – hatten einen Tag frei bekommen, um an der Feier des Jahrestages von Bel Moulays niedergeschlagenem Sklavenaufstand teilnehmen zu können. Deshalb musste die Baustelle nicht mehr von einem großen Dragonerkontingent bewacht werden. Keedair wollte die Zeit nutzen, um so viel wie möglich in seinen Besitz zu bringen, bevor Lord Bludd bemerkte, was er tat. Er hatte einen Suspensorlaster mitgenommen und würde den Laderaum füllen.

Genauso wie Norma hatte er in den letzten Tagen verzweifelte Botschaften an Aurelius Venport geschickt, aber sein Partner weilte auf dem fernen Planeten Arrakis. Es würde Monate dauern, bis er hier eintraf. Vielleicht sollte Keedair einfach den Schiffsprototyp beschlagnahmen und selbst zur Wüstenwelt fliegen. Nachdem er dort viele Male persönlich Ge-

würzlieferungen abgeholt hatte, kannte er die Koordinaten auswendig.

Aber so verrückt war er doch nicht.

* * *

Die Zeit verging unglaublich langsam für Ishmael, angesichts der Unvermeidlichkeit dessen, was während der Jubiläumsfeier geschehen sollte. Er sah keinen Ausweg aus seiner Situation, im Zwiespalt zwischen unvereinbaren Widersprüchen.

Nachdem Tio Holtzman auf Befehl von Lord Bludd mit seinen Wachen angerückt war, hatte der Sklavenhalter Keedair die meisten buddhislamischen Arbeiter flussabwärts in die Deltastadt zurückgeschickt. Aliid und seine Anhänger gehörten zu den Ersten, die abgezogen wurden. In Starda war es den Saboteuren der Zenschiiten gelungen, Arbeitergruppen zugewiesen zu werden, die an den Vorbereitungen für das opulente Festival mitwirken sollten.

Jetzt hielten sich nur noch Ishmael und etwa einhundert seiner treuesten Zensunni-Anhänger auf der abgelegenen Raumschiffswerft auf und bemühten sich unter Anleitung des Fleischhändlers, möglichst viele brauchbare Dinge aus den Trümmern zu retten. Ishmael beobachtete, wie sein Schwiegersohn Rafel schwere Maschinen steuerte und mobile Transportplattformen zu den Sammelpunkten auf dem Plateau über dem Fluss dirigierte. Dann wurde die wiederverwertbare Ausrüstung in das große leere Schiff im Hangar verladen.

Ishmaels Tochter Chamal blieb ständig in seiner Nähe und war für ihn ein Anker der Liebe und Hingabe, während ihr junger Ehemann auf seine Weise half. Alle erwarteten von Ishmael, dass er die Gruppe zusammenhielt und führte. Da er alle Sutras zitieren konnte und sie seit vielen Jahren im Glauben der Zensunni unterrichtet hatte, waren sie fest davon überzeugt, dass er direkt von Gott geführt wurde.

Ishmael wusste nicht, was er tun sollte, aber viel schlimmer als Entscheidungslosigkeit wäre es, den Sklaven, die zu ihm aufschauten, seine Ohnmacht einzugestehen. Dann hätte er nicht nur vor sich selbst, sondern vor allen versagt.

Schon seit einiger Zeit spürte er eine zunehmende tiefe Besorgnis, bis schließlich der Tag der Feier auf Poritrin anbrach. Aliids Tag des Blutes und des Feuers. Und er wusste immer noch nicht, was er tun sollte.

Er sprach zu ein paar seiner Leute, die sich dicht um ihn geschart hatten. »Obwohl wir weit von Starda entfernt sind, können wir uns nicht vor den Folgen dessen verstecken, was unsere Zenschiiten-Brüder zu tun beabsichtigen. Aliid zwingt uns zum Handeln. Bald wird ganz Poritrin im Chaos versinken, und wir müssen versuchen zu überleben.«

Während sie ihm zuhörten, taten die Männer und Frauen, die ihn seit vielen Jahren begleitet hatten, als würden sie arbeiten. Nachdem das Projekt nun eingestellt war, gab es keine Aufseher mehr, die jeden ihrer Handgriffe überwachten.

In den ausgeschlachteten Labors und im Hangar gab sich nur noch der humorlose Tlulaxa-Händler Mühe, die Sklaven weiter zu beschäftigen. Keedair hatte nichts für Lord Bludds Festivitäten übrig, zu denen der größte Teil der freien Bevölkerung strömen würde. Seit Norma Cenva in Ungnade gefallen war und man sämtliche Arbeiten hatte einstellen müssen, hielt der ehemalige Sklavenhändler die Zensunni auf Trab, indem er gelegentlich mit einem Lähmstrahler vor ihnen herumfuchtelte, in der Hoffnung, VenKees Verluste so gering wie möglich zu halten.

Während die Sklaven im riesigen, hallenden Gebäude vorgaben, sich mit dem üblichen Mangel an Motivation ihren Aufgaben zu widmen, setzte Ishmael die geflüsterte Diskussion fort.

»Wenn wir Aliid an die Dragoner verraten, werden sie ihn und seine Rädelsführer verhaften«, sagte eine Frau mit harten Augen, deren Haar bereits ergraut war, obwohl sie wesentlich jünger als Ishmael war. »Und uns vielleicht in Ruhe lassen.«

»Das ist unsere einzige Überlebenschance. Andernfalls werden die Dragoner uns alle töten«, stimmte ihr ein älterer Mann zu. »Die Vergeltung wird das, was mit Bel Moulay geschah, in den Schatten stellen.«

Ishmael warf beiden einen düsteren Blick zu. »Mein eigenes Leben ist mir nicht so viel wert, dass ich einen Freund verraten

würde. Ich stimme Aliids Plan nicht zu, aber keiner von uns sollte an seiner Entschlossenheit zweifeln.«

»Dann müssen wir an seiner Seite kämpfen und hoffen, dass die Zenschiiten siegen«, sagte Rafel, der seine Frau am Arm hielt. Chamal wirkte unsicher, aber tapfer. »Wir alle haben die Freiheit verdient. Seit Generationen wurden wir von Sklavenhaltern unterdrückt, und nun gibt Gott uns diese Chance. Sollten wir sie nicht in jedem Fall annehmen?«

Ishmaels Gedanken wirbelten durcheinander. Er wusste aus leidvoller Erfahrung, dass Lord Bludd niemals vernünftig reagieren würde, selbst wenn er ihm den bevorstehenden Aufstand meldete. Aber er erinnerte sich auch an die friedliche und ruhige Art seines Großvaters und wusste, dass er sich nicht in ein wildes Tier verwandeln konnte.

Aliid war gewillt, Starda in Brand zu setzen und die Gebäude der Stadt, die Farmen und sogar die Bergwerke im Norden zu stürmen. Er plante eine überraschende Revolte, in der die Zenschiiten blutige Rache an ihren Herren nehmen wollten. Sie würden nicht nur die Dragonerwachen, sondern auch Frauen und Kinder niedermetzeln. Nachdem sich die Wut über viele Generationen hinweg aufgestaut hatte, war es unwahrscheinlich, dass sich der rasende Mob beherrschen würde. Ein Blutbad war unvermeidlich.

»Haben wir eine andere Wahl, Vater? Wir können den Aufstand nur verraten oder daran teilnehmen.« Chamal hatte die Frage sämtlicher Komplikationen entkleidet, um eine klare Antwort zu finden. Wenn sie so sprach, erinnerte sie ihn an ihre Mutter ...

»Wenn wir uns hier verstecken und nichts tun«, warf Rafel ein, »ziehen wir den Hass der Seite auf uns, die als Sieger aus dem Kampf hervorgeht. Es ist eine schwierige Entscheidung.« Die anderen murmelten zustimmend.

Ishmaels Tochter sah ihn voller Liebe an und kam einen Schritt näher. »Du kennst die Sutras am besten, Vater. Gibt uns das Wort Gottes eine Erkenntnis?«

»In jedem Koran-Sutra liegt tiefe Erkenntnis«, sagte Ishmael. »Manchmal sogar zu viel Erkenntnis. Zu jeder Lebenslage scheint es einen passenden Vers zu geben. Und jede mögliche Antwort

auf eine Frage, die uns beschäftigt, lässt sich mit einem Vers rechtfertigen.«

Er blickte zum alten Raumschiff hinauf, an dem Norma Cenva und ihre handverlesenen Ingenieure viele Monate lang gearbeitet hatten. Nur Keedair war noch an Bord und eilte zwischen dem Schiff und seinen Büros hin und her, um geschäftliche und finanzielle Dokumente zu retten.

Ishmael kniff die Augen zusammen. »Aliid vergisst, was unser eigentliches Ziel ist. Er stellt die Rache über alles andere, doch in erster Linie sollte es uns darum gehen, unser Volk wieder in die Freiheit zu führen.«

Der Anführer der Zensunni musste eine Entscheidung treffen, mit der er das Leben von Chamal, ihrem Ehemann und aller anderen Menschen seines Volkes schützen konnte ... selbst wenn es bedeutete, dass er seine eigene Frau und oder seine anderen Töchter nie wiedersehen würde.

»Ishmael, wir müssen uns entweder dem Kampf anschließen oder uns mit unseren Unterdrückern zusammentun«, sagte Rafel. »Eine andere Möglichkeit haben wir nicht.«

»Das stimmt nicht.« Er blickte bedeutungsvoll auf das große, schweigende Schiff. »Ich sehe eine andere Möglichkeit.«

Seine Anhänger folgten seinem Blick, und allmählich nahmen ihre Gesichter den Ausdruck der ungläubigen Erkenntnis an.

»Ich werde«, fuhr Ishmael fort, »mein Volk von hier fortbringen, fort von dieser Welt ... in die Freiheit.«

* * *

Während sich die Stadtbevölkerung auf Lord Bludds Fest vergnügte, war Tio Holtzman mit viel wichtigeren Angelegenheiten beschäftigt. Der Erfinder hatte nicht mehr an Bel Moulay gedacht, seit der Revolutionsführer hingerichtet worden war. Damit war den Klagen der buddhislamischen Sklaven auf Poritrin ein Ende gesetzt worden.

Sklaven sollte man sehen und nicht hören, genauso wie Kinder.

Es war ein kühler Nachmittag, aber er hatte vorgehabt, sich ein spätes Mittagessen auf der Felsterrasse mit Ausblick auf den

Isana-Fluss servieren zu lassen. Er zog sich warm an und sagte den Köchen, dass sie draußen aufdecken sollten. Wenn er es bequem hatte, konnte er viele Stunden an diesem Aussichtspunkt verbringen und über Möglichkeiten nachsinnen, wie man es von einem Weisen erwartete. Hastig wischte eine Sklavin den Stuhl des großen Mannes ab und hielt ihn bereit, damit er sich setzen konnte.

Er bestellte seine übliche Kost. Holtzman bevorzugte jeden Tag ein spezielles Gericht, nach einer fest vorgegebenen Routine. Er liebte einen vorbestimmten Tagesablauf, weil er dann keine Zeit mit irritierenden Unregelmäßigkeiten verlor. Die Dienerin, eine hübsche Brünette in weißem Spitzenkleid, kehrte mit einem Tablett zurück, auf dem ein Kaffeeservice stand. Sie goss ihm eine suppenschüsselgroße Tasse ein, von der er vorsichtig nippte.

Auf dem Wasser tief unter ihm trieb ein mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen beladener Lastkahn langsam in Richtung Starda. Auf dem Fluss herrschte nur wenig Verkehr, weil sich fast alle Schiffe zum abendlichen Fest in der Stadt eingefunden hatten. Holtzman seufzte. Lord Bludd feierte ständig aus diesem oder jenem Anlass.

In den vergangenen Wochen hatte der Weise Normas Aufzeichnungen und Pläne studiert und herauszufinden versucht, was sie mit diesem alten Frachtschiff anstellen wollte. Vielleicht sollte er einfach auch das alte Gefährt konfiszieren, auch wenn Tuk Keedair wieder mit juristischen Schritten drohen würde. Aber VenKee Enterprises war genauso wohlhabend wie Holtzman, und er war nicht an einem langwierigen Gerichtsprozess interessiert. Sein wichtigstes Anliegen war es, dass Norma Cenvas Ruf ruiniert wurde und sie die Koffer packte.

Und wenn er obendrein herausfand, woran sie gearbeitet hatte, wäre das ein netter Bonus.

Holtzman nahm einen Schluck Kaffee und überlegte, ob er in der Angelegenheit andere Experten zu Rate ziehen sollte. Doch dann beschloss er, niemand anderem die Dokumente in die Hände zu geben. Er hatte sich schon zu viel Ärger mit Norma eingehandelt.

Wahrscheinlich ist alles nur reine Zeitverschwendung, dachte er und wischte sich die Mundwinkel mit einer feinen Serviette. *Norma Cenva ist und bleibt eine realitätsferne Spinnerin.*

* * *

In den folgenden Stunden verhielten sich die Zensunni-Sklaven wie an einem normalen Arbeitstag, während sie den großen Hangar einmotteten, damit Holtzman die Anlage übernehmen konnte. Keedair machte eine Bestandsaufnahme und inspizierte die Fortschritte, aber er schien nicht mit dem Herzen bei der Sache zu sein. Er würde schon bald aufbrechen.

Mit zunehmender Aufregung verbreitete sich die Neuigkeit unter den Zensunni im gewaltigen Hangar. Überall wurde geflüstert, Augen strahlten erwartungsvoll, Mutmaßungen und Hoffnungen machten die Runde. Alle hatten darauf gewartet, dass Ishmael ein Zeichen von Gott erhielt, und nun waren sie bereit, ihm zu folgen.

Ishmael machte sich Sorgen, dass er sie zu lange zur Passivität ermahnt hatte. Er befürchtete, die Zensunni könnten vergessen haben, Stärke zu zeigen. Aber jetzt war keine Zeit für Zweifel.

Bereits um Mittag herrschte im fernen Starda hektische Betriebsamkeit, während sich alles auf den offiziellen Beginn der Jubiläumsfeier vorbereitete. Die Bürger und sogar die Dragonerwachen waren ahnungslos und selbstzufrieden.

Bei Sonnenuntergang würde Aliid das Zeichen zur Revolte geben. Ishmael wusste, dass er seine Tochter, ihren Mann und alle anderen Sklaven schon vor dem Beginn der Feuersbrunst in Sicherheit gebracht haben musste.

Als würde er einen Arbeitsauftrag erfüllen, öffnete er die Einstiegsrampe des großen Schiffes. Daraufhin beluden seine Leute das Schiff mit Wasserfässern und Vorräten aus ihren Baracken und dem Hangar. Nachdem Keedair zu seiner Überraschung festgestellt hatte, dass das Schiff voll funktionsfähig zu sein schien, hatte er befohlen, seine Vorräte und Wertsachen an Bord zu bringen. Wenn demnächst die gesamte Vermögensmasse des Projekts in die Hände von Lord

Bludd fiel, wollte der Tlulaxa-Händler das Schiff in den Orbit bringen, um es zu einem Raumdock zu schleppen und umzubauen. Ursprünglich hatte er beabsichtigt, alles, dessen er habhaft werden konnte, auf Suspensorplattformen wegzuschaffen, doch nun hatte er eine bessere Transportmöglichkeit.

Ishmael jedoch wollte den Schiffsprototyp zu einem anderen Ziel bringen, zu einem neuen Planeten, weit entfernt von Sklavenjägern oder grausamen Denkmaschinen. Es war ihm gleichgültig, wohin die Reise ging, er wollte nur an einen Ort fliehen, wo sie niemand mehr belästigen würde. Vor langer Zeit hatten die buddhislamischen Gläubigen die Liga der Edlen verlassen und sich geweigert, am Maschinenkrieg teilzunehmen. Doch sie waren nicht weit genug geflohen, sodass Fleischhändler wie Keedair ihre Sumpfsiedlungen auf Harmonthep überfallen hatten, während die heilige Stadt Darits auf IV Anbus dem Djihad zum Opfer gefallen war.

Nun würde Ishmael die Chance erhalten, sein Volk in die Freiheit zu führen, die es verdient hatte, und wirklich zu dem Anführer zu werden, den sie in ihm sahen.

Am späten Nachmittag hatte sich die Geduld der hart arbeitenden Sklaven erschöpft. Chamal hielt sich in der Nähe von Rafel und warf ihrem Vater immer wieder besorgte Blicke zu. Ishmael konnte ihnen nicht mehr sagen, dass sie noch länger warten sollten. Sie würden bald zur Tat schreiten müssen. Von Augenblick zu Augenblick stieg die Anspannung wie ein Schwall heißen Blutes in ihren Adern.

Ein murrender Keedair beobachtete die Zensunni mit finsterer Miene, als hätten sich erste Zweifel hinsichtlich ihres Verhaltens in seinem Kopf festgesetzt, dann kehrte er in seine Büros zurück.

Schließlich gab Ishmael ein leises Signal, und die Sklaven verließen ihre Arbeitsstätten, um sich mitten im Hangar zu versammeln. Ishmael stand vor der offenen Schleuse des riesigen, bestens ausgerüsteten Schiffes und stieß ein hohes Wimmern aus, einen unheimlichen Klagelaut, den er seit seiner Kindheit auf Harmonthep nicht mehr benutzt hatte, als er in den Sümpfen auf die Jagd gegangen war.

Die Zensunni-Gefangenen antworteten mit ähnlichen Rufen, wie sie für ihre verschiedenen Heimatplaneten und Kulturen typisch waren. Obwohl sie seit sehr langer Zeit versklavt waren, hatten sie ihre Herkunft nie vergessen.

Der junge Rafel und ein paar Leute aus seinem Trupp liefen zu den Kontrollen und öffneten das gewaltige Dach des Hangars. Unter lauten Knarren und Krachen wurden die sich überlappenden Wellblechplatten zur Seite geschoben, bis der Schiffsprototyp unter dem freien, von Wolken durchzogenen Himmel lag. Die kühle Luft schmeckte nach Freiheit, und sein Volk jubelte in begeisterter Vorfreude.

Als der Tlulaxa-Händler den Lärm hörte, kam er aus dem Verwaltungstrakt geeilt und starrte fassungslos auf die hundert Sklaven, die sich unter dem Schiff drängten, als hätten sie sich zum Appell eingefunden.

»Was macht ihr da? Geht wieder an die Arbeit! Sofort! Uns bleibt nur noch ein Tag, um ...«

Bevor Keedair seine Lähmwaffe ziehen konnte, war er von einer Gruppe Sklaven umringt, die ihm den Fluchtweg abschnitten. Rafel führte sie an, und durch ihre bloße Überzahl konnten sie den kleinwüchsigen Mann überwältigen, ohne auf seine Proteste und Flüche zu achten. Dann packten sie Keedair an den Armen. Die junge Chamal wirkte stark und entschlossen, als sie an seinem langen, grausträhnigen Zopf riss.

Er schrie vor Schmerz und Wut auf. »Das dürft ihr nicht mit mir machen! Ich werde jeden von euch hinrichten lassen!«

Sie zerrten ihn vor Ishmael, der ihn voller Abscheu und Verachtung betrachtete. Immerhin war er der Mann, der die ursächliche Schuld an seiner Versklavung trug. »Man wird euch schwer für diese Dummheit bestrafen!«, schwor Keedair.

»Nein«, sagte Ishmael. »Dies ist unsere einzige Chance. In weniger als einer Stunde wird eine blutige Revolte in Starda ausbrechen. Wir wollen nicht am Massaker teilnehmen, wir wollen nur unsere Freiheit.«

»Ihr könnt nicht entkommen«, sagte Keedair – ohne Trotz, weil er lediglich eine Tatsache feststellte. »Die Dragonerwachen werden euch finden, ganz gleich, wo ihr euch versteckt. Sie werden euch erbarmungslos jagen.«

»Nicht, wenn wir den Planeten verlassen, *Sklaventreiber*.« Rafel trat ganz nahe an den ehemaligen Fleischhändler heran, um ihn einzuschüchtern. »Wir wollen weit fort von hier fliehen, zu einer fernen Welt.«

Ishmael stieß einen Finger in die Brust des Tlulaxa. »Und Sie werden uns hinbringen – in Cenvas Schiff.«

59

Wähle deine Schlachten mit Bedacht. Letztlich ist der Unterschied zwischen Sieg oder Niederlage eine Frage deiner eigenen sorgfältigen oder leichtsinnigen Entscheidungen.

Tlaloc, *Schwächen des Imperiums*

Das rote Licht des Sonnenuntergangs auf Poritrin war wie ein Stichwort für den Beginn der Gewalt.

Auf den Docks am Flussdelta warteten Aliid und seine härtesten Zenschiiten-Brüder hinter den Zäunen, während die Feuerwerker mit den Kanistern voller schillerndem Pulver hantierten. Der Transport der Feuerwerksraketen galt als gefährliche Arbeit, für die nur Sklaven geeignet waren, und Aliid hatte sich nicht über diesen Auftrag beklagt. Stattdessen hatte er mit seinen ausgewählten Anhängern eine Überraschung für ihre herzlosen Unterdrücker vorbereitet. Nach zahllosen Generationen war endlich ihr Tag gekommen.

Lord Niko Bludd saß mit seinen vergnügten Begleitern auf einem hohen, windigen Schwebepodium, das mit flatternden Wimpeln geschmückt war. Der stutzerhafte Aristokrat hatte verfügt, dass diese Vorführung zur großartigsten aller Jubiläumsfeiern werden sollte.

Aliid hatte sich erbittert geschworen, ihm nicht nur ein denkwürdiges, sondern ein legendäres Ereignis zu bereiten. Geheimbotschaften waren in der ganzen Stadt verteilt worden. Keiner ihrer Herren ahnte etwas von der drohenden Gefahr, aber die Sklaven jedes Haushalts waren vorbereitet. Seine Zenschiiten in Starda und allen anderen Siedlungen auf Poritrin brannten darauf, endlich losschlagen zu können. Aliid zweifelte nicht daran, dass die Herrschaft des Adels schnell beendet sein würde.

Dragonerwachen wurden am Flussufer stationiert, und reiche Familien hatten ihre Sklaven in den Anwesen auf den Klippen über dem Isana zurückgelassen. Der Aufstand würde so

plötzlich und umfassend losbrechen, dass die Dragoner unmöglich rechtzeitig reagieren konnten. Die Sklaven würden sich mit Fackeln, Knüppeln und selbstgeschliffenen Messern bewaffnen, was immer sie in die Hände bekamen. Außerdem wusste Aliid, wo sie an leistungsfähigere Waffen gelangten, mit denen sie sogar eine Chance gegen die Dragoner hatten.

Alles war bestens vorbereitet.

Aus langen Trompeten schallte eine blecherne Fanfare in den Abendhimmel. Lord Bludd wirbelte seine farbenfrohen Gewänder durcheinander und hob die Hände, um das Zeichen für den Beginn des Festes zu geben.

Auf einem Floß mitten im träge fließenden Isana machten sich die Feuerwerker daran, die kunstvoll arrangierten Feuerwerkskörper zu entzünden, jedoch ohne Erfolg. Als eine ganze Weile nichts geschah, ging ein unruhiges Raunen durch die Menge am Flussufer. Aliid grinste, weil er wusste, dass die Techniker, wenn sie die nicht funktionierenden Feuerwerkskörper öffneten, feststellen würden, dass sie nur Asche und Sand enthielten.

Das entzündliche Pulver war an einen anderen Ort geschafft worden.

Verärgert winkte Lord Bludd, und eine dritte Fanfare ertönte. Diesmal wurde er mit hellen Explosionen in der zunehmenden Dunkelheit belohnt – doch die grellen Flammen brachen aus den Lagerhäusern am Hafen hervor. Sämtliche Feuerwerkskörper, die Aliid und seine Kameraden von der Bühne geschmuggelt hatten, setzten nun achtzehn Lagerhäuser gleichzeitig in Brand. Verwirrte Rufe drangen aus der Menge. Dann waren weitere Explosionen von den hohen Klippen zu hören.

Aliid grinste still.

Sklaven liefen durch die Stadt und entzündeten brennbare Stoffe und Brandbeschleuniger, die sie in den vergangenen Tagen überall verteilt hatten. Wenn alles nach Plan verlief, mussten zum gegenwärtigen Zeitpunkt bereits über fünfhundert Gebäude in der dicht bevölkerten Stadt in Flammen stehen. Die Verwüstung würde sich schnell ausbreiten.

Starda ist verloren.

Weder Lord Bludd noch seine Dragoner oder die Bürger konnten etwas tun, um die Katastrophe abzuwenden. Das Aus-

maß der Vernichtung war der Wut angemessen, die die buddhislamischen Sklaven seit vielen Generationen in sich aufgestaut hatten.

Sirenen heulten überall in der Stadt. Lord Bludd wandte sich über Lautsprecher an die Bürger und forderte sie auf, den Brand zu bekämpfen und all ihre Sklaven zur Verfügung zu stellen. »Wir müssen unsere wunderbare Stadt retten!«

Aliid lachte nur, genauso wie die anderen in seiner Nähe. Als einer der Sklavenaufseher ihnen zurief, dass sie sich an die Arbeit machen sollten, liefen sie einfach davon, ohne aufgehalten zu werden. Überall in Stada rannten die Zenschiiten nun von Haus zu Haus, legten Brände und zerstörten alles, was sich in ihrer Reichweite befand. In den Bergbau- und Landwirtschaftsregionen würden sich weitere Gefangene erheben und die Familien ihrer Besitzer töten, um das Land und die Häuser für sich zu beanspruchen. Der Aufstand konnte nicht mehr aufgehalten werden. Dieses Mal nicht!

Aliid und seine Männer brachen in ein städtischen Museum von Poritrin ein, in dem Waffen ausgestellt waren – scheinbar archaische Raketenwerfer, Granaten und einfache Projektilwaffen. Er wusste jedoch, dass sie noch funktionsfähig waren.

Die Sklaven zertrümmerten die Vitrinen und griffen sich die Ausstellungsstücke. Sie nahmen auch die Messer und Schwerter mit. Trunken von der Vorfreude nahm sich Aliid eine schwere Waffe, die vor Jahrhunderten entwickelt worden war, aber wegen ihres hohen Energieverbrauchs nicht mehr für militärische Zwecke eingesetzt wurde. Das Lasergewehr konnte einen energiereichen Strahl abgeben, mit dem sich aus großer Entfernung viele Feinde niedermähen ließen – so lange der Energievorrat reichte.

Aliid gefiel es, wie die Waffe in der Hand lag, und nahm sie an sich. Er dachte daran, wie viel Vernichtung sie anrichten würde. Dann rannte er mit seinen Anhängern durch die Straßen. Über der Stadt ragte der Felsturm mit den Labors von Tio Holtzman auf. Jetzt wusste er, wo er mit seiner ehrgeizigen Rachemission beginnen würde.

* * *

Tuk Keedair befand sich ganz allein in einem wütenden Zensunni-Mob im weit abgelegenen Hangar und geriet in Panik. »Ich soll euch im Raumfaltschiff mitnehmen? Unmöglich! Ich bin nur ein Händler. Grundsätzlich weiß ich, wie man ein Schiff fliegt, aber ich bin kein professioneller Pilot oder Navigator. Außerdem ist dieses Schiff noch nie getestet worden. Das Triebwerk ist eine Neuentwicklung. Alles ist ...«

Rafel packte den Fleischhändler fester an den Armen und schüttelte ihn brutal. »Das Schiff ist unsere letzte und einzige Hoffnung. Wir sind verzweifelte Menschen. Unterschätzen Sie uns nicht.«

Ishmaels Stimme war kalt und zornig. »Ich erinnere mich an Sie und Ihre Spießgesellen, Tuk Keedair. Sie haben mein Dorf auf Harmonthep überfallen. Sie haben meinen geliebten Großvater in den Sumpf mit den Riesenaalen geworfen. Sie haben mein Volk vernichtet.«

Er schob sich ganz nah an das Gesicht des Tlulaxa heran. »Ich will meine Freiheit und eine neue Chance für meine Tochter und all diese anderen Menschen.« Er deutete auf die unruhige Menge im Hangar. »Aber wenn sie uns keine andere Wahl lassen, werde ich mich mit einem simplen Racheakt zufrieden geben müssen.«

Keedair schluckte, betrachtete die wütenden Sklaven und sagte: »Wenn mein Tod die Alternative ist ... dann kann ich genauso gut versuchen, dieses Ding zu fliegen. Aber macht euch klar, dass ich nicht weiß, was ich tue. Die neuen Raumfalt-Triebwerke wurden noch nie unter realen Bedingungen mit Fracht und Passagieren getestet.«

»Sie hätten die ersten Experimente sowieso mit uns Sklaven durchgeführt«, knurrte Rafel, »als Versuchskaninchen.«

Keedair schürzte die Lippen und nickte. »Wahrscheinlich.«

Auf ein Zeichen von Ishmael hin eilten die Sklaven ins Schiff. Sie würden sich in den Schlafquartieren, Gemeinschaftskabinen und Korridoren verstecken, die nicht mit Ausrüstung vollgestellt waren, und abwarten. Sie würden sich unter Decken verkriechen, sich aneinander festhalten und auf das Beste hoffen.

»Noch etwas.« Keedair gab sich alle Mühe, sein Selbstbewusstsein wiederzufinden. »Ich kann mich nur an einen einzi-

gen Koordinatensatz erinnern, den von Arrakis. Das ist ein Hinterwäldlerplanet, zu dem ich in letzter Zeit die meisten Handelsreisen unternommen habe. Mit dem ersten Testflug dieses Schiffes wollten wir dorthin fliegen.«

»Könnte Arrakis unsere neue Heimat werden?«, fragte Chamal mit leuchtenden Augen. »Ist es ein paradiesisches und friedliches Land, wo wir frei sein können – und Sicherheit vor Leuten wie Ihnen finden?« Ihre Miene verdunkelte sich.

Keedair sah aus, als wollte er über die Frage lachen, aber er schien nicht den Mut dazu aufzubringen. »Manche sehen es so.«

»Dann bringen Sie uns hin«, befahl Ishmael.

Die Zensunni trieben den verängstigten Tlulaxa die Rampe hinauf zur Pilotenkabine. Einhundertundeins Zensunni strömten an Bord und verschlossen die Luken, bis es im Hangar völlig leer war, während sich die Dämmerung über dem Isana-Fluss sammelte.

Keedair betrachtete die provisorischen Kontrollen, die Norma Cenva installiert hatte und mit Etiketten in ihrer unverständlichen Kurzschrift markiert waren. Er kannte sich mit dem Grundprinzip der Steuerung dieses Schiffes aus und wusste, wie er die gewünschten Koordinaten einzugeben hatte.

»Niemand weiß, ob ein menschliches Wesen die zeitverlustfreie Passage durch die dimensionale Anomalie des gefalteten Raumes übersteht.« Keedair hatte offensichtlich genauso viel Angst vor dem Unbekannten wie vor den Drohungen der Sklaven. »Ich weiß nicht einmal, ob sich dieses Schiff überhaupt von der Stelle bewegen wird.«

»Geben Sie die Koordinaten ein«, befahl Ishmael. Er wusste, dass in diesem Augenblick am Hafen von Starda und im Flussdelta der gewalttätige Aufstand begann. Er betete, dass Ozza und seine andere Tochter in Sicherheit waren, weit entfernt von Aliids Aufruhr und Blutvergießen. Aber er konnte sie jetzt nicht mehr retten. Er konnte nicht einmal darauf hoffen, sie jemals wiederzusehen. »Wir müssen von Poritrin verschwinden, bevor es zu spät ist.«

»Vergessen Sie nicht, dass ich Sie gewarnt habe.« Keedair warf sich den langen Zopf über die Schulter. »Verfluchen Sie nicht meinen Namen, wenn diese Holtzman-Triebwerke uns in eine

fremde Dimension schleudern, in der Sie sich auf ewig in Todesqualen winden.«

»Ich verfluche Ihren Namen bereits jetzt«, sagte Ishmael.

Mit grimmiger Entschlossenheit aktivierte Keedair die unerprobten Raumfalt-Triebwerke.

Einen Sekundenbruchteil später verschwand das Schiff in der Leere.

* * *

Tio Holtzman saß entspannt und nachdenklich auf der Terrasse, während der Himmel in den Farben des Sonnenuntergangs erblühte. Unten am Fluss hatten sich Menschenmassen vor Tribünen versammelt, um Ansprachen zu lauschen, und in der Ferne spielte Marschmusik.

Er schob den Stuhl vom Tisch zurück, als eine Brise seine Serviette fortwehte. Der Wissenschaftler beobachtete, wie sie in die Tiefe segelte, wobei er geistesabwesend bemerkte, dass am anderen Ufer und auf dem Sklavenmarkt mehrere Lagerhäuser brannten. Aber er machte sich deswegen keine Sorgen. Lord Bludds Leute würden sich darum kümmern.

Als er wieder ins Gebäude ging, um seine Arbeit fortzusetzen, rief Holtzman nach seinen Haushaltssklaven. Niemand reagierte. Verärgert widmete er sich wieder Norma Cenvas konfiszierten Dokumenten und versuchte sie zu entziffern. Er konzentrierte sich auf die mathematischen Symbole und ignorierte die sonstigen Kritzeleien und Zeichnungen.

Er hatte sich so sehr in ihre chaotischen Notizen vertieft, dass er zunächst gar nichts von der Unruhe bemerkte, die sich im Haus breitmachte. Männer schrien, Glas zerbrach. Doch als Schüsse zu hören waren, ruckte sein Kopf hoch, und er rief nach den Dragonerwachen. Die meisten waren zu den Feierlichkeiten am Fluss abgezogen worden. Waren das Schüsse? Durch die Fenster sah er, dass nun weitere Gebäude in der Stadt brannten. Außerdem waren ein fernes Getöse und Schreie zu hören. Murrend legte der Erfinder seinen Körperschild an, wie er es sich angewöhnt hatte, und ging hinaus, um nachzusehen, was der Aufruhr zu bedeuten hatte.

* * *

Aliid rannte einen Korridor im obersten Stock von Holtzmans elegantem Anwesen entlang und feuerte immer wieder seine antike Lasgun ab. Er setzte Statuen und Gemälde in Brand. Von hinten hörte er die Freudenschreie seiner Anhänger, die die Haushaltssklaven befreiten.

Genau vor ihm versperrten zwei Dragonerwachen den Gang, doch Aliid halbierte sie mit der Lasgun und brannte ihnen das Fleisch von den Knochen. Trotz ihres hohen Alters war es eine sehr nützliche Waffe mit beeindruckender Feuerkraft.

Weil Aliid vor vielen Jahren hier gearbeitet hatte, konnte er sich denken, wo er den arroganten Weisen finden würde. Kurz darauf stürmte er in die private Suite, gefolgt von zwanzig aufgebrachten Anhängern.

Ein graubärtiger Mann stand mitten im Raum und hatte die Arme in voluminösen Ärmeln über der Brust verschränkt. Ein Flimmern umgab ihn und verzerrte seine Gesichtszüge. Entrüstet wandte sich Holtzman an die Rebellen, ohne Aliid wiederzuerkennen. »Haut ab, bevor ich meine Wachen rufe!«

Unbeirrt kam Aliid mit der Lasgun näher. »Ich werde gehen, aber nicht bevor wir Rache an unseren Sklavenhaltern genommen haben.«

Als der Weise die alte Waffe erkannte, wurde sein Gesicht zu einer Maske des Schreckens, was Aliid jedoch nur ermunterte. Genauso hatte er es sich immer vorgestellt.

Erbarmungslos eröffnete er das Feuer auf den grausamen Sklavenhalter.

Der purpurne Laserstrahl traf auf Holtzmans Körperschild, und die Interaktion resultierte in einer gigantischen Explosion. Das Anwesen des Erfinders und der größte Teil der Stadt Starda verwandelten sich in die weiße Gluthölle einer nuklearen Kettenreaktion.

60

Es gibt keine geschlossenen Systeme. Für den Beobachter läuft immer irgendwann die Zeit ab.

Die Legende von Selim Wurmreiter

Als er den Trupp schwer bewaffneter Söldner zu ihrem Ziel – und zu seiner Rache – führte, musste sich Naib Dhartha der Erkenntnis stellen, dass diese mürrischen, harten Männer in ihm nicht mehr als einen Gehilfen sahen. Für sie war der Anführer der Zensunni lediglich jemand, der ihnen den Weg zeigte. Befehle durfte er ihnen nicht erteilen.

Seit der Konvoi von Arrakis City aufgebrochen war, hatten ihm die gedungenen Kämpfer nur wenig Respekt entgegengebracht. Dhartha saß im Flugschiff zusammen mit fünf Zensunni-Kriegern, die sich dem Kanla-Rachefeldzug angeschlossen hatten. Die abgehärteten Söldner betrachteten seine Gruppe als primitive Nomaden, als Amateure, die Soldat spielen wollten. Doch alle hatten das gleiche Ziel – Selim Wurmreiter zu vernichten.

Zusammengenommen verfügten die Kämpfer über genügend Feuer- und Sprengkraft, um jeden der Banditen in Fetzen zu schießen, ohne einen Fuß auf den Boden zu setzen und sich die Hände schmutzig zu machen. Naib Dhartha hätte es vorgezogen, seine Feinde am Haar zu packen, ihren Kopf zurückzureißen und ihnen die Kehle aufzuschlitzen. Er wollte zusehen, wie das Licht in Selims Augen erlosch, und spüren, wie ihm sein warmes Blut über die Finger lief.

Dhartha war jedoch bereit, auf solche Genüsse zu verzichten, wenn dadurch gewährleistet war, dass der Wurmreiter und seine Bande vom Angesicht des Planeten getilgt wurden.

Warme Luft stieg wie Rauch von den glühenden Dünen auf, und der Flieger wurde von der Thermik heftig durchgeschüttelt. Eine Reihe aus zerbrochenen Felsen ragte vor ihnen auf, wie ein einsamer Kontinent weit draußen in der Wüste.

»Das Ungeziefernest liegt direkt voraus«, sagte der Anführer des Söldnertrupps.

Für Naib Dhartha waren der Offizier und seine Männer allesamt Ungläubige. Sie stammten von verschiedenen Planeten der Liga der Edlen. Einige waren auf Ginaz ausgebildet worden und in den Prüfungen gescheitert, sodass sie nie in die Riege der Elitekämpfer aufgenommen worden waren. Dennoch waren sie gnadenlose Killer ... genau das, was die Situation erforderte.

»Wir könnten die Felsen einfach bombardieren«, schlug ein anderer Söldner vor. »Wir schlagen zu und verwandeln den gesamten Steinhaufen in brennenden Staub.«

»Nein«, widersprach Dhartha. »Ich will die Leichen zählen und ihnen die Finger als Trophäen abschneiden.« Die Männer in seinem Kanla-Trupp murmelten zustimmend. »Erst wenn wir allen die Leiche von Selim Wurmreiter zeigen können, erst wenn wir beweisen können, dass er schwach und sterblich war, werden seine Anhänger mit den Sabotageanschlägen aufhören.«

»Weshalb machst du dir Sorgen, Raul?«, fragte ein anderer Söldner. »Sie haben überhaupt keine Chance gegen uns. Wahrscheinlich besitzen sie nur drei Maula-Pistolen, und unsere Körperschilde schützen uns vor Projektilen. Wir sind unbesiegbar.«

»Richtig«, sagte ein weiterer Soldat. »Eine alte Frau könnte Bomben auf das Versteck werfen und es ausradieren. Sind wir Kämpfer oder Bürokraten?«

Dhartha zeigte in Flugrichtung. »Sie sollten dort auf dem Sand dicht neben den Felsen landen. Dort können uns die Würmer nicht erreichen. Dann werden wir ausschwärmen, nach den Höhlen der Gesetzlosen suchen und sie ausräuchern. Der Wurmreiter dürfte versuchen, sich vor uns zu verstecken, aber wir werden die Frauen und Kinder nacheinander töten, bis er herauskommt.«

»Dann können wir ihn abknallen«, rief Raul, und alle brachen in lautes Gelächter aus.

Dhartha verzog das Gesicht. Er bemühte sich, nicht zu gründlich über das nachzudenken, was er tat. Und dass er keine andere Wahl gehabt hatte, als Aurelius Venport um Hilfe anzubetteln. Das Problem namens Selim Wurmreiter war bisher immer

seine Privatangelegenheit gewesen, eine Fehde, die die beiden Männer gegeneinander austrugen. Die Stammesältesten aus fernen Dörfern der Zensunni machten kein Geheimnis daraus, wie sehr sie Dhartha verachteten, weil er immer wieder mit unreinen Fremden zusammenarbeitete. Der Naib machte Geschäfte mit Händlern von anderen Planeten und verkaufte ihnen so viel Gewürz, wie sie haben wollten. Er hatte sein Felsdorf sogar mit importierten Dingen ausgestattet und ihre traditionelle Lebensweise aufgegeben. Nachdem er nun mit diesen Söldnern in Kampf gegen seinen persönlichen Feind zog, hatte er alles hinter sich gelassen, was ihm einmal etwas bedeutet hatte. In dieser Hinsicht nahm er keine Rücksicht mehr auf die Traditionen oder Glaubensgrundsätze des Buddhislam. Zähneknirschend wurde ihm klar, dass Heol ihn wegen seiner Taten möglicherweise verfluchte.

Wenigstens wird dann Selim Wurmreiter tot sein.

Der Transporter landete vor einem Haufen aus Felsblöcken, dann öffneten sich die Türen und ließen die heiße, trockene Luft herein. Dhartha machte sich bereit, Befehle zu erteilen, doch Venports Söldner beachteten ihn überhaupt nicht, sondern sprangen einfach nach draußen. Unter lauten Rufen schulterten sie Projektilwaffen und aktivierten ihre individuellen Schilde. Kurz darauf kletterten die Männer die Felsen hinauf und unternahmen einen koordinierten, schnellen Vorstoß in die Höhlen.

Dhartha kam sich wie ein bloßer Zuschauer vor. Schließlich rief er barsch die fünf Männer des Kanla-Trupps zusammen. Sie beeilten sich, um nicht den Anschluss an die Söldner zu verlieren. Sie wollten ihren gerechten Anteil am Blutvergießen.

Viele Monate lang hatten Dharthas Spione Hinweise und Informationen gesammelt, bis er davon überzeugt war, das Schlupfloch von Selims Bande gefunden zu haben. Der Wurmreiter konnte unmöglich rechtzeitig gewarnt worden sein.

Als die fremden Soldaten vor ihm in die Höhlen stürmten, stellte Dhartha fest, dass überhaupt kein Kampflärm zu hören war, weder Schreie noch Schüsse von Maula-Pistolen. Hatten die Banditen geschlafen? Mit den anderen Zensunni drang er vorsichtig in die Höhlen ein.

Offenbar war dies der Ort, an dem die Gesetzlosen gewohnt hatten. Aus dem Sandstein waren Räume herausgehauen worden. Die dekorativen Wandbehänge und gestohlenen Leuchtgloben waren noch da, genauso wie Kochgeschirr und andere Haushaltsgegenstände.

Aber in den Höhlen hielten sich keine Menschen auf. Die Gesetzlosen waren geflohen.

»Jemand hat ihnen gesagt, dass wir kommen«, knurrte der Anführer der Soldaten. »Wir wurden verraten.«

»Unmöglich«, sagte Naib Dhartha. »Niemand hätte schneller als unser Transporter hier eintreffen können. Wir haben diese Angriffstruppe erst vor fünfzehn Stunden zusammengestellt.«

Venports Söldner versammelten sich in einem größeren Raum. Ihre Gesichter waren vor Wut gerötet. Sie wandten sich Naib Dhartha zu und schienen ihn für diesen Fehlschlag verantwortlich zu machen. Ein Mann mit einer Narbe auf der Stirn sprach aus, was die anderen dachten: »Dann erkläre uns, Wüstenmann, wohin sie alle verschwunden sind.«

Der Naib bemühte sich, seine Atmung zu beherrschen. Zorn und Verwirrung schlugen ihm entgegen. Er wusste, dass sie den richtigen Ort gefunden hatten. Die Gerüche bewiesen, dass hier noch bis vor kurzem Menschen gelebt hatten – viele Menschen. Das war keine Siedlung, die schon vor langer Zeit verlassen worden war. »Selim war hier. Er kann nicht weit sein. Wie wollen sie draußen in der Wüste überleben?«

Bevor jemand antworten konnte, hörten sie ein schwaches, fernes Pochen, das wie Herztöne klang ... oder wie eine Trommel. Mit seinen Gefährten stürmte Dhartha zu einer Fensteröffnung und sah eine einsame Gestalt weit draußen in den Dünen, einen verlorenen Menschen, der winzig und ohnmächtig wirkte.

»Da ist er!«, rief Dhartha.

Die Söldner stießen Kampfschreie aus und rannten zum Fluggefährt zurück. »Und wenn es eine Falle ist?«, fragte einer der Männer.

Voller Zorn und Verachtung sah Dhartha den Söldner an. »Der Mann ist allein. Wir müssen ihn gefangen nehmen, um von ihm zu erfahren, wohin die anderen gegangen sind.«

Mit höhnischer Miene warf der Hauptmann der Söldner ein: »Wir haben keine Angst, ganz gleich, was dieser Wüstenabschaum im Schilde führen mag.«

Die Söldner rannten hinaus, um sich Selim Wurmreiter zu holen.

* * *

Der Sand war weich unter seinen Stiefeln, und die Mittagssonne schien hell und heiß, als wollte sie alles verglühen, was ihre Strahlen berührten. An diesem Tag wurde Selim von keinem Schatten begleitet, er war rundum erleuchtet. Er blieb in der Mitte der Leere stehen, wo alle Welt ihn sehen konnte. Er setzte sich ins grelle Sonnenlicht, zog seine Trommel hervor und wartete.

Naib Dhartha und sein Überfallkommando mussten ihn irgendwann bemerken.

Am Vortag hatte in allen Höhlen hektische Betriebsamkeit geherrscht, als seine Anhänger Vorräte und alles andere, was sie für eine Reise in die tiefste Bled benötigten, eingepackt hatten. Die jungen Wurmreiter hatten ihn aufgeregt und entschlossen angesehen. Sie fürchteten sich vor dem, was geschehen würde, aber keiner wagte es, Selims Visionen oder Befehle in Frage zu stellen.

Marha, die bis zuletzt geblieben war, hatte sich an Selim geklammert, und er hatte sie fest an sich gedrückt. Er hatte an das Leben gedacht, dass in ihrem Leib heranwuchs, und sich gewünscht, er hätte bei seiner Frau bleiben und sein Kind großziehen können. Aber der Ruf von Shai-Hulud war stärker. Er wusste, was er tun musste. Er musste Gottes Befehl folgen.

»Ich habe die richtige Entscheidung getroffen, als ich mich deinem Trupp angeschlossen habe«, hatte Marha mit einer Mischung aus Besorgnis und Verwunderung in den Augen gesagt. »Ich bete, dass dein Leben heute verschont wird, aber wenn es zum Schlimmsten kommt, Selim, werde ich dafür sorgen, dass unser Kind stolz auf dich ist.«

Er hatte ihr Gesicht berührt und gar nicht versucht, sie mit tapferen Sprüchen zu beruhigen. Er wusste nicht, was Shai-Hulud für ihn vorgesehen hatte. »Kümmere dich gut um unse-

ren *Sohn*.« Er legte behutsam eine Hand auf ihren Bauch. »Die Melange hat mir gesagt, dass du einen gesunden Jungen auf die Welt bringen wirst. Du wirst ihm den Namen ... El'hiim geben. Eines Tages wird er ein guter Stammesführer sein, wenn er die richtigen Entscheidungen trifft.«

Ihr Gesicht hatte voller Hoffnung erstrahlt, doch dann hatte Selim sie aufgefordert zu gehen.

Als er nun allein in der Weite war, fühlte er sich einsam und klein, doch Shai-Hulud war bei ihm. Sein ganzes Leben, seine Vergangenheit und seine Zukunft, konzentrierte sich auf diesen Punkt. Selim empfand eine Zuversicht, die viel stärker war als alles, was er seit seiner ersten Vision vor etwa drei Jahrzehnten erlebt hatte.

Naib Dhartha war sein eingeschworener Feind und der Widersacher von Shai-Hulud. Der Zensunni-Führer hatte seine Seele an fremde Händler verkauft und verschacherte das Herzblut von Arrakis – die Melange. Er ließ sie in Bahnen fließen, in die sie nicht gehörte. In seinen Gewürzvisionen konnte Selim die Landschaft der Zeit überblicken, von einem Standpunkt, den nur ein Gott oder sein Bote einzunehmen imstande war. In der fernen Zukunft sah er den langsamen Tod der Sandwürmer ...

Viele Generationen würden sich an den Kampf des heutigen Tages erinnern und ihn in den nächsten Jahrhunderten immer wieder an den Lagerfeuern wiederbeleben. Selims Name würde vielleicht irgendwann vergessen sein, und die Details würden durch die Wiederholungen glattgeschliffen werden, aber die Essenz würde in die Mythologie der Wüstenwanderer Eingang finden. Das Volk würde sich an ihn erinnern und noch entschlossener gegen die Gewürzräuber vorgehen.

Im größeren Zusammenhang war es von eminenter Bedeutung, was er heute tat.

Er beobachtete, wie die verhassten Truppen der Fremden in einem Militärflugzeug landeten und in die Höhlen ausschwärmten, die Selim viele Jahre lang als Stützpunkt für seine Aktionen benutzt hatte. Seine Lippen verzogen sich, als er sah, dass Naib Dhartha noch mehr Schande über sich gebracht hatte, indem er sich mit gedungenen Kriegern von fremden Planeten

zusammengetan hatte. Sie waren gut bewaffnet und bewegten sich mit tierhafter Wildheit.

Selim tat es weh, mit ansehen zu müssen, wie sie sein Heim entweihten, die Höhlen, in der er und seine Anhänger sich getroffen und gefeiert hatten, den Raum, in dem Marha und er sich zum ersten Mal geliebt hatten. Diese Eindringlinge hatten das Weiterleben nicht verdient.

Er saß mit gekreuzten Beinen im Sand und wartete, während sie die verlassene Siedlung plünderten. Allmählich wurde er ungeduldig, weil ihn immer noch niemand gesehen hatte. Er stellte die Trommel auf und schlug in kraftvollem, einfachem Rhythmus auf das Trommelfell. Die Töne hallten laut durch die klare Wüstenluft und über die Dünen.

Ein Ruf, eine Herausforderung.

Selim hörte schwache Rufe der Überraschung und Wut, dann stürmten die Krieger die Felsen herunter. Sie eilten zu ihrem Fluggefährt zurück. Die Triebwerke heulten auf, und Staub wirbelte empor, als sich der Transporter in die Luft erhob.

Naib Dhartha und seine Männer liefen zu Fuß über die Dünen.

Selim schlug härter auf die Trommel, in einem erbarmungslosen, beharrlichen Ryhthmus. Es war ein Präzisionsinstrument, das er selbst angefertigt hatte. Der treue Jafar hatte ihm gezeigt, wie er die Metallstreben mit straff gewobenen Kängurumausfellen bespannte. Diese Trommel hatte ihm jahrelang gute Dienste geleistet. Damit hatte er viele Würmer gerufen.

Der Transporter rauschte so tief über ihm vorbei, dass er den Luftstrom und die Hitze der Abgase der Triebwerke spürte. Aufgewirbelter Sand prasselte ihm ins Gesicht, aber Selim zuckte nicht zusammen. Sie hätten ihn unter Beschuss nehmen oder Sprengsätze abwerfen können, um ihn zu vernichten. Aber der Pilot schien nur feststellen zu wollen, ob er wirklich allein war. Natürlich würden sie eine Falle vermuten – aber sie würden keine Hinweise erkennen. Das Flugzeug kehrte im weiten Bogen zurück, dann landete es auf einer Sandfläche ein gutes Stück von ihm entfernt. Die Söldner kletterten heraus.

Als würden sie einen Wettlauf gegen die Soldaten aus dem Transporter machen, hasteten Naib Dhartha und seine Zen-

sunni-Krieger über die Landschaft. All diese überheblichen Männer glaubten, dass sie es mit den Bedingungen der Wüste aufnehmen könnten, aber Selim wusste, dass ein Menschenleben auf Arrakis bedeutungsloser war als ein Sandkorn in der offenen Bled.

Er schlug weiter seine Trommel. Dann hörte er die Antwort – ein tiefes Zittern ... das lauter wurde und näher kam.

Von der anderen Seite stürmten die Zensunni-Krieger heran und schwenkten ihre Waffen. Sie hatten vergessen, sich mit unregelmäßigen Schritten zu bewegen, was sie bereits als Kinder gelernt hatten. Er konnte ihre Flüche und Drohungen hören. Obwohl er älter als die meisten seiner Kämpfer war, führte der Naib den Vorstoß an. Wie Selim gehofft hatte, wurde Dharthas gesunder Menschenverstand durch seine Wut getrübt.

»Ich fordere dich heraus, Selim Dämonenreiter!«, brüllte Dhartha, kaum dass er in Hörweite war. Seine Stimme war tief und ernst, genauso wie damals, als er Selim zu Unrecht als Wasserdieb verurteilt hatte. »Du hast meinem Volk genug Schaden zugefügt! Ich bin gekommen, um dein gesetzloses Leben zu beenden!«

Gemäß ihrer Ausbildung hatten die fremden Soldaten ihre Körperschilde eingeschaltet. Selim hatte noch nie mit einem Schild gekämpft, weil kein wahrer Krieger, sondern nur Feiglinge einen solchen Schutz nötig hatten. Gleichzeitig spürte er im Boden tief unter sich einen harten Ruck, als die Männer auf ihn zukamen. Sie wussten nicht, dass ihre Schilde einen viel stärkeren Lockruf für Shai-Hulud aussandten, als es Selims Trommel konnte.

»Bist du ein Mann ohne Sünde, dass du dir anmaßen kannst, über mich zu urteilen, Naib Dhartha?«, rief Selim zurück. Er schlug weiter seine Trommel. »Ein Mann, der wissentlich einen kleinen Jungen verstoßen hat, der sich keines Verbrechens schuldig gemacht hat? Du hast wiederholt gegen das Gebot von Shai-Hulud verstoßen, obwohl dir bekannt ist, welchen Schaden du damit anrichtest. Du hast viel mehr Blut an den Händen als ich!«

Einige Mitglieder des Zensunni-Trupps stießen erschrockene Rufe aus und zeigten in die Ferne. Selim drehte sich nicht um.

Er spürte, dass die Vibration stärker wurde, während die Sandwürmer anrückten. Viele Sandwürmer.

Die Söldner hielten abrupt an und liefen wie aufgescheuchte Ameisen verwirrt durcheinander, als der Sand unter ihren Füßen in Bewegung geriet und kochte. Mit aufheulenden Triebwerken hob der Flieger von der instabilen Düne ab und stieg in der staubigen Luft auf.

Im nächsten Moment brach ein gigantischer Sandwurm aus dem Boden hervor, von der Ausstrahlung der Körperschilde zum Wahnsinn angestachelt, und sein aufgerissenes Maul verschlang den gesamten Soldatentrupp.

Selim blieb sitzen und lauschte auf das Rauschen des aufgewühlten Sandes und das hoffnungslose Geschrei der Männer, die in den tiefen Schlund stürzten.

Der Pilot ging mit dem Transporter noch ein Stück höher und steuerte auf den riesigen Sandwurm zu, der innerhalb weniger Sekunden den größten Teil der Söldner vernichtet hatte. Mit den eingebauten Waffen feuerte er Sprenggeschosse ab, die auf die gepanzerte Haut der Wurmsegmente trafen und Löcher ins rosafarbene Fleisch rissen. Der augenlose Wurm wand sich und tobte, während er blind nach dem Feind suchte, der ihm Schmerzen zufügte.

Als das Gefährt zu einem neuen Angriff herabstieß, brach ein zweiter Sandwurm aus den Tiefen der Wüste hervor. Mit schlängelnder Bewegung rammte er das Flugzeug und brachte es ins Trudeln. Der Wurm stürzte in den Sand zurück, während der Militärtransporter mit voller Wucht in eine Düne schlug und tief in den Sand eindrang.

Auf der anderen Seite sah Selim, wie die Zensunni-Krieger die Waffen fallen ließen, umkehrten und panisch die Flucht ergriffen. Dhartha blickte ihnen voller Wut und Abscheu nach. Nun stand er dem Wurmreiter ganz allein gegenüber.

Selim fürchtete sich nicht vor Shai-Hulud. Er war dem Wurm viele Male entgegengetreten und wusste, welches Schicksal Gott für ihn ausersehen hatte. »Für einen Wurmreiter gibt es nur eine Art zu sterben, Naib Dhartha.«

Selim hatte sich alle Mühe gegeben, seiner Bestimmung zu folgen. Tief in seinem Herzen wusste er jedoch, dass er mit dem,

was er tun würde, viel mehr erreichen würde. Er würde das Reich der Wirklichkeit verlassen und in die Regionen des Mythos eintreten. Die Geschichte von Selim Wurmreiter und seiner heiligen Taten würde über Jahrhunderte Bestand haben.

Dann tauchte ein drittes Ungeheuer aus dem Sand und erhob sich vor den flüchtenden Zensunni. Diese Geschöpfe besaßen ein ausgeprägtes Revierverhalten und drangen niemals in den Bereich eines Rivalen ein ... doch nun hatten *drei* von ihnen auf Selims Ruf gehört. Er bezweifelte, dass irgendein Mensch schon einmal etwas Derartiges beobachtet hatte.

Die Kanla-Krieger konnten dem dritten Wurm nicht entkommen. Das Tier schlug um sich und verschlang die Männer in einer aufgewirbelten Sandwolke.

Wie in Trance trommelte Selim weiter. Dhartha, nun der einzige Überlebende, schrie ihn an. Schließlich bebte der Sand unter seinen Füßen und kündigte die Ankunft des vierten und größten Wurmes an. Der Naib wandte sich zur Flucht.

Doch es war bereits zu spät.

Als die Düne unter ihm wegrutschte, fuhr Dhartha zu Selim herum. Unter ihnen tauchte Shai-Hulud auf – ein riesiges, gähnendes Maul voller Kristallzähne.

Mit einem einzigen Schluck nahm der Wurm tonnenweise Sand auf. Naib Dhartha glitt in den bodenlosen Abgrund.

Der Sandwurm stieg immer höher empor.

Selim hielt seine Trommel fest, während das Geschöpf wie ein Engel dem Himmel entgegenstrebte. Sein Maul stank, als wäre darin alle Melange des Wüstenplaneten konzentriert. Schließlich verschluckte die Bestie auch ihn.

Der Wurmreiter unternahm seinen letzten Ritt, als er durch den glühenden Schlund von Shai-Hulud die Reise in die Ewigkeit antrat.

* * *

Zuvor waren die missgelaunten Mitglieder der Gesetzlosen den Anweisungen ihres Anführers gefolgt und hatten in einer fernen Felsgruppe ein neues Lager aufgeschlagen. Mit schmerzendem Herzen war Marha zurückgeblieben. Sie spürte, wie das Kind in ihr heranwuchs, und fragte sich, ob das Baby jemals seinen

Vater sehen würde. Ganz gleich, was geschah, sie schwor sich, dass das Kind alle Geschichten über Selim Wurmreiter hören würde.

Ihr Mann hatte ihr erklärt, was sie tun sollte. Es war nicht nach ihrem Geschmack gewesen, aber sie glaubte an Selims Mission. Für sie waren seine Visionen wahre Botschaften Gottes, und sie konnte sie nicht in den Wind schlagen, nur weil sie ihr nicht in den Kram passten.

Um Selim besser sehen zu können, hatte sie den Nadelfelsen erstiegen, eine hohe Spitze, die ihr einen weiten Blick über die Wüste erlaubte. Als sie vor vielen Jahren aus Naib Dharthas Dorf geflohen war und sich einen Weg durch die Wüste gesucht hatte, war der Nadelfelsen eine wichtige Landmarke für sie gewesen, weil sie nicht weit von Selims Höhlen entfernt lag. Nur wenige, die sich den Gesetzlosen anschließen wollten, schafften es bis hierher, ohne vorher von Selims Kundschaftern aufgelesen zu werden. Doch Marha hatte es geschafft.

Nun beobachtete sie Selim, der allein auf einer Düne saß, seine Trommel schlug und seine verhassten Feinde erwartete.

Keiner der fremden Söldner oder der Zensunni-Verräter hatte damit gerechnet, dass Selim eine solche Macht über Shai-Hulud besaß, dessen Zerstörungskraft die der Waffen der Soldaten bei weitem übertraf. Sie wurde Augenzeugin des Massakers, der rasenden Dämonen – insgesamt waren es vier! – und der Vernichtung der Feinde.

Dann verfolgte sie mit bangem Herzen und tiefer Mutlosigkeit, wie der größte Sandwurm von allen, eine Manifestation von Shai-Hulud persönlich, Selims lebenslangen Feind Dhartha verschlang ... und ihren geliebten Mann Selim.

Sie stieß das Geheul einer Witwe aus, dann verstummte sie und versuchte, ihren inneren Frieden wiederzufinden. Shai-Hulud hatten den großen Wurmreiter in sich aufgenommen, und nun würde Selim für immer als Teil ihres Gottes weiterleben. Ein angemessenes Ende für einen Mann – für einen Helden!

Und der perfekte Beginn für eine Legende.

61

Menschen sind Sklaven ihrer Sterblichkeit, vom Augenblick ihrer Geburt an bis zum Augenblick ihres Todes.

Aus der religiösen Tlulaxa-Literatur

Zweifellos waren noch ältere und baufälligere Raumschiffe als dieses zwischen den Liga-Welten unterwegs, auch wenn Norma noch nie eins gesehen hatte. Dagegen sah der ausgemusterte Frachter, den Aurelius für ihr Raumfalt-Projekt beschafft hatte, richtig modern aus.

Das alte Schiff vibrierte heftig, als es den Orbit um Poritrin verließ und in den Weltraum vordrang. Im Innern stank es nach verbrannten Isolierungen, menschlichem Schweiß und Erbrochenem. Der Boden und die Wände waren mit Flecken übersät und schienen nur sporadisch gereinigt zu werden. Norma fragte sich, ob dieses Schiff normalerweise zum Transport von Sklaven benutzt wurde, auch wenn sie jetzt der einzige Passagier war – abgesehen von den Wachen.

Es würde eine lange, unbequeme Reise werden, eine weitere Demütigung für Norma.

Zwei mürrisch dreinblickende Dragonerwachen saßen links und rechts von ihr auf einer langen Metallbank, als würden sie sich fragen, womit sie Lord Bludds Zorn erregt hatten, dass sie zu dieser langen Mission verurteilt worden waren. Frachtkisten, darunter jene mit Normas Besitztümern, waren hastig eingeladen und an den Wänden aufgestapelt worden. Sie war überrascht, dass man Tuk Keedair nicht gezwungen hatte, sie ins Exil zu begleiten.

Das offene Passagierabteil war zweckmäßig, aber spartanisch mit Pritschen und Bänken ausgestattet. Norma hatte außerdem sargförmige Kabinen auf dem tiefer gelegenen Frachtdeck gesehen – wahrscheinlich Stasisbetten. Wenn es bis zur Kapazitätsgrenze beladen wurde, konnte das primitive kleine Schiff mindestens tausend Menschen befördern.

»Das ist ein Sklavenschiff, nicht wahr?«, fragte sie einen der Dragoner.

Er blickte mit halb geschlossenen Lidern auf sie herab und sagte nichts. Er musste ihr gar nicht antworten.

In ihrer lebhaften Phantasie stellte sich Norma schwitzende, zusammengedrängte buddhislamische Sklaven vor, die auf irgendeinem Provinzplaneten gefangen worden waren. Sie spürte die geisterhafte Aura ihres Elends. Auf diesen Decks waren viele Menschen gestorben.

Der Gedanke rückte ihre Probleme in eine neue Perspektive. Ja, sie wurde gegen ihren Willen fortgeschickt, aber wenigstens brachten die Wachen sie nach Hause ... auch wenn sie in Ungnade ausgewiesen wurde. Von ihrer Mutter würde sie sich anhören müssen, dass sie wieder einmal versagt hatte. Trotzdem hätte es viel schlimmer kommen können. Seufzend wünschte sie sich, Aurelius wäre hier, um ihr auf der langen Reise Gesellschaft zu leisten.

Sie setzte sich auf der harten Bank zurecht, aber es gab keine bequemere Position. Sie hatte nichts, womit sie sich die Zeit vertreiben konnte, keine Vergnügungen oder Unterhaltungen. Dies war kein Weltraumflug an Bord eines Luxusschiffs.

Normalerweise lenkte sie sich von äußeren Unannehmlichkeiten ab, wenn sie eine kreative Exkursion durch ihren eigenen Geist unternahm. Doch nachdem man ihre Arbeit gestohlen und ihr Leben auf den Kopf gestellt hatte, konnte sich Norma kaum auf etwas anderes als ihre Umgebung und die Unzulänglichkeiten ihres kleinwüchsigen Körpers konzentrieren.

Um sich ein wenig zu trösten, spielte sie mit dem hübschen Soostein, den Aurelius ihr geschenkt hatte. Obwohl er nie irgendwelche telepathischen Fähigkeiten bei ihr ausgelöst hatte, genoss sie die Erinnerungen, die sie mit dem glatten Stein verband. Norma schloss die Augen und ließ Berechnungen durch das Fenster ihres Bewusstseins laufen, lange Reihen von Zahlen und mathematischen Symbolen, als würden sie durch den Weltraum außerhalb dieses Sklavenschiffs treiben ...

Obwohl er es versucht hatte, konnte Holtzman ihr die wesentlichen Erkenntnisse ihrer Forschungsarbeit nicht wegneh-

men. All das hatte sie in den komplexen Windungen ihres Geistes gespeichert, sie konnte jedes Detail aus ihrem Gedächtnis abrufen, alles, was sie über die Theorie des Faltraums wissen musste. Sie vergnügte sich damit, ihre mentalen Archive zu erkunden, sie tauschte die Symbole und Zahlen aus und beobachtete, wie sich die Ergebnisse veränderten. Das war ihr geheimes Universum, in das niemand Einblick hatte ... auch wenn sie sich wünschte, es eines Tages Aurelius zeigen zu können.

Wenigstens bin ich am Leben. Wenigstens habe ich noch meine Freiheit.

Aus einiger Entfernung hörte sie eine laute, raue Stimme. Aus irgendeinem Grund wurde sie daran erinnert, wie ihre Mutter sie wegen einer Schwäche tadelte. Wie in einem absurden Traum flog Zufa Cenva neben dem Schiff durch den Weltraum und lugte durch ein Fenster zu ihr herein, mit Augen, die wie zwei winzige rote Sonnen glühten.

Unvermittelt erwachte Norma aus ihrer Trance und bemerkte das Chaos, das rund herum ausgebrochen war. Die Dragonerwachen waren aufgesprungen, schrien etwas in Galach, und das gecharterte Sklavenschiff kam vom Kurs ab. Die alten Maschinen knirschten unter der Belastung, als der Pilot abrupt die Flugrichtung änderte.

Sie verlor das Gleichgewicht und taumelte neben einem Bullauge gegen die Wand. Als sie hinaussah, blickte sie zu ihrer Überraschung wirklich in zwei rote Augen, aber es waren nicht die ihrer Mutter. Dieser böse Blick stammte von einem mechanischen Monstrum, das als riesiger orange und grün gefärbter prähistorischer Vogel herausstaffiert war – und ihre Mutter war zu weit entfernt, um Norma mit ihren Zauberkräften helfen zu können.

Das Sklavenschiff bäumte sich im Ausweichmanöver auf, während der Raubvogel davonraste, ihnen die glühenden Triebwerksöffnungen zuwandte und dann einen weiten Bogen flog. Für einen Moment verlor Norma das Gefährt aus den Augen. Wieder riefen die Wachen, und Frachtkisten stürzten um. Gepolsterte Falschen mit exportiertem Poritrin-Rum rollten über den Boden.

Sie lief auf der Bank zum gegenüberliegenden Bullauge hinüber. Das Raumschiff ruckte, als wäre es unter Beschuss, und ein Schlag wie von einem Hammer auf Metall hallte durch die Decks. Norma stürzte zu Boden.

Als sie das Fenster endlich erreicht hatte, sah sie wieder das monströse Raumschiff, das sich wie ein Falke, der eine hilflose Taube jagte, auf den Sklaventransporter stürzte.

Die gigantische Flugmaschine öffnete das gezackte Maul, als wollte sie kreischen, und enthüllte scharfe künstliche Zähne, jeder so groß wie ein Tor. Norma hatte Schwierigkeiten, nicht den Bezug zur Realität zu verlieren.

Geschieht das alles wirklich?, fragte sie sich. Es kam ihr unmöglich vor. Irgendwie hatten sich ihre konzentrierten Gedanken erweitert, und nun umfassten sie viel zu viel auf einmal. Sie umklammerte den Soostein wie einen Talisman. *Ich muss meinen Geist wieder unter Kontrolle bringen.*

Sie bemühte sich, die Situation durch Vernunft zu ordnen, und ging logisch die Möglichkeiten durch. Konnte das bunte, bizarre Objekt ... der Flugkörper eines *Cymeks* sein? Aber was hatte ein Feindschiff hier zu suchen? Warum sollte es hinter ihr her sein?

Der Raubvogel ergriff das träge Sklavenschiff mit riesigen Klammern, die wie Krallen waren. Norma sah den grün gestreiften Bauch des Fluggeräts, das groß genug zu sein schien, um ihr Schiff zu verschlucken. Die Unterseite war mit Kratzern und langen Brandspuren übersät, die möglicherweise aus Feuergefechten stammten.

Das Maschinenschiff öffnete eine Luke im Bauch und zog das gefangene Schiff näher heran. Giftgrünes Licht glühte im Hangar und bereitete Normas Augen Schmerzen.

Nachdem es das Sklavenschiff wie einen Happen Fleisch verschluckt hatte, schlossen sich die Hangartüren des Riesenvogels.

* * *

Im Innern des mechanischen Monstrums hing ein Konservierungstank wie der Kokon einer Spinne von der Decke, hoch über dem gefangenen Schiff. Rote und blaue Lampen blinkten

rund um den Behälter, immer schneller, als sich die mentale Aktivität des körperlosen Gehirn steigerte. Unvermittelt streckten sich die Elektrodensensoren wie künstliche Klauen aus, um die Beute besser in Augenschein nehmen zu können.

Endlich habe ich mir die Absolution durch General Agamemnon verdient, dachte Xerxes, als er mit der Datenaufzeichnung begann.

62

Ganz gleich, wie trostlos unsere Lage erscheinen mag, wir dürfen niemals die Hoffnung aufgeben. Gott kann uns jederzeit überraschen.

Naib Ishmael, Aufruf zum Gebet

In der Einsamkeit des Weltraum gab es kein Geräusch, als die Leere aufriss und ein großes Schiff durch die Öffnung stieß ... aus dem Nichts.

Die Zensunni an Bord des Raumfaltschiffs keuchten überrascht und verängstigt auf, als sie durch einen Knoten in der Raumzeit gestoßen wurden und auf der anderen Seite herauskamen.

Ishmael hatte das Gefühl, als hätten seine Gedanken für einen Moment ausgesetzt. Draußen sah er Sterne, die sich verschoben und verzerrten, um schließlich wieder zu klaren Punkten zu werden ... die nun jedoch an anderen Positionen standen, als hätte jemand die Kartographie der Galaxis umorganisiert. Poritrin war verschwunden, aber durch die Bullaugen des Schiffs schimmerte der messingfarbene Globus einer Wüstenwelt, einer ausgedörrten Einöde.

Ihr Schiff stürzte darauf zu. Tuk Keedair hatte Norma Cenvas Triebwerke nicht mit akkuraten Koordinaten programmieren können, sodass es sich taumelnd der Atmosphäre von Arrakis näherte. Der unvorbereitete Pilot mühte sich mit den Kontrollen ab, um den Flug zu stabilisieren, und Ishmael wurde klar, dass der Tlulaxa gar nicht genau wusste, was er mit diesem seltsamen Schiffsprototyp machen sollte.

Ishmael betete für ihre Sicherheit.

Sie rasten im Spiralflug über die Tagseite der Welt, die von grellem Sonnenlicht überschüttet wurde. Chamal eilte nach vorn ins Cockpit. »Der Planet sieht aus, als würde er aus purem Gold bestehen, Vater!«

Auf Rafels Gesicht stand ein Grinsen. »Wir sind der Sklaverei entflohen.«

Ishmael sah die beiden an und erkannte, dass die Zensunni-Flüchtlinge nach der Passage durch den Faltraum beunruhigt und verwirrt waren. In wenigen Augenblicken würde ihnen bewusst werden, dass die Gefahr noch nicht vorbei war. Das Schiff stürzte mit trügerischer Langsamkeit auf den großen Planeten zu.

»Können Sie es wieder unter Kontrolle bringen?«, wandte sich Ishmael leise an Keedair.

Der Tlulaxa warf ihm einen Blick aus dunklen, unruhigen Augen zu. Schweiß strömte ihm über das schmale Gesicht. »Ich habe Ihnen von Anfang an gesagt, dass ich mir nicht sicher bin, ob ich dieses Ding fliegen kann. Ich hoffe, dass Sie jetzt zufrieden sind.«

Ishmael schaute sich zu seiner Tochter um, die weiter durch die Sichtscheibe der Pilotenkabine starrte, dann drehte er sich wieder zum Sklavenhändler um. »Tun Sie alles, was Sie können. Mehr verlange ich nicht.«

Keedair verzog das Gesicht. »Vielleicht schaffen wir es nicht.«

Während der Tlulaxa-Pilot zögernd mit den Steuersystemen kämpfte, prallte das Schiff wie ein fliegender Stein von den oberen Atmosphärenschichten ab. Dann drang es umso tiefer ein und erglühte wie ein Meteor im Himmel über den Wüsten.

Der brutale Sturzflug ging weiter, Stücke lösten sich von der Hülle des gestohlenen Frachters, wie Schuppen von den Flügeln einer Motte, die einer Flamme gefährlich nahe gekommen war. Die Zensunni blickten ihrem Schicksal ins Auge. Manche wünschten sich, sie wären auf Poritrin geblieben, während sich andere mit dem bevorstehenden Tod abfanden. Immerhin starben sie in Freiheit, dachte Ishmael.

Chamal blickte zu ihrem Vater auf, und in ihren Augen stand die unerschütterliche Zuversicht, dass er es irgendwie schaffen würde, sie heil durch diese Krise zu bringen.

Ishmael fragte sich, was Aliid in diesem Moment tun mochte. War sein hitzköpfiger Freund noch am Leben, und hatte die Revolte in Starda die Verwüstung angerichtet, die sich die Zenschiiten erhofft hatten? Und wie stand es um Ozza, die er hatte zurücklassen müssen? Und um die süße Falina, die erst vierzehn Jahre alt war?

Immerhin hatte Ishmael sein Volk, einschließlich einer seiner Töchter, weit genug fortgebracht, um sich nie wieder Sorgen wegen Sklavenjägern oder Denkmaschinen machen zu müssen. Hier würden sie in Sicherheit sein ... falls sie die Landung überlebten.

Er hatte Gerüchte gehört, nach denen Arrakis keine Ozeane besaß, sondern nur weite Sandflächen, aus dem sich ein paar Gebirgszüge und Lavariffe erhoben. Angeblich befand sich auf dem Planeten ein Raumhafen mit einer kleinen Siedlung, die kaum als Stadt bezeichnet werden konnte ...

Keedair gelang es nicht, das Schiff auf irgendeine Weise zu steuern. Er kämpfte lediglich ums Überleben, als sie über die Dünen und Felsen hinwegrasten. Das Schiff zeichnete eine lange Rauchspur durch die Atmosphäre, während es sich einer Linie aus schwarzem, zerklüftetem Gestein näherte, erstarrter Lava, die durch vulkanisch aktive Spalten an die Oberfläche gequollen und ausgehärtet war.

Der Tlulaxa bemühte sich, dem Schiff genügend Auftrieb zu verschaffen, damit sie über die lange Felsinsel hinwegflogen, doch die Triebwerke fielen immer wieder aus. Niemand hatte damit gerechnet, dass diese alte Kiste je wieder einen normalen Flug absolvieren musste. Norma Cenva hatte damit lediglich demonstrieren wollen, dass ihre Theorie der Raumfaltung eine gültige und praktisch umsetzbare Anwendung des Holtzman-Effekts war.

Keedair versuchte dem taumelnden Schiff genügend Geschwindigkeit abzuringen, um es bis zur offenen Sandfläche und den nachgiebigen Dünen zu schaffen. Leider streifte die Unterseite der Hülle einen hohen Felsen, und ein Leitwerk verfing sich an einem Vorsprung. Funken regneten. Das Schiff wirbelte herum, und der Bauch wurde von einem Lavariff aufgerissen. Doch auf wundersame Weise kam es dann in einer Mulde zur Ruhe, die sich in einem Lavastrom gebildet hatte.

Ein Kurzschluss legte die Pilotenkabine lahm, und in den unteren Frachträumen wurde es dunkel. Die Flüchtlinge wurden in totale Finsternis getaucht, die nur von den Geräuschen knisternden Feuers, ächzenden Metalls und verängstigten Geflüsters durchdrungen wurde.

Ishmael war zu Boden geworfen worden und schmerzhaft mit dem Pilotensessel zusammengestoßen. Nun sprang er wieder auf die Beine und hoffte, dass sich die übrigen hundert Passagiere angemessen auf eine so harte Landung vorbereitet hatten. Rafel rappelte sich auf und vergewisserte sich, dass seiner Frau Chamal nichts passiert war.

»Öffnet die Luken!«, rief Ishmael. »Wir müssen alle Leute nach draußen schaffen, falls das Schiff explodiert.«

»Das wäre der perfekte Höhepunkt dieses Abenteuers«, sagte Keedair. Sein Zopf war sichtlich ausgefranst, und mit einer verärgerten Geste schleuderte er ihn sich über die Schulter.

Rafel warf ihm einen finsteren Blick zu. »Wir sollten dich jetzt töten, Sklavenhalter.«

Der Tlulaxa sah ihn an, als wäre er zu erschöpft, um noch Angst empfinden zu können. »Könnt ihr nutzloses Pack nichts anderes als euch zu beklagen und Drohungen auszustoßen? Ihr habt mich entführt, mich gezwungen, euch zu einer anderen Welt zu fliegen, und mir befohlen, dieses Schiff zu landen, ohne euch ein Härchen zu krümmen. Das habe ich getan. Von jetzt an habt ihr nur noch mit Problemen zu tun, die ihr euch selbst eingebrockt habt.«

Ishmael musterte ihn und fragte sich, ob der Fleischhändler tatsächlich Dankbarkeit von ihnen erwartete. Mit einem Zittern erloschen sämtliche Instrumente. Keedair ging zu einem Notausstieg, riss am Hebel und schaffte es, eins der Siegel zu brechen, sodass sich die Luke einen Spalt weit öffnete.

Die Zensunni drängten sich um den Ausstieg und drückten ihn mit provisorischen Werkzeugen ganz auf. Das glühende Sonnenlicht und die staubtrockene Luft der neuen Welt strömte ins Schiff.

Weil er diese Menschen geführt hatte, weil er ihre Flucht aus jahrelanger Gefangenschaft organisiert und ihnen ein Leben außerhalb der Reichweite der Sklaventreiber der Liga ermöglicht hatte, hätte Ishmael der Erste sein sollen, der seinen Fuß auf Arrakis setzte. Die ehemaligen Sklaven schauten sich erwartungsvoll zu ihm um.

Doch er gab ihnen nur mit einem Wink zu verstehen, dass sie aussteigen sollten, und blieb an Bord des abgestürzten

Frachters, um für Ordnung zu sorgen. »Lasst euren gesunden Menschenverstand nicht durch unbedachten Eifer bezwingen«, rief er.

Die Flüchtlinge strömten durch die Öffnung und sprangen vom Wrack auf den harten, zerklüfteten Boden. Einige irrten herum und riefen nach Freunden und Verwandten, andere eilten davon in die augenscheinliche Sicherheit dieser fremdartigen und trostlosen neuen Welt. Chamal ließ ihren Mann in der Pilotenkabine zurück und stieg hinaus. Dann half sie den anderen, in einiger Entfernung vom Schiff eine Zuflucht zwischen den Felsen zu finden.

Rafel war jetzt mutiger und aggressiver geworden. Wütend packte er Keedair am geflochtenen Zopf und zerrte ihn aus dem Pilotensitz. »Komm nach draußen und schau dir an, wohin du uns gebracht hast! Wie weit sind wir von der Zivilisation entfernt?«

Der Sklavenhalter lachte ihn aus. »Zivilisation? Das hier ist Arrakis! In ein paar Wochen werdet ihr euch nach Poritrin und euren komfortablen Sklavenbaracken zurücksehnen.«

»Niemals!«, schwor Rafel.

Doch der ehemalige Fleischhändler lächelte mit einem Ausdruck, in dem sich Zuversicht und Resignation mischten. Rafel drängte ihn durch die offene Luke nach draußen, und Ishmael folgte ihnen. Rafel stand neben seinem Gefangenen auf dem schwarzen Stumpf einer Felsnase, die durch den Absturz des Schiffs abrasiert worden war. Als er sich in der weiten, leeren Landschaft umblickte, zeigte das Gesicht des jungen Mannes Überraschung, Ungläubigkeit und schließlich Verzweiflung. Chamal trat an seine Seite. Selbst in ihren schlimmsten Albträumen hatten sie sich keine so öde und lebensfeindliche Umgebung vorstellen können.

Ishmael reckte sich stolz und blickte über die glühend heiße schwarz-braune Insel, die sich im weiten Bogen bis zum Horizont erstreckte. Gewellte Dünen erstreckten sich in die entgegengesetzte Richtung, wie Wogen auf einem versteinerten gelben Meer. Er atmete tief die trockene Luft von Arrakis ein, die nach Staub und Feuerstein roch. In der kurzen Zeit, die er sich draußen aufgehalten hatte, waren seine Nase und seine Mund-

höhle bereits ausgedörrt. Er sah weder Bäume noch Vögel oder irgendeinen grünen Fleck, nicht einmal einen Grashalm oder eine Blume.

Sie schienen in der tiefsten Grube Heols im gesamten Universum gelandet zu sein.

Rafel packte den Tlulaxa am Kragen. »Hurensohn, Betrüger! Bring uns anderswohin! Hier können wir nicht leben.«

Keedair stieß ein verbittertes Lachen aus. »Anderswohin? Hast du mir nicht zugehört? Sieh dir das Schiff an. Es wird nirgendwohin mehr fliegen, weder mich noch einen von euch buddhislamischen Jammerlappen. Lebt hier ... oder sterbt hier. Mir ist es egal.«

Manche Zensunni sahen aus, als wollten sie schreien oder weinen, doch Ishmael sah sich in der Landschaft um und hob trotzig den Kopf. Sein Mund war eine feste Linie der Entschlossenheit. Er legte eine Hand auf die Schulter seiner Tochter. »Gott hat unseren Kurs gesetzt, Chamal. Also werden wir dieses Land zu unserer neuen Heimat machen. Vergiss deine Träume vom Paradies. Die Freiheit ist viel kostbarer.«

63

Jeder Plan hat einen eingebauten Haken.

Antiker Aphorismus

Die erste von Normas dringlichen Botschaften erreichte ihn während eines kurzen Zwischenaufenthalts auf Salusa Secundus, während er bereits auf dem Rückflug von Arrakis war. Im Firmenbüro fand er auch ein verzweifeltes Kommuniqué von Tuk Keedair vor, der weitere Einzelheiten des Desasters schilderte, dem das Forschungsprojekt zum Opfer gefallen war. Norma und er waren von Poritrin verbannt worden. Unter gemurmelten Flüchen gegen Lord Bludd und Tio Holtzman beschlagnahmte Venport das erste verfügbare VenKee-Schiff und eilte unverzüglich nach Poritrin.

Während der Zwischenstopps erfuhr Venport von einer epochalen Katastrophe, die die früheren Informationen überschattete. Kurz nach Ausbruch eines Sklavenaufstands war die gesamte Stadt Starda vernichtet worden, offenbar durch den Einsatz von Atomwaffen.

Er konnte es nicht glauben und befürchtete, während der langwierigen Weiterreise vor Sorge wahnsinnig zu werden. Wenn ihm die Raumfalt-Technik zur Verfügung stehen würde, hätte er sich ohne Verzögerung nach Poritrin begeben können. Norma steckte in immensen Schwierigkeiten, und im günstigsten Fall war sie bereits vom Planeten verbannt worden, auf dem sie fast drei Jahrzehnte lang gelebt hatte. Er konnte nur hoffen, dass sie rechtzeitig von Poritrin entkommen war. Ihr Wohlergehen besorgte ihn viel mehr als die kommerziellen Verluste seiner Firma.

Doch als er die Information erhielt, dass sie nie auf Rossak eingetroffen war, befürchtete er, dass etwas Schreckliches geschehen war. Vielleicht hatte sie Starda gar nicht verlassen und hatte zusammen mit vielen Millionen anderen den Tod gefunden.

Dieser persönliche und geschäftliche Notfall führte ihm deutlicher als alles andere vor Augen, wie lebenswichtig ein schnellerer Weltraumverkehr war. Nicht nur für ihn, sondern für die gesamte Menschheit. Doch die technischen Voraussetzungen hingen an einem dünnen Faden. Nur das Genie von Norma Cenva kannte das Geheimnis, wie man den Holtzman-Effekt einsetzte, um den Raum zu falten. Kein anderer verstand das Prinzip.

Wo ist sie?

Vor einem Jahr hatte sie die Antwort auf seinen Heiratsantrag hinausgezögert, aus Verlegenheit, Verwirrung, Unentschlossenheit ... aber sie hatte ihm versprochen, dass er bei seiner Rückkehr eine Antwort erhalten würde. Er hätte viel früher nach Poritrin zurückfliegen sollen. Warum war er so lange fortgeblieben?

Doch selbst wenn Norma seinen Antrag angenommen hätte, wäre sie in ihren Labors geblieben, um weiter am Schiffsprototyp zu arbeiten, und er wäre trotzdem auf die Reise gegangen, um sich seinen Geschäften zu widmen. Er ließ die Schultern hängen. Nur der Gedanke an ihr bescheidenes Lächeln, ihre leisen Worte, ihr zerstreutes Entzücken über ihr Zusammensein – ganz gleich, ob sie ihn als Freund, großen Bruder oder Geliebten betrachtete – gaben ihm ein warmes Gefühl.

Venport wusste, dass er sie liebte – und schon seit langer Zeit geliebt hatte, auch wenn er seine Gefühle erst recht spät erkannt hatte. Während bisher niemand Norma als hübsch betrachtet hatte, fand er sie dennoch attraktiv, weil sie war, wer sie war – ein sanftes Genie mit einer Leidenschaft für die Kunst der Mathematik, die selbst den reinsten Fanatismus des entschlossensten Djihadis übertraf. Er hatte sie bereits so sehr vermisst. Und nun ...

Habe ich dich verloren?

Venport erreichte den Isana-Fluss mitten in der Nacht. Strenge Verkehrskontrolleure leiteten sein Shuttle um den glühenden Schauplatz der Katastrophe herum zu einem provisorischen Landeplatz, den man für Rettungsschiffe eingerichtet hatte, die zum Planeten geeilt waren.

Der gewaltige radioaktive Krater leuchtete in mattem Orange, wo sich zuvor die Anwesen der Adligen am Flussufer befunden

hatten. Der Anblick drückte wie ein schwerer Stein auf die Brust und raubte ihm den Atem. Lord Bludd, Tio Holtzman und zahllose andere waren verschwunden, atomisiert.

Wie sollte er Norma jemals wiederfinden?

Als er in der Menge auf dem provisorischen Raumhafen stand, blickte Aurelius Venport in die Augen der Flüchtlinge und sah darin dumpfes Leid und tiefe Erschütterung. Niemand schien genau zu wissen, was geschehen war, wie buddhislamische Sklaven an Atomwaffen gelangt waren. Doch es gab Hinweise, dass die Explosion nicht durch eine reguläre nukleare Kettenreaktion ausgelöst worden war, sondern von einem ähnlichen Effekt ...

Und niemand wusste etwas über Holtzmans ehemalige Assistentin. Norma Cenva war das geringste Problem dieser Menschen.

Venport erkannte, dass er vielleicht sehr lange brauchte, um die Wahrheit zu enträtseln. Zur Zeit waren keine Hotels verfügbar. Der Großteil der Unterkünfte hatte sich innerhalb des Explosionskraters befunden, und sämtliche Gasthäuser in den Außenbereichen waren mit Überlebenden des blutigen Aufstands überfüllt.

Seine Sicherheit war ihm genauso gleichgültig wie Geldfragen geworden. Auf einem Hügel abseits vom Fluss fand er ein intaktes Haus mit einem freien Zimmer, das er für eine exorbitante Summe mietete, ohne zu feilschen. Welche Rolle spielten jetzt noch irgendwelche Kosten? Er versuchte, wenigstens ein paar Stunden zu schlafen, während er auf den Anbruch des Tages wartete. Dann wollte er systematisch mit der Suche beginnen. Doch er warf sich die ganze Nacht nur im Bett hin und her und machte sich Sorgen um Norma.

Auch von Tuk Keedair hatte es keine weiteren Nachrichten gegeben, sodass Venport sich selbst als Detektiv betätigen musste.

Bei Sonnenaufgang organisierte sich der Geschäftsmann ein Transportmittel und bezahlte erneut eine stattliche Summe, um einen kommerziellen Gleiter zwei Stunden lang benutzen zu dürfen. Eine Frau mit hellrotem Haar saß an den Kontrollen. Sie sah ausgezehrt und schmutzig aus. Sie redete unablässig von den Bergungs- und Rettungsarbeiten, von den vielen Arbeitern,

die sich durch die Trümmer wühlten. Sie sagte ihm, dass sie Nathra Kiane hieß und ein schlechtes Gewissen hatte, weil sie nicht am Katastrophenschauplatz war.

»Ich werde Sie wie gewünscht flussaufwärts zur Schlucht bringen, Herr, aber wir können dort nicht länger als eine Stunde bleiben. Jeder sucht nach irgendjemand. Für mich gibt es zu viel Arbeit, und zu viele Menschen ...«

»Es wird nicht lange dauern«, sagte er und wusste, dass es die bittere Wahrheit war. »Ich werde innerhalb weniger Minuten alles in Erfahrung bringen, was ich wissen muss.«

Das kleine Gefährt flog über die landwirtschaftlich genutzten Flächen an den Ufern des gewundenen Flusses, eine grün und gelb gescheckte Ebene. Nach der Starda-Katastrophe waren die Felder schwarz, und die Erntemaschinen standen ausgebrannt herum. Nach offiziellen Meldungen bemühten sich die überlebenden Dragonerwachen und niederrangigen Adligen, die Reste des blutigen Aufstands niederzuwerfen, aber im Hinterland gab es immer noch Widerstandsnester.

Zur Vergeltung waren überall Sklaven abgeschlachtet worden. Ob sie kapitulierten oder nicht, ob sie sich an der Revolte beteiligt hatten oder nicht, sämtliche Anhänger des Buddhislams wurden vom rachelüsternen Mob massakriert. Angesichts der drohenden Vernichtung griffen selbst die friedlich gesonnenen Sklaven zu den Waffen, um sich zu verteidigen, sodass der Teufelskreis des Blutvergießens völlig außer Kontrolle geriet.

»Seit der Katastrophe war ich nicht mehr hier oben.« Die Pilotin stöhnte vor Erschütterung und Abscheu. »Tiere! Wie konnten die Sklaven so etwas Schreckliches tun?«

Die erschöpfte Nathra Kiane war offensichtlich sehr in Eile. Sie legte das Flugzeug abrupt in die Kurve und raste nordwärts über den Lauf des Isana hinweg. Ein Stück voraus hatte sich der Fluss ein tieferes Bett gegraben, und Venport sah die hohen Wände der ersten verzweigten Schluchten. Normas Labor lag weitab vom Zentrum der Verwüstung, und er betete, dass sie in Sicherheit war oder vielleicht sogar trotz ihrer Ausweisungsorder hierher zurückgekehrt war.

Erneut wünschte er sich, er wäre bei ihr geblieben und hätte seinem Tlulaxa-Partner erlaubt, sich um die geschäftlichen In-

teressen von VenKee zu kümmern – Medikamente von Rossak, Melange von Arrakis, Leuchtgloben und Suspensoren.

»Da drüben«, sagte Kiane. »Wir sind gleich da.«

Er konnte bereits die Anlegestelle am Grund der Schlucht erkennen, die Passagier- und Frachtaufzüge, die Gebäude oben auf dem Felsplateau und die riesige Höhle, in der sich der Hangar befand. Das Wellblechdach war geöffnet.

Und das Trockendock für das Raumschiff war leer. Der Prototyp war verschwunden.

Auf dem Gelände war niemand zu sehen – keine Arbeiter, keine Sklaven, nicht einmal Dragonerwachen. Die Tore standen offen, die Absperrzäune waren niedergerissen. Die noch vorhandene Ausrüstung lag wie tote Insekten herum.

Und nichts rührte sich.

»Landen Sie auf der freien Fläche neben dem offenen Hangar«, sagte er und staunte, wie ruhig seine Stimme klang. Als die Pilotin den Eindruck machte, als wollte sie sich beschweren, warf er ihr einen ernsten Blick zu, um sofort wieder durch die Fenster des Flugzeugs zu starren, im Versuch, weitere Einzelheiten in den Schatten des Hangars und der Höhle zu erkennen.

Sobald die Kufen den Boden berührt hatten, sprang Venport nach draußen. Die Luft roch nach verbranntem Staub, und das Gelände war zertrampelt. Er konnte sich nicht vorstellen, was sich hier zugetragen haben mochte. Ging die Zerstörung auf eine militärische Übernahme des Komplexes zurück, im Zuge der Ausweisung von Norma und Keedair ... oder war es hier auch zu einem Sklavenaufstand gekommen?

Im leeren Hangar sah er sich die verbogene Masse aus Metall an, das Skelett aus schweren Trägern, die das umgebaute Schiff gestützt hatten. Vom klobigen Frachter selbst war nichts mehr zu sehen.

Bedrückt wankte Venport in den Rechenraum, in denen Norma ihre Unterlagen aufbewahrt hatte, doch er fand nur ein paar verstreute Zettel mit unbedeutenden Notizen. Keine Pläne, Berechnungen oder sonstige aussagekräftige Dokumente.

»Es sieht ganz danach aus, als ob diese Räume geplündet worden wären«, sagte Kiane, die ihm gefolgt war. »Ist jemand hier?« Doch sie erhielt nur ein schwaches Echo zur Antwort. »Ich

wette, die Sklaven haben rebelliert und sind dann weiter ins Landesinnere geflüchtet. Falls es Tote gegeben hat, scheinen sie die Leichen in den Fluss geworfen zu haben.«

»Norma!« Venport lief zurück in den Hangar und wieder nach draußen. Er durchsuchte alle Nebengebäude, obwohl er im Herzen wusste, dass sie nicht mehr hier war. Mit einem unguten Gefühl sah er sich alles ganz genau an und suchte nach dem kleinsten Hinweis, der ihm vielleicht verraten würde, was geschehen war.

Aber er fand keine Spuren, weder vom Schiffsprototyp noch von den Menschen, die sich hier aufgehalten hatten. Es herrschte eine unheimliche Stille. Eine Totenstille.

»Bringen Sie mich von hier weg«, sagte Venport schließlich mit einem üblen Gefühl.

* * *

Er verbrachte fünf weitere Tage damit, in und um Starda zu suchen. Er stellte Fragen und flehte die Leute an, ihm zu antworten. Aber jeder vermisste Freunde oder Verwandte, und die Zahl der Todesopfer nahm beständig zu. Lord Bludd und Tio Holtzman waren bereits für tot erklärt worden. Unter den Trümmern wurden immer noch Leichen gefunden. Viele Opfer waren bei den Bränden umgekommen, andere von Sklaven abgeschlachtet worden. Und tausende von buddhislamischen Rebellen waren überall auf dem weiten Kontinent von Dragonern niedergemetzelt worden, zur Vergeltung für den Aufstand.

Niemand konnte ihm sagen, was er wissen wollte, doch in seinem Herzen hatte Venport bereits die Antwort. Er versuchte sich an die Hoffnung zu klammern, dass Norma wirklich auf dem Weg nach Rossak war und sich der Flug lediglich verzögert hatte. Doch alle Hinweise deuteten in eine andere Richtung – dass sie unverdient einem grausamen Schicksal zum Opfer gefallen war.

Voller Trauer um seine verlorene Liebe verließ Venport den Planeten und schwor sich, nie mehr nach Poritrin zurückzukehren.

64

Eine Denkmaschine kann nicht verletzt, gefoltert, getötet, bestochen oder manipuliert werden. Maschinen können sich niemals gegen Maschinen wenden. Die Technik ist klar und rein, innen voller ausgeklügelter Systeme und außen mit schimmernder Oberfläche. Angesichts dieser Schönheit und Perfektion ist es mir unbegreiflich, warum Erasmus so sehr von Menschen fasziniert ist.

Aus einer Datei des Corrin-Omnius-Updates

Schmerz und Furcht schienen die Zeit ins Unendliche auszudehnen. Norma Cenva hatte keine Ahnung, wie lange sie schon gefangen gehalten wurde. Sie wusste nur, dass sie das letzte Opfer sein würde, das sich der Neugier des Cymeks stellen musste. Die zwei Dragonerwachen und der bedauernswerte Pilot des Sklavenschiffs hatten bereits den Weg vom qualvollen Geschrei bis zum gnädigen Verstummen durchschritten.

Im monströsen Raubvogelschiff ertönte die Stimme des Titanen Xerxes. »Wir kennen so viele Methoden der Folter, wie es Sterne im Universum gibt. Das Resultat ständiger Praxis.« Die Worte schienen von überall zu kommen.

Norma hing gelähmt und hilflos im Bauch des Fluggefährts, das sie verschluckt hatte. Sie konnte nur zuhören und leiden. Sie hatte noch nie über beeindruckende körperliche Fähigkeiten verfügt, aber ihr Geist war etwas Besonderes. Er hatte eine eigene Existenz ... der von ihrer körperlichen Gestalt unabhängig war. Sie versuchte ihre Gedanken zu konzentrieren und das zunehmende Gefühl des Entsetzens zurückzudrängen, um es durch Resignation und Billigung ihres bevorstehenden Todes zu ersetzen.

Ihre Träume und Errungenschaften waren ihr bereits von jenem Mann geraubt worden, dem sie über viele Jahre treue Dienste geleistet hatte. Der Schiffsprototyp war verloren, und

man hatte sie in Ungnade von Poritrin verstoßen. Sie hatte Aurelius enttäuscht, genauso wie alle anderen, die sich auf sie verlassen hatten.

Ein simpler Cymek konnte ihr keinen grausameren Schmerz oder eine tiefere Demütigung zufügen, als sie bereits erlitten hatte.

Im Bauch des riesigen Raubvogelschiffes hing der Konservierungsbehälter des Titanen über Norma und tastete sie mit einer ganzen Staffel hochauflösender optischer Fasern ab.

»Als ich ein Mensch war, vor langer Zeit«, sagte Xerxes, als wollte er sie mit seinen Worte quälen, »war mein Körper eher klein und hässlich. Bevor ich Macht erlangte und über viele Welten herrschte, bezeichneten mich manche Leute als Gnom.«

An hydraulischen Kabeln senkte sich der Konservierungstank tiefer zu ihr herab, um einen besseren Blick auf sie zu haben. Ihre Kleidung war schweißgetränkt, zerknittert und fleckig.

»Im Vergleich zu mir bist du so hässlich, dass deine Eltern dich gleich nach der Geburt hätten ersticken sollen ... und sich selbst einer Sterilisation unterziehen, um die Zeugung weiterer solcher Missgeburten zu verhindern.«

Norma antwortete mit heiserer Stimme: »Mein Mutter ... würde Ihnen möglicherweise zustimmen.«

Die dünnen Kabel, die sie in der Luft hielten, wurden unvermittelt durchtrennt, sodass sie auf den harten Boden des Raubvogelschiffs stürzte. Vor Schmerz keuchend krümmte sie sich. Im Schwerkraftfeld des Raumschiffes, das sich zunehmend verstärkte und sie wie ein Stiefel niederdrückte, konnte Norma kaum noch atmen.

Sie hörte mechanische Stimmen, aber sie konnte keine Worte ausmachen.

Norma klammerte sich an die Hoffnung und angenehme Erinnerungen. Sie schloss die Augen und hielt den eiförmigen Soostein fest, als könnte ihr das schimmernde Juwel ihr in dieser Lage helfen. Trotz der Schrecken, die sie umgaben, gab der Edelstein ihr das Gefühl einer Verbindung zu Aurelius, und diese Vorstellung schenkte ihr Kraft und erhielt sie am Leben. Zumindest vorläufig.

Xerxes und die Gehirntanks eines halben Dutzends seines Gefolges aus Neo-Cymeks umringten sie, hingen wie fette Spinnen von der Decke. Nun konnte Norma ihre Worte verstehen. Der Titan sprach zu seinen Neos. »Ihr seid die ersten neuen Rekruten, die Beowulf für unsere Rebellion gegen Omnius gewonnen hat, und bald werden sich uns andere anschließen – vor allem nach dieser kleinen Demonstration.«

Norma kam sich mehr wie ein gefangenes Insekt und weniger wie ein menschliches Wesen vor. Sie erschauderte auf dem kalten Boden, als ihr Peiniger die Temperatur auf mehrere Grad unter dem Gefrierpunkt abfallen ließ. Der Metallboden brannte auf ihrer Haut wie gefrorenes Feuer, und ihr Atem trieb in weißen Dampfwölkchen davon.

»Ach, meine Kleine – frierst du?«, erkundigte sich Xerxes mit spöttischem Unterton in der synthetischen Stimme. Ein Arm ließ von oben eine Energiedecke über sie fallen, die sich wie eine Blutfledermaus von Rossak an sie klammerte und mit jeder Hautzelle ihres Körpers Kontakt aufnahm. Dadurch wurde ihr noch kälter. Norma bemühte sich erfolglos, sie im Treibsand der künstlichen Gravitation abzustreifen.

»So, gleich wird dir wieder warm.« Xerxes sandte ein Signal, und plötzlich glühte das Drahtgeflecht in der Decke rötlich auf und brannte sich in ihr nacktes Fleisch.

Obwohl sie mit dieser Tortur gerechnet hatte, konnte Norma nicht verhindern, dass sie laut aufschrie. Sie klammerte sich an den schweißnassen Soostein, als wäre er ihr Anker, während die Qualen immer intensiver wurde. Die Decke brannte sich knisternd in ihr Gewebe. Dann löste sich aus den dicken Fasern ein Netz aus elektronischen Sonden, die in ihre Haut stachen. Haarfeine Drähte schoben sich in ihre Muskeln und stellten neuronale Verbindungen zu ihrem Körper her.

Kurz darauf ließ die Hitze nach, und nur noch der Gestank von versengter Haut und verbranntem Haar hing in der kalten Luft. Norma wusste jedoch, dass ihr die schlimmsten Torturen noch bevorstanden. Obwohl ihr Tränen in den Augen standen, zeigte ihr Gesicht die Maske störrischen Trotzes, und sie fand die Kraft, den Kopf zu heben, wenn auch nur ein kleines Stück. »Von Anfang an habt ihr mir jede Hoffnung genommen, also

erwarte ich kein Mitleid von euch.« Sie zwang sich zu einem gelangweilten Gähnen. »Ich muss euch jedoch mitteilen, dass der Schmerz, den ihr mir zufügt ... von recht gewöhnlicher Natur ist.«

Über ihr vibrierten die Cymek-Behälter, als würden sie sich amüsieren. »Gewöhnlich?« Xerxes sandte ein neues Signal, und ein glühender Blitz zuckte durch ihren linken Arm. Sie schrie und hätte beinahe den Soostein fallen gelassen. Doch in der Todesqual verkrampfte sich ihre Hand zu einer festen Klammer. Ihr Geist konzentrierte sich auf einen Namen und das Bild des Mannes, der ihr am meisten bedeutete. *Aurelius!*

»Linkes Bein«, sagte Xerxes.

Unvorstellbare Schmerzen breiteten sich zwischen Fuß und Oberschenkel aus, und ihr Kopf schlug wieder auf den Boden. Xerxes verstärkte die künstliche Schwerkraft, und Norma hatte das Gefühl, von einem riesigen unsichtbaren Stiefel zertreten zu werden. Die Luft wurde ihr aus den Lungen gedrückt, sodass sie keinen Laut von sich geben konnte. Also befreite der Titan sie und ließ sie schreien. Sie konnte nichts dagegen tun. Sie wünschte sich, sie könnte sich einfach von der qualvollen Empfindung abkoppeln. Es wäre schön, wenn ihre Gedankenprozesse von körperlichen Dingen unabhängig wären. Sie verspürte jedoch nicht den Wunsch, zu einem Cymek zu werden.

»Augen«, sagte Xerxes – wie ein Spieler, der auf eine Zahl setzte. Wieder packte die Schwerkraft zu.

Norma heulte und hielt sich die Augen mit den Händen zu. Sie stieß eine Serie von Flüchen gegen Xerxes und seine Artgenossen aus, aber sie hatte nicht genügend Worte, um die Tiefe ihrer Verachtung zum Ausdruck zu bringen.

Die Cymeks machten mit dem Spiel weiter, steigerten die Folter Schritt für Schritt und gewährten ihr nur so viel Erholung, dass ihre Angst den nächsten Schmerzangriff erhöhte. Xerxes und seine teuflischen Gefährten bearbeiteten sie, ein Körperteil nach dem anderen. Dabei achtete er sorgsam darauf, dass der Geist in ihrem gequälten Körper bei Bewusstsein blieb, damit sie jeden Augenblick wahrnahm. Dann machte er es noch schlimmer.

Und noch schlimmer ...

»Wir haben bereits eine Menge erfahren und einiges an Erfahrung gewonnen, als wir mit dem Captain des Sklavenschiffes und den beiden Wachen gespielt haben«, sagte Xerxes.

»Sie hat eine höhere Schwelle als die anderen drei«, sagte einer der Neos. »An diesem Punkt waren sie schon längst tot.«

»Wollen wir herausfinden, wo ihre Grenze liegt?« Xerxes' Frage war natürlich nur rhetorisch.

Norma konnte die Worte kaum erfassen, die über ihr hin und her hallten. Der Soostein schien mit ihrer Hand verschmolzen zu sein. Sie hörte Xerxes' Antwort nicht, aber sie spürte, wie er einen Feuersturm aus nacktem Schmerz durch jeden Nerv ihres kleinen Körpers jagte. Der sich verstärkte und verstärkte.

Sie hörte, wie die Neo-Cymeks vor Entzücken kicherten und schnatterten.

Plötzlich konnte Norma nicht einmal mehr schreien. Ihre Augenlider waren fest zusammengepresst, und ihre Stirn lag in tiefen Falten, unter dem Druck, der auf ihrem Kopf lastete, als wollte ihr Schädel jeden Moment platzen. Mit beiden Händen hielt sie den Soostein, als würde sie beten, bis ihre Hände und Arme zitterten.

»Wie viel Schmerz kann ein verletzliches biologisches Wesen ertragen?«, fragte ein Neo-Cymek.

»Ob sie irgendwann explodiert?«, überlegte ein anderer.

Funken umtanzten ihren Körper, schlugen glühend in ihre Haut, entzündeten ihr kurzes braunes Haar. Immer noch trieb Xerxes die Intensität in unvorstellbare Höhen hinauf. Der Titan hing über ihr, und die Neos jubelten vor Vergnügen.

Unvermittelt konzentrierte sich der induzierte Schmerz auf ihr Gehirn, auf den brillanten Geist, der im Körper von Zufa Cenva, der Höchsten Zauberin des Djihad, herangereift war. Blitze zuckten zwischen den Synapsen und überlasteten ihr Nervenzentrum.

Normas Augen öffneten sich. Es fühlte sich an, als würden eine Milliarde winziger Klingen ihre Zellen aufschlitzen und sie in immer kleinere Stücke zerteilen, in unendlicher Potenzierung des Schmerzes. Der Soostein strahlte wie eine Miniatursonne in ihrer Hand und spiegelte ihr Inneres.

Im Zenit ihrer Agonie lockerte sich etwas in ihrem Gehirn und setzte die angeborenen Rossak-Fähigkeiten frei, die dort seit ihrer Geburt geschlummert hatten. Der Soostein, den Aurelius ihr geschenkt hatte, war der Schlüssel, der die Barriere öffnete, die ihre Mutter nie hatte ausfindig machen können. Die ganze Macht des Soosteins wurde von ihr absorbiert, und plötzlich spürte sie gar nichts mehr. Die Schmerzsender der Cymeks bombardierten sie weiter, aber Norma lenkte die Energie mühelos von ihrem Körper ab ... um sie in einiger Entfernung zu sammeln.

Ihre körperliche Gestalt pulsierte, vibrierte und versprühte blaue Funken. Norma Cenvas Fleisch leuchtete, zerschmolz und verwandelte sich in pure Energie. War es dasselbe, was die Kamikaze-Zauberinnen ihrer Mutter zu tun gelernt hatten, um die Cymeks zu eliminieren?

Nein. Norma machte sich klar, dass es einen fundamentalen Unterschied gab. Sie konnte den Effekt kontrollieren.

Sie sah ihr eigenes Blut, das auf den Boden, an eine Wand und auf die widerlichen Gehirntanks gespritzt war. Sie konzentrierte sich auf ihren Widersacher Xerxes und spürte, wie sich eine gewaltige Energiewelle in ihrem transformierten Gehirn aufbaute, wie eine Waffe, die sich auf die nächste Entladung vorbereitete. Blaues Licht sprang von ihrem Geist zum Titanen und ließ den Behälter des Cymeks zerplatzen. Er detonierte wie eine organische Bombe, die das enthaltene Gehirn zum Kochen brachte.

Als Nächstes ließ sie alle anderen Neo-Cymeks gleichzeitig explodieren. Es war ein wunderbarer mentaler Energiestrom, der sämtliches organisches Gewebe in der Umgebung verdampfen ließ. Doch das war erst der Anfang ihrer neuen Fähigkeiten.

Allmählich ließ der Sturm aus Mentalenergie nach, und Norma fühlte eine intensive Ruhe und Euphorie, als wäre sie ganz allein im Universum ... als wäre sie Gott, unmittelbar vor dem Schöpfungsakt.

Obwohl sie das Kind einer mächtigen Zauberin von Rossak war, hatte Norma bislang noch keinerlei telepathische Begabung erkennen lassen. Doch die unglaublichen Torturen, in der unerwarteten Kombination mit dem Soostein als Katalysator, hatten ihre angeborenen Kräfte zum Leben erweckt.

Alles war so klar. Sie konnte unendlich weit sehen, durch Millionen von Galaxien und die gesamte Raumzeit. Sie blickte einmal im Kreis durch das Universum, bis sie sich selbst von hinten sah. Und sie sah, dass sie nicht mehr als die Essenz eines Geistes war, eine frei schwebende, pulsierenden Energiekonzentration. Alles, wirklich *alles*, schien ihr nun möglich zu sein.

Aus flimmernder Energie rekonstruierte sie sich nun einen Körper. Sie schuf Materie aus dem Nichts, Atom für Atom, Zelle für Zelle. Mit unsichtbaren Händen, als wäre sie wirklich Gott, formte sie eine neue körperliche Gestalt für ihr Bewusstsein, für ihren mächtigen, exponenziell erweiterten Geist.

Dann hielt sie inne, um zu einer Entscheidung zu gelangen. Ihre alte Gestalt war zweifellos eine Möglichkeit, vielleicht auch eine etwas größere Version. Sie konnte ihre ursprünglichen Züge ein wenig glätten, aber nicht zu sehr. Sie stellte sich vor, wie sie aussehen könnte.

Natürlich gibt es noch ganz andere Möglichkeiten.

Für Norma war der menschliche Körper nicht mehr als ein organischer Behälter, auch wenn die meisten Leute viel mehr darin sahen. Ihre Reaktion auf andere wurde von deren Aussehen bestimmt. Aurelius Venport war in dieser Hinsicht eine ruhmreiche Ausnahme. Er blickte durch diese Äußerlichkeiten in Normas Wesen und ihr Herz, er sah all das, was sie wirklich war und sein wollte.

Aber letztlich war er doch nur ein Mann. Warum sollte sie sich nicht für ihn hübscher machen, nachdem sie bereits seinen Respekt und seine Zuneigung gewonnen hatte? Sie hielt das Bild fest, nach dem sie sich schaffen konnte, und es gefiel ihr.

Während der kosmische Sturm durch sie strömte, wurde in Norma der Eindruck der Dringlichkeit erweckt, als würde sie sich an einem kritischen Punkt befinden, als würde sie sich schnell entscheiden müssen, damit die Gelegenheit nicht für immer verloren war. War die Entscheidung reversibel? Konnte sie später noch etwas ändern? Sie war sich nicht sicher. Dazu müsste sie erneut von überwältigender Energie erfüllt sein.

Unvermittelt veränderten sich die mentalen Bilder, und an ihrer Stelle sah sie ihre Mutter Zufa. Groß, blass und von perfekter Gestalt und Grazie. Und Conqee, Normas Mutter groß-

mütterlicherseits, eine der größten Zauberinnen der Geschichte von Rossak. Die alte Frau hatte sich stets von ihrer untersetzten, hässlichen Enkelin distanziert – sogar noch mehr als ihre Tochter Zufa. Conqee war unter mysteriösen Umständen während einer Reise zu den Unverbündeten Planeten gestorben. Norma war damals erst acht Jahre alt gewesen, doch seit dieser Zeit hatte sie das gealterte Antlitz, das nach wie vor wunderschön und gelassen gewesen war, nie vergessen. In ihren Gedanken schienen Conqees blassblaue Augen nun vollständig durch sie hindurchzublicken, bis zur anderen Seite der Existenz.

Mit einem Mal schaute Norma selbst durch diese Augen, auf etwas, das sich hinter ihrer Großmutter befand. In ihrer Vision tauchten ferne Sterne, Planeten und Nebel auf ... und davor die Bilder von Frauen, die eine nach der anderen ineinander übergingen. Alle waren von klassischer Schönheit, und alle machten einen auf unheimliche Weise vertrauten Eindruck. Norma versuchte, die Bilderreihe unter Kontrolle zu bekommen, um eines festzuhalten, aber sie schaffte es nicht. Schlagartig erkannte sie, was sie sah.

Das sind meine Vorfahren!

Die Offenbarung erstaunte sie, aber sie zweifelte nicht einen Augenblick lang an der Wahrheit.

Die Frauen, die vor mir kamen ... aber nur meine weiblichen Vorfahren.

Sie bemühte sich erneut, Einfluss auf die Bilder zu erhalten, aber die Prozession der Frauen wechselte unablässig von einer zur nächsten, immer tiefer in die Vergangenheit. Weiter und weiter zurück, aber ganz anders, als eine Computersuche in einer Datenbank. Diese Abfolge war mit nichts zu vergleichen.

Furcht ergriff sie. Was würde sie sehen, wenn sie noch weiter ging? War ihr Geist irreparabel durch den Angriff der Cymeks geschädigt worden? Wurde sie nun hilflos in die Ewigkeit davongeschleudert?

Dann beschleunigte sich die Bilderfolge, wie ein schnell durchgeblätterter Stapel Fotos, und die Gesichter und Körper verschmolzen zu einer Schnittmenge aller Frauen in ihrer Abstammungslinie, die Jahrtausende zurückreichte. Ständig wandelten die Bilder ihre Form, als würde die Haut in diese und jene

Richtung geknetet werden. Schließlich stabilisierten sie sich, bis Norma eine Person erblickte, die strahlend hell vor dem himmlischen Kosmos schwebte.

Endlich hatte sie das Bild gefunden, nach dem sie gesucht hatte, und es passte zu ihr, weil es Elemente ihrer früheren Inkarnationen einschloss, die in schwacher und phantomhafter Form in ihren eigenen Genen enthalten waren. Sie war die Gesamtsumme all ihrer weiblicher Vorfahren, und die ideale Schnittmenge aller Generationen.

Ihre unsichtbaren Hände arbeiteten schnell, modellierten die Züge und gestalteten ihren neuen Körper mit dem verfügbaren Zellmaterial um – zu einer kühlen Schönheit, einer großen und statuenhaften weiblichen Gestalt, die viel erhabener als alle anderen Zauberinnen von Rossak war. Sie übertraf sogar Zufa Cenva.

Ihre wild glühenden Augen nahmen ein sanftes, verführerisches Blau an. Die elfenbeinfarbene und makellos glatte Haut spannte sich über eine perfekte Figur mit sinnlichen Formen. Keine ihrer Vorgängerinnen auf Rossak hatte jemals etwas Vergleichbares geschafft. Sie ließ es geschehen und öffnete molekulare Passagen, die ihr bislang nicht zugänglich gewesen waren.

Schließlich stand sie in vollkommener, unbekleideter Gestalt im Bauch des toten Raubvogelschiffs. Mit ihren übernatürlichen Kräften übernahm Norma Cenva, die nun ein embryonales Überwesen war, die Kontrolle über Xerxes' Schiff und flog es zu einem menschenleeren, aber bewohnbaren Planeten in der Nähe des Rossak-Systems, einer Welt mit dem Namen Kolhar.

Von dort aus schickte sie ein telepathisches Signal durch den Kosmos, einen unüberhörbaren Ruf an ihre Mutter.

65

Auf verlorene Freunde, vergessene Verbündete und all jene, die wir zu ihren Lebzeiten verkannt haben!

Caladanischer Trinkspruch

Und jetzt waren sie nur noch zu dritt. Nur noch drei von ursprünglich zwanzig großen Eroberern aus uralten Zeiten ... von den großartigen Titanen.

Auf der Synchronisierten Welt Ularda schritt Agamemnon in seinem Laufkörper durch die brennenden Ruinen eines Sklavenlagers. Hier war von den Menschen nicht die Gefahr eines nachhaltigen Aufstands ausgegangen, im Gegensatz zum Krebsgeschwür, das Ix zu Fall gebracht hatte.

Trotzdem ging der Titan kein Risiko ein. Jedes Anzeichen von Unruhe wurde gnadenlos ausgemerzt. Er feuerte einen Klumpen aus konzentriertem Brandgel ab und ließ eine flüchtende Frau in Flammen aufgehen. Sie lief noch zwei Schritte weiter und brach dann zu einem Haufen verkohlter Knochen zusammen. Agamemnon lief über sie hinweg und zertrat die Überreste ihres Körpers mit mechanischen Zehen, während er nach weiteren Opfern Ausschau hielt.

Links und rechts von ihm marschierten die turmhohen Maschinenkörper von Juno und Dante im Gleichschritt und ebneten die Menschensiedlung ein. Taktisch war es gefährlich, wenn sich alle drei Titanen am gleichen Ort aufhielten, falls sie angegriffen wurden, aber die Siedler von Ularda waren schon vor langer Zeit unterworfen worden und hatten sehr wenig Unterstützung durch den Djihad erfahren. Nachdem er fast elf Jahrhunderte überlebt hatte, erkannte Agamemnon auf den ersten Blick, wo wirkliche Schwierigkeiten lauerten.

Im Gegensatz zu anderen Titanen.

»Wie konnte Xerxes sich einer solchen Gefahr aussetzen?«, brummte er. Seine Worte waren im Lärm der knisternden Feuer, der schreienden Opfer und einstürzenden Gebäude kaum zu

hören. Er erhöhte die Lautsprecherleistung und wandte seinen Kopfaufsatz Junos mächtigem Kampfkörper zu. »Er hat eine Zauberin von Rossak angegriffen, die Tochter von Zufa Cenva! Welche Reaktion hat er erwartet?« Mit einem Hieb seines Metallarms zerschlug der wütende General einen Wasserspeicher, den die Sklaven erbaut hatten, dessen Inhalt sich in die rauchenden Straßen ergoss. »Er ist der größte Narr aller Zeiten.«

Dante lief neben ihm her und richtete ähnliche Schäden an, aber er tat es eher beiläufig. »Wir haben mehr als nur Xerxes verloren, obwohl sein Tod sicherlich am bedauerlichsten ist. Zu den Opfern zählen Dutzende von Neo-Cymeks, die potenzielle Rekruten unserer Rebellion waren. Insbesondere jetzt können wir uns solche Verluste eigentlich nicht leisten.«

Juno antwortete in beschwichtigendem Tonfall: »Wir schaffen es auch ohne sie. Wir machen wie zuvor mit unserer Planung weiter.«

»Natürlich schaffen wir es auch ohne Xerxes!«, gab Agamemnon schroff zurück. »Zum Glück war es nicht Beowulf, der sich als äußerst nützlich erwiesen hat. Wir haben Xerxes nur aus Respekt und alter Treue in unserer Mitte geduldet.« Der große General der Titanen seufzte. »Wenn Xerxes doch nur einen Weg gefunden hätte, sich viel früher selbst zu zerstören.«

Drei junge Menschen gingen in einem niedrigen, bereits zum größten Teil eingestürzten Gebäude in Deckung. Agamemnon bemerkte die Bewegung, sprang darauf zu und feuerte, doch seine erwählten Opfer konnten sich tiefer in die zweifelhafte Sicherheit des Gebäudes flüchten.

Wütend baute sich der Titan vor der Ruine auf und riss mit seinen gepanzerten Gliedmaßen das Dach herunter, warf die Wände um, packte die drei Sklaven und zerrte sie ins Sonnenlicht, wo sie sich wie ausgegrabene Käferlarven wanden. Er zerquetschte sie zwischen seinen Flussmetallfingern und beobachtete, wie ihre Körpersäfte herausquollen. Wahrscheinlich hätte er es noch viel mehr genossen, wenn er nicht mit Xerxes beschäftigt gewesen wäre.

Vor langer Zeit war der feige Titan ein reicher, verhätschelter Prinz gewesen, der kaum etwas von Herrschaft verstand. Er hatte Tlalocs geheimer Rebellenbewegung große, dringend be-

nötigte Reichtümer zugesichert. Seine rohstoffreiche Heimatwelt Rodale IX wurde in späteren Jahrhunderten nur noch »Ix« genannt.

Xerxes war äußerst begierig darauf gewesen, sich der Gruppe anzuschließen, und hatte sich einverstanden erklärt, die zahlreichen Robotdiener auf Rodale IX mit Barbarossas veränderter Programmierung zu versehen. Die neuen Routinen mussten getestet werden, also hatte Xerxes seinen Planeten als Versuchslabor zur Verfügung gestellt. Als der Startschuss zur genau geplanten Revolte im Alten Imperium gegeben wurde, hatte Xerxes seinen verfetteten Vater getötet, den nominellen Herrscher des Planeten, und den Zwanzig Titanen sämtliche Ressourcen von Rodale IX in die Hände gegeben.

Von Anfang an war Agamemnon nicht von Xerxes' Zuverlässigkeit überzeugt gewesen. Er hatte keine echten politischen Überzeugungen und brachte keine wahre Leidenschaft für ihre Ziele auf. Für Xerxes war alles nur ein unterhaltsames Spiel gewesen.

Damals war Agamemnon ins Thalim-System gereist und hatte seine Bedenken ihrem visionären Führer persönlich vorgetragen. Tlaloc hatte auf Tlulax hart gearbeitet, um etwas zu erreichen, aber schließlich hatten die Bewohner ihn bitter enttäuscht, weil er nicht daran interessiert war, sich für irgendetwas zu engagieren. Bereits zu jener Zeit hatten sich die Tlulaxa isoliert und den Hedonismus des Alten Imperiums verachtet, ohne etwas zur Verbesserung ihrer Situation zu unternehmen. Trotz dieser Desilluisionierung glaubte Tlaloc weiter an das Gute im Menschen und beharrte darauf, dass die Menschheit große Dinge vollbringen würde, wenn man sie nur dazu »ermutigen« könnte.

Und dazu hatten die Zwanzig Titanen Xerxes' finanzielle Unterstützung benötigt.

In den folgenden Jahrhunderten hatte Agamemnon nichts mehr von Xerxes gebraucht, aber die Ehre wurde unter den Titanen groß geschrieben. Aber nun stand Xerxes ihnen endlich nicht mehr im Weg.

Inzwischen war es den Cymeks gelungen, das Sklavenlager auf Ularda vollständig zu zerstören. Niemand hatte überlebt,

kein Stein war auf dem anderen geblieben. Graue Rauchwolken stiegen wie schmutzige Säulen in den Himmel.

Dante und Juno hielten sich in der Nähe des Generals, und er sagte zu ihnen: »Wir haben genug geklagt und geplant. Wir werden nicht länger warten.« Er drehte den Kopfaufsatz und stellte fest, dass seine langjährigen Gefährten ihm zustimmten. »Ich werde nur noch bis zur nächsten Gelegenheit warten, mich von Omnius' Herrschaft zu befreien – und dann werde ich sie ergreifen!«

66

Ein Schiff kann sein Ziel nicht erreichen, wenn sich zwei Piloten um den Platz an den Kontrollen streiten. Einer von beiden muss schnell die Oberhand gewinnen, sonst kommt es unweigerlich zum Absturz.

Iblis Ginjo,
Randbemerkung in einem gestohlenen Notizbuch

Der Große Patriarch des Djihad war kein Mann, der betteln ging. Er erwartete Respekt von allen und bekam ihn normalerweise auch. Die Menschen wandten sich mit ihren Anliegen an ihn, als wäre er ein Prinz oder König. Sein Wort war Befehl.

Doch vieles hatte sich während des Jahres verändert, seit Serena Butler die Zügel des Djihad ergriffen hatte, obwohl sie nicht mehr als die Rolle einer Galionsfigur hätte spielen sollen. Iblis hatte sie zu dem gemacht, was sie war, er hatte das mächtige Symbol geschaffen, zu dem sie geworden war. Und nun dankte sie es ihm, indem sie ihn zurückstieß und seine Macht auf andere Djihad-Offiziere verteilte. Sie hatte sogar seinen völlig vernünftigen Vorschlag einer politischen Ehe abgewiesen. Das war nicht nur eine vorübergehende Laune.

Serena hatte es mit ihrer direkten Führung geschafft, das Ziel des Djihad zu verschieben. Und was viel schlimmer war, sie hatte ihre eigenen Anhänger um sich geschart, die unabhängig von seinen agierten. Die Spaltung wurde ständig größer, und Serena erkannte nicht, dass sie nicht für eine klarere Vision sorgte, sondern für mehr Verwirrung. Obwohl Iblis sich alle Mühe gab, sie zu überzeugen, hörte Serena im Allgemeinen nicht auf ihn. Häufig antwortete sie überhaupt nicht auf seine Nachrichten oder speiste ihn mit knappen Kommentaren ab.

Warum sieht sie nicht ein, dass meine Vorschläge nur ihrem eigenen Wohl und dem des Djihad dienen?

Offenbar war sie nicht dazu in der Lage.

Kürzlich hatte Serena während eines Auftritts vor dem Djihad-Rat in der Öffentlichkeit – in der Öffentlichkeit! – von Iblis verlangt, sämtliche finanziellen Transaktionen seiner Djihad-Polizei offenzulegen, und damit impliziert, dass er der Liga der Edlen Informationen vorenthielt. Solche Irritationen dienten nur dazu, die Menschen von der Arbeit abzuhalten und den wahren Feind aus den Augen zu verlieren. In diesen Zeiten sollte die Führung geeint vorgehen und sich nicht zersplittern.

Iblis beschloss, endlich etwas gegen diese Entwicklungen zu unternehmen und sich geeignete Verbündete zu suchen. Jetzt war es dringlicher als je zuvor, dass er seine Fähigkeiten unter Beweis stellte und Leistungen vorweisen konnte, zu denen die dünkelhafte Priesterin nicht imstande war. Mit etwas Glück würde er sich auf diese Weise den Weg zurück auf eine uneingeschränkte Machtposition bahnen können.

Er stand auf dem Beobachtungsdeck seiner privaten Raumyacht und sah, wie im leeren Abgrund die Sterne vorbeitrieben. Er hatte nur seinen Djipol-Chef Yorek Thurr mitgenommen, der ihm gleichzeitig als Pilot und persönlicher Leibwächter diente. Thurr war außer Iblis der einzige lebende Mensch, der von Hekate und ihrem Unterstützungsangebot für den Djihad wusste.

In ihrem Asteroidenkörper hatte die Titanin so viel Chaos über Ix verursacht, dass es Primero Harkonnen gelungen war, die bedeutende Synchronisierte Welt zurückzuerobern und zu halten. Ohne Hekate hätte die Schlacht um Ix bestenfalls als weiterer »moralischer Sieg« verbucht werden können. Jetzt brauchte er seine Verbündete, um ein neues Wunder zu bewirken.

Thurrs Stimme kam über den Interkom der Yacht. »Ich habe den Asteroiden entdeckt, Herr. Er befindet sich exakt an der vorgegebenen Position.«

»Wenigstens ist sie zuverlässig«, sagte Iblis.

»Wir gehen auf Annäherungskurs.«

Der Große Patriarch starrte aus dem Fenster und versuchte zu erkennen, welcher der Millionen Lichtpunkte der künstlich angetriebene Klumpen aus Weltraumgestein sein mochte. Schließlich erkannte er die unregelmäßige Form, die von Kratern zer-

furcht war und von Sekunde zu Sekunde größer wurde. Diesmal jedoch verspürte Iblis keine Beunruhigung. Er wusste genau, was die Titanin für ihn tun konnte.

Im frühesten Anfangsstadium des Djihad hatten alle den Namen des kleinen Manion Butler beschworen und die tapfere Mutter verehrt, die als Erste die Hand gegen die Denkmaschinen erhoben hatte. Doch nach jahrzehntelangen Kämpfen waren die meisten Menschen kriegsmüde geworden und sehnten sich danach, wieder ein geordnetes Leben zu führen. Sie wollten arbeiten, Kinder aufziehen und das Hin und Her der militärischen Auseinandersetzungen vergessen. Diese Menschen waren Dummköpfe.

Trotz gelegentlicher Siege wie auf Ix, IV Anbus oder Tyndall hatte er das Gefühl, dass die Revolte ihre Stoßkraft verlor. Es war wie ein Organismus, dessen Herz immer schwächer schlug. Der Niedergang erfolgte in kleinen und großen Schritten, auf kleinen und großen Planeten. Überall, wo Iblis seine Anfeuerungsreden hielt, sah und spürte er es. Die Menge brachte immer weniger Begeisterung auf, sie entglitt ihm, weil kein Ende in Sicht war. Die Menschen hatten eine so bedauernswert kurze Aufmerksamkeitsspanne!

Der Große Patriarch bemühte sich verzweifelt darum, anderen einsichtig zu machen, was er selbst mit aller Klarheit sah. Die Maschinen wollten jeden Menschen vernichten – nicht nur auf den Synchronisierten Welten, sondern auch auf den Liga-Welten und den Unverbündeten Planeten. Menschen waren für Omnius und seine Metallbrüder ein Ärgernis, eine Bedrohung. Denkmaschinen und Menschen konnten niemals auf irgendeiner Basis koexistieren, ob auf verschiedenen Planeten oder im gesamten Universum ...

Hekates Asteroid kam näher, und die Krater schienen sich wie gigantische Mäuler zu öffnen. »Unsere Taster haben den Einflugtunnel lokalisiert, Herr«, meldete Thurr. »Hekate stellt den Kontakt her und heißt Sie willkommen.«

»Wir wollen keine Zeit mit Höflichkeitsfloskeln verlieren. Bringen Sie uns hinein.«

Die Raumyacht glitt durch eine Krateröffnung, und die Traktorstrahlen der Titanin halfen dem Piloten, das Schiff bis zur

Spiegelhöhle zu navigieren, wo Iblis zum ersten Mal mit Hekate in ihrem Drachenkörper gesprochen hatte.

Iblis entstieg dem Gefährt und marschierte selbstbewusst in die Kammer. Diesmal trat Hekate ihm nicht in ihrem komplexen menschengroßen Laufkörper entgegen, sondern im abgeschirmten Konservierungsbehälter, der ihr im Elektrafluid schwimmendes Gehirn enthielt und von einem rollenden Mechanismus getragen wurde. Der geschützte Tank wurde auf Iblis' Augenhöhe reguliert.

»Ich habe eine wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen«, kam Iblis sofort zur Sache.

»Eine wichtige Angelegenheit?«, fragte Hekates künstliche Stimme. »Ich möchte über gar nichts anderes diskutieren. Schließlich bin ich doch Ihre Geheimwaffe, nicht wahr?« Dieser Titel schien ihr besonders zu gefallen.

Iblis ging nervös auf und ab, während er sein Anliegen erklärte. »Der Djihad steckt in der Krise. Im vergangenen Jahr hat Serena Butler mich meiner Macht beraubt. Sie wird niemals in der Lage sein, sämtliche politischen, militärischen, religiösen und sozialen Anforderungen der Herrschaft zu bewältigen. Doch sie weigert sich, es einzusehen.«

»Aha, Sie wollen Sie also töten? Wäre damit Ihren Zwecken gedient?« Hekate klang etwas ungehalten. »So etwas halte ich für eine Verschwendung meiner außergewöhnlichen Fähigkeiten.«

»Nein!«, antwortete er hastig, was ihn selbst überraschte. Dann dachte er noch einmal gründlicher über die Frage nach. »Nein. Das wäre auf lange Sicht nicht sehr günstig. Die Massen lieben Serena. Sie ist viel zu wichtig.«

»Wie soll ich Ihnen dann helfen, mein lieber Iblis?« Hekates Stimme klang nun melodisch und ein wenig verführerisch. »Geben Sie mir eine große Aufgabe, die meiner würdig ist.«

»Ich brauche klarere Siege gegen die Maschinen. Vorzeigbare Erfolge.« Er kam einen Schritt näher. »Dank Ihnen konnten wir Ix zurückerobern. Jetzt muss ich weitere Synchronisierte Welten in die Liga bringen, indem ich die Bevölkerung befreie. Es spielt keine Rolle, ob die Planeten von strategischer Bedeutung sind, ich brauche nur etwas, das ich *vorzeigen* kann. Und ich muss die Erfolge für mich verbuchen können.«

Hekate stieß ein Lachen mit spöttischem Unterton aus. »In all den Jahrhunderten, die ich als Cymek lebte, habe ich ganz vergessen, wie ungeduldig biologische Menschen werden können. Und wie intrigant.«

»Sechsundzwanzig Jahre lang war meine Ungeduld, wie Sie es so herablassend bezeichnen, die Antriebskraft für den Djihad. Serena und ihr Kind waren nur Symbole, während ich die ... den Ablauf des Krieges in Gang gehalten habe.«

»Wollten Sie vielleicht *Maschinerie* sagen?«

»Es wäre nur eine Redewendung gewesen.«

»Ich würde es nicht anders formulieren. Langfristige Pläne brauchen immer so ... lange.« Der schimmernde Gehirnbehälter wurde angehoben, bis er Iblis ein gutes Stück überragte. »Sie möchten also, dass ich ein wenig Chaos unter den Synchronisierten Welten verbreite, um Ihnen eine Einflugschneise für neue Eroberungen im Zuge des Djihad zu verschaffen?«

»Völlig richtig!«

»Sehr interessant.« Hekate schien sich über die Herausforderung zu amüsieren. »Also gut, ich werde sehen, was ich tun kann.«

67

Loyalität lässt sich nicht programmieren.

Seurat,
private Update-Logbücher

Als es im Weltraum zu einer erneuten Begegnung zwischen Vorian Atreides und Seurats Update-Schiff kam, schien es für keinen der beiden eine Überraschung zu sein. Vor hatte im tiefsten Herzen immer gewusst, dass sie sich wiedersehen würden, und der Robotercaptain hatte eine geringe Wahrscheinlichkeit, die jedoch größer als null war, berechnet.

Die Bürokratie der Djihad-Armee hatte spezifische, komplizierte und ärgerliche Bestimmungen hervorgebracht, die einem Primero ungefähr die Hälfte der Dinge verbot, die Vor ständig tat. Er wusste, dass sein Verhalten Xavier regelmäßig zur Verzweiflung trieb, aber es gab nichts, womit sein Freund ihn von seiner impulsiven Art abbringen konnte. Immer wieder flog er allein mit kleinen Schiffen hinaus und verfolgte seine eigenen Missionen. Seit er sich dem Kampf gegen die Maschinen angeschlossen hatte, war Vor ein unbeugsamer Einzelgänger geblieben. Für ihn sprach jedoch, dass er mit seinen gefährlichen Aktionen immer wieder Erfolge verbuchen konnte.

Nachdem die Mission auf Caladan abgeschlossen war, reiste Vor von der Wasserwelt ab. Er konnte es nicht rechtfertigen, dort noch mehr Zeit mit Leronica Tergiet zu verbringen. Er ließ eine Abteilung Djihadis am Horchposten zurück – und sein Herz in der Hafentaverne. Leronica hatte er versprochen, ihr Nachrichten zu schicken, so oft seine militärischen Pflichten es ihm erlaubten. Danach war er aufgebrochen, um weiter für die vollständige Auslöschung der Denkmaschinen zu kämpfen ...

In der Nähe von Caladan, am Rand der Einflusssphäre des Allgeistes, berechnete Vor den Verlauf der Update-Routen, die er mit Seurat unternommen hatte. Seit er den Roboter zu einem Trojanischen Pferd gemacht hatte, erhielt er gelegentli-

che Berichte über Systemzusammenbrüche auf Synchronisierten Welten, und durch die Eingabe der Koordinaten, an denen das Chaos ausgebrochen war, konnte er Seurats Kurs rekonstruieren.

Seit einiger Zeit hatte es keine neuen Schadensmeldungen gegeben, und es überraschte Vor nicht, dass die Maschinen das Problem irgendwann in den Griff bekommen hatten. Er fragte sich, was aus Seurat geworden war, nachdem der Allgeist die destruktive Programmierung entdeckt hatte. Ein hoch entwickelter Computer durfte eigentlich keine Rachegefühle entwickeln, und Vor hoffte, dass Omnius den Robotercaptain nicht aus reiner Boshaftigkeit zerstört hatte.

Das wäre äußerst ineffizient und eine Verschwendung von Ressourcen gewesen.

Vor verbrachte eine Woche damit, allein Patrouille zu fliegen und dem Verlauf der traditionellen Update-Route zu folgen. Er rechtfertigte seine Suche mit dem »Sammeln wichtiger Informationen für die militärische Planung der Liga«, und er hatte die Gelegenheit, in Ruhe über seine unerwarteten Gefühle für Leronica nachdenken zu können.

Er hatte sich schon immer etwas abseits gehalten und sich gerne auf verstreuten Liga-Welten vergnügt oder kurzfristige Aufträge übernommen. Doch diese Frau von Caladan hatte es irgendwie geschafft, den verschlungenen Weg zu seinem Herzen zu finden. Sie hatte Keime in seine Seele gelegt, die allmählich erwachten, und erst jetzt erkannte er, was mit ihm geschah. Vor war gleichzeitig verwirrt und glücklich ... und tieftraurig, weil er nicht mehr bei ihr war. Liebe war für ihn nie ein unbekanntes Konzept gewesen, aber er hatte nie geglaubt, dass sie sich so anfühlen würde. Nun verstand er, was Xavier mit Octa verband.

Während er allein durch den Weltraum trieb, an den Grenzen des feindlichen Territoriums, von bittersüßen Gedanken erfüllt, tat er nur wenig, um den Djihad voranzubringen. Der Krieg hätte seine einzige Priorität sein sollen ...

Als das große schwarz-silberne Update-Schiff seinen Weg kreuzte, kehrte Vors Aufmerksamkeit sofort zu dringlicheren Sorgen zurück.

Das Schiff hätte fliehen sollen, es hätte selbst einem kleinen Kampfjäger des Djihad ausweichen sollen. Wenn der Robotercaptain ein Update des Computer-Allgeists an Bord hatte, sollte seine Programmierung ihm befehlen, die Gelsphäre um jeden Preis zu schützen.

Doch das Update-Schiff stoppte die Fahrt, und Vor stand ihm in der Leere des Alls gegenüber.

Er erkannte die Konfiguration wieder, auch wenn offenbar einige Modifikationen, Reparaturen und Erweiterungen vorgenommen worden waren. Ohne jeden Zweifel war dies dasselbe Schiff, dass er weit außerhalb der Ebene des Sonnensystems der Erde dahintreibend vorgefunden hatte.

Er öffnete einen Kommunikationskanal. »Alter Blechgeist. Dachte ich's mir doch, dass ich dich hier finden würde.«

Dann bemerkte er, dass das Schiff im Zuge der Umbauten auch mit Waffen ausgerüstet worden war. Die Mündungen kinetischer Projektilwerfer öffneten sich und leuchteten feuerbereit auf.

Vor spürte kalten Schweiß im Genick. »Willst du mich aus dem Weltraum pusten, ohne mir wenigstens Hallo zu sagen?«

»Hallo, Vorian Atreides.« Das kupferfarbene Gesicht Seurats erschien auf dem Bildschirm. »So, die Begrüßung hätten wir hinter uns gebracht. Ist jetzt der angemessene Zeitpunkt gekommen, um dich zu vernichten?«

»Es wäre mir lieber, wenn du es nicht tun würdest.« Für alle Fälle hatte auch Vor die Finger auf die Waffenkontrollen gelegt. Vielleicht konnte er den Robotercaptain überraschen, obwohl das Update-Schiff ihm hinsichtlich der Bewaffnung haushoch überlegen zu sein schien. »Es sieht so aus, als hätte Omnius deine Überlebenschancen mit all den Kanonen verbessert. Ich hatte mich schon gefragt, wann die Denkmaschinen darauf kommen würden.«

»Mir ist bewusst, was du mit mir und durch mich angerichtet hast, Vorian. Nach meinen Informationen wurden acht Synchronisierte Welten schwer beschädigt, durch ein Programmvirus, das sich in der Update-Sphäre befand, die ich von der Erde retten konnte. Gehe ich recht in der Annahme, dass du dafür verantwortlich warst?«

»Ich kann unmöglich die ganze Ehre annehmen«, sagte Vor grinsend. »Schließlich hast du einen erheblichen Beitrag geleistet, als du die Zeitbomben verteilt hast. Und du warst es, der mir vieles über Gelschaltkreise und die Grundlagen der Programmierung beigebracht hat. Siehst du? Es war eine Gemeinschaftsarbeit.«

Seurats Flussmetallgesicht schimmerte im Licht seines Cockpits. »Dann bedaure ich es, ein so ausgezeichneter Lehrer gewesen zu sein.«

* * *

Während Seurat das Bild von Vorian Atreides scannte, setzte er seine bisherige Erfahrung und adaptive Programmierung ein, um zu extrapolieren, was der Mensch dachte. Erasmus hätte ihn um diese Gelegenheit beneidet.

Nach seiner Gefangennahme und Rückkehr nach Corrin, wo die verseuchte Update-Sphäre sofort konfisziert wurde, hatte sich Seurat einem intensiven Verhör durch den rekonstruierten Omnius unterziehen müssen. Bald zeigte sich, was geschehen sein musste, und die sabotierten Programminhalte wurden entfernt, auch wenn Erasmus empfahl, ganz sicher zu gehen und sämtliche Erinnerungen der Kopie des Terra-Omnius zu löschen. »Diese Ereignisse liegen sechsundzwanzig Standardjahre zurück. Sie mögen vielleicht interessant sein, aber es handelt sich nicht um besonders relevante Daten, die ein solches Risiko rechtfertigen würden, Omnius.«

Seurat vermutete, dass Erasmus seine Gründe hatte, warum er verhindern wollte, dass der Allgeist die betreffenden Informationen erhielt. Der Update-Pilot erwähnte jedoch nichts von seinem Verdacht, da er nicht den Wunsch verspürte, den Unwillen des anderen unabhängigen Roboters auf sich zu ziehen.

Nachdem die Erklärungen gespeichert und katalogisiert waren und bevor Seurat den Auftrag zu einer neuen Update-Tour erhielt, in deren Verlauf er die Omnius-Inkarnationen auf den virenverseuchten Welten wiederherstellen sollte, hatte Erasmus einen Tag lang im gerafften Modus mit dem Roboterpiloten kommuniziert.

»Ich habe die Menschen seit Jahrhunderten studiert. Ich habe Experimente durchgeführt, Informationen gesammelt und Extrapolationen erstellt, die das launische Verhalten der Menschen erklären können. Ich habe sehr viel von Serena Butler gelernt, und nun stelle ich fest, dass mein neues Experiment, bei dem ich Gilbertus Albans ausbilde, mir zahlreiche weitere Einsichten verschafft.

Doch auch du hattest eine einzigartige Gelegenheit, Seurat. Du hast viele Jahre in Gesellschaft des Trustees Vorian Atreides verbracht, des Sohnes von Agamemnon. Ich verlange, dass du mir deine Beobachtungen sowie alle relevanten Details anvertraust, die mir dabei helfen könnten, das menschliche Wesen besser zu verstehen.«

Seurat konnte die Aufforderung nicht ablehnen. Mit einem Informationsaustausch, der ähnlich, aber nicht so zeitaufwändig war wie die Synchronisation einer Update-Sphäre, übermittelte er Erasmus eine Zusammenfassung all seiner Gespräche mit und Erinnerungen an Vorian Atreides.

Dabei sichtete auch Seurat noch einmal alle diese Daten und dachte mit der mechanischen Entsprechung eines nostalgischen Gefühls an die vergnüglichen Flüge mit der *Dream Voyager* zurück. Nachdem der Roboterpilot nun mit einem neuen Update-Schiff unterwegs war – das bedauerlicherweise nur eine Seriennummer und keinen Namen hatte –, wurde ihm bewusst, dass ihm menschliche Gesellschaft viel lieber gewesen wäre ...

Die beiden Schiffe hingen im Weltraum, und jedes verfügte über genügend Feuerkraft, um das andere vernichten zu können. Seurat stellte jedoch fest, dass er gar nicht den Wunsch verspürte, seinen ehemaligen Gefährten zu vernichten. »Erinnerst du dich an unsere siebente Mission nach Walgis, Vorian Atreides? Vor achtundzwanzig Jahren? Nach Verlassen des Systems hatten wir mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen.«

Vor lachte leise. »Schwierigkeiten? Das ist leicht untertrieben. Wir gerieten in einen Meteoritenschwarm, der die Außenhülle der *Dream Voyager* aufriss. Wir haben die gesamte Bordatmosphäre verloren – und ich wäre beinahe auch nach draußen gesogen worden.«

Seurat starrte weiter seinen Freund und seine Nemesis an. »Ja, aber ich habe dich festgehalten. Ich wollte dich nicht loslassen.«

»Wirklich? So genau kann ich mich gar nicht mehr an die Einzelheiten erinnern«, sagte Vor. »Ich war vollauf damit beschäftigt, nach Luft zu schnappen. Eine explosive Dekompression ist für einen Menschen etwas ziemlich Unangenehmes, wie du vielleicht weißt.«

»Das ist mir bekannt. Ich habe dich zu einem kleinen Lagerfach getragen, dich darin eingeschlossen und die Kammer mit atembarer Atmosphäre geflutet.«

»Du wolltest mich fast zwei Tage lang nicht rauslassen«, sagte Vor. »Ich war fast verhungert, als du endlich die Tür aufgemacht hast. Du hast nicht daran gedacht, mir Lebensmittelrationen mitzugeben.«

»Ich habe nur daran gedacht, dir das Leben zu retten, und ich habe die zwei Tage gebraucht, um das Leck in der Hülle zu reparieren und die Lebenserhaltungssysteme wieder in Betrieb zu nehmen.«

Vor sah ihn mit wehmütigem Blick an, dann legte sich seine Stirn in tiefe Falten. »Ich glaube, ich habe dir nie dafür gedankt.«

»Roboter erwarten keine Dankbarkeit, Vorian Atreides. Ich habe jedoch sehr viel Mühe investiert, um dich am Leben zu erhalten – bei mehreren Gelegenheiten. Daher wäre es unlogisch, wenn ich dich jetzt vernichten würde.«

Seurat deaktivierte seine Waffensysteme und zog die Kanonenmündungen ein. Für einen kurzen Moment wäre das Roboterschiff ein leichtes Angriffsziel gewesen, falls Vorian sich entschieden hätte, es zu vernichten. Die Denkmaschine fuhr die Triebwerke hoch, wendete und ließ das Schiff mit höchster Beschleunigung davonrasen, bevor Vor reagieren konnte. Seurat war längst außer Reichweite, als sein menschlicher Freund ihm eine Salve überraschter Fragen hinterherschickte.

Verdutzt und grinsend trieb Vor eine Weile in seinem Erkundungsschiff dahin. Dann brach er in lautes Gelächter aus.

68

Herrschaft versteckt sich hinter vielen Masken.

Iblis Ginjo,
Möglichkeiten der totalen Befreiung

Als er von seinem geheimen Treffen mit Hekate zurückkehrte, erfuhr Iblis, dass Serena eine Sitzung des Djihad-Rats einberufen hatte, obwohl nicht mit seiner Anwesenheit gerechnet wurde. Er eilte vom Raumhafen direkt zum Tagungszimmer des Rates, fest entschlossen, sich nicht vom Entscheidungsprozess ausschließen zu lassen. Mehrere Wochen waren vergangen, und er hatte einiges nachzuholen.

Als er den Eingang zu den Räumen erreichte, gab Serena soeben das Zeichen, dass die Sitzung eröffnet war. Doch der Eingang wurde von der führenden Seraph bewacht. Niriem zögerte, als müsste sie ihre Loyalitäten abwägen, doch dann gewährte sie ihm den Zutritt.

Die Priesterin des Djihad hatte sich am Ende des polierten Konferenztisches niedergelassen und schien überrascht über seine Anwesenheit. Iblis suchte sich schnell einen Platz, nicht allzu weit von ihr entfernt, auch wenn es nicht sein gewohnter Platz war. Ohne Kommentar begann Serena mit einer offenbar gut einstudierten Rede, der die anderen aufmerksam lauschten.

»Wir können diesen Djihad nicht allein fortsetzen. Die menschliche Leidenschaft ist stark, aber die Ressourcen der Liga sind den Mitteln unterlegen, die Omnius gegen uns ins Feld führen kann. Die Denkmaschinen können jeden Roboter, den wir vernichten, mehrfach ersetzen. Doch für uns ist jeder verlorene Kämpfer ein Menschenleben, das für immer erloschen ist. Wir müssen so viele dieser kostbaren Menschenleben schützen, wie wir können.«

»Was schlägst du vor, Serena?« Iblis wählte bewusst einen beiläufigen Tonfall, weil er hoffte, ihre Anweisungen schließlich für seine Zwecke verwenden zu können. Als er sich am Tisch

umsah, erkannte er zu seiner Überraschung den kleinen, besorgt dreinblickenden Tlulaxa-Fleischhändler Rekur Van in der hinteren Ecke des Raumes. Er schien extra für diese Sitzung eingeladen worden zu sein und wirkte hier völlig deplatziert. Iblis hob fragend eine Augenbraue, doch die einzige Reaktion des Tlulaxa bestand in einem verdutzten Stirnrunzeln.

»Die Djihadis und Söldner sind nicht die einzigen Krieger für unser heiliges Ziel«, sagte Serena. »Es ist an der Zeit, dass ich den Beitrag anerkenne und segne, den andere bedeutende Menschen leisten.« Sie lächelte und deutete auf Rekur Van, der leicht errötete, als sich plötzlich alle Aufmerksamkeit auf ihn richtete.

»Obwohl sie sich nicht am aktiven Kampf gegen die Maschinen beteiligt haben, haben unsere Krieger den Tlulaxa viel zu verdanken. Unsere verletzten Veteranen wurden durch die Erzeugnisse ihrer Organfarmen geheilt, sodass sie nun erneut in den Kampf ziehen können. Mein lieber Freund Primero Harkonnen ist der berühmteste Nutznießer ihrer Dienste.« Sie nickte dem Fleischhändler dankbar zu, und Applaus erklang rund um den Tisch.

»Bereits in der Zeit, als ich eine junge Parlamentarierin war«, fuhr Serena fort, »war es mein leidenschaftlicher Traum, die Unverbündeten Planeten in die Liga der Edlen einzugliedern. Nun haben viele dieser Welten, einschließlich Caladan, Anträge gestellt, in die Liga eintreten zu dürfen. Ich beabsichtige, eine Rundreise zu den potenziellen Mitgliederplaneten zu unternehmen, und meine erste Station wird Tlulax sein. Ich möchte die wunderbaren Organfarmen mit eigenen Augen sehen und mit den politischen Repräsentanten sprechen, in der Hoffnung, dass sie entscheiden, unserem Bündnis offiziell beizutreten. Ich werde ihre großartigen Städte sehen und ihnen zeigen, wie sehr die Priesterin des Djihad ihre Bemühungen zu schätzen weiß.«

Iblis spürte plötzlich einen Kloß im Hals, als er das Gefühl hatte, seine sorgsam vorbereiteten Pläne würden zu Staub zerfallen. Er hatte geheime Vereinbarungen mit der Tlulaxa-Industrie getroffen, und Serena hatte nicht die geringste Ahnung, was sie tat! »Diese Pläne dürften ein wenig übereilt sein, Priesterin. Die Bevölkerung von Tlulax legt großen Wert darauf, unter sich zu bleiben, und das sollten wir respektieren. Ich bin mir nicht

sicher, wie man dort auf einen Überraschungsbesuch reagieren würde.«

Serenas Augen blitzten missbilligend auf, und sie verschränkte die Arme über ihrem weißen Gewand. »Ich habe die Menschen meines Volkes auf vielen Planeten besucht. Es ist undenkbar, dass die Führung der Tlulaxa die Priesterin des Djihad nicht willkommen heißen würde. Unsere Kämpfer sind ihnen zu großem Dank verpflichtet. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie etwas vor uns zu verbergen haben – nicht wahr, Rekur Van?«

»Natürlich nicht«, sagte Iblis schnell. »Ich bin überzeugt, dass die Regierung von Tlulax entzückt über Ihren Besuch wäre. Doch wir sollten baldmöglichst einen Boten ins Thalim-System schicken, damit man sich dort auf Ihre Ankunft vorbereiten kann. Das ist das übliche diplomatische Prozedere.«

»Wie Sie meinen, aber der Krieg gibt sein eigenes Tempo vor, und wir müssen darauf achten, immer einen Schritt voraus zu sein.« Als sie den Ratsmitgliedern ihre Ideen erklärte, blieb Iblis mit undurchdringlicher Miene am Tisch sitzen.

Er fragte sich, was Hekate zu tun beabsichtigte, um ihnen zu helfen. Er hoffte, dass es eine spektakuläre Aktion war ... und dass es bald geschah.

* * *

Vier Monate nachdem Seurat unbeabsichtigt seinen zerstörerischen Computervirus freigesetzt hatte, litt Bela Tegeuse noch immer unter den Beeinträchtigungen. Die überlebenden Maschinen bemühten sich, die Ordnung wiederherzustellen, aber ihre Kommunikation mit dem angeschlagenen Allgeist erwies sich als schwierig. Schließlich koppelten die unabhängigen Roboter die in Mitleidenschaft gezogenen Systeme von Omnius ab, bis nur noch ein glimmender Funke des einstigen umfassenden Computerbewusstseins aktiv war.

In diesem Zustand war die Synchronisierte Welt äußerst angreifbar.

Auf diesem düsteren und stark bewölkten Planeten, wo die Sklaven ihre Nahrung erzeugten, indem sie die Pflanzen unter hellem künstlichem Licht aufzogen, bemerkte die erzürnte Bevölkerung die Schwäche der Maschinen und schmiedete Pläne

zur Ausnutzung der Situation. Die Roboter jedoch wussten, dass es auf vielen Synchronisierten Welten zu Revolten gekommen war und hielten sorgsam nach Anzeichen eines bevorstehenden Aufstands Ausschau.

Bela Tegeuse konnte nur dann wieder in vollem Umfang funktionieren, wenn der Allgeist durch eine neue und unverseuchte Kopie ersetzt wurde. Also warteten sie ...

Als ein einsames Cymek-Schiff im System eintraf und die Nachricht übermittelte, dass es ein unbefallenes Update des Corrin-Omnius an Bord hatte, hießen die Denkmaschinen den Boten willkommen. Der Verteidigungsring wurde geöffnet, damit der Cymek ins System einfliegen und sich so schnell wie möglich zum zentralen Netzknoten in Comati am Fuß der Berge begeben konnte.

Hekate hatte nicht damit gerechnet, dass ihr Vorstoß so einfach und problemlos vonstatten gehen würde. Hatten die Cymeks den Maschinen denn gar nichts beigebracht?

Für diese Mission hatte die abtrünnige Titanin ihren mobilen Asteroidenkörper zurückgelassen und die Gestalt eines herkömmlichen, wenn auch etwas antiquierten Cymek-Fluggefährts angenommen. Sie steuerte die Systeme über Elektroden, die ihr körperloses Gehirn mit der Technik des kleinen Raumschiffs verbanden.

Die Wolken über ihr waren dicke, düstere Flöße aus grauer Feuchtigkeit, die die ferne Strahlung der Sonne von Bela Tegeuse absorbierte und das Wetter in einem ununterbrochenen Zyklus aus Regen und Zwielicht gefangen hielt. Den Robotersystemen war das Klima gleichgültig, und die kränklich blassen menschlichen Sklaven kannten kein anderes Leben.

Hekate fragte sich, was die bedauernswerten Sklaven machen würden, nachdem sie befreit waren. Iblis Ginjo erwartete von ihr eine aggressive, spektakuläre Aktion, und sie war bereit, die Herausforderung anzunehmen. Sie wollte demonstrieren, wozu sie imstande war. Sie hatte das Gefühl, dass es sehr interessant werden würde.

Durch ihre ständige heimliche Beobachtung wusste die ehemalige Titanin, dass die Armee des Djihad ganz zu Beginn ihres erneuerten Kampfes versucht hatte, Bela Tegeuse den Maschi-

nen zu entreißen. Die Flotte hatte die Omnius-Festung angegriffen und die Infrastruktur beschädigt, doch die Streitkräfte hatten so hohe Verluste erlitten, dass sie zum Rückzug gezwungen waren, ohne einen Sieg verbuchen zu können. Die übrig gebliebenen Maschinen hatten rücksichtslos die Ressourcen ausgebeutet und ohne Pause gearbeitet, bis sie in weniger als einem Jahr die Ordnung auf dem Planeten wiederhergestellt hatten – wie eine Welle, die Fußspuren am Strand auslöschte.

Hekate hoffte, dass die Menschen ihre Lektion gelernt hatten und diesmal entschlossener handelten. Sie würde ihnen eine zweite Chance verschaffen. Wenn auf ihre Aufmerksamkeit Verlass war. Sie hatte eine Nachricht für Iblis Ginjo hinterlassen, an einem geheimen »Briefkasten«, den Yorek Thurr ständig überwachen sollte. Jetzt lag es an ihnen, ob sie schnell genug reagierten.

Als sie in kaltem Nieselregen auf dem gut ausgeleuchteten Raumhafen von Comati landete, marschierten Roboter herbei und sendeten Anfragen und Aufforderungen zur Identifikation. »Der hiesige Omnius erhält keinen Zugang zu den Wächteraugen an Bord Ihres Schiffs«, sagte ein Verwaltungsroboter, der offenbar für die Leitung des Raumhafens zuständig war. Hekate fand diese Bemerkung ziemlich dumm, vor allem für eine KI. Sie amüsierte sich still. Maschinen konnten manchmal unglaublich blind und naiv sein.

Menschliche Gefangene hatten sich am Zaun versammelt und zitterten in feuchter Kleidung. Mit trostlos blinzelnden Augen beobachteten sie misstrauisch die Ankunft des Schiffes, als könnte das neue Omnius-Update ihnen die letzte noch verbliebene Hoffnung rauben.

Hekate öffnete die Schleuse und schritt in ihrem prächtigen Drachenkörper hinaus. »Die Systeme zur Kontaktaufnahme mit den Wächteraugen scheinen ebenfalls gestört zu sein«, sagte sie zu den wartenden Robotern. »Der Corrin-Omnius musste viele Peripheriesysteme abschalten, um die ständige Neuinfektion durch hartnäckige Programmfehler zu verhindern.«

Die Roboter nahmen ihre Erklärung anstandslos an. »Wie lautete Ihre Kennzeichnung? Dieses Neo-Cymek-Modell ist uns nicht bekannt.«

»Ach, ich bin das Neueste vom Neuesten«, sagte sie in stolzem Tonfall, als wäre sie allen anderen Modellen weit überlegen. Sie stapfte mit dem schweren Zylinder in den segmentierten Vordergliedmaßen los. Die schuppenförmigen Platten ihres Körpers blitzten im Licht der gelben Leuchtflächen des Raumhafens auf. »Nach so vielen schrecklichen Ausfällen hat Omnius angeordnet, so viele loyale Trustees wie möglich in Neo-Cymeks zu verwandeln. Im Gegensatz zu Gelschaltkreisen können menschliche Gehirne dem Virus nicht zum Opfer fallen. Viele Neos wie ich wurden ausgeschickt, um Updates auszuliefern, die durch spezielle Virenschutzprogramme gesichert sind. Diese Vorgehensweise ist Ihnen doch sicherlich einsichtig.«

Drei Raumhafenroboter traten vor, um den schweren Behälter in Empfang zu nehmen. Hekate kam es vor, als wären sie geradezu begierig darauf, sich endlich ihrer ungewohnten Probleme zu entledigen. Wie erwartet waren sie nicht in der Lage, ihr Misstrauen entgegenzubringen oder ein ausgeklügeltes Täuschungsmanöver zu erkennen.

»Ich verspreche Ihnen«, sagte sie, »dass Sie hiermit alle Ihre Probleme loswerden.«

Obwohl sie seinerzeit mit Abscheu auf Ajax' blutige Feldzüge reagiert hatte, sagte sich Hekate, dass der Mord an Denkmaschinen – vor allem die Auslöschung von Omnius – etwas ganz anderes war ... und etwas durchaus Erstrebenswertes. Die Menschen wären begeistert!

»Gibt es spezielle Anweisungen für die Installation des Updates?«, fragte der Roboter.

Hekate kehrte mit ihrem Laufkörper zum Schiff zurück. »Halten Sie sich an die Standardprozedur. Ich habe den Befehl, so schnell wie möglich weiterzufliegen, da ich noch weitere Synchronisierte Welten besuchen muss. Omnius verlässt sich darauf, dass diese Aufgabe zügig erledigt wird. Ich bin mir sicher, dass Sie das verstehen.«

Die Roboter übermittelten ihre Zustimmung und marschierten mit dem unheilvollen Zylinder davon, während Hekate sich wieder an die Kontrollen ihres Raumschiffs anschloss. Über die Elektroden gab sie den Befehl zum Start, und das Schiff erhob sich unter gelben Scheinwerfern in den dunklen Himmel.

Tief im Netzwerk der Stadt Comati betraten die Roboter die Zitadelle, in der sich der angeschlagene Omnius bemühte, seine wichtigsten Funktionen aufrechtzuerhalten. Die Maschinen öffneten mit ihren Manipulatoren den Deckel des Zylinders und entfernten die Schutzhüllen.

Schließlich legten sie den seltsam geformten, aber äußerst leistungsfähigen nuklearen Sprengkopf frei. Ihre Systeme bemühten sich, schnell eine angemessene Reaktion zu kalkulieren, obwohl der Zähler bereits im nächsten Moment auf null sprang ...

Hekates Schiff befand sich weit über den ersten beiden Wolkenschichten, als sie sah, wie unter ihr ein silbrig-gelbes Licht erstrahlte, als wäre eine Sonne geboren worden. Sie hatte dafür gesorgt, dass die Explosion stark genug war, um alle verbliebenen Reste des verwundeten Allgeists auszulöschen. Der elektromagnetische Puls der Bombe wurde durch das spezielle Design des Sprengkopfes noch verstärkt. Die Schockwelle breitete sich aus und wurde von der dichten Wolkendecke nach unten reflektiert. Jede Omnius-Außenstelle brannte in Sekundenschnelle durch, eine nach der anderen.

Hekate war völlig aus dem Häuschen.

Als sie den düsteren Planeten hinter sich ließ, dachte sie an die überlebenden menschlichen Bewohner – jene, die sich nicht in der Nähe des Explosionsherdes befunden hatten. Sie hatten nie etwas anderes als die Maschinenherrschaft kennen gelernt. Sie fragte sich, ob sie überhaupt in der Lage waren, sich um sich selbst zu kümmern. Auf jeden Fall würden die Stärksten überleben.

»Jetzt seid ihr von Omnius befreit«, gab sie bekannt, obwohl niemand auf dem Planeten sie hören konnte. »Bela Tegeuse gehört jetzt euch, falls ihr bereit seid, dieses Geschenk anzunehmen.«

69

Menschen sind die anpassungsfähigsten Geschöpfe, die es gibt. Selbst unter den härtesten Bedingungen finden sie eine Möglichkeit zum Überleben. Durch unser ausgeklügeltes Zuchtprogramm könnte es uns gelingen, diese Eigenschaft noch zu verstärken.

Zufa Cenfa,
59. Lektion für die Zauberinnen

Es war sein erster Morgen auf Arrakis, nachdem er die Nacht auf den harten Felsen mit Chamal an seiner Seite verbracht hatte. Rafel stand auf, als es dämmerte. Ein neuer Tag auf einem neuen Planeten. Er beobachtete, wie ein orangefarbenes Leuchten den Himmel entflammte, worauf die Braun- und Gelbtöne der Wüste und der Felsen aus dem Schlaf erwachten. Er atmete tief die Luft ein, die bereits jetzt heiß und trocken war, und füllte seine Lungen mit Freiheit.

Doch er hatte nicht damit gerechnet, dass er erst in Heol frei sein würde.

Hoch über den aufragenden Felsen hinter ihnen ertönten die Rufe von Vögeln, und Rafel sah ihre schwarzen Silhouetten zwischen den Gesteinsspalten hin und her schießen, als würden sie dort nach Nahrung suchen.

Wenigstens etwas kann hier überleben. Das bedeutet, dass auch wir es schaffen können.

Rafel hatte sein ganzes Leben als Zensunni-Sklave auf Poritrin verbracht und immer von der Freiheit geträumt. Doch er hatte nie erwartet, sie auf einem wüsten und leeren Planeten wie diesem zu finden. Das armselige Leben in der Feuchtigkeit des Deltas von Starda war schlimm genug gewesen, aber die drückende Hitze, die hier herrschte, war weitaus schlimmer.

Trotzdem war er Chamals Vater gefolgt, weil ihre Alternative der totale Krieg gegen die gesamte Bevölkerung von Poritrin gewesen wäre. Und nachdem sie jetzt hier waren, mussten sie

das Beste aus ihrer Situation machen. Ishmael hatte Recht. Selbst die Freiheit an einem Ort wie diesem war besser, als auch nur eine Stunde mehr für einen Sklavenhalter zu arbeiten.

Während der rauen Landung des Schiffsprototyps hatten sie nur einen kleinen Teil des Planeten gesehen, den der Fleischhändler Keedair als Arrakis bezeichnet hatte. Irgendwo musste es grünes, fruchtbares Land und einen Raumhafen geben. *Wir müssen nur danach suchen.* Vielleicht wusste der Tlulaxa, wo sich Oasen befanden. Man musste ihn nur dazu bringen, dass er sein Wissen preisgab.

Über hundert Männer und Frauen waren von Poritrin entkommen, doch keiner von ihnen verstand etwas von der Technik des Schiffes, das sie hierher gebracht hatte. Und Keedair offenbar auch nicht. Und die Sklaven der ersten Generation, die in Raumschiffen von ihren Heimatwelten entführt worden waren, hatten nie das seltsame Leuchten gesehen, als sich der Raum um das Schiff *gefaltet* hatte.

Eben noch waren sie auf Poritrin gewesen und im nächsten Augenblick auf Arrakis. Und nun saßen sie hier fest.

Rafel blickte auf die zerstörte Hülle des großen, abgestürzten Schiffs und wusste, dass das Wrack nie wieder fliegen würde. *Wir müssen uns selber helfen.* Er hatte Angst um seine junge Frau, und er versprach stumm, dass er alles Nötige tun würde, um sie zu retten. Vielleicht fand Ishmael einen Weg.

Als er Schritte hörte, drehte er sich um und sah Chamals Vater, der aus dem Lager zu ihm kam. Die Stille lag wie ein Schleier über dem Morgen, doch bald würden die Flüchtlinge erwachen und mit der Erkundung ihrer trostlosen Umgebung beginnen. Ishmael und er standen in unbehaglichem Schweigen nebeneinander und warteten auf den Sonnenaufgang.

»Wir müssen nachsehen, was sich da draußen befindet«, sagte Rafel. »Ganz in der Nähe könnte es grünes Land und Wasser geben.«

Ihr einziges Transportmittel war ein kleines Erkundungsschiff im Frachtraum. Wahrscheinlich sollten sich die Testpiloten damit in Sicherheit bringen können, falls es während des ersten Demonstrationsfluges zu einem Notfall gekommen wäre.

Ishmael nickte. »Wir haben keine Landkarten, also müssen wir uns auf das beschränken, was wir mit eigenen Augen sehen können. Heute wirst du mit dem Scoutschiff losfliegen und die Umgebung erkunden. Tuk Keedair wird dich begleiten.«

Rafel verzog das Gesicht. »Ich will nicht mit diesem Fleischhändler in einer Kabine zusammenhocken.«

»Und ich glaube, dass er genauso ungern mit dir zusammen sein möchte. Aber er weiß mehr über Arrakis als jeder von uns. Vielleicht erkennt er Landmarken wieder. Und du könntest seine Unterstützung brauchen, wenn ihr jemanden trefft, den ihr um Hilfe bitten müsst.«

Widerstrebend musste Rafel die Weisheit dieser Entscheidung anerkennen. Ishmael war als kleiner Junge von diesem Tlulaxa entführt worden. Er musste ihn aus tiefstem Herzen hassen. Rafel versuchte, eine verborgene Botschaft in der Anweisung zu erkennen. *Will er, dass ich Keedair weit fort bringe und ihn töte?* Doch in Ishmaels Miene fand er nicht den leisesten Hinweis.

»Der Sklavenhalter muss arbeiten, wenn er überleben will, genauso wie alle anderen«, sagte Rafel. »Und er wird eine kleinere Ration Wasser und Nahrung bekommen.«

Ishmael nickte geistesabwesend. »Es wird ihm gut tun, wenn er erfährt, wie Sklaven leben.«

* * *

Nach einem kargen Frühstück suchte Rafel sich einen anderen entkommenen Sklaven aus, einen breitschultrigen Mann namens Ingu, der den jammernden und zaudernden Tuk Keedair bewachen sollte. Der Tlulaxa blickte sie mit düsterer Miene an, dann zückte er plötzlich eine scharfkantige Metallklaue, die er aus dem Schiffswrack mitgenommen hatte.

Ingu und Rafel wichen sofort zurück, weil sie überzeugt waren, dass der frühere Sklavenhalter sie angreifen wollte, auch wenn er sich niemals gegen hundert wütende Zensunni würde durchsetzen können. »Schon Lord Bludd hat mir schwer zugesetzt, doch nun, nach Jahrzehnten satter Gewinne, habt ihr mich gründlich ruiniert. Ich bin am Ende.« Er holte mit dem primitiven Messer aus. »Wertlose, dumme Sklaven.«

In einem Ausbruch verzweifelter Wut säbelte er sich dann den langen, dicken Zopf ab. Keedair hielt den schlaffen, staubigen Strick aus Haar hoch und ließ das graubraune Bündel in den Sand fallen. Der frühere Fleischhändler wirkte nun merkwürdig nackt. Er starrte auf den abgetrennten Zopf. Sein Wutausbruch schien vorbei zu sein. »Ich bin ruiniert.«

»Richtig«, sagte Ishmael unbeeindruckt zu ihm und nahm ihm das Messer ab. »Und nun wirst du dafür arbeiten müssen, wenn du unter uns überleben willst.«

»Überleben? Es ist hoffnungslos! Mit jedem Atemzug verschwendet ihr euer Körperwasser. Sieh dir diese Leute an, die sich unter der prallen Sonne abrackern, während der Tag immer heißer wird. Warum haben sie nicht in der kühlen Nacht gearbeitet?«

»Weil die Zensunni in der Nacht beten und schlafen.«

»Führt diese Praxis auf Arrakis ruhig so weiter, und ihr werdet bald sterben. Die Voraussetzungen haben sich geändert, und ihr müsst lernen, euch mit ihnen zu verändern. Habt ihr die Hitze und den Staub nicht bemerkt? Die Luft entzieht euch jeden Tropfen Feuchtigkeit, sie raubt euch das Wasser. Wie wollt ihr es ersetzen?«

»Unsere Vorräte reichen für mehrere Wochen, vielleicht sogar für Monate.«

Keedair bedachte Rafel mit einem ernsten Blick. »Seit ihr euch sicher, dass das genügen wird? Ihr müsst eure Haut vor der heißen Sonne schützen. Ihr müsst während der größten Tageshitze schlafen und die kühle Dunkelheit für körperliche Arbeiten nutzen. Auf diese Weise schwitzt ihr nur halb so viel Feuchtigkeit aus.«

»Außerdem können wir unsere Kräfte schonen, wenn du uns einen größeren Teil der harten Arbeit abnimmst«, sagte Ishmael.

Keedair verzog angewidert das Gesicht. »Du willst mich einfach nicht verstehen. Ich hätte gedacht, ein Mann, der so viel riskiert hat, um seine Leute in die Freiheit zu führen, wäre daran interessiert, sie so lange wie möglich am Leben zu erhalten.«

Am abgestürzten Frachtschiff waren mehrere Flüchtlinge damit beschäftigt, den Lagerraum weit genug zu öffnen, damit

Rafel das kleine Scoutschiff ins Freie manövrieren konnte. Es war ein schlecht ausgerüstetes Gefährt, und sie wussten nicht, wie weit es fliegen würde oder wie viel Treibstoff es an Bord hatte. Aber sie besaßen keine andere Möglichkeit, um die unvorstellbar weiten Flächen aus offenem Sand zu überqueren. Wenn sie nicht zu Fuß gehen wollten.

»Wir werden unsere Umgebung erkunden«, sagte Rafel und umarmte Chamal zum Abschied. Er warf dem zerzausten, rotäugigen Keedair einen schiefen Blick zu. »Der Sklavenhalter wird uns helfen, einen Ort zu finden, an dem wir uns ansiedeln können.«

Tuk Keedair seufzte. »Glaubt mir, ich wünsche mir genauso innig wie ihr, in die Zivilisation zurückzukehren. Aber ich weiß weder, wo wir sind, noch, wo wir Wasser oder Nahrung finden ...«

Ishmael schnitt seine Beschwerden mit einer schroffen Geste ab. »Dann wirst du danach suchen. Mach dich nützlich und verdiene dir deinen Anteil an unseren Vorräten.«

Die drei Männer bestiegen den kleinen Flieger, und Rafel betrachtete skeptisch die Kontrollen. »Standardtriebwerke. Das hier sieht fast genauso aus wie ein Modell, mit dem ich auf Poritrin geflogen bin. Ich glaube, ich kann damit umgehen.« Er ließ das Gefährt ein Stück aufsteigen und steuerte es aus dem Frachtraum des Schiffswracks.

Während Chamal, Ishmael und die anderen Sklaven ihnen voller Hoffnung nachblickten, lenkte Rafel das Scoutschiff von den Felsen weg in die offene Wüste. Der kräftig gebaute Ingu runzelte die Stirn und starrte durch die Fenster, um nach einer Oase oder einem Anzeichen menschlicher Besiedlung zu suchen. Rafel sah Keedair an. »Sag mir, in welche Richtung ich fliegen soll, Sklavenhalter.«

»Ich habe keine Ahnung, wo wir sind.« Der Tlulaxa warf ihm einen verächtlichen Blick zu. »Ihr Zensunni überschätzt meine Fähigkeiten. Zuerst besteht Ishmael darauf, dass ich ein Raumschiff bediene, mit dem ich noch nie zu tun hatte, und nachdem wir abgestürzt sind, erwartet ihr, dass ich euer Retter bin.«

»Wenn wir überleben, wirst auch du überleben«, gab Rafel zu bedenken.

Keedair zeigte aus dem Fenster. »Also gut, dann flieg ... dorthin. In der Wüste sind alle Himmelsrichtungen gleichwertig. Aber du solltest dir die Startkoordinaten merken, damit wir später den Rückweg finden.«

Das kleine Schiff sauste über die Sandflächen. Sie bewegten sich in immer weiteren Kreisen um das Basislager in den Felsen und erkundeten das Gelände in allen Richtungen. Die Tageshitze nahm zu, und erwärmte Luft stieg von den Felsen und dem flimmernden Sand auf. Der Flieger schüttelte sich, und Rafel musste sich alle Mühe geben, den Flug zu stabilisieren. Die Temperatur in der Kabine stieg rapide an, und ihm lief bereits der Schweiß über das Gesicht.

»Ich sehe hier draußen immer noch nichts«, sagte Ingu.

»Arrakis ist ein großer Planet. Viele Regionen sind noch unerkundet, und der Rest ist sehr dünn besiedelt.« Keedair blinzelte im grellen Licht. »Wenn wir etwas finden, haben wir es nicht meinem Geschick oder Fachwissen zu verdanken, sondern allein dem Glück.«

»Gott wird uns führen«, sagte Rafel.

Die Wüste breitete sich endlos vor ihnen aus, bis zum flirrenden Horizont. Rafel konnte sich nur an die Hoffnung klammern, während er weiterflog und nach irgendetwas suchte. In unregelmäßigen Abständen ragten Felsen aus dem braungelben Sandozean, aber er entdeckte keinen Flecken Grün, kein Wasser und keine Siedlungen.

»Hier draußen wirst du nichts finden«, sagte Keedair. »Ich erkenne nichts wieder, und ich bezweifle, dass dieses Gefährt über genügend Reichweite verfügt, um Arrakis City zu finden.«

»Würdest du lieber laufen?«, fragte Ingu.

Keedair antwortete ihm nicht.

Als es nach einem fruchtlosen Tag der Suche dämmerte, landeten sie behutsam irgendwo im Ozean neben einer Fläche aus rostrot verfärbtem Sand. In einigen Kilometern Entfernung erhob sich eine weitere Kette aus nacktem Fels über die Dünen, aber Rafel hielt es für sicherer und einfacher, auf der freien Sandebene zu landen. Es wurde kühler, nachdem die Sonne untergegangen war, und als er ausstieg und auf die weichen Dünen hinauslief, hörte er nur leblose Stille und das Rieseln des

Staubes im Wind. In der Luft hing ein intensiver Geruch nach ... Zimt. Ingu lief um das Schiff herum und schien nach etwas zu suchen.

Keedair wagte sich als Letzter nach draußen und starrte deprimiert in die unermessliche Leere. Er schnupperte und bückte sich, um eine Hand voll des rötlichen Pulvers aufzuheben. »Meinen Glückwunsch! Ihr habt ein Vermögen entdeckt.« Er lachte leise, doch es klang ein wenig hysterisch. »Jetzt müssen wir die Melange nur noch zum Markt bringen, dann werdet ihr Zensunni reich sein.«

»Ich hatte gehofft, die Verfärbung wäre ein Anzeichen von Wasser«, sagte Rafel. »Deshalb bin ich hier gelandet.«

»Können wir es essen?«, wollte Ingu von Keedair wissen.

»Meinetwegen könnt ihr den Sand essen.« Er hockte sich hin und blickte mit dunklen Augen auf den Boden. »Ihr habt meine Arbeit zerstört, meine gesamten Investitionen zunichte gemacht ... und wofür? Ihr alle werdet hier umkommen. Auf Arrakis gibt es nichts, wovon ihr leben könntet.«

»Wenigstens sind wir keine Sklaven mehr«, sagte Rafel.

»Und das heißt, dass ihr jetzt niemanden mehr habt, der euch versorgt.« Keedair hob die Stimme. »Ihr habt nie ein selbstständiges Leben kennen gelernt, ihr musstet nie eure eigenen Fähigkeiten einsetzen, um zu überleben. Ihr wurdet als Sklaven geboren, und es wird nicht lange dauern, bis euer Volk darum bettelt, nach Poritrin zurückkehren zu dürfen, wo sich die Adligen wieder um euch kümmern werden.« Er spuckte in den rötlichen Staub, dann schien er es plötzlich zu bereuen, so viel Flüssigkeit vergeudet zu haben. »Ich habe euch einen großen Gefallen erwiesen, als ich euch einfing und in die Zivilisation brachte. Aber von euch Narren kann ich wohl keine Dankbarkeit erwarten.«

Rafel packte den kleinen Tlulaxa, zog das selbstgebastelte Messer, das Ishmael ihm gegeben hatte, und hielt es dem Mann vor das Gesicht. Doch der ehemalige Sklavenhalter blieb völlig unbeeindruckt. Spöttisch zog Keedair einen Finger über seine Kehle. »Nur zu! Oder bist du ein Feigling ... wie alle deines Volkes?«

Ingu kam herbei, mit erhobenen Fäusten, als wollte er sich am Kampf beteiligen, doch Rafel stieß den Tlulaxa zur Seite.

»Gott würde mich bestrafen, wenn ich einen kaltblütigen Mord begehe, ganz gleich, wie viel Leid du uns bereitet hast. Ich kenne die Sutras, ich habe Ishmael gut zugehört.« Rafel war erzürnt, aber er beherrschte sich. Trotzdem hätte er gerne gespürt, wie das warme Blut dieses bösen Mannes über die Metallklinge und seine Hand lief.

Keedair blickte verächtlich zu ihnen auf. »Ja, benutzt mich als euren Sündenbock, da ich das einzige verfügbare Ziel für euren generationenlangen armseligen Zorn und euer Gejammer bin. Ich wollte euch nicht hierher bringen, und ich kann euch jetzt nicht helfen. Wenn ich wüsste, wo Rettung zu finden ist, würde ich sie sofort zu Hilfe rufen.«

»Ich warte nur auf einen Grund, um dich loszuwerden, ganz gleich, was Ishmael sagt.« Rafel deutete in eine Richtung, die vom Scoutschiff wegführte. »Dann geh in die Wüste hinaus und such dir deinen eigenen Weg. Warum isst du deine kostbare Melange nicht? Hier gibt es genug davon.«

Gegen jede Vernunft erhob sich der Tlulaxa und taumelte auf die Dünen zu, um sich noch einmal zu Rafel umzudrehen. »Ihr verringert eure Überlebenschancen, wenn ihr mich verstoßt.«

Ingu schien sich über das Dilemma des Mannes zu amüsieren. Rafel sagte: »Wir werden länger überleben, wenn wir unsere Rationen nicht mit einem Fleischhändler teilen müssen.«

Mit einer Mischung aus Erleichterung, endlich fortgehen zu können, und Angst vor dem Alleinsein in der grausamen Wüste reckte Keedair die Schultern und lief mutig weiter, hinaus in den Ozean aus Sand. »Ich werde so oder so sterben. Genauso wie ihr.«

Rafel blickte ihm voller Unbehagen und Verunsicherung nach. War es das, was Ishmael im Sinn gehabt hatte? War das die subtile Botschaft gewesen, die Rafel nicht verstanden hatte? Der junge Mann wollte seinen Schwiegervater beeindrucken, aber er war sich nicht sicher, ob er das Richtige tat ...

Später saßen Rafel und Ingu in der kühlen Abenddämmerung vor dem Schiff. Sie aßen ein wenig von ihren Proteinwaffeln und nippten von ihrem Wasservorrat. Dann zogen sie Schlafmatten aus dem kleinen Fach für Notfälle und breiteten sie auf dem weichen Sand aus. Als er sich unendlich müde hinlegte, wünschte sich Rafel, er könnte bei Chamal sein.

Er legte das behelfsmäßige Messer weg und fragte sich, ob Nachtraubtiere durch diese Wüste streiften ... oder ob der verzweifelte Sklavenhalter sich zurückschleichen und sie im Schlaf töten könnte, um das Scoutschiff zu stehlen.

Rafel entschied, dass sie ihr Lager besser schützen mussten. Er ließ Ingu auf seiner Matte weiterschnarchen und stieg ins Cockpit. Dort stellte er fest, dass Norma Cenva das Schiff mit Holtzman-Schilden ausgerüstet hatte. Damit konnten sie sich äußerst effektiv schützen.

Zuversichtlich aktivierte er die Schilde, die ihr Lager mit einem schimmernden Schirm aus ionisierter Luft umgaben. Dann kehrte er auf seine Schlafmatte zurück und fühlte sich sicher ... zumindest für eine Weile.

Der Boden erzitterte wie von einem Erdbeben. Der Sand geriet ins Rutschen und wurde aufgewirbelt, und von tief unten drang ein Grollen herauf. Mit einem Rauschen wie von einem Sturm sackten die Dünen in sich zusammen. Das Scoutschiff wurde umgeworfen.

Schreiend kam Rafel auf die Beine – und stürzte sofort wieder auf den unruhigen Sand. Ingu warf sich von der Schlafmatte und ruderte mit den Armen.

Schlagartig verwandelte sich die nächtliche Wüste in einen Sturm aus heftig sich bewegenden Silhouetten, riesige segmentierte Dämonen, die sich wie lebende Albträume erhoben. Rafel fiel auf den Rücken und war bereits zur Hälfte im kochenden Sand versunken. Er blickte in die klaffenden Mäuler von Ungeheuern, die aus der Tiefe emporgestiegen waren, zur Raserei gebracht ... von der Vibration der Schilde!

Ingu stieß einen schrillen Schrei aus.

Alle Würmer schlugen gleichzeitig zu und warfen sich auf das Scoutschiff, das Lager und die zwei Männer. Rafel glaubte, in die Fänge feuerspeiender Drachen geraten zu sein. Nur dass sie keine Augen hatten. Er sah ein kristallines Glitzern in dem gigantischen Rachen, in den er hineinstürzte.

Dann Dunkelheit, ein brennender Schmerz und endlose Finsternis.

70

Im Leben geht es um Entscheidungen zwischen Gut und Schlecht - und die Folgen dieser Entscheidungen.

Norma Cenva,
Mathematische Philosophie

Ungehalten und gleichzeitig neugierig traf Zufa Cenva auf Kolhar ein, nachdem sie dem seltsamen telepathischen Ruf gefolgt war, der sie aus den Tiefen des Weltraums erreicht hatte. Die Zauberin fand einen kargen und primitiven Planeten vor. Die menschliche Kolonie hatte überlebt, aber sie florierte keineswegs. Warum hatte man sie ausgerechnet hierher bestellt? Die Welt besaß nur wenige Rohstoffe und ein unangenehmes Klima an der Grenze zur Lebensfeindlichkeit.

Aber der Ruf war eindeutig gewesen. *Wer könnte hier nach meiner Anwesenheit verlangen? Und wer besitzt die Dreistigkeit, mich herbeizuzitieren?*

Während sie ihre begabtesten Schwestern auf Rossak ausgebildet und sie im giftigen Dschungel durch gefährliche mentale Übungen geführt hatte, war sie durch den Ruf so abrupt aus ihren Gedanken gerissen worden, dass ihre Konzentration beinahe kollabiert wäre, was katastrophale Folgen hätte nach sich ziehen können. Die jungen Rekrutinnen, die auf Zufas Führung angewiesen waren, hatten verzweifelt versucht, ihre tödlichen Energien zu bändigen, und hätten beinahe den mentalen Holocaust entfesselt.

Aber sie hatte den Gedanken weder verdrängen noch ignorieren können. Der Ruf war wie ein lauter Schrei in Zufas Gehirn gewesen und hatte von ihr gefordert, sofort aufzubrechen. *Komm nach Kolhar. Triff dich dort mit mir.* Sie, die Höchste Zauberin des Djihad, hatte keine andere Wahl gehabt.

Der unbedeutende Planet lag in der Nähe der Handelsroute nach Ginaz, aber sie hatte bislang kaum einen Gedanken an ihn verschwendet. Zufa hatte sich um wichtigere Dinge zu kümmern als um Kolhar.

Komm nach Kolhar.

Als sich ihr privates Raumschiff herabsenkte und die Navigationssysteme nach einem trockenen Landeplatz neben den einfachen Behausungen am Rand der kalten Sümpfe suchten, sickerte eine bleierne Trübheit wie Gift durch ihre Adern. Der Himmel, das Wasser, der schlammige Boden und sogar die knorrigen Bäume, alles wirkte aschfahl.

Mutter. Komm nach Kolhar. Sofort!

Mutter? Konnte es eine Botschaft vom ungeborenen Embryo sein, der in Zufa heranwuchs, von der Tochter, die sie mit Iblis Ginjo gezeugt hatte ... und die bereits zu Bewusstsein gelangt war und ihr etwas mitteilen wollte? In diesem Fall konnte sie zur größten Zauberin aller Zeiten werden. Lächelnd legte Zufa eine Hand auf ihren Unterleib, der noch gar keine Anzeichen einer Schwangerschaft zeigte.

Und dass die missgestaltete Norma über solche Kräfte verfügte, war völlig undenkbar ... Zufa hatte schon viele Jahre lang nichts mehr von ihrer Tochter gehört. Selbst der Weise Holtzman hatte es aufgegeben, seine Zeit mit ihr zu vergeuden. Vielleicht war sie schon von Poritrin deportiert worden, bevor es dort zum verheerenden Sklavenaufstand gekommen war.

Bedeutete das, dass Norma überlebt hatte? Obwohl sie eine einzige Enttäuschung darstellte, war Zufa immer noch ihre Mutter und durchaus an ihrem Wohlergehen interessiert.

Aber selbst wenn Norma am Leben war, konnte diese Botschaft unmöglich von ihr stammen ...

Eine düstere Provinzstadt mit einem veralteten Raumhafen kam in Sicht. Die größte Siedlung von Kolhar hatte höchstens ein paar hunderttausend Bewohner.

Während des Anfluges empfing die Zauberin eine Landegenehmigung von einer dünnen männlichen Stimme. Zufa sah keine anderen interstellaren Schiffe, nur die lethargischen Bewegungen des planetaren Verkehrs. »Wir haben einen Liegeplatz für Ihr Schiff reserviert, Zauberin. Und Sie werden nach der Ankunft weitere Anweisungen erhalten. Wir haben Sie erwartet.«

Neugierig versuchte Zufa ihm weitere Informationen zu entlocken und setzte sogar ein wenig telepathischen Druck ein,

aber der Mann war wirklich nicht in der Lage, ihr mehr zu verraten. Sie wollte unbedingt die Lösung dieses Rätsels erfahren und sich dann wieder um ihre eigentliche Arbeit kümmern.

Sie mietete sich ein Schienentaxi und ließ sich vom verschlafenen Raumhafen zu einem kleineren Dorf etwa hundert Kilometer nördlich der Stadt bringen. Warum begab sich jemand freiwillig hierher? Der kleine Wagen glitt langsam über die Gleise mit kleiner Spurweite. Es war eine holprige Fahrt, vor allem, als es ein hohes Plateau hinaufging, das auf drei Seiten von schneebedeckten Bergen eingerahmt wurde. Zufa hätte gerne ihre telekinetischen Fähigkeiten eingesetzt, um das Gefährt zu höherer Geschwindigkeit anzutreiben, aber sie widerstand der Versuchung.

Als sie schließlich an einem kleinen Bahnhof ausstieg und auf den Bahnsteig aus bemaltem Holz und in den kalten Wind trat, rief eine atemberaubend schöne blonde Frau ihr zu: »Höchste Zauberin Cenva! Ich habe Euch bereits erwartet.«

Obwohl die Luft auf Kolhar feucht und frisch war, trug die Frau nur dünne, lockere Kleidung, die sich aus einem unerfindlichen Grund nicht in der Brise bewegte. Sie war jung und gleichzeitig alterslos, mit sanften blauen Augen und makelloser Haut, die wie feines Porzellan war. Sie kam Zufa auf seltsame Weise vertraut vor.

»Warum bin ich hierher gerufen worden? Mit welchen Mitteln konnten Sie ein solches Signal senden?« Zufa, die sich ständig ihres Status bewusst war, wünschte sich, sie hätte nicht das Wort *gerufen* benutzt, als wäre sie eine Dienerin, die von ihrem Meister herumkommandiert werden durfte.

Die wunderschöne Fremde sah sie mit einem seltsamen Lächeln an, das Zufa beinahe rasend machte. »Folgt mir. Wir haben viel zu besprechen ... sobald Ihr für die Antworten bereit seid.«

Zufa folgte der Frau ins Bahnhofsgebäude, wo sich ein dürrer alter Mann demütig verbeugte und ihr einen warmen Mantel anbot. Zufa scheuchte ihn mit einer ungeduldigen Geste fort, da sie sich nicht von der kühlen Luft auf dem Plateau irritieren ließ. »Wer sind Sie?« Plötzlich erinnerte sie sich an eine der Botschaften: *Mutter. Komm nach Kolhar. Sofort!*

Die Frau drehte sich zu ihr um und sah sie ruhig an, als würde sie auf etwas warten. Ihre Züge hatten etwas aufreizend Vertrautes. Sie stammte offensichtlich von Rossak und hatte die typischen hohen Wangenknochen und das klassische Profil. Sie sah wie eine der großen Zauberinnen aus, aber ihre Schönheit war sanfter und eleganter. In gewisser Weise erinnerten ihre Augen Zufa an ... aber das konnte nicht sein!

»Wenn du die Augen öffnest, wirst du erkennen, dass die Möglichkeiten unbegrenzt sind, Mutter. Bist du in der Lage, mich in einer anderen Gestalt zu sehen?«

Erschrocken riss Zufa den Kopf zurück. Dann trat sie vor, die Augen misstrauisch zusammengekniffen. »Das ist unmöglich!«

»Komm mit, Mutter. Wir werden reden. Ich habe dir viel anzuvertrauen.«

In einem Bodenfahrzeug mit durchsichtiger Kanzel fuhr Norma mit ihr weiter, fort vom Dorf und auf ein ödes Hochland aus halb gefrorenen Sümpfen. Während sie sich einen Weg über das raue, straßenlose Gelände suchten, erzählte Norma eine erstaunliche Geschichte. Zufa kamen die Offenbarungen unglaublich vor, aber sie konnte nicht verleugnen, was sie mit eigenen Augen sah. »Also hast du doch Potenzial!«

»Die Folter der Cymeks hat mein Gehirn zu Fähigkeiten angestachelt, von denen ich bislang keine Ahnung hatte. Mein Geist wandte sich nach innen, wo ich meine eigene Schönheit und Ruhe fand. Ein Soostein, den Aurelius mir gegeben hat, löste etwas in mir aus und half mir, mich zu konzentrieren ... und damit hatten die Cymeks nie gerechnet. Und dafür haben sie mit dem Leben bezahlt. Anschließend erhielt ich die einmalige Gelegenheit, meinen Körper neu zu gestalten, nach den Vorlagen, die in meinen Genen gespeichert sind. Angesichts des Potenzials meiner Vorfahren ist dies die Gestalt, die mein Körper *hätte* haben sollen.«

Zufas maßloses Erstaunen war offensichtlich. »Mein ganzes Leben lang habe ich nichts anderes von dir erwartet – und sogar von dir verlangt. Obwohl du nie zuvor Anzeichen einer Begabung erkennen ließest, stelle ich nun mit Freude fest, dass ich mich nicht geirrt habe. Ich habe dich mit Härte erzogen, weil du genau das gebraucht hast. Du hattest es tatsächlich in dir.« Sie

nickte und brachte zum Ausdruck, was von ihr als Kompliment gemeint war. »Schließlich hast du dich doch noch als meines Namens würdig erwiesen.«

Norma blieb völlig gelassen. Es gab nichts mehr, womit ihre Mutter sie hätte verletzen können. Doch in ihrem Blick lag eine Spur von Skepsis, als würde sie nicht alles glauben, was Zufa sagte.

»Meine Schönheit ist irrelevant für die Arbeit, die ich jetzt leisten kann. Als mein Körper zerstört wurde, habe ich ihn rekonstruiert, nach Vorbildern aus der Linie meiner weiblichen Vorfahren. Dieser Körper passt zu mir, obwohl ich vielleicht zu meiner früheren Gestalt zurückkehren könnte, wenn ich es wünsche. Ich habe mich nie so sehr daran gestört wie du. Die äußere Erscheinung ist eben nur äußerlich.«

Zufa war perplex. Nachdem sie viele Jahre als bedauernswerter Gnom gelebt hatte, schien ihre Tochter die neu gewonnene körperliche Schönheit als völlig unwesentlich zu betrachten. Norma hatte diese perfekte weibliche Gestalt nicht angenommen, um irgendjemanden zu beeindrucken. Zumindest behauptete sie es.

»Du hättest mich nicht so schnell aufgeben sollen, Mutter.« Trotz ihrer unverblümten Worte schien Norma keinerlei Wut oder Rachegefühle zu hegen, da sie nun ein überlegenes Selbstvertrauen gewonnen hatte. »Viele deiner Schülerinnen sind bei den mentalen Angriffen auf Cymeks ums Leben gekommen. Ich jedoch konnte einen telepathischen Holocaust beherrschen, von dem jede andere Zauberin hinweggefegt worden wäre – sogar du.«

Zufa dachte erstaunt über diese Möglichkeit nach. Sie hatte so viele ihrer talentierten Schwestern im Kampf gegen die Maschinen mit menschlichen Gehirnen sterben sehen. »Du musst mir zeigen, wie es geht.« Sie beobachtete ihre Tochter und fragte sich, was sie denken mochte.

Norma stellte das Fahrzeug nicht weit entfernt von einer einsamen Hütte ab und stieg mit ihrer Mutter aus. Als hätte der eiskalte Wind sie auf der Stelle gefrieren lassen, konzentrierte sich Norma auf eine kleine Gesteinsformation ein paar Meter weiter. Seit dem Vorfall, der ihr Leben völlig verändert hatte, waren

Wochen vergangen, und in dieser Zeit hatte sie nicht versucht, ihre Fähigkeiten ein weiteres Mal anzuwenden. Nicht aus Erschöpfung, sondern aus Unsicherheit und Besorgnis, dass sich ihre Fähigkeiten auf unerwartete Art und Weise manifestieren könnten. Am meisten Angst hatte sie davor, ihrer Mutter Schaden zuzufügen.

Norma entspannte ihren Körper. »Nicht jetzt. Ich bin noch nicht bereit. Als ich mich transformierte, geschah es nur äußerlich – und es wurde durch eine Extremsituation ausgelöst. Aber ich spüre, dass das nur der Anfang war, Mutter, dass ich mich immer noch in einem Übergangsstadium befinde. Sei nicht überrascht, wenn ich mich in der Zukunft noch mehr verändere. Sei nicht überrascht von dem, wozu ich jetzt imstande bin.«

Diese Worte machten der erfahrenen Zauberin Angst. Sie wandte den Blick ab, ihre Wangen hatten sich vor Scham gerötet.

Norma wirkte geistesabwesend und nachdenklich. »Ich mache mir größere Sorgen um die Zukunft als um die Vergangenheit. Wenn ich für dich jetzt keine Enttäuschung mehr bin, können wir gemeinsam stark sein, viel mächtiger, als du dir vorstellen kannst.« Ein arktischer Wind fuhr durch ihr langes blondes Haar. Vor dem Hintergrund der schneebedeckten Berge wirkte sie wie eine überirdische Erscheinung. »Jetzt ist ein guter Zeitpunkt, um eine Grundlage unserer Beziehung zu schaffen. Wir haben viel Arbeit vor uns.«

Zufa konnte sich nicht dazu überwinden, ihr offen zu sagen, dass es ihr Leid täte – selbst wenn sie ihr ganzes Leben damit zubrächte, ihr aufrichtiges Bedauern zu zeigen, könnte sie niemals die Verachtung und die Vorwürfe wiedergutmachen, mit denen sie Norma überhäuft hatte. Aber vielleicht konnte sie sich jetzt mehr Mühe geben, vielleicht konnten sie ihre gemeinsamen Fähigkeiten einsetzen, um einen entscheidenden Durchbruch im Kampf gegen ihre Feinde zu erringen. Norma würde irgendwann verstehen, wie ernst Zufas Reue war.

Die Zauberin streckte zögernd beide Hände aus und sah, dass Norma nur einen Sekundenbruchteil später dasselbe tat. Oder war es gleichzeitig geschehen? Die Frauen ergriffen sich zaghaft

an den Händen, dann umarmten sie sich auf eine Weise, die beiden bislang unvertraut gewesen war.

Sie liefen über den unebenen, gefrorenen Boden zur Hütte, ein altes Fertighaus, das vor langer Zeit von einem optimistischen Kolonisten errichtet worden war, der irgendwann seine Träume von einem unabhängigen Leben hatte aufgeben müssen. Norma hatte das Gebäude renoviert und wieder wohnlich eingerichtet.

Sie zeigte auf die weiten, bräunlichen Felder, die sie umgaben. »Mutter, ich sehe viel mehr als eine trostlose Leere. Ich sehe eine Landschaft voller Möglichkeiten! Endlich habe ich die mentalen Kräfte einer Zauberin von Rossak gefunden und die mathematischen Erkenntnisse bewahrt, die ich im Alleingang gewonnen habe. Jetzt habe ich die Antwort, Mutter. Nach so vielen Jahren verstehe ich endlich, wie Triebwerke konstruiert werden müssen, die den Raum *falten*.« Sie wandte sich wieder ihrer Mutter zu, und Zufa wurde leicht schwindlig, als sie im Zielkreuz dieses Blickes stand.

»Verstehst du, Mutter? Wir können Schiffe bauen, die im Nu von einem Schlachtfeld zum nächsten reisen. Stell dir vor, wie viel Gutes diese Raumschiffe bewirken könnten, wenn sie in der Lage sind, jederzeit an jedem Ort des Universums zu erscheinen. Die Armee des Djihad könnte den Synchronisierten Welten tödliche Schläge versetzen – schneller als Omnius darauf reagieren kann.«

Zufa wahrte das Gleichgewicht, auch wenn ihr der Kopf angesichts dieses völlig neuen Spektrums an wunderbaren Möglichkeiten schwindelte. »Das könnte der bedeutendste Durchbruch im langwierigen Konflikt werden, seit ... seit der nuklearen Vernichtung der Erde.«

»Viel bedeutender, Mutter, viel bedeutender.« Norma kniff die Augen zusammen. »Aber diesmal werde ich nicht wegen persönlicher Schwächen versagen. Auf Poritrin habe ich den Einfluss von Politik und menschlichen Interaktionen unterschätzt. Ich verstehe nichts von der Kunst der Intrige – und habe auch nicht den Wunsch, sie zu erlernen.«

Norma blickte über die zerklüftete Einöde, als könnte sie vor ihrem geistigen Auge bereits die Städte sehen, die man hier

würde bauen können. »Deshalb brauche ich deine Hilfe, Mutter. Meine Vision ist zu großartig, um sie in Vergessenheit geraten zu lassen. Ich werde mich nicht mehr von Dummköpfen oder Egoisten aufhalten lassen. Tio Holtzman hat mir auf Poritrin großen Schaden zugefügt, und ich habe überhaupt nicht gesehen, wie er mich verletzt und behindert hat, bis er schließlich sogar versucht hat, mir alles zu nehmen. Er wollte mehr als meine Ideen. Er wollte sich die Ideen aneignen, weil er nicht mehr in der Lage war, eigene zu entwickeln.«

Zufa konnte ihre Verblüffung nicht verhehlen. »Der Weise Holtzman? Er ist bei der Revolte ums Leben gekommen, genauso wie Lord Bludd und fast alle Bewohner von Starda.«

Norma nickte. »Ich weiß. Also müssen wir hier auf Kolhar noch einmal ganz von vorne anfangen. Ich brauche die Fähigkeiten und den politischen Einfluss der Höchsten Zauberin des Djihad. Mit der Schaffung der mathematischen Grundlagen ist es nicht getan. Ich werde dafür sorgen, dass die Technik funktioniert, während du dich darum kümmerst, dass sie angewendet wird. Du und die anderen Zauberinnen müssen mir dabei helfen, diesen Ort in eine riesige, geheime Schiffswerft zu verwandeln.«

»Aber ... wieso hier?«, fragte Zufa und blickte sich in der wenig einladenden Landschaft um.

Norma breitete die Arme aus. »Ich sehe ein riesiges Raumfahrtzentrum auf dieser Ebene, von wo aus Raumfaltschiffe starten und das Universum bereisen, gigantische Schiffe, die alles in den Schatten stellen, was wir heute kennen.«

Zufa konnte sich nicht mehr zurückhalten. »Norma, ich muss dir etwas sagen. Ich ... trage deine ungeborene Schwester in mir. Ich habe den Zeitpunkt sorgfältig auf meine inneren Rhythmen abgestimmt, und nun bin ich mit dem Kind von Iblis Ginjo schwanger.«

Das schien selbst die übernatürlich schöne und mächtige Norma zu überraschen. »Vom Großen Patriarchen? Aber warum?«

»Weil er großes Potenzial besitzt, ohne dass er selbst etwas davon ahnt. Möglicherweise hat er Vorfahren, die von Rossak stammten. Ich dachte, er könnte eine perfekte Tochter mit mir zeugen. Das war vielleicht unnötig.«

»Mir scheint, dass wir beide überraschende Neuigkeiten haben«, sagte Norma. »Vieles hat sich zwischen uns geändert. Auch, was Aurelius betrifft. Die Landschaft der Zukunft hat sich gewandelt.« Sie lächelte sanft.

Von nun an werde ich meine Fehler wieder gutmachen, vor allem den beschämenden Mangel an Vertrauen in mein Kind, schwor sich Zufa. Schuldgefühle bestürmten sie, als ihr bewusst wurde, dass sie immer hätte bereit sein sollen, Norma zu helfen. Das sollte nicht noch einmal geschehen. »Ja, ich kann dir helfen, diese gewaltige Aufgabe zu erfüllen. Es freut mich, dass du mich erwählt hast, diese Verantwortung zu übernehmen, meine Tochter.«

Normas sanftes Lächeln verblasste, und sie schien durch ihre Mutter hindurchzublicken, als würde sie Zufas Meinungsänderung beurteilen wollen. »Wir sind vom gleichen Fleisch und Blut. Wem könnte ich sonst vertrauen? Ich habe keine andere Wahl.«

Dann funkelten ihre blassblauen Augen in begeisterter Vorfreude. »Und als nächsten Schritt muss ich den perfekten Geschäftsmann engagieren, der die Finanzierung für ein so umfangreiches Unternehmen sichern kann.« Norma atmete tief die kalte Luft ein, dann wandte sie sich der Tür der Hütte zu. »Ich kann es gar nicht abwarten, Aurelius wiederzusehen.«

71

Wenn der Beobachter fest an die Illusion glaubt, wird sie real.

Schwertmeister Zon Noret

Der Söldner saß auf einem Hügel aus Fels und Sand neben einem Schrein aus gebrochenen Korallen, der mit frischen Hyazinthen geschmückt war. Dieses Denkmal für Manion den Unschuldigen bot Trost und Schutz vor den dämonischen Maschinen, aber Jool Noret zog es vor, sich auf seine Fähigkeiten als Kämpfer zu verlassen, wie er es vor über einem Jahr auf Ix getan hatte.

Er drehte den Kopf und blickte über den Ozean aus Sand, der seine kleine private Insel umgab. Er stellte sich imaginäre Feinde und Ziele vor.

Noret trug nur einen Lendenschurz um die Hüften. Er ging in die Hocke und spannte die Muskeln, bis die erstarrte Haltung ihm Schmerzen bereitete. Doch er wollte sich nicht lockern, er wollte nicht einmal blinzeln, obwohl ihm Schweißbäche über die Stirn in die Augen liefen.

Dann, so schnell wie ein Blitz, führte er einen Hieb mit seinem Pulsschwert. Die tödliche Klinge schnitt durch die Luft, genau dort, wohin Noret gezielt hatte.

Er hatte sich geschworen, niemals seine Fähigkeiten zu vernachlässigen, auch nicht, wenn er zwischen den Missionen nach Ginaz zurückkehrte. Er musste weiter mit Chirox trainieren, um eine noch höhere Stufe der Meisterschaft zu erreichen. Den Anpassungsalgorithmus des Meks hatte er bereits weit über den früheren Rahmen hinausgetrieben, bis er alles übertraf, was er bislang für praktisch möglich gehalten hatte. Immer wieder bewies er sein Geschick, doch er war nie mit sich zufrieden. Die Uhr des Lebens tickte leise in ihm, und er wollte seine Fähigkeiten nicht verlieren, während er älter wurde. Seltsam morbide Gedanken für einen Mann, der noch nicht einmal sein dreiundzwanzigstes Lebensjahr vollendet hatte.

Einige Monate zuvor war er mit einer Gruppe Veteranen von Salusa Secundus nach Ginaz zurückgekehrt. Keiner der zornigen, kampfgestählten Söldner war darauf erpicht, auf einer sonnigen Insel zu faulenzen, also zogen sie mehrere Wochen lang durch den Weltraum und suchten in der Nähe abgelegener Synchronisierter Welten nach versprengten Feinden. Sie fanden und zerstörten zwei Roboterscoutschiffe, und als keine weiteren Ziele in Sicht gewesen waren, machte sich der Truppentransporter schließlich auf den Weg durch den Korridor nach Rossak und Ginaz. Nachdem sie den gefährlichen Asteroidengürtel des Systems durchdrungen hatten, erreichten sie die Wasserwelt.

Noret hatte nichts dagegen. Er sehnte sich danach, auf die kleine Insel zurückzukehren und weiter mit Chirox zu trainieren, damit seine Kampfkonzentration schärfer als eine Nanoklinge wurde. Umso mehr Maschinen würde er besiegen können.

Blitzartig wirbelte er herum, sprang in die Luft und schlug nach hinten. Seit seiner Kindheit hatte er mit den unterschiedlichsten Waffen trainiert, einschließlich komplexer Ausrüstungen, mit denen er ein Dutzend Kampfroboter gleichzeitig ausschalten konnte. Trotzdem setzte er immer wieder das Pulsschwert seines Vaters ein. Es war eine archaische Waffe, aber sie war präzise. Wer sie zu führen verstand, erreichte eine Zielgenauigkeit, die jeder Störgranate oder großkalibrigen Kanone versagt blieb.

Im Kampf geht es um Präzision und Timing, um die korrekte Umsetzung sinnlicher Wahrnehmungen und ein Wissen, das sich aus der Erfahrung speist.

Wenn er sich auf einer Djihad-Mission befand, trainierte Jool Noret jeden Tag mehrere Stunden lang, entweder allein oder mit dem Sensei-Mek. Da er nicht an menschlicher Gesellschaft interessiert war, hatte er keine Freunde unter den anderen Auszubildenden, die zur Insel kamen. Er machte nur kurze Pausen, um lauwarmes Wasser zu trinken und geschmacklose Nahrung zu sich zu nehmen, nur so viel, um seinem Körper die nötige Energie zum Weiterkämpfen zu geben.

Bald würde Noret bereit sein, sich wieder dem Djihad anzuschließen. Er betrachtete sich als Menschen, der aus keinem anderen Grund existierte, als Denkmaschinen auszulöschen.

Eines Tages mochte ihn sein Draufgängertum das Leben kosten, aber er würde dafür sorgen, dass Omnius zuvor einen hohen Preis zahlte ...

Unter ihm auf dem zertrampelten Strand saßen Rekruten, die Noret stumm und voller Respekt beobachteten, wie er seine Trainingsroutine abarbeitete. Der Sensei-Mek stand neben den Beobachtern. Noret nahm sie aus dem Augenwinkel wahr, schenkte ihnen jedoch keine Beachtung. Er hatte sehr viel gelernt, während er seinem Vater einfach nur zugesehen hatte, und er hatte nichts dagegen, dass sie ihm zuschauten, obwohl er nicht ihr Lehrer sein wollte.

Noret wandte seinem Publikum den Rücken zu und stürzte sich in die nächsten Übungen. Die Menschen kannten seine Heldentaten aus Kriegsberichten, die der Rat der Veteranen unter den Söldnern auf Erholungsurlaub und den Rekruten verteilen ließ. Auf der Insel hatten alle von seinen Triumphen gehört. Bereits durch seine allererste Mission hatte Jool Noret einen nahezu legendären Status erlangt, als er im Alleingang eine Atombombe ins Ziel gebracht hatte, mit der der Ix-Omnius ausgelöscht worden war. Seitdem hatte er bei mehreren Gefechten haufenweise Denkmaschinen besiegt.

Doch Noret wies jedes Lob von sich und wollte sich nicht im Ruhm sonnen. Er hatte nicht das Gefühl, sich so etwas verdient zu haben.

In den vergangenen Wochen war eine immer größere Anzahl neugieriger Schüler gekommen, um ihn zu beobachten, begierig darauf, seine Techniken übernehmen zu können. Staunend verfolgten sie Norets übermenschliches Geschick im Training mit dem Kampfmek.

Die Menge wurde immer zahlreicher. Bald flehten ihn die jungen Leute an, sie persönlich zu unterweisen, aber Noret lehnte das ab. »Ich kann es nicht. Ich habe noch nicht alles gelernt, was ich lernen muss.«

Obwohl er es zu verbergen suchte, weigerte er sich, seine Bewunderer zu unterrichten, weil er sich immer noch eine große Mitschuld am Tod seines Vaters gab. Sein Herz war wie versteinert. Er wusste, dass er eines Tages im Kampf versagen würde, weil dieses Schicksal jedem Krieger bevorstand. Aber er schwor

sich, es seinen Feinden nicht leicht zu machen. Weil er sich von jeglicher Rücksicht und jeglichem Selbsterhaltungstrieb befreit hatte, konnte er Leistungen vollbringen, wie er sie in seinen Übungen demonstrierte. Was würde es den anderen Söldnern nützen, wenn er sie auf dieselbe Weise unterrichtete? Sie würden reihenweise sterben!

Jeden Tag bezwang Noret die höchste Kampfstufe, die Chirox zur Verfügung stand.

»Die Schüler möchten von dir lernen, Meister Jool Noret«, sagte der Kampfroboter, als die goldene Sonne im weiten Meer unterging. »Hat sich Ginaz nicht dazu verpflichtet, immer mehr Söldner in den Kampf zu schicken?«

Noret runzelte die Stirn. »Meine Pflicht ist es, in den Kampf zurückzukehren. Ich beabsichtige, mit dem nächsten Schiff abzufliegen.« Er steckte sein Pulsschwert ein und stellte sich die Strategien für künftige Auseinandersetzungen mit den menschenfeindlichen Denkmaschinen vor.

Dann kam einer der Schüler auf ihn zu, der den Mut aufbrachte, dem berühmten, einzelgängerischen Söldner gegenüberzutreten. »Jool Noret, wir bewundern dich. Du bist Omnius' Geißel.«

»Ich erfülle nur meine Aufgabe.«

Der Schüler hatte dunkles Haar und blasse, sommersprossige Haut, die sich von einem Sonnenbrand pellte. Er stammte offensichtlich nicht von Ginaz, sondern war zur Ausbildung auf den Planeten gekommen. Er war mindestens fünf Jahre älter als Noret und hatte einen kräftig gebauten Körper mit schweren Muskeln. Er würde niemals die Beweglichkeit eines Söldners von Ginaz erreichen ... aber er machte den Eindruck eines starken Kämpfers.

»Warum weigerst du dich, uns zu unterrichten, Jool Noret? Wir sind Waffen, die darauf warten, im Feuer geschmiedet zu werden.«

Ruhig wiederholte Noret die Worte, die für ihn bereits zu einem Mantra geworden waren. »Ich bin selbst noch unvollkommen. Ich bin nicht geeignet, anderen etwas beizubringen.«

Der junge Mann erwiderte schroff: »Ich bin bereit, dieses Risiko einzugehen. Ich komme von Tyndall. Vor acht Jahren haben die Denkmaschinen meine Heimatwelt übernommen. Sie ha-

ben Millionen getötet und den Rest versklavt. Meine Schwestern und meine Eltern wurden niedergemetzelt.« Seine Augen waren groß und mit Wut und Tränen gefüllt. »Dann schlug die Armee des Djihad zurück. Sie kam mit einer überwältigenden Streitmacht und vielen Söldnern nach Tyndall, und sie konnten die Maschinen vertreiben. Den Djihadis habe ich es zu verdanken, dass ich am Leben bin.«

Seine Oberlippe zitterte. »Ich bin hierher gekommen, weil auch ich ein Söldner werden will. Ich will die Denkmaschinen vernichten. Ich will Rache. Bitte ... unterrichte mich.«

»Ich kann es nicht.« Noret stumpfte sich ab, um sich nicht von der niedergeschlagenen Miene des Flüchtlings von Tyndall erweichen zu lassen. Doch nach langer Überlegung wandte er sich Chirox zu. »Aber ich habe keine Einwände ... wenn *du* an meiner Stelle die Rekruten trainieren willst.«

* * *

Obwohl seine Trainingsmethoden unorthodox waren und von altgedienten Ausbildern mit großer Skepsis betrachtet wurden, begann der Kampfroboter mit den Lektionen für die atemlosen und ehrgeizigen jungen Leute, die zu Norets Insel gekommen waren.

In den Tagen nach der Abreise seines Meisters nahm Chirox zwei Schüler an, dann zwölf, und schließlich unterrichtete er die eifrigen Kämpfer in mehreren Schichten zu jeder Tages- und Nachtstunde. Weil er keine Ruhepause benötigte, unterwies er sie unermüdlich in den Grundlagen der Auseinandersetzung mit Robotern.

Jeden Tag stürzten sich die Schüler mit aller Leidenschaft, die sich ein Lehrer wünschen konnte, in das Training. Jeder wollte wie der legendäre Schwertmeister von Ginaz werden. Doch wenn man sie danach fragte, konnte keiner von ihnen sagen, worin sich der Stil ihres Idols von dem anderer Söldner unterschied. Außer dass er extrem schnell war und er völlig unerwartet zuschlagen konnte.

Immer wenn der Sensei-Mek den Eindruck gewann, dass ein bestimmter Schüler dazu bereit war, schickte er ihn fort, damit

er als offizieller Söldner von Ginaz anerkannt wurde. Und die Anhänger von Jool Noret durften eine beschriebene Korallenscheibe aus einem Korb ziehen und den Geist eines gefallenen Söldners adoptieren.

Dann zogen sie los, um ihr Kampfgeschick in den Dienst der Armee des Djihad zu stellen.

72

Lose Enden neigen dazu, sich einem wie eine Schlinge um den Hals zu legen.

General Agamemnon, *Neue Memoiren*

Vor dem Gebäude des Djihad-Rates hingen Transparente mit der Nachricht: »Bela Tegeuse befreit!« Nach der Vernichtung des planetaren Omnius ist der Planet kaum geschützt und könnte mühelos erobert werden ... wenn es der Armee des Djihad gelingt, die Chance schnell genug zu nutzen.

Hekate hatte ihr Versprechen erfüllt, auch wenn sie sich Zeit damit gelassen hatte, Iblis Ginjo zu informieren. Hätte er rechtzeitig von ihren Plänen erfahren, hätte er eine schlagkräftige Armada vorbereiten und einen weiteren Triumph für sich verbuchen können.

Doch nach einem langen Leben schien sich die Titanin nicht mehr wegen solcher Kleinigkeiten zu beunruhigen. Als Iblis nachgehakt hatte, war Hekate pikiert und sogar etwas empört gewesen. »Ich habe Ihrem Vertreter sämtliche Informationen zukommen lassen, genauso wie Sie es von mir verlangt haben. Vielleicht sollten Sie mal nachsehen, ob es eine Unterbrechung Ihrer Kommunikationskette gibt!« Er hatte sie wegen des spöttischen Untertons in der Stimme verflucht, aber Yorek Thurr hatte geschworen, keine derartige Nachricht erhalten zu haben.

Bela Tegeuse wartete immer noch wie ein verletztes Tier auf den Todesstoß. Inzwischen war der Große Patriarch davon überzeugt, dass ihre Reaktion zu spät kommen würde. Nichtsdestotrotz machte er sich zum Wortführer einer lebhaften Debatte im Djihad-Rat. Selbst wenn er scheiterte, konnte er immer noch seine visionäre Weitsicht ins Feld führen.

Nachdem die Nachricht vom Angriff auf Bela Tegeuse eingetroffen war, hatte Iblis sorgfältig einen Brief mit einer erfundenen Petition einer Gruppe menschlicher Überlebender aus den Ruinen von Comati gefälscht. Sie nannten sich »Freiheitskämp-

fer« und beschrieben die Ereignisse, wie ein geheimnisvolles Schiff den dortigen Omnius zerstört hatte. Das hatte sie veranlasst, sich an die Liga der Edlen zu wenden, damit sie ihnen militärische Unterstützung zuteil werden ließ, bevor die Maschinen wieder den früheren Zustand herstellen konnten.

»Die Straßen und Gebäude von Bela Tegeuse sind mit zerstörten, funktionsunfähigen Maschinen übersät! Der planetare Omnius ist ausgeschaltet. Könnte es eine günstigere Gelegenheit geben?«, appellierte er an den Rat. »Versprengte Menschengruppen kämpfen gegen die noch vorhandenen Verteidigungskräfte der Roboter, aber ihre Schlagkraft ist begrenzt. Das ist unsere Chance, einen Erfolg zu erringen, wo wir zuvor versagt haben. Stellen Sie sich vor, was ein Sieg auf Bela Tegeuse für den Djihad bedeuten würde!«

Doch andere Abgeordnete, denen der Stachel des ersten blutigen Kampfes zu Beginn des Djihad noch im Fleisch steckte, wollten weitere Informationen. Sie wollten Erkundungsschiffe schicken und eine Flotte zusammenstellen, die groß genug war, um kein Risiko einzugehen. Iblis wurde immer verzweifelter, weil er wusste, dass die Maschinen unterdessen nicht schliefen.

Und Serena war nicht da. Sie hatte ihm nur begrenzte Entscheidungsbefugnis erteilt und war in die Stadt der Introspektion zurückgekehrt, um sich auf ihre unmittelbar bevorstehende Abreise ins Thalim-System vorzubereiten, wo sie die Organfarmen der Tlulaxa inspizieren wollte.

Alles war viel einfacher und effizienter gewesen, als er noch das Sagen gehabt hatte.

Die Debatte wurde bis spät in die Nacht fortgesetzt. Primero Vorian Atreides saß als militärischer Vertreter am Diskussionstisch und machte einen genauso aufgeregten und ungeduldigen Eindruck wie Iblis. Der hochrangige Offizier, der vor kurzem von der Einrichtung eines militärischen Außenpostens auf dem Planeten Caladan zurückgekehrt war, hatte eine erstaunliche Neuigkeit für die Versammelten. Er berichtete, was er mit der beschlagnahmten Omnius-Gelsphäre gemacht hatte, die er über den Robotercaptain des Update-Schiffs an viele Synchronisierte Welten hatte ausliefern lassen.

Nach stundenlangem Hin und Her sagte Vor mit einem schweren Seufzer: »Bela Tegeuse wartet nur darauf, von uns übernommen zu werden. Wenn wir weiter endlos darüber debattieren, haben wir damit bereits eine Entscheidung getroffen. Omnius wird sich nicht so viel Zeit lassen.«

Das brachte einige der Ratsmitglieder zum Nachdenken. Zwei von ihnen räumten ihre vorsichtige Zustimmung ein, während die anderen ihre Redebeiträge nicht weiter kommentierten.

Der Große Patriarch sah den ehemaligen Trustee, der genauso wie er selbst von der Erde entkommen war, als starken Verbündeten, wenigstens in dieser Angelegenheit. Als die Stimmung bereits zu Vorians Gunsten umschlug, mischte er sich wieder in die Debatte ein. »Hören Sie auf Primero Atreides! Er ist ein Mann der Tat und in diesen Dingen sehr erfahren.« Als er sich im Djihad-Rat umsah, erkannte Iblis, dass die Vertreter nun eher bereit waren, Serena Butler zu folgen, als jede seiner Launen zu unterstützen, und kam sich seltsam ohnmächtig vor. Dabei lag die Antwort doch auf der Hand!

Eine Nebentür öffnete sich, und Primero Xavier Harkonnen kam hereingeeilt. Er hatte mitgeholfen, die Flotte vorzubereiten, die Serena nach Tlulax bringen sollte. Er wirkte erschöpft und ausgezehrt und seine Uniform ungewöhnlich ungepflegt. Er sah sich im Kuppelsaal um, entdeckte Vorian Atreides und setzte sich neben ihn. »Hat der Rat schon eine Vorgehensweise beschlossen?«

»Zu viel Gerede«, antwortete Vor leise. »Ich habe empfohlen, ein oder zwei Divisionen loszuschicken, während wir eine komplette Streitmacht zusammenstellen, aber ich konnte den Satz kaum aussprechen, als auch schon das Geschrei losging. Ich habe einige Leute, die mich unterstützen, vielleicht sogar eine Mehrheit, aber die Zauderer werden dafür sorgen, dass sich die Vorbereitungen hinziehen. Einige führten sogar deinen Widerstand gegen meinen Trick mit dem Computervirus ins Spiel, um mich zu diskreditieren.«

Xavier sah ihn mit einem erschöpften Lächeln an. »Normalerweise bin ich derjenige, der auf Taten drängt, während du etwas indirektere Methoden bevorzugst.«

Nach einer kurzen Pause besprach sich ein Vertreter von Kirana III mit Iblis Ginjo. Der kleine, dunkelhäutige Mann mit schwarzem Schnurrbart schlug vor, dass sie die Angelegenheit vertagten, um sie gründlicher begutachten und diskutieren zu können, »damit sich bei dieser Entscheidungsfindung kühlere Köpfe durchsetzen können«. Er plädierte dafür, dass der Rat alle verfügbaren Informationen zusammentrug und die Diskussion in der nächsten Woche fortsetzte.

Mehrere Abgeordnete unterstützten seinen Vorschlag.

»Nächste Woche?«, rief Vor und sprang auf.

»Das ist viel zu lang!«, protestierte Xavier.

»Alles wird verloren sein!«, sagte Iblis verzweifelt, weil er wusste, dass er den Antrag nun vergessen konnte. Er konnte sich nicht erinnern, jemals auf ähnliche Weise vor dem Djihad-Rat gescheitert zu sein.

»Bei allem gebührenden Respekt, aber dieser Rat muss über viele wichtige Angelegenheiten entscheiden«, sagte der Vertreter von Kirana.

Erzürnt und frustriert ließ Iblis den Kopf hängen und wollte den beiden Primeros nicht einmal in die Augen sehen. Sie alle wussten, dass Bela Tegeuse damit verloren war – unnötigerweise.

* * *

»Ich habe eine Frage, Agamemnon«, sagte der Corrin-Omnius. Die Stimme des Allgeistes, die von überall kam, klang ruhig, aber äußerst bedrohlich. »Möchtest du, dass ich dein Gehirn entfernen und pulverisieren lasse?« Mit jedem Wort wurde die Stimme lauter und hallte durch das Flussmetallgebäude des Zentralturms. »Ich bin zum Schluss gelangt, dass dies eine angemessene Reaktion auf deine außergewöhnlichen Fehler und Misserfolge wäre.«

Der Titan, der einen Körper mit goldener Panzerung trug, der mit zahllosen Stacheln und Waffenmündungen besetzt war, antwortete: »Es wäre unklug, bei einem wertvollen Cymek wie mir zu solchen Maßnahmen zu greifen. Immerhin habe ich den Synchronisierten Welten ein Jahrtausend lang produktiv zur Seite gestanden. Ich bin einer von drei noch übrigen Titanen.«

Er wusste, dass Omnius durch eine spezielle Programmierung daran gehindert wurde, eine solche Drohung wahr zu machen.

Um ihn herum öffneten und schlossen sich die fensterlosen Wände des Zentralturmes und zeigten eine verwirrende Vielfalt von Farben und Formen. Manchmal wirkte der flexible, sich ständig verändernde Raum riesig, doch schon im nächsten Moment verengte er sich mit dramatischem Tempo, als wollte er den Cymek-General zerquetschen. Und als die Wände nur noch wenige Zentimeter von ihm entfernt waren, weitete sich der Raum wieder, als würde er Atem holen.

Dann wiegte sich der Zentralturm wie eine Schlange, und Agamemnon setzte die Stabilisatoren seines Laufkörpers ein, um das Gleichgewicht zu wahren. Er hatte nie damit gerechnet, dass ein alles umfassendes Computerbewusstsein solche dummen Tricks anwenden würde und sich wie ein bockiges Kind verhielt. Vielleicht litt diese Inkarnation immer noch unter defekter Software, die bei der Infektion durch das Terra-Omnius-Update in Mitleidenschaft gezogen worden war.

All diese Maschinen müssen gestürzt und vernichtet werden … ob mit oder ohne Xerxes. Agamemnon musste sich bewusst beherrschen, damit sein mechanischer Körper nicht zuckte.

»Glaubst du, ich würde keinen Weg finden, die Restriktionen zu umgehen, mit denen Barbarossa meine Grundprogrammierung versehen hat?«, fragte Omnius. »Es wäre ein schwerer Fehler, meine Fähigkeiten zu unterschätzen.«

Agamemnon dachte darüber nach. Falls der Allgeist eine Möglichkeit gefunden hatte, den Vorrangbefehl, keinem der Zwanzig Titanen etwas anzutun, zu umgehen, hätte Omnius die Cymeks schon vor langer Zeit beseitigen können. »Ich kann nur betonen, wie wertvoll ich für dich bin, Omnius. Dein Maschinenimperium hat meinen militärischen Erfolgen sehr viel zu verdanken. Mein Körper ist eine Maschine, obwohl mein Gehirn menschlich ist. Ich repräsentiere die ideale Kombination zweier Welten.«

»Dein organischer Kern ist nach wie vor fehlerhaft. Ohne ihn würdest du mehr leisten können.«

Agamemnon hatte keine Ahnung, was hinter dieser plötzlichen Denunziation steckte, aber er blieb ruhig. »Mein mensch-

liches Gehirn ermöglicht es mir, unsere Feinde besser zu verstehen. Effiziente und logisch arbeitende Denkmaschinen werden das chaotische Wesen der Menschen niemals begreifen. Es wäre ein schwerer taktischer Fehler, wenn du nicht alle deine Ressourcen nutzen würdest.«

Unter ihm sackte der Boden weg, als der hohe Zentralturm sich unvermittelt in seine Fundamente zurückzog. Genauso plötzlich hörte die Bewegung auf, und die Flussmetallwände wurden transparent, sodass Agamemnon nun die nächtliche Maschinenstadt überblicken konnte. Bogenförmige Lichter flimmerten über die Außenwände der Gebäude, und am Himmel waren Roboterfahrzeuge unterwegs.

»Der Fall Hekate beunruhigt mich sehr, falls sie wirklich dahinterstecken sollte.« Der Cymek wäre fast unter der dröhnenden Stimme zusammengezuckt. »Sie ist eine deiner Titanen, und du solltest sie unter Kontrolle haben. Vor kurzem hat sie schwere Schäden auf Bela Tegeuese angerichtet.«

»Sie ist eine *ehemalige* Titanin, Omnius. Hekate hat sich tausend Jahre lang versteckt. Ich bin nicht bereit, eine persönliche Verantwortung für ihre Aktionen zu übernehmen.«

»Du hättest sie aufspüren und eliminieren sollen. Schon vor langer Zeit.«

»Dazu hatte ich nie Zeit, weil ich ständig andere Aufträge für dich zu erfüllen hatte. Hättest du wirklich für mehrere Jahre auf meine Dienste verzichtet, damit ich auf die Jagd nach jemandem gehen kann, der bis vor kurzem keinerlei Schwierigkeiten gemacht hat?«

Agamemnon vermutete, dass der angebliche Zorn des Allgeistes nicht mehr als ein ausgeklügelter Bluff war, um ihn einzuschüchtern. Als hätte Omnius auch nur das geringste Verständnis für die Kunst der Intrige!

»In meiner Großzügigkeit habe ich Folgendes beschlossen, Agamemnon: Ich werde dir erlauben, noch etwas länger zu leben, aber du musst Hekate eliminieren. Sichere Bela Tegeuse und installiere dort eine funktionsfähige Kopie meines Allgeistes, bevor die Liga der Menschen dort einen Brückenkopf einrichten kann. Du musst dich beeilen.« Schlagartig wurden die transparenten Wände durch Barrieren aus Flussmetall verschlossen.

»Ja, Omnius. Ich werde tun, was du befiehlst.«

Die Stimme schien zu wandern und kam jetzt nur noch aus einer Richtung. Von oben. »Also haben wir eine Abmachung. Wenn du das Problem Hekate löst, bleibst du am Leben. Aber wenn du scheiterst, werde ich dich zermalmen.«

»Es ist stets mein vordringlichster Wunsch, dir zu dienen, Omnius. Aber wie du angedeutet hast, werde ich durch die Relikte meines menschliches Daseins niemals vollkommen sein.«

»Du amüsierst mich, Agamemnon. Aber das genügt mir nicht.«

Vor Wut kochend verließ der Cymek-General den Zentralturm und stürmte in seiner riesigen Kampfgestalt durch die Straßen. Als ihm zwei menschliche Sklaven begegneten, ließ er es sich nicht nehmen, sie an einer Wand zu zerquetschen. Andere Trustees flüchteten sich in die Sicherheit der nächsten Gebäude.

Seit Jahrhunderten waren Agamemnon und sein stetig schrumpfender Titanenclan nur deshalb treue Diener von Omnius gewesen, weil sie keine andere Wahl hatten. Nun wünschte sich der General mehr als je zuvor, endlich gegen den Allgeist aufzubegehren. Zumindest würde ihn der Narr Xerxes jetzt nicht mehr in die Quere kommen.

Die Entschlossenheit durchströmte ihn wie ein Energiestoß. Er hatte lange genug gewartet. Der neu rekrutierte Beowulf hatte bereits über einhundert Neos ausfindig gemacht, die ihre Revolte unterstützen wollten. Agamemnon musste die Gelegenheit ergreifen. Und zwar *jetzt*.

Und eine Gelegenheit wie Bela Tegeuse würde sich nicht so schnell wieder bieten.

73

Wenn der menschliche Geist auf echte Herausforderungen verzichten muss, stagniert er. Daher ist es für das Überleben der Menschheit als Spezies von essenzieller Bedeutung, Schwierigkeiten zu schaffen, sich ihnen zu stellen und sie zu überwinden. Butlers Djihad war ein Auswuchs dieses größtenteils unbewussten Prozesses, dessen Wurzeln bis zur Entscheidung, den Denkmaschinen zu viel Einfluss zu erlauben, und dem unvermeidlichen Aufstieg des Omnius-Imperiums zurückreichen.

Prinzessin Irulan,
Lektionen der Großen Revolte

Da die Kolonie auf Kolhar nur wenig Handel mit der Außenwelt trieb, war Aurelius Venport noch nie dort gewesen. Der triste und unterentwickelte Planet war kein Ort, von dem er sich einen Profit erwartet hätte.

Doch als er die Nachricht von Norma erhielt – sie war am Leben! –, gab es keinen Ort, an dem er lieber sein wollte. Er wäre überallhin gereist, um sie wiederzusehen, ungeachtet ihrer kryptischen Bemerkung: »Du könntest von dem überrascht sein, was du sehen wirst.«

Als Geschäftsmann wusste Venport, dass Überraschungen häufig mit ausbleibenden Einnahmen verbunden waren. Ven-Kee Enterprises machte den größten Umsatz mit gründlich geplanten Unternehmungen, die auf bewährten Geschäftspraktiken, persönlicher Erfahrung und zuverlässigen Instinkten beruhten. Aber er konnte sich keine freudigere Überraschung vorstellen als die Neuigkeit, das seine liebe, kostbare Norma überlebt hatte.

Ihre kurze Nachricht hatte ihn auf den pharmazeutischen Feldern von Rossak erreicht, aber keine weiteren Einzelheiten enthalten. Wie war sie der Revolte auf Poritrin entkommen? Was

war mit dem Prototyp des Raumfaltschiffs geschehen? Wo war Tuk Keedair? Warum – und wie – war sie ausgerechnet nach *Kolhar* gereist?

Als er auf dem heruntergekommenen Raumhafen eintraf, steigerte sich Venports Erstaunen sogar noch, als er sah, dass Zufa Cenva ihm entgegenkam, um ihn zu begrüßen. Seine frühere Geliebte schien sich verändert zu haben. Ihre Miene war nicht mehr so verbissen, und ihre sonst so eisige Schönheit war ein paar Grade wärmer geworden.

»Zufa, was machst du hier? Ich habe eine Nachricht von Norma erhalten ...«

»Genauso wie ich.« Sie wirkte nun viel sanfter und optimistischer als während der ganzen Zeit, die sie zusammen gewesen waren. »Du wirst staunen, Aurelius. Es ... wird alles verändern, was mit dem Djihad zu tun hat.«

Doch wenig später nahm sie wieder ihre frühere Haltung an, und mit ihrer alten Überheblichkeit weigerte sie sich, irgendeine seiner Fragen zu beantworten. Sie versicherte ihm, dass Norma lebte und bei bester Gesundheit war, doch mehr wollte sie nicht offenbaren. Ungeduldig und frustriert sah er sie an. Zufa hatte schon immer gern psychische Duelle ausgefochten, wie eine Ringkämpferin, die ihn zu Boden zwingen wollte.

Sie brachte ihn mit einem Schienentaxi von der Stadt an einen noch abgelegeneren Ort auf einer kalten, sumpfigen Hochebene inmitten zerklüfteter Berge. Der zum Teil gefrorene Boden war mit Flecken aus schmutzigem Schnee bedeckt und knirschte unter seinen Schritten, als der Händler der Zauberin zu einer einfachen Holzhütte folgte. Eine schlichte Bank war der einzige Schmuck auf der winzigen Veranda. Auf einer Seite des Hauses befand sich ein Anbau mit Feuerholz, auch wenn Venport nirgendwo Bäume sah.

Zufa schritt über die hölzerne Veranda, öffnete die quietschende Vordertür und winkte ihm, ihr zu folgen. Er hatte längst damit aufgehört, sich Gedanken über seine Fragen zu machen, und eilte weiter, in der Hoffnung, dass er drinnen Norma wiedersehen würde. Er erinnerte sich an ihre Botschaft – *Du könntest von dem überrascht sein, was du sehen wirst* – und atmete tief durch. Lächelnd betrat er die bescheidene Behausung.

Drinnen spürte er sofort die Wärme von einem Kamin mit echtem, flackerndem Feuer. Der angenehme Duft von Holzrauch hing in der Luft. Eine große, ausgesprochen hübsche Frau mit Haar in der Farbe von blassem Gold und milchweißer Haut drehte sich zu ihm um. Sie grinste und lachte. Ihr Gesicht zeigte den Ausdruck eines entzückten Mädchens. Was hatte eine von Zufas Zauberinnen hier zu suchen?

»Aurelius!« Sie lief auf ihn zu.

Obwohl sie ihn umarmte, stand er vor Schock erstarrt da. »Norma?« Er schob sie auf Armeslänge von sich, damit er sie ansehen konnte. Ihre Augen waren hellblau und funkelten, ihre perfekten Gesichtszüge raubten ihm den Atem. »Meine kleine Norma?«

Als sie seine Miene sah, lachte sie. »Ich bin erwachsen geworden.«

Venport drehte sich zu Zufa um und bat sie stumm um eine Erklärung. Die Höchste Zauberin antwortete ihm mit einem Nicken.

»Aurelius, ich bin's! Norma! Ehrlich!« Sie zerrte an seinen Schultern und zog ihn näher an sich.

Schließlich sah er ihre wahre Identität in den Augen, in die er während ihres Zusammenseins und ihrer vergnüglichen Gespräche so oft geblickt hatte, und er schloss sie fest in die Arme. Die Augen hatten jetzt eine andere Farbe, aber darin lebte dieselbe Seele. Er drückte sie, wiegte sie und vergrub das Gesicht in ihrem langen, schönen Haar. »Es ist mir gleichgültig, wie du aussiehst, Norma – solange ich weiß, dass du es bist und dass es dir gutgeht.«

Sie beugte sich vor, um ihn zu küssen, zunächst schüchtern, doch als Venport reagierte, wurde sie mutiger. Ihr hübsches Gesicht strahlte vor Freude, und ihre tiefe, kehlige Stimme klang authentisch. Und ihre blaue Augen hatten eine unglaubliche Tiefe. Die Wimpern waren lang und schwarz.

Zufa beobachtete sie mit einem gewissen Unbehagen, aber Venport achtete nicht darauf.

»Ich ... ich bin nach Poritrin geflogen. Ich habe überall nach dir gesucht, aber niemand konnte mir etwas sagen. Starda ist fast völlig zerstört. Tio Holtzman und Lord Bludd sind tot. Es

gab viele hunderttausend Opfer. Der Schiffsprototyp ist verschwunden, dein Labor geplündert. Von Keedair habe ich keine Spur gefunden.«

Norma runzelte die Stirn. »Ich habe keine Ahnung, was mit Keedair passiert ist. Seine Aufenthaltsgenehmigung wurde eingezogen, und er sollte ausgewiesen werden, genauso wie ich. Ich befürchte das Schlimmste.«

»Ich auch.«

»Der Prototyp ist unwichtig geworden, Aurelius, weil ich jetzt viel mehr verstehe! Ich weiß, wie man den Raum faltet und wie die Schiffe konstruiert werden müssen. Sie werden schneller reisen als alles, was es bisher gegeben hat. Du musst sie bauen ... hier auf Kolhar. Ich möchte, dass du von nun an hier bei mir bleibst.«

Und während er sie weiter festhielt, um nie wieder von ihr getrennt zu werden, hörte er zu, was Norma ihm erzählte ...

Nach der unglaublichen Geschichte lächelte er sie mit wehmütigem Ausdruck an. »Ich werde einige Zeit brauchen, mich an deine neue ... Inkarnation zu gewöhnen, Norma. Die alte Version hat mir eigentlich ganz gut gefallen, weißt du. Wie du dich vielleicht erinnerst, habe ich dir vor langer Zeit eine wichtige Frage gestellt, und du hast mir eine Antwort versprochen, wenn wir uns das nächste Mal wiedersehen. Es ... es tut mir Leid, dass es so lange gedauert hat.«

Normas Blick kam aus den Tiefen ihrer unfassbaren Schönheit. Sie überlegte, als würden ihr eine Million Gedanken und Möglichkeiten gleichzeitig durch den Kopf gehen, viel schneller und gründlicher, als es einem gewöhnlichen Menschen möglich war. Venport hielt sie fest. Er war angespannt und immer noch unsicher, weil er nicht wusste, was sie ihm auf seine Frage antworten würde.

»Ich brauche dich bei mir, Aurelius«, sagte sie schließlich. »Ich brauche deine Hilfe und deine Fähigkeiten. Und als Ehepaar werden wir unsere Arbeit viel besser erledigen können.«

Es dauerte einen Moment, bis ihm bewusst wurde, dass sie soeben seinen Heiratsantrag angenommen hatte. Er lachte leise und drückte sie an sich. »Norma ... ich glaube, ich muss dir noch einiges über das Thema Romantik beibringen.«

Zufa schnaufte. Doch er achtete nicht auf sie.

Norma schien selber überrascht zu sein. »Oh, natürlich ist es mein innigster Wunsch, mit dir zusammen zu sein, Aurelius. Aber unsere Partnerschaft wird weit über eine persönliche oder geschäftliche Beziehung hinausgehen. Gemeinsam werden wir die Zukunft der Menschheit umgestalten. Meine Vision ist völlig klar, und du bist ein wesentlicher Bestandteil davon ... und meine Mutter.«

Zufas Miene wurde von Sekunde zu Sekunde gezwungener. Venport hatte Verständnis für ihr Unbehagen, denn jahrelang war er *ihr* Geliebter gewesen, und nun wollte er ihre Tochter heiraten. Doch die angesehene Zauberin hatte ihn schon lange nicht mehr als geeigneten Fortpflanzungspartner betrachtet.

»Ja, Norma.« Zufas Stimme enthielt einen warnenden Unterton, als würde sie Konsequenzen erkennen, die außer ihr noch niemand bedacht hatte. »Du könntest tatsächlich Hilfe gebrauchen, wenn du die Menschheit und deine Menschlichkeit retten willst.«

Venport konnte sich nur an den wunderbaren Menschen erinnern, der Norma schon immer gewesen war, und er hoffte, dass das Wesen dieser bemerkenswerten Frau nicht im Verlauf ihrer körperlichen Transformation verloren gegangen war.

»Eins kann ich dir versprechen, Aurelius«, sagte Norma. »Von nun an wird dein Leben nie wieder langweilig sein.«

* * *

Draußen blickte Venport über die Fläche aus gefrorenem Matsch und grauem Gestrüpp und war nicht der Meinung, dass ihre neue Operationsbasis einen viel versprechenden Eindruck machte. Doch Norma breitete die Arme aus und beschrieb ihre Vision für Kolhar. »Dieses ungezähmte Land ist perfekt für Landefelder, Lagerhäuser und Wartungsgebäude. Hier können wir tausend Schiffe bauen, so groß, wie wir nur wollen, gigantische Frachter und mächtige Kriegsschiffe.«

Sie sprach über das immense Bauprojekt, das jede Vorstellungskraft sprengte, über die Hochlandseen und Sümpfe, die trocken gelegt, und die Flüsse, die umgeleitet werden mussten.

Venport konnte sich noch nicht ausmalen, wie viele Arbeiter sie benötigen würden, wie viel Material, welche schweren Maschinen ... ganz zu schweigen von den nötigen Investitionen. Er sah Norma an und spürte, wie sein Unbehagen zunahm. »Und was ist ... mit den Kosten?«

»Sie werden astronomisch sein«, sagte Norma und lachte über die Doppeldeutigkeit. »Aber genauso beispiellos wird der Profit sein. Das garantiere ich dir. Unsere Schiffe werden um ein Vielfaches schneller als heutige konventionelle Einheiten sein. Jeder Geschäftsmann, der mit uns Schritt zu halten versucht, wird bankrott gehen.«

»Denk auch an deine patriotische Pflicht, Aurelius«, fügte Zufa hinzu, »nicht nur an die Zahlen. Diese Schiffe werden die militärischen Streitkräfte der Liga innerhalb eines Sekundenbruchteils durch den Raum befördern, sodass die Denkmaschinen nicht mehr wissen, wo wir als Nächstes auftauchen werden. Endlich können wir den Djihad gewinnen!«

Venport schluckte. »Ich drohe in Ohnmacht zu fallen, wenn ich es mir vorzustellen versuche. Aber wie soll ich so viele Mittel beschaffen, wenn mein Geschäftspartner verschwunden ist? Niemand weiß, wo Keedair steckt.«

»Du musst dich für das Richtige entscheiden, Aurelius«, erwiderte Norma. »Du weißt, was zu tun ist. Wir können nicht länger warten. Der Djihad kann nicht warten.«

Er wandte sich an die jüngere der beiden Frauen, und als er Norma ansah, nahm er ihre atemberaubende neue Schönheit gar nicht wahr. In ihren lebendigen Augen erkannte er die alte Norma, seine liebe Freundin, und er wusste, dass er sie nicht enttäuschen konnte.

»Ich habe niemals aufgehört, an dich zu glauben«, sagte er. »Ich bin bereit, jeden Preis für deine Vision zu bezahlen.«

* * *

Am folgenden Abend aß Venport zusammen mit Norma in ihrer Hütte. Zufa Cenva hatte bereits mit den immensen Vorbereitungen begonnen, die am Anfang der Errichtung der Werft auf Kolhar standen. Sie hatte das Paar allein gelassen, weil sie im-

mer noch mit gewissen persönlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Zuerst war Venport die Sache peinlich, aber dann scherte er sich nicht mehr darum. Er wollte nur mit Norma zusammen sein und war immer noch überglücklich, dass er sie trotz seiner Befürchtungen lebend wiedergesehen hatte.

Im Kamin brannte ein gemütliches Feuer, während sie das gute Essen genossen, das Zufa ihnen zusammen mit den ersten Arbeitern geschickt hatte, die den Kern der Belegschaft bilden sollten. Das Paar saß am Tisch und schaute sich in die Augen, während sie gebratene Steppenwachteln mit Bohnenkrautglasur und süßen Kolhar-Kartoffeln verzehrten. Dazu gab es importierten salusanischen Wein, der mit Melange gewürzt war. Schon bald würde Venport jeden einzelnen Credit überwachen müssen, den er hier investierte, aber die Mahlzeiten mit Norma sollten niemals unter seiner Sparsamkeit leiden.

Als er ihre Gesichtszüge betrachtete, konnte er immer noch nicht fassen, was er sah. Sie war betörend attraktiv, doch wenn er die alte Norma in ihren Gesten oder in ihrem sanften Lächeln entdeckte, wurde sie für ihn noch begehrenswerter.

»Für mich hast du dich überhaupt nicht verändert«, sagte er. »Ich wollte dich bereits heiraten, so wie du warst.«

Sie lachte, als wäre ihr noch nie der Gedanke gekommen, sie könnte ihren Körper umgestaltet haben, um sich für ihn attraktiver zu machen. »Ich habe mich einfach nur rekonstruiert, auf der Basis der optimalen Gene, die ich von meinen Vorfahren mütterlicherseits geerbt habe.« Aber als sie sprach, schlug sie verlegen den Blick nieder, und Venport wusste, dass ihr dieses Motiv doch durch den Kopf gegangen war. »Trotzdem freut es mich, dass dir das Resultat gefällt.«

Sie setzten sich auf einen weichen weißen Teppich vor dem Kamin. »Das ist ein ziemlich traditionelles romantisches Ambiente, nicht wahr?«, fragte sie. »Genauso habe ich es mir immer vorgestellt, wenn ein Liebespaar zusammen ist. Aber ich habe mir nie vorgestellt, dass es auch einmal mit mir geschehen könnte – und erst recht nicht mit einem so wunderbaren Mann wie dir.«

Er lächelte und nahm einen Schluck Wein. »Ich bin keine besonders gute Partie, Norma.« Manchmal machte ihr Genie ihm beinahe Angst, doch dann geschah es – wie beispielsweise jetzt –, dass er sie unglaublich unschuldig und naiv fand. Er sah sie über den Rand seines Kristallglases hinweg an. »Versuchst du mich zu verführen?«

Ihre Überraschung wirkte ehrlich, und ihre leise Enttäuschung war nicht zu übersehen. »Bin ich so leicht zu durchschauen? Ich glaube, ich bin in diesen Dingen nicht besonders gut.«

»Die Verführung ist in der Tat eine Kunst, meine Liebe. Nicht dass ich über allzu große Erfahrung verfüge, aber ich kann dir ein paar Grundlagen beibringen.« Venport rückte näher an sie heran und nahm sie in die Arme. An seiner Seite schien sie geradezu dahinzuschmelzen. Ihre Unbeholfenheit verflüchtigte sich. »Deine Mutter hat mich wegen meiner genetischen Ausstattung zum Partner gewählt, aber in dieser Hinsicht habe ich sie enttäuscht.«

Am Vortag, als er erfahren hatte, dass Zufa Cenva mit einem Kind vom Großen Patriarchen schwanger war, hatte er einen Stich des Bedauerns verspürt. Er hatte sich an ihre gemeinsamen Jahre erinnert ... in denen er immer wieder versucht hatte, mit der großen Zauberin die vollkommene Tochter zu zeugen, die aus der Verbindung ihrer Gene hätte entstehen sollen. Doch jede Schwangerschaft hatte mit einer schrecklich missgebildeten Fehlgeburt geendet.

Daran wollte er nicht mehr denken. Nicht jetzt.

Norma hob den Kopf. »Unsere Kinder werden keine Enttäuschung sein, Aurelius. Dafür werde ich persönlich sorgen, notfalls, indem ich jede einzelne Zelle manipuliere.«

Venport sah sie an und schaute dann zu den Gardinen vor dem Fenster. Draußen auf der großen Ebene würden bald nach einem strikten Zeitplan die Bauarbeiten beginnen. »Glaubst du wirklich, dass du jetzt noch Zeit für Kinder findest? Würdest du nicht zu viel opfern müssen?«

Sie erwiderte seinen Blick mit einer solchen Intensität, dass es ihm vorkam, als könnte er hinter den Pupillen ihre Gedanken erkennen. »Trotzdem ist es ein bedeutender Aspekt der menschlichen Existenz. Ich möchte diese Gelegenheit nicht verpassen.«

Er küsste sie, dann zog er sich zurück und sah sie liebevoll an. Er nahm das leidenschaftliche, lebendige Blau ihrer Augen in sich auf. Venport versuchte sich seiner Gefühle bewusst zu werden und zu unterscheiden, was er schon immer für sie empfunden hatte und was er nun empfand. Er musste sich eingestehen, dass sein Begehren größer wurde, je mehr er sich an ihre neue Gestalt gewöhnte ... und dafür schämte er sich. Wenn er sie wirklich liebte, sollte ihr Äußeres für ihn eigentlich keine Rolle spielen.

Dann erkannte er, dass Norma sich für diese Erscheinung entschieden hatte, um sich für ihn begehrlicher zu machen.

»Du bist der erste Mann, der mir jemals Aufmerksamkeit geschenkt hat«, sagte sie. »Und ich bin mir nicht sicher, was ich jetzt tun soll.«

»Vertrau mir. Auf diesem Gebiet kann ich dir helfen.« Er streichelte ihr langes, goldenes Haar.

74

Bei meinen Untersuchungen der menschlichen Kultur stieß ich auf nichttraditionelle Familien und auf Eltern, die nicht genetisch mit den Kindern verwandt waren, die sie aufzogen. Ich hatte die Bedeutung solcher Beziehungen nie verstanden, bevor ich begann, mit Gilbertus Albans zu arbeiten.

Erasmus, *Erasmus-Dialoge*

Erasmus ging in seinem Arbeitszimmer auf und ab und trat abwechselnd vom Schatten in das rötliche Sonnenlicht, das durch ein dickes Fenster hereindrang und sich in kupferfarbenen Pfützen auf dem Boden sammelte. Wenn er sein Verhalten mit dem von Menschen verglich, schien es, dass er etwas ... nervös wirkte. Er hatte alles Material beschafft, das nötig war, aber es war das erste Mal, dass er diese Prozedur mit Gilbertus durchmachte. Seine Studien des menschlichen Familienverhaltens und der alten Kulturen deuteten darauf hin, dass es für einen jungen Mann ein wichtiges Initiationsritual war.

Er bedauerte es, diese Aufgabe nicht delegieren zu können. Doch Erasmus hatte keine Ehefrau, der er sie aufbürden konnte. Also eine Sklavin? Aber er wollte nicht, dass irgendjemand das gefährdete, was er mit seinem jungen Schützling erreicht hatte.

Der Roboter hatte gründlich über das Problem nachgedacht und sich gefragt, wie er Gilbertus Albans an eine so delikate Angelegenheit heranführen sollte. Für eine Denkmaschine war es überhaupt kein besonderes Thema, lediglich eine biologische Eigenart, ein ineffizienter und recht unsauberer natürlicher Vorgang. Aber für viele Menschen schien es etwas ganz Besonderes zu sein, dem sie sogar mystische Bedeutung zumaßen.

Logisch betrachtet ergab das überhaupt keinen Sinn. Es war, als hätte eine Denkmaschine Hemmungen, sich mit dem Verhältnis von Soft- und Hardware auseinander zu setzen, mit dem

Herstellungsprozess künstlicher Intelligenzen oder ihrer Vernetzung ... oder mit den Methoden, wie Update-Sphären dupliziert und aktualisiert wurden.

Der Akt der Schöpfung.

Auf seinem eleganten Schreibtisch hatte der Roboter entsprechende Diagramme und Literatur zusammengetragen. Zwei Menschenpuppen saßen auf einer Couch, die Arme umeinander geschlungen. Erasmus hatte überlegt, ob er einfach ein paar männliche und weibliche Sklaven aus dem Lager holen sollte, damit sie die Sache demonstrierten, aber er hatte das Gefühl, dass das zu einfach wäre. Weil er mehr darüber lernen wollte, was es bedeutete, ein Mensch zu sein, weigerte sich Erasmus, vor seinen »elterlichen« Pflichten zurückzuscheuen.

Menschen bezeichneten diese körperliche Funktion als »Sex« – und mit verschiedenen anderen Wörtern, von denen einige als nicht gesellschaftsfähig galten, wie Erasmus den Berichten aus historischen Kulturen entnommen hatte. Auch das fand Erasmus seltsam. Wie konnte ein bloßes Wort als anstößig gelten?

Er sprach mehrere Begriffe aus, die den Kopulationsakt beschrieben, und probierte sie in verschiedenen Intonationen aus. Dann wiederholte er einige der Bezeichnungen, die als besonders inakzeptabel galten. Nichts. Auf ihn hatten sie keine besondere Wirkung. Er verstand einfach nicht, weswegen ein solches Aufhebens darum gemacht wurde.

Denkmaschinen funktionierten nach viel einfacheren und direkteren Prinzipien ... außer bei einem neugierigen Roboter wie ihm. Die quälenden Fragen und Rätsel konnten sehr frustrierend sein.

Er hatte mit den Forschungen über die menschliche Natur begonnen, weil er die komplexen Eigenschaften dieser Spezies so interessant und ausgesprochen fremdartig fand. Erasmus wollte die Teile des menschlichen Bewusstseins assimilieren, die sie bei der Konstruktion der ersten künstlichen Intelligenzen weggelassen hatten. Doch er wollte auf gar keinen Fall selbst zu einem Menschen werden. Erasmus wollte eine Kombination beider Welten.

Der junger Gilbertus hatte die Neugier des Roboters gleich in mehrfacher Hinsicht geweckt. Während Erasmus das Projekt

fortsetzte, entdeckte er verblüffende Aspekte seiner Beziehung zum adoptierten Jungen (der ungefähr zwölf Jahre alt war), und zwar zu einer Zeit, in der die Hormone des Menschen zunehmend aktiver wurden. Als er vor zwei Jahren die Wette gegen Omnius angenommen hatte, wäre es ihm nie in den Sinn gekommen, von einem Vater-Sohn-Verhältnis auszugehen. Zuerst war ihm diese Vorstellung völlig absurd vorgekommen, als physiologische und emotionale Unmöglichkeit. Doch während er den Jungen unterrichtete und seine Fortschritte verfolgte, empfand der autonome Roboter Stolz auf das, was er sah, und plötzlich ergab alles einen Sinn.

Eine seltsame, beinahe natürliche Bindung entstand zwischen ihnen, und sie genossen die Gesellschaft des anderen ... mit ein paar bemerkenswerten Ausnahmen. Auf die Panikexperimente im Sklavenlager hatte der junge Mann eher negativ reagiert, aber das würde sich vielleicht mit der Zeit ändern. Zu seiner Überraschung stellte Erasmus fest, dass er fast genauso viel vom Menschen lernte wie dieser von ihm. In Anbetracht der Forschungen, die er bislang unternommen hatte, glaubte Erasmus, dass er es schaffen müsste, die aktuelle Aufgabe ohne Schwierigkeiten zu bewältigen. Obwohl er weiterhin ein unerklärliches Gefühl des Unbehagens empfand ...

Hatte der menschliche Puritanismus in Bezug auf sexuelle Angelegenheiten irgendwelche Spuren in Erasmus' Grundprogrammierung hinterlassen? Das wäre eine Erklärung. Oder er verspürte diese künstliche Empfindung, weil er sie verspüren wollte, damit er ein besseres Verständnis für das Dilemma entwickelte, vor dem menschliche Väter immer wieder gestanden hatten.

Im Gegensatz zu Erasmus war der Junge beinahe chronisch unpünktlich. Allzu häufig ließ sich Gilbertus von anderen Dingen ablenken und widmete sich voller Begeisterung Themen und Erfahrungen, die er dann atemlos seinem Mentor schilderte. Der Roboter betrachtete das als erheblichen Makel, der allerdings recht menschlich war.

Er hörte ein Klopfen an der Tür, die sich daraufhin öffnete. Ein schlaksiger Junge kam hereingeschlendert. Sein strohblondes Haar war zerzaust und das Gesicht gerötet. Offensichtlich war er gerannt.

»Du hast dich wie üblich verspätet.« Erasmus gab seinem Flussmetallgesicht einen ernsten väterlichen Ausdruck.

»Es tut mir Leid, Mr. Erasmus. Aber heute sind es nur neun Minuten. Gestern ...«

»Wir wollen ohne weitere Verzögerung mit der heutigen Lektion beginnen.« Erasmus wollte die Sache so schnell wie möglich hinter sich bringen. »Ich habe verschiedene Diagramme für dich vorbereitet, dazu detaillierte Berichte und Illustrationen zum Thema menschliche Fortpflanzung. Ich hoffe, dass du sie als lehrreich empfindest.«

Der Junge schien neugierig geworden zu sein. »Wird das wieder eine Biologie-Stunde? Werden wir irgendetwas sezieren?«

Bislang hatte Erasmus nur niedere Tiergattungen vor dem Jungen seziert, aber er wollte eines Tages auch die menschliche Anatomie einbeziehen. Er wollte es langsam angehen, um zu vermeiden, dass der Junge irritiert wurde oder zu schnelle Fortschritte machte. Auf Gewalt schien Gilbertus mit ungewöhnlich hoher Empfindlichkeit zu reagieren.

»Nein ... diesmal nicht. Vorläufig werden wir uns theoretisch mit der biologischen Reproduktion beschäftigen, obwohl ich dir natürlich Möglichkeiten verschaffen könnte, die Techniken praktisch anzuwenden, solltest du den Drang dazu verspüren.«

Der junge Mann nickte und beobachtete ganz genau, wie der Roboter zur Couch mit den anatomisch korrekten Puppen ging, die er dort deponiert hatte. »Dir wird nicht entgangen sein, dass wir hier zwei Varianten der menschlichen Gestalt vor uns haben, die männliche und die weibliche. Sie tragen traditionelle Kleidung und sind in jedem äußeren Detail akkurat nachgebildet.« Er winkte den Jungen heran. »Kommt bitte näher. Du siehst, dass sich der Mann und die Frau umarmen und dass sich der Mund des Mannes in der Nähe des Ohres der Frau befindet.«

Aufmerksam folgte Gilbertus den Ausführungen des Roboters und sah sich die Figuren ganz genau an. »Da die Puppen nicht mit kompletten Simulationsmechanismen ausgestattet sind, musst du dir alles Weitere vorstellen. Offensichtlich handelt es sich hierbei um eine notwendige Prozedur der Werbungsphase. Der Mann küsst das Ohr der Frau, er leckt daran und verspricht ihr anhaltende Liebe. Üblicherweise führt dies

dazu, dass die Frau brünstig wird.« Er sah den Jungen ernst an. »Hast du so weit alles verstanden?«

Gilbertus nickte. Zu Erasmus' leichter Bestürzung legte der Junge eine gelassene Neugier ohne jegliches Unbehagen an den Tag, und er schien auch keinerlei eigene Bedürfnisse zu verspüren.

»Als Nächstes wird der Mann sie auf den Mund küssen. An diesem Punkt setzt bei beiden heftiger Speichelfluss ein«, sagte Erasmus in professionellem Tonfall. »Die Speichelabsonderung ist ein Schlüsselelement in der Fortpflanzung. Offensichtlich dient das Küssen dazu, die Frau fruchtbarer zu machen.«

Der Junge nickte und lächelte leicht. Erasmus verstand es als Zeichen, dass er alles begriffen hatte. *Gut!* Der Roboter rieb die Gesichter der Puppen heftig aneinander.

»Diese Punkte sind äußerst bedeutend«, sagte Erasmus. »Speichelfluss und Ovulation. Merk dir diese beiden Prinzipien, und du hast die Grundlage des menschlichen Fortpflanzungsprozesses verstanden. Kurz nach dem Küssen beginnt die Kopulation.« Er beschleunigte die Lektion. »Das ist alles, was du über diese menschliche Verhaltensweise wissen solltest. Hast du noch irgendwelche Fragen, Gilbertus?«

»Nein, Mr. Erasmus«, sagte der Junge. »Ich glaube, Sie haben alles sehr deutlich beschrieben.«

75

Manche Wunder sind nur maskierte Albträume.

Serena Butler,
Nachhall des Djihad

Serena lud Rajid Suk, einen sehr begabten Militärarzt, und Primero Xavier Harkonnen als Vertreter der Liga-Armee ein, sie auf ihrer Inspektion der vielgepriesenen Organfarmen der Tlulaxa zu begleiten. Der Weltraumflug zum Thalim-System dauerte einen Monat. Trotz der möglicherweise großen Bedeutung dieser Mission war Serena die Entscheidung, diese wichtigen Männer von der Kampffront des Djihad abzuziehen, nicht leicht gefallen. Schließlich dauerte es furchtbar lange, zu fernen Sonnensystemen zu reisen ... und jeden Tag starben Menschen.

Der junge Suk hatte mit den Produkten der Organfarmen kleine Wunder vollbracht und tausenden von Veteranen das Leben gerettet, die im Kampf gegen die Denkmaschinen verwundet worden waren. Nach der ersten Schlacht um Zimia hatte einer von Suks Vorgängern die Operation durchgeführt, in deren Verlauf Primero Harkonnen Ersatzlungen bekommen hatte.

Serena betrachtete ihre beiden Begleiter als wahre Helden.

Ihre Expedition kam mit der Schwerfälligkeit einer Prozession voran. Rekur Vans Handelsschiff war ihnen zum Thalim-System vorausgeeilt, mit Iblis Ginjo an Bord, der angeblich alles für ihren Besuch vorbereiten wollte, auch wenn Serena nicht ganz an diesen Grund glaubte. Iblis hatte nach wie vor seine Geheimnisse.

Schließlich schwenkte ihr Raumschiff in den Orbit um Tlulax. Serena konnte es kaum erwarten, die Oberfläche des Planeten zu betreten und sich in den Strahlen von Thalim zu sonnen. Sie hatte sich viel zu lange im Weltraum aufgehalten. Ein Dutzend Seraphim in weißen Gewändern dienten ihr als Assistentinnen.

Mit einem stolzen Lächeln wartete Serena in ihrem Bordquartier darauf, dass die Besatzung das Shuttle bereit machte. Kein

offizieller Vertreter der Liga hatte den geheimnisumwobenen, abgelegenen Welten der Tlulaxa je zuvor einen offiziellen diplomatischen Besuch abgestattet. Wenn sie diese biologischen Zauberer mit allen Rechten und Privilegien in die größere Gemeinde der Liga eingliedern konnte, würden alle davon profitieren.

Angeblich waren die Tlulaxa ein ausgesprochen religiöses Volk, auch wenn sie ihren Glauben und ihre Praktiken genauso geheim hielten wie ihr tägliches Leben. Was hatten sie zu verbergen? Und warum kam Iblis so gut mit ihnen zurecht? Auf jeden Fall konnten die Tlulaxa einen erheblichen Beitrag zum Djihad leisten. Ihre genetischen Künste und medizinischen Errungenschaften hatten der Menschheit bereits viel Gutes getan.

Zugegeben, viele Vertreter dieses Volkes arbeiteten als Fleischhändler für die wenigen Welten der Liga, die weiterhin die Haltung menschlicher Sklaven tolerierten. In jungen Jahren hatte sich Serena leidenschaftlich für das Verbot der Sklaverei eingesetzt. Bedauerlicherweise hatte sie später einsehen müssen, dass sich diese Praxis so fest eingebürgert hatte, dass es Jahrhunderte dauern würde, sie abzuschaffen. Als Politikerin vertrat sie weiterhin diesen Standpunkt, aber ihre höchste Priorität bestand darin, den Djihad zu gewinnen und die Menschheit vor der Ausrottung zu bewahren.

Die Organhändler von Tlulax hatten wiederholt ihre Besorgnis hinsichtlich der Preisgabe von Informationen zum Ausdruck gebracht, doch Serena hoffte sie überzeugen zu können, ihr Wissen allgemein zugänglich zu machen. Sie wollte ihnen Patente und Monopole garantieren, damit sie sichergehen konnten, dass ihre geschäftlichen Interessen nicht verletzt wurden. Auf diese Weise sollten noch mehr Menschen gerettet werden. In Anbetracht ihrer Anpassungsfähigkeit und Intelligenz war Serena davon überzeugt, dass die Tlulaxa ihre geschäftliche Vorrangstellung bewahren konnten.

Mit starrer Miene verkündete ihre leitende Seraph: »Der Große Patriarch hat sich von der Oberfläche gemeldet und mitgeteilt, dass die Vorbereitungen für Ihren Besuch abgeschlossen sind, Priesterin Butler.« In ihrem Quartier hatten die weiblichen Wachen Serena geholfen, ihre prächtigste öffentliche Uniform anzulegen und sie in das leibhaftige Ebenbild einer Göttin zu

verwandeln. Niriem musterte das Ergebnis mit skalpellscharfem Blick und nickte schließlich.

Die furchteinflößenden und fanatisch ergebenen Seraphim begleiteten Serena zum Shuttledeck, wo sie auf Rajid Suk und Xavier Harkonnen stieß. Der Primero war die ideale Verkörperung eines Offiziers, aber seine Miene war undurchdringlich, und er erwiderte ihren Blick nur kurz. So verhielt er sich immer, seit er Octa geheiratet hatte.

Der elegant gekleidete Arzt hatte sein langes dunkles Haar zu einem langen Pferdeschwanz zusammengebunden, und seine Augen wirkten etwas zu groß für sein Gesicht. Seine langen, gelenkigen Finger zuckten ungeduldig.

Zwei der Frauen in den weißen Gewändern bestiegen das Shuttle, und Niriem nahm auf dem Pilotensitz Platz. Serena schritt anmutig die Rampe hinauf, gefolgt von einem eifrigen Dr. Suk und einem deutlich weniger enthusiastischen Xavier. Die Männer setzten sich weit auseinander.

Während des Landeanfluges des Shuttles blickten sie auf Bandalong, die funkelnde neue Stadt, an der weiterhin nach einem grandiosen Plan gebaut wurde. Das Geld stammte aus den Gewinnen der Organfarmen und des Sklavenhandels. Weit außerhalb der offiziellen Stadtgrenzen – Fremden und selbst der Priesterin des Djihad war der Zutritt zu Bandalong verboten – landeten sie auf einem weitläufigen Raumhafen mit klarer, zweckmäßiger und farbloser Architektur.

Als Serena und ihre Seraphim ausstiegen, traten ihnen Iblis Ginjo und Rekur Van entgegen. Die politische Bedeutung des Fleischhändlers hatte durch seine Beziehungen zum Großen Patriarchen offenbar erheblich zugenommen. Der kleine Mann verbeugte sich vor Serena.

Sie blinzelte im gelben Sonnenlicht und stellte überrascht fest, dass das alltägliche Leben wie gewohnt weiterging. Sie sah keine jubelnden Mengen oder Scharen von neugierigen Zuschauern, wie es auf Liga-Welten die Regel war. Nur ein paar Geschäftsleute und Regierungsvertreter bildeten das Empfangskomitee. Sie war enttäuscht, weil sie wusste, dass sie durch ihre bloße Anwesenheit Begeisterung auslösen und die Herzen überfließen lassen konnte.

Serenas Ego hatte einen derartigen spektakulären Empfang nicht nötig, aber es verwunderte sie. Wenn die Tlulaxa keine extravagante Begrüßungszeremonie veranstalten wollten, warum hatten sie dann darauf bestanden, so viel Zeit für »Vorbereitungen« zu benötigen?

Einer der Repräsentanten löste sich von der Gruppe und trat vor. Er verbeugte sich leicht. »Priesterin Serena Butler, wir fühlen uns geehrt, dass Sie Ihre kostbare Zeit auf eine Reise nach Tlulax und einen Besuch unserer Welt verwenden. Wir haben einen Teil unserer Organfarmen in einen vorzeigbaren Zustand versetzt, aber ich hoffe, Sie verzeihen es uns, dass wir die komplizierten Arbeitsprozesse nicht unterbrochen haben.«

Iblis mischte sich mit voller und zuversichtlicher Stimme ein. »Die Nachfrage nach Erzeugnissen der Tlulaxa steigt mit jeder Schlacht gegen die Denkmaschinen, und wir möchten nicht, dass auch nur ein verletzter Veteran auf ein Auge oder ein neues Herz verzichten muss, weil diese hart arbeitenden Menschen durch einen diplomatischen Empfang von ihren Pflichten abgehalten wurden.«

Serena lächelte. »Der Große Patriarch weiß, dass ich niemandem zur Last fallen will. Ich möchte lediglich das anerkennen und ehren, was die Tlulaxa geleistet haben.«

Dr. Suk stand neben Serena und sprach die Bürokraten an. »Während meiner Tätigkeit als Militärarzt habe ich immer wieder auf Produkte von Tlulax zurückgegriffen und so zahlreiche Menschenleben retten können. Vor langer Zeit hat Primero Harkonnen persönlich neue Lungen erhalten, durch den großzügigen Einsatz des Fleischhändlers Tuk Keedair. Wenn der Primero an jenem Tag nicht gerettet worden wäre, hätte er nie zum Vater von Manion dem Unschuldigen werden können.«

Serena sah, wie Iblis mit ehrfürchtiger Befriedigung nickte. Sie hatte erlebt, wie ihr Kind bei Demonstrationen in Zimia und von den Mengen auf anderen Djihad-Welten als Heiliger verehrt wurde. Doch Xavier blieb in sich gekehrt, als würde er düsteren Gedanken nachhängen. Würden die Menschen das als seine größte Leistung im Gedächtnis behalten, nachdem er ein Leben lang in den Diensten des Djihad gestanden hatte? Dass er der Vater eines ermordeten Kindes war?

Serena entfernte sich vom Shuttle und näherte sich dem Rest des Empfangskomitees. Sie fragte sich, ob in dieser Kultur ein striktes Patriarchat herrschte, was ein Rückfall in primitive Zeiten wäre. Außergewöhnliche wissenschaftliche Errungenschaften und technische Durchbrüche wie die programmierbaren Organfarmen der Tlulaxa erforderten gewöhnlich einen freien Informationsaustausch und eine Förderung innovativer und fortschrittlicher Entwicklungen. So etwas passte nicht zu einer repressiven und heuchlerischen Gesellschaft.

Bereitete man ihr wegen ihres Geschlechts einen so zurückhaltenden Empfang?

Serena ließ sich nichts von ihren Überlegungen anmerken und lächelte, während sie in segnender Geste die Hände hob. »Lassen Sie uns beginnen, damit ich Ihre wunderbaren Organfarmen bestaunen kann.«

Rekur Van führte Serena und ihre Begleiter zu einem kleinen Luftgleiter, wie er häufig im öffentlichen Nahverkehr eingesetzt wurde. Sie blickte sich um und sah in der Ferne die neuen Gebäude Bandalongs in der Sonne glitzern. Obwohl sie von unterschiedlicher Größe waren, hatten alle eine ähnliche rechteckige, zweckmäßige Gestalt, wie geometrische Ameisenhügel.

Die mit niedrigem Gras bewachsenen Hügel außerhalb der Stadt waren mit einem Labyrinth aus gepflasterten Straßen überzogen, die wie die Muster auf einem antiken Computerchip aussahen. »Über den gesamten Planeten verteilen sich tausende von Einrichtungen, die der Organproduktion dienen«, sagte Rekur Van. »Alle liegen im Freien, wo sie photosynthetische Energie aus dem Sonnenlicht gewinnen können.«

Nach einer halben Stunde sah Serena die ersten Organfarmen. Sie entstieg dem Luftgleiter und lief mit zögernden Schritten weiter – trotzdem kam sie schneller voran als die Tlulaxa. Niriem und die zweite Seraph blieben dicht hinter ihr. Doch als die Wachfrauen sich zu Iblis umschauten, schüttelte er leicht den Kopf, und sie ließen sich ein Stück zurückfallen.

Serena, Xavier und Dr. Suk betrachteten die glänzenden Tanks wie ein Wunder. Chromröhren, Glasschläuche und schwarze Metallträger umschlangen die eiförmigen, durchscheinenden Behälter. Jeder enthielt eine blubbernde gelbliche Flüssigkeit,

bei der Serena an Fruchtwasser denken musste. Die Tanks hingen wie aufgedunsene Früchte in den Gestellen und waren mit blinkenden Diagnosesystemen verbunden, die über die geklonten Organe wachten. Iblis erklärte, dass in den unterschiedlichen Tanks unterschiedliche Körperteile herangezüchtet wurden, die nicht vom Empfänger des Transplantats abgestoßen wurden.

Hinter den gewölbten Wänden jedes Tanks konnte Serena verschwommene Formen erkennen, schlaffe Lungensäcke, von Arterien umschlungene Herzen, Vorhänge aus Muskelfaser, die wie Kord gerippt waren. Sie hob den Kopf und blickte über die Hügel, auf denen tausende Sphären hingen, die im Sonnenlicht glänzten und die Energie aus dem klaren Himmel von Tlulaxa absorbierten.

Der Militärarzt starrte in einen Tank, der ein Dutzend Augäpfel enthielt. Sie trieben wie Weinbeeren in der Flüssigkeit und erwiderten seinen Blick. Die Sehnerven und Blutgefäße waren mit einer zentralen Nährknolle verbunden. »Das ist unglaublich! Sie züchten Organe auf Bestellung? Ist jedes dieser Augen für ein bestimmtes Opfer vorgesehen?«

»Nein«, sagte Rekur Van mit einem Seitenblick zu den anderen Tlulaxa. »Wir stellen sie mit neutraler Blutgruppe her, damit sie für viele Patienten kompatibel sind. Wir haben Milzen, Lebern, Nieren, alle lebenswichtigen Organe. In unseren größeren Tanks können wir sogar komplette Häute heranzüchten.«

»Ich weiß«, sagte Rajid Suk. »Ich habe selbst oft mit solchem Gewebe gearbeitet, vor allem bei der Behandlung von Verbrennungsopfern. Damit konnte tausenden Menschen wieder ein normales Leben ermöglicht werden.«

Die Organbäume richteten sich ständig nach dem Sonnenstand aus. Der Arzt war von Ehrfurcht ergriffen. »Seit Jahrhunderten versuchen unsere besten Medizintechniker, ein solches Niveau und eine derartige Präzision beim Klonen zu erzielen. Was die Tlulaxa erreicht haben, ist einfach atemberaubend. Wenn ich es nicht mit eigenen Augen sehen würde, könnte ich es nicht für wahr halten. Kein anderer Wissenschaftler der Liga hat etwas Vergleichbares geschafft, nicht einmal in den ruhmreichen Tagen des Alten Imperiums.«

Er sah Serena und dann die Repräsentanten an. »Zum Wohl der gesamten Menschheit müssen Sie diese Technologie der Liga zur Verfügung stellen. Wir könnten viele weitere Organfarmen errichten. Die Verletzungsopfer müssten nicht mehr monatelang an Lebenserhaltungsmaschinen hängen, während sie auf Ersatzorgane warten.«

Als Iblis Ginjo den erschrockenen Ausdruck in den Gesichtern ihrer Gastgeber sah, hob er beschwichtigend die Hände. »Schießen Sie nicht übers Ziel hinaus, Doktor Suk. Das hier ist die Lebensgrundlage der Tlulaxa-Kultur.« Die kleine Gruppe ging zwischen den unheimlichen, aber faszinierenden Tanks weiter. »Sie könnten problemlos höhere Preise verlangen und gewaltige Gewinne einstreichen, aber sie leisten ihren Beitrag zum Kampf gegen Omnius. Sie verzichten darauf, von der Not der Menschen zu profitieren, nicht wahr, Rekur?«

»So ist es.«

Jetzt kam Iblis in Fahrt. »Irgendwann könnten die Gewinne der Organfarmen sogar die übertreffen, die Sie durch den Sklavenhandel erzielen.«

»Das wäre eine wünschenswerte Entwicklung«, sagte Serena. »Natürlich besteht während des Krieges ein deutlich höherer Bedarf an diesen Produkten.« Sie runzelte die Stirn und sah sich um. »Wo sind die vielen Sklaven, die Sie halten? Ich hatte erwartet, dass sie auf Ihren Farmen arbeiten.«

»Der Verkauf von Sklaven ist unser Hauptgeschäft, Priesterin Butler«, sagte Rekur Van. »Gut ausgebildete, intelligente Menschen sind eine wertvolle Ware, die wir nicht für uns behalten. Außerdem können wir die Wartung dieser empfindlichen Farmen keinen widerspenstigen Arbeitern anvertrauen, die möglicherweise der Wahnvorstellung anhängen, sich für irgendetwas rächen zu müssen.«

Xavier nickte steif, als könnte er seine Wut kaum beherrschen. »Wie die jüngste Revolte auf Poritrin bewiesen hat.«

»Wir haben nicht die Absicht, unsere Organfarmen einer solchen Gefährdung auszusetzen.«

Serena nahm die Erklärung hin und erinnerte sich an die Schrecken, die die buddhislamischen Sklaven auf Poritrin ent-

fesselt hatten. Die Todesopfer in Starda konnten immer noch nicht genau beziffert werden, wahrscheinlich würde sich die exakte Zahl niemals bestimmen lassen, weil der radioaktive Krater im Zentrum nicht mehr als eine erstarrte Schmelze war, in der menschliche Körper kaum noch nachweisbar waren. Die überlebende Bevölkerung hatte Jagd auf die rebellischen Sklaven gemacht und viele in Pogromen abgeschlachtet. Auf dieser Welt würde das Leben nie mehr wie früher sein.

Die Tlulaxa-Eskorte setzte den Rundgang fort und zeigte den Besuchern alle denkbaren biologischen Erzeugnisse. Niriem war ständig auf der Hut und wich für keinen Augenblick von Serenas Seite.

Nach dem Abendessen nahmen sie an einem offiziellen Empfang teil, auf dem die Diskussionen fortgesetzt wurden. Am folgenden Tag kam Iblis mit zufriedener Miene und einem Angebot des Tlulaxa-Rats zu Serena. »Unsere Freunde haben einen äußerst großzügigen Vorschlag gemacht, Serena. Sie möchten eine offizielle Probe Ihrer Zellen und DNS nehmen. Damit wären sie in der Lage, maßgeschneiderte Organe für Sie herzustellen, falls ... falls Sie bei einem erneuten Mordanschlag verletzt werden sollten.«

Serena legte die Stirn in Falten. »Wären die Standardorgane von den Farmen, die alle unsere Soldaten erhalten, nicht genauso gut für mich geeignet?«

Rekur Van kam zu ihr in den kleinen Bankettsaal geeilt. »Natürlich, Priesterin, aber es besteht immer ein *winziges* Risiko der Abstoßung. Es ist biologisch unmöglich, hundertprozentig kompatible Organe zu züchten – außer wenn wir Ihre eigene DNS benutzen. Es wäre eine sinnvolle Absicherung, und der Große Patriarch ist damit einverstanden.«

Xavier Harkonnen sah Iblis und den Fleischhändler skeptisch an. »Ich bin nicht davon überzeugt, dass es wirklich notwendig ...«

Serenas Miene erhellte sich. »Nein, kein Problem. Ich glaube, das ist eine gute Idee. Ich möchte die Tlulaxa außerdem bitten, auch Zellen von Primero Harkonnen und dem Großen Patriarchen Ginjo in die Bibliothek aufzunehmen – und von Doktor Suk.«

Xavier legte erschrocken eine Hand auf die Brust. »Die Lungentransplantate, die ich vor vielen Jahren erhalten habe, funktionieren völlig zufriedenstellend, Serena. Ich sehe keinen Grund ...«

»Aber ich!« Und damit war die Diskussion beendet.

Am folgenden Morgen wurden der Gruppe Proben entnommen und sorgfältig etikettiert, anschließend drängte Iblis sie, zum Raumhafen zurückzukehren. »Kommen Sie, Serena. Es war mehr als großzügig von den Tlulaxa, uns so viel Zeit zu widmen. Sie haben alles gesehen, was sie sehen wollten. Unsere Mission ist erfüllt.«

Nachdem sie ein Frühstück zu sich genommen hatten, das unter Zeitdruck stattzufinden schien, sah sie ihre Gastgeber lächelnd an. Sie musste sich vergewissern, dass sie verstanden, wie sehr sie ihre Bemühungen schätzte. »Ich bin außerordentlich beeindruckt, und ich möchte Ihnen mein Lob für Ihre Leistungen aussprechen. Es ist mein Traum, dass wir Sie als vollwertige Mitglieder der Liga gewinnen können. Die gesamte Menschheit würde von Ihrer Arbeit profitieren.«

»Vielleicht sollte dieses Thema auf künftige Besprechungen vertagt werden«, sagte Iblis. »Das Wichtigste ist, dass die Tlulaxa bereit sind, uns weiterhin so selbstlos zur Seite stehen.«

»Ja, das ist wohl wahr.«

Iblis drängte Serena und ihr Gefolge, möglichst rasch zum Shuttle zurückzukehren, als wollte er vermeiden, dass sie weitere Vorschläge oder Fragen vorbrachte. Dr. Suk war zutiefst von dem beeindruckt, was er gesehen hatte. »Sie sind die Priesterin des Djihad«, sagte Iblis, »Sie vereinigen die Menschheit im Kampf gegen Omnius. Ohne Sie wäre vieles unmöglich.« Er warf Rekur Van und den anderen Tlulaxa bedeutungsvolle Blicke zu.

Als Serena sich vom Großen Patriarchen verabschiedete, hatte sie den Eindruck, dass er mit dem Verlauf des Besuches rundum zufrieden war. Aber tief in ihrem Herzen wurde sie das bohrende Gefühl nicht los, dass irgendetwas nicht stimmte ...

173 V.G.

29. Jahr des Djihad

Ein Jahr nach der Rückkehr der Kogitoren

76

Gelegenheiten können sich innerhalb eines Augenblicks bieten, und sie können sich in tausend Jahren entwickeln. Wir müssen ständig bereit sein, sie zu ergreifen.

General Agamemnon, *Neue Memoiren*

Wenn Agamemnon noch einen menschlichen Körper besessen hätte, wäre ein triumphierendes Grinsen auf seinem Gesicht erschienen, als er beobachtete, wie sich die Maschinenflotte um Bela Tegeuse zusammenzog. Sein organisches Gehirn im Elektrafluid des Konservierungstanks verspürte ein erwartungsvolles und freudiges Kribbeln.

Omnius würde niemals Verdacht schöpfen.

Die zwei Titanen, die Agamemnon begleiteten, empfanden dasselbe, genauso wie der Neo-Cymek Beowulf und die einhundertsiebzehn ehrgeizigen Neos, die sich für ihre Revolte gegen die Synchronisierten Welten freiwillig gemeldet hatten.

»Bald wird eine neue Ära der Titanen beginnen!« Agamemnons geheime Sendung verbreitete sich unter den Cymek-Schiffen, die sich wie unauffällige Putzerfische unter eine Schule tödlicher Haie gemischt hatten. »Wir werden unsere Herrschaft wiederherstellen und die Visionäre, die sich die Vernichtung des Computer-Allgeists wünschen, mit Macht belohnen.«

Der Corrin-Omnius hatte diese gewaltige Flotte zusammen mit zahlreichen »loyalen« Cymeks entsandt, um die Welt wieder unter die Kontrolle der Maschinen zu bringen, bevor die wilden Djihadis sie übernehmen konnten. Der Allgeist hatte seinem General eindeutige Befehle erteilt, dass die angeschlagene Synchronisierte Welt um keinen Preis in die Hände der Hrethgir fallen durfte.

Agamemnon hatte sich vorgenommen, diese Befehle zu befolgen – aber auf seine eigene Weise.

Beowulf, das begabteste Programmierungsgenie seit Barbarossa, hatte spezielle Programme für die Kriegsschiffe der Denkmaschinen entworfen, die sie angeblich auf das Chaos und die Verwüstung vorbereiten sollten, die sie auf Bela Tegeuse vorfinden würden. Die Streitkräfte sollten gegen menschliche Attacken gefeit sein.

Die Roboterflotte führte ein neues und vollständiges Update von Omnius mit sich, das über sämtliche Anweisungen und Informationen verfügte, die nötig waren, um Bela Tegeuse wieder in den früheren Zustand zu versetzen.

All diese schweren, technisch wunderbaren Schiffe würden ein guter Anfang für Agamemnons imperiale Cymek-Flotte sein.

Die Maschinen sammelten sich um den von Wolken verhüllten Planeten und sendeten Identifikationssignale an das Omnius-Zentrum in Comati. Doch sie empfingen nur statisches Rauschen. Die Stadt selbst war durch Hekates Atomschlag völlig vernichtet worden. Kurz darauf erhielten die Maschinen ein paar bruchstückhafte Antworten von menschlichen Trustees, denen es gelungen war, einen Teil der Technik wieder zum Funktionieren zu bringen.

Agamemnon war erleichtert, dass keine Anzeichen einer Eroberungsflotte der Hrethgir zu erkennen waren und dass er nicht gleichzeitig gegen die Djihadis kämpfen musste, wenn er die Streitkräfte von Omnius überwältigte. Es war leichter, sich jeweils nur mit einem Feind auseinander zu setzen.

»An die Roboterflotte«, übermittelte er, »der Cymek Beowulf schickt ein aktualisiertes Programm. Auf Empfang gehen.«

Beowulf reagierte auf das Stichwort. »Bevor wir von Corrin aufbrachen, gab Omnius mir ein geheimes Paket mit, das aus Sicherheitsgründen erst zum jetzigen Zeitpunkt installiert werden darf. Die Übermittlung wird sofort beginnen.«

Der Neo-Cymek gab die entsprechenden Zugangscodes ein, und die ahnungslosen Denkmaschinen übernahmen das Programmpaket. Die gesamte Flotte der Maschinenkriegsschiffe schluckte es wie eine tödliche Pille.

In einer Kettenreaktion fielen ein Roboterschiff nach dem anderen aus, wie die erlöschenden Lichter einer Stadt. Ein unblutiger Staatsstreich.

Über den privaten Cymek-Kanal kamen triumphierender Jubel und Überraschung. Die kleinen Schiffe umschwirrten die stumme Roboterflotte wie ein Wespenschwarm. Einer der Rebellen fragte: »Warum haben Sie das nicht schon vor Jahrhunderten getan?«

»Die Programmierung war nicht einfach«, antwortete Beowulf. »Doch dann gab Agamemnons Sohn mir den entscheidenden Hinweis. Nach unseren Geheimdienstinformationen aus der Liga steckte Vorian Atreides hinter der Sensorentäuschung unserer Flotte vor Poritrin, und er hat das Virus entwickelt, das die Maschinen vor IV Anbus in die Irre führte.«

Der General stimmte ihm zu. »Da Vorian zusammen mit Seurat die Update-Flüge unternahm – derselbe Roboter, der die verseuchten Gelsphären zu verschiedenen Synchronisierten Welten brachte –, bezweifle ich nicht, dass er ebenfalls für diesen Plan verantwortlich ist. Es gibt keinen Grund, warum wir Cymeks so etwas nicht schon vor langer Zeit hätten versuchen sollen, aber ein solcher Coup wird nur einmal gelingen, und wir mussten gut vorbereitet sein. Und jetzt ist endlich unsere Zeit gekommen.«

Agamemnon musterte seine Streitkräfte und die mächtige, aber ahnungslose Roboterflotte. »Ich habe tausend Jahre auf diesen Moment gewartet! Titanen, betretet mit mir das Flaggschiff der Maschinen. Wir werden eine Konferenz mit Omnius einberufen.«

Die Cymeks sammelten sich um das Flaggschiff wie Piraten, die sich um eine Schatztruhe drängeln. Agamemnon dockte mit seinem Schiff an, und die anderen Cymeks folgten ihm. Der General setzte seinen Konservierungsbehälter in einen schlanken Laufkörper, den er wie einen Siegermantel trug. Er konnte nachvollziehen, wie sich der originale Agamemnon gefühlt haben musste, als er in die gefallene Stadt Troja eingezogen war.

»Vor langer Zeit haben wir das Alte Imperium erobert und es dann an Omnius verloren«, sagte er zu Juno und Dante sowie zum stolzen Beowulf, dessen Genie das alles erst ermöglicht hatte. »Nun sind die Synchronisierten Welten vom jahrzehntelangen Krieg gegen die freien Menschen geschwächt. Die Armee

des Djihad hat die Denkmaschinen für uns zermürbt – eine Gelegenheit, die wir unbedingt ergreifen müssen.«

Im Update-Schiff war es dunkel und still, nachdem der Roboterpilot durch Beowulfs clevere Programmierung lahm gelegt worden war. Es war das erste und letzte Mal, dass die Cymeks einen solchen Trick anwenden konnten, aber vielleicht bestand auch gar keine Notwendigkeit für eine Wiederholung.

In seinem mechanischen Laufkörper riss Agamemnon die versiegelte Nische auf, in der sich das Omnius-Update befand. Die silbrige Gelsphäre ruhte auf einer gepolsterten Unterlage. Agamemnon griff mit einer Metallgliedmaße hinein und nahm die schimmernde Kugel heraus, die viele Dezillionen Gedanken enthielt.

Bela Tegeuse war der erste große Schritt.

»Omnius, du wirkst so schwach und zerbrechlich«, sagte er. »Mit dieser Geste leite ich den Beginn einer neuen Ära ein ... und das Ende deiner Epoche.«

Agamemnon spannte die Gelenke und zerquetschte die Gelsphäre in seiner Metallfaust. Jetzt standen Omnius und die Denkmaschinen in einem Krieg gegen zwei Seiten.

77

Was für ein Gott würde uns ein Land wie dieses versprechen?

Zensunni-Klage

Nach fünf harten Monaten waren ihre Vorräte zusammengeschrumpft, viele von ihnen waren gestorben, und Arrakis war so ungastlich wie zuvor. Ishmael spürte die zunehmende Verzweiflung, die sich unter den entkommenen Zensunni-Sklaven breit machte.

»Dieser Planet ist nur eine einzige riesige *Düne*«, beschwerte sich einer der ausgezehrten, von der Sonne verbrannten Flüchtlinge, der auf einem Felsen in der Nähe des abgestürzten Schiffsprototyps hockten. Sie hatten keine andere Zuflucht gefunden.

Dennoch hatte sich ihr Anführer geweigert, den Funken der Hoffnung sterben zu lassen. Ishmael bestand darauf, dass sie an ihrem Glauben festhielten, dass sie die sengende Hitze ertrugen und lernten, sich an diese neue Umwelt anzupassen, die Gott aus unerfindlichen Gründen für sie auserwählt hatte. Er fand geeignete Sutras, die er ihnen vortrug, um sie zu trösten.

Eine hatte er von seinem Großvater gelernt: »Mut und Furcht jagen sich gegenseitig hin und her.«

Seine Tochter Chamal war still und zäh geworden. Sie konnte nicht mehr daran glauben, dass Rafel vielleicht noch am Leben war. Er, Ingu und der Tlulaxa waren mit dem einzigen Fahrzeug der Gruppe aufgebrochen und niemals zurückgekehrt. Es war schon viel zu lange her. Nachdem wochenlang nichts geschehen war, hatte Chamal aufgehört, jeden Tag damit zu rechnen, dass Rafels Expedition zurückkam und gute Neuigkeiten und frische Vorräte mitbrachte.

Ishmael erkannte in ihren Augen, dass ihr sämtliche Möglichkeiten durch den Kopf gegangen waren. Hatten sie sich verirrt, waren sie in einem Sturm abgestürzt oder von Tuk Keedair

ermordet worden? Niemand konnte sich vorstellen, dass sie den Kontakt zur Zivilisation gefunden hatten, ohne dass es ihnen gelungen war, Hilfe zu schicken.

Ishmael lehnte sich gegen einen rauen Felsblock, hielt seine Tochter in den Armen und wünschte sich, sie wäre wieder ein kleines Mädchen mit den Sorgen eines kleinen Mädchens. Sie hatte ihren Ehemann verloren, und nun war Ishmael ihr einziger Halt. Aber auch er hatte Ozza zurückgelassen und würde voraussichtlich für den Tod all dieser Zensunni-Flüchtlinge verantwortlich sein. Was hatte ihnen die Flucht genützt? Vielleicht wäre es doch besser für sie gewesen, wenn sie sich Aliids Kampf angeschlossen hätten. Ishmael hoffte, dass die Zenschiiten auf dem fernen Poritrin Erfolg gehabt hatten – auch wenn er es bezweifelte. Wahrscheinlich würde er es nie erfahren.

Trotz aller Entbehrungen weigerte er sich, seine Entscheidung zu bereuen. Er wollte lieber in diesem Inferno verhungern, als sich des Mordes schuldig machen – und sei es der Mord an Sklavenhaltern. »Gott muss einen Grund gehabt haben, dass er uns hierher schickte«, murmelte er, als wollte er Chamal trösten. »Vielleicht dauert es tausend Jahre, bis unser Volk den Grund herausfindet.«

Für den Rest der Menschheit waren Ishmael und seine Anhänger aus dem Universum verschwunden. Die Zensunni hatten ihr Lager rund um die Absturzstelle aufgeschlagen. Sie schlachteten das Testschiff aus und demontierten jeden Fetzen brauchbaren Materials. Einige Leute hatten geschickt konstruierte Fallen und Filter gebaut, die den Tau sammelten, aber dadurch gewannen sie nicht genügend Feuchtigkeit, um das Überleben aller zu gewährleisten.

Am letzten verzweifelten Tag vor der Flucht hatten Ishmaels Sklaven in der Hektik nur die Dinge eingepackt, die sie in Norma Cenvas Forschungshangar gefunden hatten, sodass es nun am Allernotwendigsten fehlte. Der Schiffsprototyp war nicht darauf ausgelegt gewesen, hundert Zensunni ohne jede Ausrüstung an einen sicheren Ort zu bringen. Selbst die pessimistischsten Vertreter hatten nie damit gerechnet, dass sie in einer so trostlosen Einöde landen würden.

Arrakis kannte kein Mitleid und kein Entgegenkommen.

Nachdem sie einen Monat lang auf Retter gewartet hatten, war eine Gruppe noch halbwegs kräftiger Freiwilliger in der Kühle des Sonnenuntergangs zu Ishamel gekommen. Ihre Augen waren gerötet, ihre Unterkiefer angespannt.

»Wir brauchen einen Kompass, Wasser und etwas zu essen«, sagte der Mann, der zum Sprecher ernannt worden war. »Wir sechs wollen zu Fuß durch die Wüste ziehen und versuchen, Arrakis City zu finden. Das ist vielleicht unsere letzte Chance.«

Er konnte ihnen dieses Ansinnen nicht verbieten, auch wenn er sich praktisch sicher war, dass der Versuch scheitern würde. »Gott führt uns. Folgt seinem Weg, spürt ihn in euren Herzen. In den Sutras heißt es: ›Der Weg zu Gott ist für die Ungläubigen unsichtbar, doch selbst ein Blinder, der glaubt, kann ihn deutlich erkennen.‹«

Der Mann hatte genickt. »Ich hatte einen Traum, in dem ich mich sah, wie ich über die Dünen ging. Ich glaube, Gott will, dass ich es versuche.« Ishmael konnte diesem Argument und seiner Tapferkeit nicht wiedersprechen.

Die Gruppe wollte nur eine kleine Wasserflasche und Nahrung für eine Woche mitnehmen. Wenn sie in dieser Zeit keine andere Siedlung fanden, würden sie die Rückkehr nicht mehr schaffen. »Es ist besser, beim Versuch zu sterben, unserem Volk zu helfen«, sagte der Anführer, »als hier zu warten, bis der Tod uns zu seinen eigenen Bedingungen holt.«

Während Chamal mit ihrem Vater unter dem sternenklaren Himmel stand, umarmte er jeden einzelnen der mutigen Freiwilligen. Dann zogen die Männer in die Richtung los, die jener entgegengesetzt war, in die Rafel mit dem Erkundungsschiff geflogen war. Sie nutzten die kühle Nacht, um voranzukommen. Ishmael blickte ihren Schatten nach, die sich den Felshang hinunter und über die Leere der Dünen bewegten ...

Nun, eine Stunde vor der Dämmerung, als beide Vollmonde so viel Licht wie an einem Regentag auf Poritrin warfen, schaute Ishmael zum schweigenden Horizont. Die Erkunder konnten noch nicht außer Sichtweite sein.

Er gab darauf Acht, die anderen Flüchtlinge nicht zu stören. Sie schliefen fest, und er hoffte, dass die Ruhe sie für einen wei-

teren schweren Tag stärkte. Als sich seine Augen an die Lichtverhältnisse angepasst hatten, erkannte er die winzigen schwarzen Gestalten, die soeben eine besonders hohe Düne bestiegen.

Er sah, wie sie plötzlich in Panik herumrannten. Wellen liefen durch den Sand, und die Düne schien in sich zusammenzusacken, bis sich ein riesiger Abgrund unter den tapferen Männern öffnete. Dann sah Ishmael eine schlangenähnliche Gestalt, die sich erhob, gigantischer und erschreckender als jedes andere Geschöpf, das er jemals gesehen hatte ...

Als der Morgen kam, waren die Männer spurlos verschwunden.

An was für einem Ort sind wir hier gelandet? Diese Welt schien schlimmer zu sein, als ein Mensch es sich in seinen düstersten Albträumen vorstellen konnte.

Er entschied, das Wissen für sich zu behalten und nicht einmal Chamal davon zu erzählen. Die anderen sollten weiter beten, dass der Erkundungstrupp ihnen Hilfe brachte. Ishmael wollte sein Volk nicht anlügen, aber er wollte auch nicht, dass es die letzten Hoffnungen verlor. Die Hoffnung kostete nichts.

* * *

Obwohl Ishmael strengste Rationierungen vornahm, waren die Vorräte aus dem Schiff nahezu aufgebraucht. Bald würde Arrakis sie alle töten.

Mehr als ein Drittel der Zensunni, die von Poritrin geflohen waren, hatte es bereits dahingerafft, durch Hunger, Durst oder Hitze. Manche hatten auf der Suche nach Hilfe ihr Leben gelassen, andere hatten einfach aufgegeben und waren im Schlaf gestorben.

Einige der technisch versiertesten Zensunni hatten das abgestürzte Schiff geplündert und aus den Maschinen und Bauteilen Systeme konstruiert, mit denen sich Wasser destillieren und recyclen ließ. Sie hatten sogar einen Teil des Treibstoffs und der Kühlflüssigkeit chemisch behandelt und daraus Trinkwasser hergestellt, das zwar verträglich, aber von üblem Geschmack war. Sie bauten auch einen einfachen Notsender zusammen, aber die Signale schienen keinen Empfänger zu erreichen. An-

scheinend erzeugten die häufigen Sandstürme eine unruhige Ionisierungsschicht in der Atmosphäre, die jede Sendung verschluckte.

Oder es war niemand daran interessiert, ihnen zu Hilfe zu kommen.

In den Momenten der größten Aussichtslosigkeit hatte Ishmael gehört, wie einige der Überlebenden davon sprachen, das Fleisch der Toten zu essen und ihr Wasser zu trinken, aber er hatte diesen entsetzlichen Vorschlag vehement zurückgewiesen. »Wir werden eher unser Leben aufgeben als unsere Menschlichkeit. Gott hat uns aus einem Grund an diesen Ort geführt. Es ist unsere Prüfung oder unsere Strafe ... eine Feuerprobe für die Gläubigen. Welchen Sinn hätte es, unsere Seele für eine Mahlzeit zu opfern, wenn wir morgen wieder hungrig sein werden?«

Sie würden frei sterben ... aber sie würden sterben.

In jeder Nacht suchte Ishmael Rat bei den Sutras. Er zitierte Verse und suchte nach einer tieferen Bedeutung, doch er fand keine Antworten auf seine Fragen. Gab es wirklich keine Möglichkeit der Rettung für sie? Gab es auf ganz Arrakis niemanden, der den Zensunni helfen konnte? Deprimiert erkannte Ishmael, dass Menschen, die zäh genug waren, um in diesem öden Land zu überleben, wahrscheinlich nicht sehr freundlich gegenüber Fremden waren.

Jeden Tag in den etwas kühleren Morgen- und Abendstunden schwärmten die Leute aus, drehten Steine um, spähten in Felsspalten und suchten die gesamte Gesteinsinsel ab. Sie fanden verkümmerte Pflanzen und Flechten und gelegentlich ein paar Eidechsen. Einmal erlegte ein Junge einen Aasvogel mit einem Steinwurf. Sie fingen alles, was sich einfangen ließ, sogar Käfer und gepanzerte Hundertfüßer. Jedes Stückchen Eiweiß und Feuchtigkeit verlängerte ihr Leben um einen weiteren Moment, erlaubte ihnen einen weiteren Atemzug.

Aber viel mehr konnten sie nicht tun.

In einer anderen klaren Wüstennacht entdeckte Chamal etwas, das sich auf den schattigen Dünen bewegte, eine riesige, sich schlängelnde Gestalt, die sich der Felsbarriere näherte, in der sich die Zensunni häuslich eingerichtet hatten. Sie rief eine

Warnung, und die Menschen schleppten sich erschöpft heran, um zu sehen, was sie entdeckt hatte.

Im letzten Licht der Dämmerung konnte Ishmael die monströse Gestalt erkennen, die orangefarbene Glut im Maul des Ungeheuers und das Feuer, dass durch die Reibung der Haut auf dem rauen Wüstensand erzeugt wurde. Die Zensunni standen neben Ishmael und starrten entsetzt auf das näher kommende gigantische Wesen. In den vergangenen fünf Monaten hatten sie zweimal Würmer in den offenen Dünen gesichtet, doch die Geschöpfe bewegten sich gewöhnlich ohne bestimmtes Ziel und verbrachten nur wenig Zeit an der freien Luft.

Dieses Ungetüm jedoch schien sich ihnen *gezielt* zu nähern.

»Was hat das zu bedeuten, Vater?«, fragte Chamal. Alle sahen Ishmael an.

»Es ist ein Omen«, sagte eine Frau. Ihr Gesicht lag im gelblichen Schein der Leuchtkörper, die Ishmael aus dem Wrack hatte ausbauen lassen – in Ermangelung von Brennstoff für ein traditionelles Zensunni-Lagerfeuer.

»Der Dämon will uns fressen«, sagte ein Mann. »Er ruft uns in die Dünen hinaus, damit wir uns opfern. Ist jede Hoffnung verloren?«

Ishmael schüttelte den Kopf. »Hier auf den Felsen sind wir in Sicherheit. Vielleicht ist das Geschöpf eine Manifestation Gottes, die uns beobachten will.«

Er wandte sich ab, als der Sandwurm am Fuß der Felsen zur Seite abdrehte. Nachdem die Nacht immer dunkler geworden war, ließen sich kaum noch Einzelheiten erkennen, doch sie konnten nun hören, wie sich das Ungeheuer in sicherer Entfernung an losen Felsbrocken rieb, bis es wieder völlig still wurde.

Ein leises Geräusch, das wie der Ruf eines Menschen klang, hallte durch die Nacht. Ishmael lauschte aufmerksam, aber es wiederholte sich nicht. Er sagte sich, dass es der Schrei eines Nachtvogels gewesen sein musste, sofern er es sich nicht nur eingebildet hatte.

»Kommt«, sagte Ishmael. »Setzt euch zu mir, und ich werde euch noch einmal von Harmonthep erzählen. Jeder von uns kann seine Heimat beschreiben, damit die Erinnerung deutlich bleibt.«

Der tapfere Anführer hockte sich mit seinem Volk in den Lichtschein der gelben Lampen, die ihnen als Ersatz für ein Lagerfeuer dienen mussten, und er sprach wehmütig von den Sumpfkanälen auf Harmonthep. Ishmael beschrieb die Fische und Insekten, die er auf seinen Jagdzügen gefangen hatte, die Pflanzen, die er geerntet hatte, und das idyllische Leben, das er in jungen Jahren geführt hatte. Eine Sutra kam ihm wieder in den Sinn: »Der Hunger ist ein Dämon mit vielen Gesichtern.«

Er unterbrach die Erzählung, bevor er die Sklavenjäger erwähnen konnte. Darauf wollte er jetzt nicht eingehen. Er hatte Keedair nach Arrakis geschleift und ihn dann in der Wüste verloren ... war das nicht Rache genug?

In der vertrauten Gemeinschaft trösteten sich die Zensunni mit Geschichten von ihren verlorenen Heimatwelten und schönen Erinnerungen an die Kindheit. Viele Flüchtlinge waren auf Poritrin geboren worden und hatten nie eine andere Welt kennen gelernt, bevor sie auf diesem Planeten gestrandet waren, der nur aus Stein und Staub bestand ...

Sie hörten nichts von der Annäherung der Fremden, die sich lautlos wie Schatten bewegten. Sie warteten wie Gespenster zwischen den Felsen außerhalb des Lichtkreises, in dem Ishmael seine Geschichten erzählte.

Alle zuckten erschrocken zusammen, als einer sich von der Gruppe löste. Er sprach Galach mit schwerem Akzent. »Das sind schöne Geschichten, aber solche Landschaften werdet ihr hier nicht finden.«

Ishmael sprang auf, und seine Anhänger versuchten sich mit allem zu bewaffnen, was gerade zur Hand war.

Als die Wüstennomaden ins Licht traten, erkannte Ishmael magere, abgehärtete Männer mit Augen, die völlig blau waren. »Wer seid ihr? Wenn ihr Banditen seid, wir haben nichts, was ihr uns rauben könntet. Wir sind selber kaum noch am Leben.«

Der hohlwangige Riese, der anscheinend der Anführer der Gruppe war, sah ihn an, und dann antwortete er zu Ishmaels Erstaunen in der geheimen Sprache Chakobsa. »Wir sind Zensunni wie ihr. Wir sind gekommen, um uns zu überzeugen, ob die Gerüchte der Wahrheit entsprechen.«

Ishmaels Gedanken rasten. Ein verlorener Stamm? Die meisten Anhänger des Buddhislam waren vor vielen Jahren aus der Liga geflohen. Es war denkbar, dass sich einige in dieser lebensfeindlichen Wüste angesiedelt hatten ...

»Mein Name ist Jafar. Ich führe einen Stamm von Gesetzlosen an, die die geheime Mission von Selim Wurmreiter fortsetzen. Wir haben über euch beratschlagt und wollten nicht glauben, was wir über euch gehört haben.« Er hob stolz den Kopf. »Ihr seid entflohene Sklaven, und wir haben beschlossen, euch in unserem Stamm willkommen zu heißen, wenn ihr bereit seid, hart zu arbeiten, uns zu helfen und euren Lebensunterhalt zu verdienen. Wir werden euch zeigen, wie ihr in der Wüste überleben könnt.«

Jubelnde Zustimmung, Dankgebete und erleicherte Seufzer schallten durch die Nacht. Jafar und seine Gesetzlosen betrachteten das Raumschiffswrack, als wollten sie einschätzen, wie viel sich davon noch verwenden ließ.

»Wir nehmen euer großzügiges Angebot an, Jafar«, antwortete Ishmael ohne jedes Zögern. Er sah, dass sein Volk überzeugt war, dass Gott sie in der Stunde der größten Not errettet hatte. »Wir werden hart arbeiten. Es ist uns eine Ehre, uns euch anschließen zu dürfen.«

78

Früher dachte ich, Grausamkeit und Böswilligkeit seien ausschließlich menschliche Eigenschaften. Doch nun scheint es, dass die Denkmaschinen gelernt haben, uns zu imitieren.

Vorian Atreides,
Wendepunkte der Geschichte

Als die Patrouillenflotte der Djihad-Armee die kleine Kolonie auf Chusuk erreichte, war es bereits zu spät. Die angreifenden Maschinen hatten nichts übrig gelassen.

Die eingeebneten Städte rauchten nicht mehr, nachdem das Feuer keine Nahrung mehr gefunden hatte. Die einzigen Reste menschlicher Besiedlung waren schwarze, verbogene Stahlträger, Krater von gewaltigen Explosionen und eine verkohlt riechende Stille.

Zu viel Zeit war vergangen, als dass es noch Überlebende geben könnte.

Vorian Atreides stand zwischen den Trümmern und hatte Mühe, angesichts des überwältigenden Schocks nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Fünf weitere Rettungs- und Bergungsshuttles kamen von den zwei Ballistas im Orbit, aber hier unten gab es nichts mehr zu retten ...

Sie konnten nur noch das Ausmaß des entsetzlichen Massakers dokumentieren.

Die Djihadis keuchten vor Bestürzung. Ein paar der Soldaten hatten Verbindungen zu Chusuk, Verwandte oder Freunde, die hier gelebt hatten. Vors Herz wurde zu Eis, als er erfolglos versuchte, das vorsätzliche, genau geplante Blutvergießen zu begreifen, das die Maschinen hier entfesselt hatten.

»Omnius hat sich nicht einmal die Mühe gemacht, den Planeten zu übernehmen«, sagte er mit matter Stimme. Chusuk hatte eine gut ausgebaute Infrastruktur gehabt, sodass der Allgeist hier ohne große Schwierigkeiten eine Synchronisierte Welt

hätte etablieren können, aber die Maschinen schienen gar nicht weiter an diesem Planeten interessiert zu sein. »Sie haben ... alles zerstört.«

Vor schüttelte den Kopf. Sein dunkles Haar war unordentlich und verschwitzt, die Augenbrauen waren zusammengezogen. »Vielleicht haben die Maschinen ihre Taktik geändert. Wenn sie dasselbe mit anderen Welten machen, dürfte das bedeuten, dass sie nur die Menschen töten und die Planeten unbewohnbar machen wollen.« Er blickte sich zu den Soldaten um, die sich aus dumpfer Gewohnheit zu beschäftigen versuchten und in der toten Kolonie nach sinnvollen Aufgaben suchten.

Der Primero ging langsam durch die zerstörten und verbrannten Straßen. Nachdem er in jungen Jahren Omnius gedient hatte und in den Nuancen der Eroberung ausgebildet worden war, hatte er gedacht, er würde die Maschinen besser verstehen. »Das ergibt keinen Sinn – es sei denn, die Cymeks waren dafür verantwortlich.«

Chusuk war eine florierende Ansiedlung gewesen, keinesfalls ein Paradies, aber ein Platz auf einer ruhigen und wenig bemerkenswerten Welt, wo man leben konnte. Die Kolonisten waren echte Menschen gewesen, die fleißig gearbeitet hatten, die enge Familienbindungen eingegangen waren und bescheidene Träume gehabt hatten.

Und die Maschinen hatten sie zu Opfern gemacht.

Durch eine dicke Plazscheibe im Boden sah er in einen Raum, der völlig unbeschädigt wirkte. Auf einer Werkbank lagen verschiedene Musikinstrumente. Es war seltsam, welche Dinge manchmal den Krieg überstanden, als würden sie von vereinzelten Engeln beschützt werden. Er wies die Suchmannschaften an, sich in den unterirdischen Räumen umzusehen. Sie kehrten schon nach kurzer Zeit zurück und meldeten, dass sie kein Anzeichen von Leben gefunden hatten.

Vor ging weiter. Die verbrannten Gebäude ragten wie schwarze Skelette auf. Wände waren eingestürzt und hatten die stützenden Elemente freigelegt. Der zentrale Platz war nur noch eine tiefe Furche, vermutlich war er von fliegenden Robotereinheiten mit schweren Geschützen unter Beschuss genommen worden.

Er fand verkohlte Leichen, die wie tote Krähen aussahen, die Arme verrenkt, die Lippenreste gebleckt, dahinter Zähne, die in der Hitze gesprungen waren. Wirkliche Menschen. Er würde sich nie an diesen grausamen Preis des Djihad gewöhnen können. Leere Augenhöhlen starrten ihn wie ausgebrannte Lagerfeuer an, als würden sich diese Menschen fragen, warum die Retter so lange gebraucht hatten.

Drei uniformierte Djihad-Soldaten riefen die anderen zu einer Ecke. Vor lief schneller und stieß auf zwei zerstörte Kampfmeks, die den Verteidigungskräften von Chusuk zum Opfer gefallen waren. Die Siedler hatte nur über wenige Waffen verfügt, aber sie schienen sich ausreichend organisiert zu haben, um diese zwei Denkmaschinen zu vernichten.

Bedauerlicherweise bestand jede mechanische Armee aus tausenden solcher Kampfmeks. Die Kolonisten hatten Widerstand geleistet, aber sie hatten nie eine Chance gehabt.

Vor zog die Mundwinkel nach unten. Er spürte eine tiefe Leere, weil er wusste, dass er nichts hätte tun können, um dieses Gemetzel zu verhindern. Seine Schiffe waren fast einen Monat lang unterwegs gewesen, bis sie Chusuk auf einem regulären Patrouillenflug erreicht hatten. Sie hatten erwartet, sich mit neuen Vorräten eindecken und eine Woche Urlaub machen zu können. Sie hatten keinen Notruf empfangen – selbst wenn einer abgeschickt worden war, hätte er sie niemals rechtzeitig erreicht.

Vor war übel. Er hatte nicht damit gerechnet, dass die Maschinen eine so sinnlose Brutalität an den Tag legen würden, nicht hier.

Aber er hätte damit rechnen sollen.

* * *

Auf dem Flug nach Chusuk, während der langen, ereignislosen Reise durch den Weltraum, hatte selbst ein Primero nicht viel zu tun. Er hatte sich damit beschäftigt, Dokumente zu lesen und sich Notizen für Abhandlungen über militärische Taktik zu machen, in denen er erklärte, was er über die Denkmaschinen wusste.

Im Verlauf des Djihad hatte Serena Butler mehrere Essays über ihren Kreuzzug gegen die Maschinen verfasst, aus denen Iblis Ginjo großzügig zitierte. Irgendwann hatte Vor sogar darüber nachgedacht, seine eigenen Memoiren zu schreiben, da er bereits so lange gelebt und so viel erlebt hatte ... aber wenn er an die zahllosen Lügen dachte, die sein Vater in dessen Memoiren verarbeitet hatte, um sie als geschichtliche Tatsachen auszugeben, fühlte sich Vor von der Idee abgestoßen. Selbst wenn er sich bemühte, aufrichtig zu sein, würde seine menschliche Natur ihn womöglich dazu verleiten, ein paar Fakten zu beschönigen.

Vielleicht würde er es sich in hundert Jahren noch einmal überlegen, falls er seinen Kampf gegen Omnius erfolgreich fortsetzen konnte. Vorläufig tat er besser daran, gelegentlich eine Runde Fleur de Lys mit seinen Männern zu spielen. Die Geschichte würde sich eher an seine Taten als an hinterlassene Schriftstücke erinnern ...

Während der einsamen Stunden in seiner Kabine rief sich Vor häufig angenehme Erinnerungen ins Gedächtnis und stellte sich vor, wie sein Leben anders hätte verlaufen können. Der erste Mensch, der ihm dabei einfiel, war gewöhnlich Leronica Tergiet von Caladan, eine Frau, die wirklich sein Herz berührt hatte.

Nie zuvor hatte er es gewagt, irgendwelche Verpflichtungen oder emotionale Bindungen einzugehen ... aber Leronica erweckte in ihm den Wunsch, ein anderer Mensch zu sein, ohne Pflichten von kosmischer Bedeutung, sondern ein ganz normaler Mann, der ein Ehemann und Freund sein konnte. Vor bereute es nicht, solche Verantwortungen übernommen und solche Leistungen vollbracht zu haben, weil er wusste, dass er die Bevölkerungen ganzer Planeten verteidigt hatte. Aber zur Abwechslung wäre es nett gewesen, ein kleiner, unbedeutender und zufriedener Soldat zu sein, den alle als »Virk« kannten.

Bislang hatte der Djihad ihn daran gehindert, nach Caladan zurückzukehren, obwohl er es sich fest vorgenommen hatte. Er schickte Leronica Briefe, die er Djihad-Soldaten mitgab, die zur Überwachungsstation versetzt wurden, und gelegentlich kleine Geschenke. Aber von ihr hörte er nichts. Er war sich nicht ein-

mal sicher, ob sie die Möglichkeit hatte, ihm eine Nachricht zukommen zu lassen. Bestürzt wurde ihm klar, dass er in ihren Gedanken wahrscheinlich gar keine besondere Rolle spielte.

Inzwischen musste eine gute Frau wie sie längst einen Ehemann gefunden und eine Familie gegründet haben. Wenn dem so war, hoffte er, dass sie angenehme Erinnerungen mit ihm verband.

Obwohl ihm diese Möglichkeit durch den Kopf ging, konnte er nicht einfach hereinspazieren und die glückliche Existenz zerstören, die Leronica für sich aufgebaut hatte. Doch eines Tages würde er nach Caladan zurückkehren, um es herauszufinden.

In der Zwischenzeit schrieb er ihr während der langen, einsamen Reisen zwischen den Sternen lange Briefe, die reguläre Kuriere ausliefern würden. Er wusste, wie sehr es ihr gefiel, von anderen Planeten und Menschen zu hören. Und die Übung sorgte dafür, dass er Leronica im Gedächtnis blieb und er sich weniger einsam fühlte.

Zum Glück ließen die Anforderungen des Krieges die Zeit für ihn schnell vergehen. Vielleicht würde er sie früher wiedersehen, als er erwartete. Bei diesem Gedanken beschleunigte sich sein Herzschlag. Konnte es sein, dass sie wirklich noch auf ihn wartete?

* * *

Vor lief weiter mit bleiernem Herzen durch die Ruinen von Chusuk und blickte auf die schockierende Verwüstung. Die Maschinen waren mit ausgesprochener Gründlichkeit vorgegangen – etwas, das ihm recht ... *ineffizient* vorkam. Hatten die Roboterstreitkräfte wirklich so viel Schaden anrichten müssen, nur um ihr Ziel zu erreichen?

Einer der Cuartos, der für die Inspektionstruppen zuständig war, kam zu ihm, um Bericht zu erstatten. »Primero Atreides, wir haben die Leichen gezählt. Es waren nicht mehr als einhundert.«

»Einhundert? Das ist zu wenig für eine Kolonie dieser Größe. Wurden die anderen beim Angriff atomisiert?«

»Die Zerstörungsspuren deuten nicht darauf hin, Sir.«

Vor schürzte die Lippen. »Dann wurden sie vermutlich als Sklaven mitgenommen, um die Arbeitskräfte zu ersetzen, die bei den gescheiterten Rebellionen verloren gingen. Ich bedauere die armen Teufel, die das hier überlebt haben.«

Dann richtete er sich auf und hob den Kopf. »Wir müssen diese Mission zügig zu Ende bringen. Machen Sie Bilder von allem, dann werden wir direkt nach Salusa Secundus zurückkehren. Ich muss der Priesterin berichten, was hier geschehen ist.«

Das Gesicht des Cuartos verhärtete sich entschlossen. »Wenn sie diese Bilder sieht, wird sie ein Feuer im Volk entfachen. Die Denkmaschinen werden es bitter bereuen, dass sie eine unserer Kolonien angegriffen haben.«

Der Offizier rief seine Männer zusammen, während Vor das Gefühl hatte, dieser neue Funke könnte tatsächlich bewirken, dass der Kampf noch fanatischer und erbarmungsloser geführt wurde.

Er sehnte sich mehr als zuvor danach, nach Caladan und in die Arme von Leronica zurückzukehren.

79

Beim Bankett des Lebens sind unsere alltäglichen Aktivitäten das Hauptgericht, und das Dessert wird aus unseren Träumen angerührt.

Serena Butler, *Djihad-Manifeste*

Keine vier Monate, nachdem Vorian Atreides und die Djihad-Ingenieure von Caladan abgereist waren, nahm Leronica Tergiet den Heiratsantrag eines Mannes an, der seit Jahren erfolglos um ihre Hand angehalten hatte.

Leronica war eine von sechzehn Frauen in der Umgebung, die feststellen mussten, dass sie von ausgelassenen Djihad-Soldaten geschwängert worden waren. Sie schämte sich nicht dafür und musste sogar leise lachen, während ihr Vater sie zu trösten versuchte. Als Vors Kontingent in der Stadt stationiert gewesen war, hatte Brom Tergiet auf dem offenen Meer weit östlich der Stadt gearbeitet und nicht bemerkt, wie viel Zeit seine Tochter mit einem speziellen Mann verbracht hatte.

Als sie ihre Schwangerschaft nicht mehr verbergen konnte und überzeugt war, dass sie das Kind nicht mehr durch eine Fehlgeburt verlieren konnte, gestand sie ihrem Vater, was geschehen war. Brom Tergiet sagte nichts dazu, sondern machte fleißig damit weiter, auf dem Dock seine verhedderten Fischnetze zu reparieren. Ohne ihren stolzen Blick zu erwidern, schüttelte er den Kopf, als würde er Fassungslosigkeit und Abscheu empfinden.

»Ach, Vater, wir alle wissen doch, wie die Biologie funktioniert«, sagte Leronica leicht amüsiert über seine Reaktion. »Ich war sehr glücklich mit den kostbaren Momenten, die Virk und ich miteinander verbracht haben, und ich nehme dankbar alles an, was er mir geben konnte, einschließlich seines Kindes.«

Sie hatte jedoch niemandem, nicht einmal ihrem Vater, die wahre Identität des hochrangigen Offiziers offenbart. Nachdem sie jetzt sein Kind auf die Welt bringen würde, war es noch

wichtiger als zuvor, das Geheimnis zu wahren, weil sie ihr Baby nicht in Gefahr bringen wollte.

»Du wirst es allein aufziehen müssen, Leronica«, warnte Brom sie. »Dieser Soldat wird nie zu dir oder deinem Baby zurückkehren.«

»Ja, das weiß ich«, sagte sie unbeirrt, »aber ich habe immer noch meine Erinnerungen an ihn und seine Geschichten von fremden Planeten. Das genügt mir. Wäre es dir lieber, wenn ich eine hilflose Frau wäre, die heulend ihr Schicksal beklagt? Mein Leben gefällt mir, wie es ist. Es wäre mir lieber, wenn ich deine moralische und emotionale Unterstützung hätte, aber notfalls komme ich auch allein zurecht. Ich kann bis zur Geburt weiterarbeiten und werde mir nur ein paar Tage freinehmen, um das Kind auf die Welt zu bringen.«

»Du warst schon immer sehr unabhängig«, sagte Brom mit einem Lächeln. Endlich stand er auf und ließ die Fischnetze auf den vom Wetter ausgebleichten Bohlen des Anlegestegs liegen. Er nahm seine Tochter in die Arme und sagte ihr mit seinen Gesten, was er nicht laut aussprechen konnte. »Schließlich ist es für mich das Wichtigste, dass es meinem Enkelkind gut geht.«

Angesichts der geringen Bevölkerung von Caladan waren Kinder, die neues Blut in die engen verwandtschaftlichen Beziehungen brachten, in den Küstendörfern immer willkommen. Die Djihadis würden dieser ländlichen, häufig übersehenen Region neue Lebenskraft injizieren.

Also verzichtete Leronica auf albernen Blödsinn oder Trübsal und wartete nicht darauf, dass Vorian Atreides nach Caladan zurückkehrte und sie mitnahm, weil sie wusste, dass es nie geschehen würde. Stattdessen entschied sie, dass es das Beste wäre, ihr Leben fortzusetzen und sich einen Ehemann zu suchen, der bereit war, das Baby wie sein eigenes Kind großzuziehen ...

* * *

Kalem Vazz war ein ruhiger, fleißiger Junggeselle und zehn Jahre älter als Leronica. Schon dreimal hatte Kalem die junge Frau gefragt, ob sie ihn heiraten wollte. Sie hatte seinen Antrag jedes Mal abgelehnt, aber nicht aus Boshaftigkeit oder weil sie

mit seinen Gefühlen gespielt hätte, sondern weil sie vermeiden wollte, dass sie neben ihrem Vater, der Taverne und den Fischerbooten auch noch einen Ehemann versorgen musste. Doch nun hatte sich ihr Leben geändert.

Nachdem ihr Entschluss gefasst war, ging Leronica eines Tages am frühen Morgen zu Kalems Haus, bevor er sich auf den Weg zum Hafen und zu seinem Fischerboot machen konnte. Sie hatte ein sauberes Kleid angezogen, ihre Locken mit einem Kopftuch zusammengebunden und eine Halskette aus kunstvoll bearbeiteten Korallen angelegt.

Sie klopfte an die Tür, und Kalem öffnete ihr. Er zog sich hastig ein weiteres Hemd an, um sich vor dem kalten Meeresnebel zu schützen. Er wirkte überrascht und verschlafen, aber er bemühte sich gar nicht um Höflichkeitsfloskeln, weil er wusste, dass sie aus einem wichtigen Grund gekommen sein musste.

»Du hast mich gefragt, ob ich deine Frau werden will, Kalem Vazz«, sagte sie. »Gilt das Angebot noch, oder hast du aufgehört, auf mich zu warten.«

Sein kantiges Gesicht wurde auf einen Schlag fünfzehn Jahre jünger, als ein erstauntes Lächeln darauf erschien. Ihre Schwangerschaft zeigte sich bereits, aber sie bezweifelte, dass er etwas davon bemerkt hatte. »Was hat dich veranlasst, plötzlich deine Meinung zu ändern?«

»Ich stelle eine Bedingung«, sagte sie und erzählte ihm von ihrem Baby. Er nahm es positiv auf und brachte seine Unterstützung und sein Mitgefühl zum Ausdruck. Schließlich sagte sie: »Wenn du mein Ehemann werden willst, musst du damit einverstanden sein, dich gegenüber dem Kind eines anderen Mannes wie ein Vater zu verhalten. Ansonsten habe ich keine weitere Forderungen und verspreche dir, eine gute Frau für dich zu sein.«

Als sie überzeugt war, dass er die Situation verstanden hatte und sie nicht auf irgendeine Weise hintergehen wollte, erwartete sie seine Antwort auf ihr direktes und klares Angebot, mit dem sich der Verlauf ihres restlichen Lebens entscheiden würde. Sie hatte sich bereits einer albernen Romanze hingegeben und würde die Erinnerung an Vor stets in ihrem Herzen tragen, aber das hatte keinen Einfluss auf ihre aktuelle Lage.

»Und was ist, wenn er zurückkommt?«, fragte Kalem.

»Er wird nicht zurückkommen.«

Er sah sie forschend an, und sie beide wussten, dass diese Antwort nicht genügte. »Und wenn er eines Tages doch vor deiner Tür steht«, sagte er, »würdest du ihm dann wieder in die Arme fallen? Oder würdest du, was viel schlimmer wäre, ihn abweisen und bei mir bleiben, um für den Rest deines Lebens zu bereuen, wie du dich entschieden hast?«

»Die Gezeiten kommen und gehen, Kalem, aber glaubst du wirklich, mein Herz wäre ein Stück Treibholz, das hierhin und dorthin geschwemmt wird? Wenn ich etwas verspreche, halte ich es auch.«

Kalem schürzte die Lippen, als würde er über ein geschäftliches Angebot nachdenken, aber sie sah, wie seine Augen über diese glückliche Wendung strahlten. »Zuvor muss ich ebenfalls eine Forderung stellen.«

Sie sah ihn unverwandt an, die Hände in die Hüften gestemmt, und machte sich auf die Verhandlung gefasst.

»Wenn dein Djihad-Soldat wirklich nicht wiederkommt und du einverstanden bist, mich zu heiraten, dann darfst du niemals meine Ehre – und seine – kränken, indem du uns in irgendeiner Hinsicht vergleichst.« Kalem verschränkte die großen, schwieligen Hände. »Ich weiß, dass ich nicht der perfekte Mann bin, und ich kann dir deine Erinnerungen nicht nehmen. Aber deine Zeit mit ihm ist nur noch eine Erinnerung, während ich deine Wirklichkeit bin. Kannst du damit leben?«

Ohne jedes Zögern stimmte Leronica ihm zu.

Also heirateten sie in einer von sechzehn kurzen Eheschließungszeremonien, die in den Fischerdörfern abgehalten wurden. Kaum ein Bräutigam wirkte unglücklich, im Gegenteil, sie schienen es noch gar nicht fassen zu können, dass sie unverhofft mit attraktiven Frauen gesegnet waren, die ihnen bislang unerreichbar schienen.

In den folgenden Wochen fuhren die Fischerboote von Kalem Vazz und Brom Tergiet Seite an Seite aufs Meer hinaus. Mit den Einkünften aus dem Fischverkauf und der beliebten Taverne konnten Leronica und ihre Männer ganz gut leben.

Sie konnte sich kein besseres Leben auf Caladan vorstellen. Doch wenn sie nachts neben Kalem im gemeinsamen Bett lag

und mit den Fingern über die deutlich vergrößerte Schwellung ihres Bauches strich, dachte sie an all die wunderbaren, fremdartigen Orte, die Vor ihr beschrieben hatte.

Leronica lag still da und blickte durch das offene Fenster in die sternenklare Nacht hinaus. Sie dachte an Vorian Atreides, der unvorstellbar weit entfernt war. In diesem Augenblick würde er gegen feindliche Roboter kämpfen und riesige Schlachtschiffe führen ... und vielleicht dachte er sogar ab und zu an sie. So ein stattlicher Soldat! Sie seufzte.

Manchmal drehte sie sich auf die Seite und sah, dass Kalem wach war. Seine Augen waren offen und glitzerten – mit Tränen? Aber er sagte kein Wort und ließ sich auch nicht anmerken, ob er ihre Gedanken erraten hatte. Kalem fragte nie und hakte nie nach. Er hatte sie nicht einmal nach dem Namen des Soldaten gefragt, wodurch es ihr glücklicherweise erspart blieb, ihn anlügen zu müssen, um das Versprechen zu halten, das sie ihrem früheren Liebhaber gegeben hatte. Dieser gute, hart arbeitende Mann schien völlig mit dem zufrieden zu sein, was er hatte ... und Leronica bemühte sich, es genauso zu sehen.

Beide wussten, dass der Djihadi nie mehr zurückkommen würde.

* * *

Als die Zeit gekommen war, brachte Leronica Zwillinge auf die Welt, gesunde Söhne, die sie Estes und Kagin nannte, nach den Großvätern ihres Ehemannes. Sie wollte keine Verbindung zu Vors Namen herstellen. Die Dorfbewohner waren einstimmig der Ansicht, dass die Jungen eine starke Ähnlichkeit mit Brom Tergiet hatten – auch wenn ein paar seiner Freunde scherzten, dass die Zwillinge hoffentlich nicht das wiehernde Lachen ihres Großvaters geerbt hatten.

Doch jedes Mal, wenn sie die Jungen betrachtete, sah Leronica das Nachbild des abenteuerlichen, dunkelhaarigen Offiziers, der ihr Herz erobert hatte und dann fortgegangen war.

Kalem Vazz hielt sein Versprechen und übertraf sich selbst als treuer Ehemann, fleißiger Arbeiter und aufmerksamer Vater. Er vergötterte Estes und Kagin und behandelte sie wie seine

eigenen Kinder. Für ihn war seine Liebe zu den Jungen wichtiger als ihre Abstammung.

Zwei Jahre nach Vors Abreise empfand Leronica keine Trauer mehr, nur noch eine wehmütige Neugier, was er gerade tun mochte und ob es ihm gut ging. Doch zum ersten Mal in ihrem Leben interessierte sie sich für den Djihad und verfolgte die Nachrichten über die großen Schlachten.

Mindestens einmal im Monat fuhren Kalem und ihr Vater mit den Fischerbooten in die fruchtbaren Gewässer in der Nähe ferner Riffe hinaus. Leronica gewöhnte es sich an, bei diesen Gelegenheiten die Zwillinge bei einer Nachbarin unterzubringen, sich im Dorf einen Wagen auszuleihen und nach Norden über die Küstenstraße zur militärischen Überwachungsstation zu fahren, die vor zwei Jahren von der Armee des Djihad eingerichtet worden war.

Die Hand voll Soldaten, die dort stationiert waren, lebten in vorgefertigten Baracken und erfüllten ohne Klage ihre Pflichten. Hin und wieder kamen zwei oder drei Männer zum Dorf herunter, um frischen Fisch und Vorräte zu kaufen, und manchmal brachte Leronica ihnen Lebensmittel aus der Küche der Taverne, um ihnen eine Mahlzeit zu kochen, im Austausch gegen Neuigkeiten des Kampfes gegen Omnius.

Sie wurde zu einem vertrauten Anblick in den Baracken unter den verstärkten Türmen, die in Verbindung mit dem Satellitennetz über Caladan standen. Die Lichtung neben dem Außenposten, auf der vor nicht allzu langer Zeit regelmäßig Shuttles gelandet und gestartet waren, würde eines Tages vielleicht zu einem richtigen Raumhafen ausgebaut werden, aber vorläufig wurde der Platz nur selten benutzt.

Die Djihad-Soldaten nahmen an, dass Leronica einfach nur an politischen und militärischen Entwicklungen interessiert war, und gaben ihr Kopien der großen Ansprachen von Serena Butler und Aufzeichnungen der von Iblis Ginjo geleiteten Kundgebungen. In Wirklichkeit achtete sie nur auf Erwähnungen von Primero Vorian Atreides, obwohl sie großen Wert darauf legte, nicht zu offenbaren, dass sie ihn kannte.

Mit strahlenden Augen hörte Leronica zu, während die Soldaten ihr zusammengefasste Berichte des Kampfes um Bela

Tegeuse und des kürzlichen grausamen Massakers an der isolierten Kolonie Chusuk gaben. Allmählich erfuhr sie auch von Vors früheren Heldentaten, vor allem, wie er mitgeholfen hatte, IV Anbus zu retten, und später die Denkmaschinen mit einer Phantomflotte getäuscht hatte.

Manchmal schickte Vor ihr Briefe und Pakete unter anderem Namen. Meistens trafen sie ein, wenn ihr Mann außerhalb des Hauses arbeitete. Obwohl die Soldaten, die ihr diese Sendungen zustellten, zweifellos davon ausgingen, dass sie einen Liebsten hatte, der irgendwo für den Djihad im Einsatz war, verriet sie nie, um wen es sich handelte. Sie las die Briefe mit einer Spannung, von der Kalem nichts ahnte. Es missfiel ihr, vor diesem guten Mann Geheimnisse zu haben, aber sie tat es, um ihn zu schützen, nicht weil sie Schuldgefühle hatte.

Sie versuchte nie, eine Antwort zu schicken. Sie wagte es nicht – aus Gründen, die sie selbst nicht genau verstand. Im fernen Krieg wusste Primero Atreides nicht einmal, dass er Zwillingssöhne hatte, und sie hatte auch nicht vor, es ihm mitzuteilen. Sie hoffte nur, dass er überlebte und gelegentlich an sie dachte.

Wenn sie mit dem zufrieden war, was sie gehört hatte, dankte Leronica den Djihadis und fuhr mit dem Methcar zurück ins Fischerdorf. Sie beeilte sich, um vor Sonnenuntergang wieder zu Hause zu sein. Kalem und ihr Vater würden zwei Tage lang fort sein, aber sie musste die Zwillinge abholen und für die Taverne Essen kochen. Obwohl sie als Mutter viel zu tun hatte, arbeitete Leronica immer noch in der Gaststätte und sorgte für das leibliche Wohl der Arbeiter, die zu erschöpft waren, um selber zu kochen.

Sie hatte ein geheimnisvolles Lächeln auf dem Gesicht, als sie abends die Tür für die Menge der ausgelassenen Männer öffnete. Die neuen Geschichten – und der ganz besondere Brief, der bewies, dass ihr früherer Liebhaber in der Tat noch an sie dachte – würden ihr für die nächste Zeit Trost spenden.

Doch wenn ihr Mann zurückkam, konzentrierte sie sich ganz auf ihn. Wie sie versprochen hatte, verglich sie Kalem nie mit dem anderen Mann in ihrem Leben ... aber sie konnte den tapferen Offizier auch nicht vergessen. In gewisser Weise hatte sie das Beste zweier Welten bekommen.

80

Ist es menschlich, wenn ich sage, dass niemand mich versteht? Das ist eines der vielen Dinge, die ich von ihnen gelernt habe.

Erasmus, *Erasmus-Dialoge*

Im Verlauf seiner langen Existenz hatte man Erasmus zahlreicher Dinge angeklagt. Viele Menschen, darunter die entnervend interessante Serena Butler, hatten ihn als Schlächter bezeichnet – wegen seiner erkenntnisreichen Experimente mit der menschlichen Natur und vor allem, weil er Serenas kleines Baby vom Balkon geworfen hatte.

Kurz vor seiner Vernichtung hatte der Terra-Omnius angedeutet, dass Erasmus offenbar versuchte, wie ein Mensch zu werden. Welch groteske Vorstellung! Vor kurzem hatte sogar der Corrin-Omnius davon gesprochen, dass Erasmus den Allgeist ablösen wollte – obwohl Corrin nur durch den schnellen und intelligenten Einsatz des unabhängigen Roboters vor der Katastrophe und die Synchronisierten Welten vor einer weiteren Ausbreitung des Virus bewahrt worden waren.

Als er nun mit dem jungen Gilbertus Albans, durch eine Sicherheitsleine verbunden, über ein weites Schneefeld marschierte, dachte der Roboter darüber nach, wie engstirnig andere Intelligenzen – sogar Omnius – im Vergleich zu ihm waren. Durch seine Forschungen verstand Erasmus viel mehr von generellen biologischen Zusammenhängen als jeder andere Wissenschaftler, ob Maschine oder Mensch. In ihm verband sich das Beste aller möglichen Welten.

Als er das laute Atmen des Teenagers hörte, der sich jedoch mit keinem Wort beklagte, verlangsamte Erasmus seine mechanischen Schritte. Er hatte seine Beine und Füße aus Flussmetall modifiziert, um auf dem Schnee größere Standfestigkeit zu gewinnen, und nun nutzte er seine beträchtlichen Energiereserven, um ihnen einen Weg zu bahnen. Trotz-

dem fiel es dem armen Gilbertus schwer, mit ihm Schritt zu halten. Das Gelände stieg steiler an, als es den Anschein hatte, und es war unsicher. Kein Mensch konnte es mit den Bewegungseigenschaften eines hoch entwickelten Roboters aufnehmen.

Der Corrin-Omnius, der inzwischen repariert war und sich im Wesentlichen von der Serie von Systemausfällen erholt hatte, folgte ihnen mit Wächteraugen, die sie wie ein Moskitoschwarm umschwirrten. Der Allgeist, der letztlich nur körperlose Software war, eine unsichtbare Datenwolke, würde niemals eine reale Erfahrung wie diese nachvollziehen können.

Das war ein weiterer Punkt, in dem sich Erasmus in seinem mobilen, autonomen Körper Omnius überlegen fühlte. Der Computer-Allgeist absorbierte gewaltige Datenmengen, aber er kannte keine *eigenen* Erfahrungen.

Es kommt nicht auf die Menge der Informationen an, dachte Erasmus, *sondern auf deren Qualität.* Und mit einer gewissen Belustigung wurde ihm bewusst, dass Omnius so etwas wie ein Voyeur war, der immer nur zuschaute und nie selber an etwas teilnahm ... der nie selbst lebte.

Leben. Dieses Wort warf für Erasmus zahllose philosophische Fragen auf. Konnte man im Fall einer Denkmaschine ohne Zellstrukturen tatsächlich von *Leben* sprechen? Ein paar Roboter wie er *lebten*, sagte er sich, aber die meisten nicht. Sie arbeiteten nur Tag für Tag dieselben mechanischen Routinen ab. Lebte Omnius? Der Roboter dachte lange darüber nach und gelangte dann zur Schlussfolgerung: *Nein, er lebt nicht.*

Diese Frage wiederum warf neue Fragen auf, wie ein Baum, der sich immer weiter verzweigte. Erasmus erkannte, dass seine Loyalität einem unbelebten Objekt galt, einem *toten* Objekt, und fragte sich, ob ein solcher Treueschwur überhaupt moralisch vertretbar war oder ob er ihn jederzeit verwerfen konnte.

Ich kann tun und lassen, was ich will. Und ich werde so handeln, wie es mir beliebt.

Die rote Riesensonne spendete grelles kupferfarbenes Licht, aber in dieser Höhe nur wenig Wärme. Als Erasmus sich umblickte, stellte er befriedigt fest, dass der junge Gilbertus sich nicht verausgabte. Immerhin hatte er darauf bestanden, den

schweren Rucksack zu schleppen. Der Junge musste davor bewahrt werden, sich selbst zu verletzen.

Gilbertus' biologischer Körper war aufgrund seiner Natur für Unfälle und Umwelteinflüsse anfällig, sodass der Roboter äußerst wachsam sein musste. Natürlich nur, weil er sein Versuchsobjekt vor Schaden schützen musste ... zumindest redete er sich das ein. In den vergangenen vier Jahren hatte Erasmus viel Mühe investiert, um diesen Jungen auszubilden, um ihn von einem wilden Halbstarken in den anständigen jungen Mann zu verwandeln, der er heute war.

Erasmus blickte den Hang hinauf, wo sich ein zerklüftetes Gelände mit altem, schmutzigem Eis befand, das aus der langen Wintersaison von Corrin übrig geblieben war. Er identifizierte topografische Merkmale und setzte den Weg fort. Seit seinem letzten Ausflug hierher waren Jahrhunderte vergangen, aber die perfekte Erinnerung seines künstlichen Gedächtnisses verriet ihm exakt, wohin er sich bewegte.

»Ich kann mir denken, wohin Sie mich bringen, Mr. Erasmus.« Gilbertus wandte ihm das schmale Gesicht mit dem breiten Mund zu und sah ihn mit den großen olivfarbenen Augen an. Unter der Kapuze seines Parkas lugten ein paar Strähnen seines strohblonden Haars hervor. Er war drahtig und kräftig, obwohl er für sein Alter eher klein war – vielleicht aufgrund mangelhafter Ernährung während seiner Jugend in den Sklavenbaracken.

»Tatsächlich? Nun, dann denk weiter, Gilbertus, weil ich vielleicht ein oder zwei Tricks im Ärmel habe.«

»Darauf falle ich nicht rein. Roboter arbeiten nicht mit Tricks.«

»Damit hast du dein Argument selbst widerlegt. Du könntest nur dann auf etwas hereinfallen, wenn ich zumindest versucht hätte, mit einem Trick zu arbeiten. Du solltest deine Überlegungen etwas logischer organisieren.«

Gilbertus verstummte und grübelte über das Rätsel nach.

Erasmus widmete sich wieder seinen eigenen Gedanken. Diesmal beschäftigte er sich mit dem Problem der unbenutzbaren Daten, die Omnius gesammelt hatte, ohne zu verstehen, wie sich daraus neue Erkenntnisse gewinnen ließen. Daten an sich

waren sinnlos, sofern man sie nicht als Grundlage nutzte, um zu Schlussfolgerungen zu gelangen.

Der unabhängige Roboter konnte praktisch auf alles zugreifen, was der Allgeist wusste. Die Daten waren als Omnius' Backup-Dateien in einem elektronischen Gebäude gespeichert. Er musste nicht einmal mit dem Allgeist in Verbindung treten, um die Informationen abzurufen, etwas, das er im Allgemeinen vermied, damit er seine Unabhängigkeit wahren konnte – und vor allem seine Geheimnisse. Natürlich hatte auch Omnius seine Geheimnisse – Daten, die keinem Roboter zugänglich waren. Diese wären für den neugierigen Erasmus von großem Interesse, aber es lohnte sich nicht, deswegen das Risiko einer direkten Verbindung einzugehen.

»Sind wir bald da, Mr. Erasmus?«, fragte der Junge schnaufend.

Der Roboter ließ ein Lächeln auf seinem Flussmetallgesicht entstehen und drehte den glänzenden ovalen Kopf ganz zu seinem Schützling herum. »Fast. Ich hätte mir noch weitere Kinder zulegen sollen. Ich bin ein ausgezeichneter Ausbilder.«

Gilbertus dachte kurz über die Worte des Roboters nach, dann lächelte er. »Sie sind eine Maschine, und Maschinen können keine Kinder haben.«

»Richtig, aber ich bin eine ganz besondere Maschine mit vielen Modifikationen und Adaptionen. Du wärst überrascht, wenn du wüsstest, was ich alles kann.«

»Von Ihren unheimlichen Überraschungen habe ich erst einmal genug, Mr. Erasmus.«

Der Roboter simulierte ein Lachen. Er hatte viel mehr Vergnügen an der Gesellschaft von Gilbertus, als er für möglich gehalten hatte. Der Junge, mittlerweile dreizehn Jahre alt, hatte sich als außergewöhnlich intelligent und begabt erwiesen. Er war viel mehr als nur ein Experiment. Unter Erasmus' Führung war Gilbertus dabei, sein volles Potenzial zu entwickeln. Vielleicht konnte der Roboter durch planvolle Unterrichtung und rigoroses, geduldiges Training seines Schützlings den Gipfel der menschlichen Möglichkeiten verwirklichen. Omnius würde durch die Wette viel mehr bekommen, als er erwartete.

Manchmal fochten der Roboter und der Junge intellektuelle Kämpfe aus und versuchten gegenseitig, dem anderen bei unbegründeten Behauptungen und logischen Fehlern zu erwischen. Erasmus hatte darauf geachtet, seinen wissbegierigen Schüler in der Geschichte des Universums, in Philosophie, Religion, Politik und der vollkommenen Schönheit der Mathematik zu unterrichten. Die Palette, von der sie ihre Themen wählten, enthielt eine unendliche Vielfalt von Farben, und der Geist des Jungen benutzte sie mit bemerkenswerter Effizienz.

Im Gegensatz zu seiner früheren Wette mit dem Terra-Omnius – bei der Erasmus versucht hatte, einen loyalen Trustee gegen den Allgeist aufzuhetzen – leistete er diesmal etwas Positives. Obwohl es gar nicht mehr notwendig war, behielt der Roboter ein stolzes Lächeln im Gesicht, als er über den Schnee zu einem Riss in den Felsen stapfte.

Das Gelände wurde ebener, und Erasmus identifizierte zwei aufragende Steine, die durch einen tiefen Spalt getrennt waren. »Hier werden wir unser Lager aufschlagen und rasten.« Er streckte einen Metallarm aus. »Früher führte eine Schneebrücke über den Spalt.«

»Und Sie waren so dumm, nicht die Tragfähigkeit zu testen, bevor Sie versuchten, sie zu überqueren«, sagte Gilbertus, als er seinen Rucksack abnahm und in den Schnee fallen ließ. »Dabei brach sie ein, und Sie stürzten in den Spalt, aus dem Sie sich viele Jahre lang nicht befreien konnten.«

»Ich würde nie wieder einen solchen Fehler begehen ... obwohl ich rückblickend sagen muss, dass die Konsequenzen letztlich sehr positiv für mich waren. In der Kälte und Isolation blieb mir nichts anderes zu tun übrig, als nachzudenken. Es war fast wie die Kontemplation eines Kogitors. Das war die Keimzelle für meine einzigartige Form der Unabhängigkeit.«

Gilbertus blickte ehrfürchtig in den schroffen Felsspalt, ohne sich um den eiskalten Wind zu kümmern. »Ich habe mich darauf gefreut, diesen Ort zu sehen, seit Sie mir davon erzählten. Ich betrachte als so etwas wie ... Ihren Geburtsort.«

»Welch seltsamer Gedanke. Aber er gefällt mir.«

Am Abend, nachdem der junge Mann die Komponenten des Lagers aufgebaut hatte, betätigte sich Erasmus als Koch. Er

steckte einen Sensor in den Corrin-Kaninchen-Eintopf auf dem tragbaren Ofen und fügte noch etwas Gewürz hinzu, als wüsste er genau, was er tat. Dann beobachtete er Gilbertus aufmerksam beim Essen. Der Roboter nahm nur ein paar Proben mit seinen chemischen Sonden und versuchte zu verstehen, was sein Schützling schmeckte.

Anschließend machte Erasmus dort mit der letzten Lektion weiter, wo sie aufgehört hatten. Seit er es geschafft hatte, dem wilden Jungen die Prinzipien des zivilen Benehmens beizubringen, hatte er sich darauf konzentriert, Gilbertus' Gedächtniskapazität durch mentale Übungen zu steigern. »Siebenunddreißig Milliarden achthundertachtundsechzig Millionen vierzigtausendeinhundertsechsundfünfzig«, sagte Erasmus.

»So groß wäre die heutige Erdbevölkerung, auf der Basis extrapolierter Geburts- und Sterblichkeitsraten, wenn Omnius nicht interveniert hätte und der Planet nicht verwüstet worden wäre.«

»Völlig korrekt. Eine gute Ausbildung kennt keine Grenzen.«

Während die Nacht kälter wurde, machte Erasmus stundenlang mit seinen Fragen weiter, und sein Schüler bewies die bemerkenswerte Fähigkeit, Daten organisieren und nutzbar machen zu können, genauso wie eine Maschine. Das Lernvermögen des jungen Mannes war beeindruckend, und er beherrschte auch fortgeschrittene Rechenmethoden und Gedankenprozesse. Gilbertus' organisches Gehirn lernte, einen Weg durch eine Vielfalt von Konsequenzen und Möglichkeiten zu finden und sich stets für die beste Alternative zu entscheiden.

Als später in der Nacht leichter Schneefall einsetzte, bemerkte Erasmus, dass sein Schüler immer mehr Fehler machte. Geduldig ergänzte der Roboter Gilbertus' Wissen und ordnete die Daten so im Gehirn des jungen Mannes an, dass er sie rasch aus seiner organischen Erinnerung abrufen konnte. Doch obwohl Gilbertus nichts sagte, ließ seine Aufmerksamkeit nach, und es schien ihm immer schwerer zu fallen, sich zu konzentrieren.

Erasmus erkannte, dass der Junge vom anstrengenden, stundenlangen Marsch erschöpft war. Dieser Fehler unterlief dem Roboter häufig, wenn er vergaß, dass Menschen Schlaf benötigten, eine natürliche Funktion, die sich selbst durch hoch ent-

wickelte Drogen nicht völlig ersetzen ließ. Obwohl Gilbertus Albans über einen ständig erneuerten biologischen Energievorrat verfügte, konnte Erasmus ihn nicht rund um die Uhr ohne Pause unterrichten.

Das Wissen ist unbegrenzt, dachte er, *aber der menschlichen Lernfähigkeit sind klare Grenzen gesetzt*. »Schlaf jetzt, Gilbertus. Dein Geist soll die Informationen weiterverarbeiten und absorbieren. Nach dem Aufwachen werden wir weitermachen.«

»Gute Nacht, Mr. Erasmus«, sagte der Junge in müdem, aber gut gelauntem Tonfall, als er in sein warmes Schlafzelt kroch.

Erasmus saß reglos in der Nacht und zeichnete die Wahrnehmungen tausender optischer Fasern auf, während Gilbertus schnell wegdöste. Dieser Ausflug hatte sich als unerwartet reichhaltige Erfahrung erwiesen.

Ohne den jungen Mann zu wecken, sagte er: »Gut Nacht, Gilbertus.«

81

Es ist eine bekannte Tatsache des menschlichen Lebens, dass sich Beziehungen verändern. Nichts ist absolut stabil, nicht einmal von einer Stunde auf die nächste. Es gibt immer subtile Wandlungen, Änderungen und Anpassungen, die berücksichtigt werden müssen. Keine zwei Augenblicke sind jemals in jeder Hinsicht völlig gleich.

Serena Butler, *Beobachtungen*

Jede der großen schwarzen Arbeitsmaschinen auf dem gefrorenen Sumpf wurde von zwei menschlichen Führern bedient, die in hohen Kabinen an den Kontrollen saßen. Lange hydraulische Arme gruben sich in den Boden und hoben eine halb getaute, schwammige, von Pflanzenresten durchsetzte Masse aus und luden sie auf Lastfahrzeuge. Die Hochebene von Kolhar sah wie ein riesiges, aufgewühltes Ameisennest aus.

Nach Monaten der Vorbereitung und Investition war der Bau der großen Schiffswerften in Angriff genommen worden. In der kurzen warmen Jahreszeit erwachte das Sumpfland mit Blumen, dichten Kräutern, Algen, Vögeln und Insekten zum Leben. Doch in diesem Jahr war alles anders. Von diesem Tag an würde die weite Fläche gigantischen Schiffen gehören, die den Raum falten konnten. Das Antlitz von Kolhar würde sich gravierend ändern.

Aurelius Venport stand am Rand des Sumpfes und zog sich im kühlen Wind fröstelnd die pelzgefütterte Kapuze fester ums Gesicht. Leichtes Schneetreiben reflektierte das morgendliche Sonnenlicht in grellem Weiß und ließ ihn blinzeln. Er schob sich die dunkle Filterplazbrille über die Augen.

Die eingeflogenen Arbeiter waren ähnlich gekleidet wie er. Venport beobachtete sie und fragte sich, wie viel ihn jeder Moment dieses gewaltigen Unternehmens kostete. Er hatte sich viel Geld über seine verschiedenen Firmen geborgt und sein

gesamtes Vermögen flüssig gemacht. Außerdem hatte er gut ausgerüstete Teams nach Arrakis geschickt, um die Gewürzproduktion zu steigern, nachdem Naib Dhartha plötzlich verschwunden war und die Banditen aus unerfindlichen Gründen Ruhe gaben.

Alle Hebel waren in Bewegung gesetzt, um genügend Kapital für dieses Unternehmen zu beschaffen. *Für Normas Traum.*

Seit seinen frühesten Geschäften mit pharmazeutischen Produkten von Rossak war Venport immer wieder hohe Risiken eingegangen. Doch bisher hatte er nie etwas von vergleichbaren Ausmaßen in Angriff genommen. Er bekam weiche Knie, wenn er nur daran dachte. Trotz der enormen Ausgaben sagte ihm sein Instinkt, dass er die richtige Entscheidung getroffen hatte. Wie immer konnte er sich von Normas Begeisterung mitreißen lassen. Sie hatte keine hintergründigen Motive, sondern nur ein phänomenales Selbstvertrauen. Er glaubte an ihre Visionen.

Diese Sache würde ihn entweder ruinieren oder zum reichsten Mann des Universums machen. Einen Mittelweg gab es nicht.

Er widmete sich ganz der Arbeit hier auf Kolhar und überließ es anderen VenKee-Mitarbeitern, sich um die Melange und andere Geschäfte zu kümmern. Mehr als je zuvor wünschte er sich, er wüsste, was mit Tuk Keedair geschehen war ... Nach der langen Zeit schien es sicher zu sein, dass sein Partner bei den Massakern von Poritrin umgekommen war, genauso wie die vielen anderen Hunderttausende von nicht identifizierten Opfern. Jetzt trug Venport ganz allein das Risiko – und heimste den Gewinn ein. Und mit ihm die gesamte Firma.

Die sumpfige Ebene erstreckte sich bis zum Horizont, und die gewaltigen Gebäude, die Norma entworfen hatte, schienen genauso groß zu sein. Jede Woche fuhr sie mit ihm in einem schnellen Bodenfahrzeug hinaus, um ihm die Umrisse jedes Gebäudes zu zeigen. Bald würden sie mit dem Bau der eigentlichen Raumfaltschiffe beginnen, exakt nach Normas detaillierten Plänen.

Von der Baustelle war der ununterbrochene Lärm von Maschinen zu hören – für Norma eine beruhigende Geräuschkulisse, weil sie wusste, dass pausenlos an ihrem Projekt gearbeitet wurde.

Sie hastete auf der Hochebene hin und her, beriet sich mit Architekten und Bauleitern, entwarf zusätzliche Bauten und Landefelder für ihre innovativen Raumschiffe. Ihr neuer energiegeladener Körper hatte nur wenig Bedürfnis nach – oder Zeit für – Schlaf.

Wenn sie ihn bei der Inspektion sah, kam sie sofort zu ihm geeilt. Trotz ihres vollen Terminplans fand Norma immer Zeit und Liebe für Aurelius. Sie begrüßte ihn mit einer herzlichen Umarmung und offenbarte ihm den überraschenden, aber völlig klaren Grund für ihre Aufmerksamkeit. »Ich habe die Denkmaschinen gesehen, und ich will nicht wie sie werden.« Sie lächelte ihn an, und trotz ihrer atemberaubenden Vollkommenheit sah Venport unter ihrer Haut immer noch das unsichere kleine Mädchen. »Ich muss mir die Zeit dafür nehmen, menschlich zu sein.«

Er drückte sie an sich. »Das ist gut, Norma.« Doch Venport hatte den Eindruck, dass sie sich in ihrem neuen, schönen Zustand weit über ihn oder jeden anderen Menschen hinaus entwickelt hatte. Niemand konnte es auch nur ansatzweise mit ihren Fähigkeiten aufnehmen. Sie war unvergleichbar. Genauso wie ihre Mutter.

»Und aus diesem Grund habe ich zugelassen, dass ich unser erstes Kind empfange.«

Er starrte sie an, zu verdutzt, um Fragen stellen zu können, aber sie fuhr unbeirrt mit ihrer Erklärung fort. »Es erscheint mir wie die logische Fortführung meiner Absichten. Die Empfindungen sind ungewöhnlich, aber sehr interessant. Das Kind wird ein Junge, glaube ich. Ich will dafür sorgen, dass er gesund und kräftig auf die Welt kommt.«

Er musste nicht fragen, wie sie das bewerkstelligen wollte. Er hatte nie behauptet, die vielen erstaunlichen Dinge zu verstehen, zu denen Norma imstande war – weder vor noch nach ihrer seltsamen Metamorphose.

Vor kurzem war ihre Mutter in die Höhlenstadt auf dem nahen Rossak zurückgekehrt, um dort den letzten Monat ihrer Schwangerschaft zu verbringen. Trotz neuer Medikamente, die sein pharmazeutisches Unternehmen aus der Dschungelvegetation entwickelt hatte, machte sich Zufa Cenva Sorgen, dass

etwas mit ihrem Kind passieren könnte, das von Iblis Ginjo gezeugt worden war. Sie verfügte nicht über Normas Fähigkeiten der zellularen und biochemischen Manipulation.

Venport reagierte immer noch mit gemischten Gefühlen, wenn er Zufa ansah. Während sie sich auf der Schiffswerft aufgehalten hatte, war ihm gelegentlich ein trauriger Blick in den blassen Augen der Zauberin aufgefallen. Vor langer Zeit hatte sie ihm wirklich etwas bedeutet, doch Zufa hatte ihn immer nur verachtet und sich mit anderen Dingen beschäftigt. Ihre ganze Leidenschaft hatte nicht ihm, sondern den Kriegsbemühungen und ihren persönlichen Fortschritten gegolten ...

Ganz anders als Norma – zum Glück.

Venport hörte krachende telekinetische Explosionen in der Ferne. Für dieses ungewöhnliche und äußerst wichtige Unternehmen hatte Zufa vierzehn ihrer mächtigsten jungen Zauberinnen nach Kolhar geholt, um während ihrer Abwesenheit über die Baustelle zu wachen. Die begabten Frauen sorgten für einen »telepathischen Verteidigungsschild«, indem sie nach außen horchten und nach Gefahren Ausschau hielten. Obwohl die Anlagen auf der Ebene und der Raumschiffsverkehr in der Nähe des Planeten von Söldnern überwacht wurde, standen den Zauberinnen ganz andere Möglichkeiten zur Verfügung.

Gerüchten zufolge führten die Cymeks nun Krieg gegen Omnius, aber niemand konnte das Verhalten dieser Hybriden vorhersagen. Kein Cymek auf Raubzug würde einen Angriff auf Kolhar überleben. Kein Spion der Maschinen konnte mit den Geheimnissen der Schiffswerft entkommen. Norma setzte alles daran, dieses Projekt nicht zu verlieren, wie es mit ihrer Forschungsanlage auf Poritrin geschehen war.

Sie würde es trotz aller Widrigkeiten schaffen.

* * *

Als ihre Schwangerschaft über den achten Monat hinausging, wünschte sich Zufa Cenva, sie könnte ganz auf Männer verzichten und sich selbst befruchten, um androgyn ein Kind auf die Welt zu bringen, genauso wie die antike Göttin Sophia von der Alten Erde. Doch die Höchste Zauberin des Djihad musste mit

den Unvollkommenheiten ihres sterblichen Körpers leben. Für ihre Tochter Norma mit ihren erweckten mentalen und kreativen Fähigkeiten schienen ganz andere Bedingungen zu gelten.

Nach der Folter und nahezu vollständigen Zellzerstörung hatte Norma ihren Körper von Grund auf neu erschaffen. Nachdem sie nun Aurelius Venport geheiratet hatte – dessen genetische Ausstattung sehr vorteilhaft war, wie Zufa wusste –, würde Norma zweifellos ein völlig neues Potenzial ihrer Reproduktionsfähigkeit entdecken ...

Außerdem hatte Norma einen Weg gefunden, den telepathischen Sturm, mit dem sich die Cymeks auslöschen ließen, so zu beherrschen, dass sie selbst nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde. Zufa wünschte sich, sie könnte diese Fähigkeit erlernen und sie an ihre telepathischen Einsatzkommandos weitergeben ...

Zufa stand vor einer Fensteröffnung in den Lavahöhlen und blickte auf das Blätterdach hinaus und nahm die Mischung feuchter, lebendiger Gerüche wahr. Sie war in die geschützten Städte heimgekehrt, um hier ihre Schwangerschaft zu Ende zu bringen. Sie erinnerte sich nur zu gut an die vielen schmerzhaften Fehlgeburten, die Missbildungen und die katastrophalen Enttäuschungen.

Welche Ironie, dass Norma nun wider Erwarten zu diesem makellosen, talentierten Kind geworden war. Zufa dachte mit gemischten Gefühlen an ihre Tochter. Sie empfand Stolz auf das, was sie geworden war und sich vorgenommen hatte, aber auch Verwirrung und sogar Furcht. Zufa fürchtete sich vor allem, was sie nicht verstand. Und sie hatte Schuldgefühle, weil sie die junge Frau all die Jahre ungerecht behandelt hatte.

Der Funke, das Potenzial muss die ganze Zeit da gewesen sein – aber ich konnte ihn nicht sehen. Ich, die größte Zauberin, war blind für die Möglichkeiten meines eigenen Fleisches und Blutes.

Jetzt wollte Zufa den grandiosen Traum ihrer Tochter unterstützen, aber sie brauchte weitere Informationen. Sie hoffte, ihre neue Beziehung bewahren oder sogar noch verbessern zu können. Angesichts der bevorstehenden Geburt konzentrierte die Zauberin ihre Gedanken nach innen und dachte an ihre

neue Tochter – die, nach der sich Zufa so lange gesehnt hatte. Sie kam zu einem äußerst ungünstigen Zeitpunkt.

Zufa schwor sich, dass sie so lange wie nötig auf Rossak bleiben wollte, um das Kind zu gebären und es an die Erzieherinnen zu übergeben, damit das Kind eine ordentliche Ausbildung erhielt. Ihre Pflichten und Obsessionen riefen sie zur Rückkehr nach Kolhar, wo Venport und Norma sich ganz der Baustelle widmeten, die einmal zur größten Schiffswerft der Liga werden sollte ...

Zufa legte eine Hand auf ihren angeschwollenen Unterleib. Sie stand auf einem hohen Felsvorsprung und blickte auf den Dschungel hinaus. Trotz der biologischen Toxine und der lebensfeindlichen Umwelt auf dem größten Teil der Kontinente war Rossak immer noch der schönste aller Planeten, die sie je besucht hatte. Die silbrig-purpurne Vegetation spendete Nahrung, zähmte die Atmosphäre und brachte zahllose Drogen und Medikamente hervor, mit denen Aurelius Venport sein kommerzielles Imperium begründet hatte.

Sie dachte über die ewigen Zyklen der Natur nach, über die vielen Spezies, deren Lebensgrundlage die Dschungel dieser Welt bildeten, an die komplexen Interaktionen und ökologischen Nischen, die selbst die winzigsten Lebensformen von Rossak besetzt hatten. Das erinnerte sie an ihren eigenen Platz innerhalb der Biologie des Planeten – und innerhalb des Djihad.

Zufa spürte etwas Feuchtes zwischen ihren Beinen. Warmes Fruchtwasser lief an ihren Schenkeln hinab und tröpfelte auf den Steinboden. Es begann sogar noch früher, als sie erwartet hatte! Sie rief eine der jungen Zauberinnen, die in der Nähe warteten. »Holt die Geburtsmeisterin Ticia Oss. Sagt ihr, dass ich ihre Dienste benötige ... sofort!«

Obwohl andere Zauberinnen ihr zu Hilfe eilten, bestand Zufa darauf, den Weg durch den Felskorridor bis zu ihrem Quartier selbst zurückzulegen. Dort war schon alles für die Geburt vorbereitet worden.

Sieben Frauen hatten sich in den letzten Wochen dieser bedeutenden Schwangerschaft abwechselnd um Zufa gekümmert. Die Höchste Zauberin liebte sie wie ihre eigene Familie, zumal sie fünf von ihnen zu parapsychischen Waffen ausgebildet hatte. Sie

hatte längst entschieden, ihre Tochter nach der Geburtsmeisterin zu benennen, die bei der Niederkunft zugegen war.

Ticia. *Meine Tochter wird diesen Namen ihr ganzes Leben lang tragen.* Und vielleicht wäre die Geburtsmeisterin einverstanden, eine Zeit lang die Funktion der Ersatzmutter zu übernehmen, damit Zufa nach Kolhar zurückkehren konnte.

Sie legte sich auf das Bett, und als ihr Kopf im weichen Kissen versank, spürte sie eine neue heftige Wehe, auf die wenig später die nächste folgte. »Es kommt sehr schnell.«

Vielleicht drängte es diese Tochter genauso sehr zur Geburt, wie Zufa sich danach sehnte, von dieser Belastung befreit zu sein ...

Große, blasse Zauberinnen versammelten sich im Raum. Jede hatte eine vertraute Aufgabe zu erfüllen. Zufa versuchte sich auf einen Wandteppich zu konzentrieren, um ihre Schmerzen auszublenden. Sie setzte ihre mentale Disziplin ein, um den Geburtsvorgang zu steuern und die Qualen zu unterdrücken. Doch mit jedem Wehenkrampf zwang das Baby Zufas Gedanken auf die Niederkunft zurück.

Endlich zog Ticia Oss ein glänzendes rotes Kind hervor und zertrennte die Nabelschnur, während Assistentinnen mit warmen Tüchern herbeieilten. »Du hast eine wunderschöne Tochter zur Welt gebracht.«

»Ich habe nicht weniger erwartet«, sagte Zufa erschöpft und schwitzend. Ticia Oss reichte ihr das Kind, das in eine blassgrüne Decke gehüllt war.

Als sie das krebsrote und runzlige Neugeborene in den Armen hielt, empfand Zufa eine überwältigende Erleichterung, dass es keine weitere entsetzliche Missbildung war, die draußen im Dschungel vergraben werden musste. Diese Enttäuschung hatte sie schon viel zu oft erlebt. Nein, dieses Kind – Ticia Cenva – war gesund und würde auch ohne Zufas ständige Fürsorge problemlos überleben. Es würde zu einem kräftigen Mädchen heranwachsen.

Nachdem sie sich ein paar Tage lang erholt hatte, bereitete Zufa alles für ihre Rückkehr nach Kolhar vor. In der Vergangenheit war sie Aurelius und Norma nur mit Verachtung begegnet, und dieses Unrecht wollte sie nun wiedergutmachen.

82

Unzuverlässige Verbündete sind keinen Deut besser als Feinde. Die Unabhängigkeit ist uns lieber.

General Agamemnon,
Das Neue Goldene Zeitalter

Wie wirst du dich entscheiden?

Die versprengten Überreste den versklavten Bevölkerung von Bela Tegeuse hatten sich nie um ihr Überleben gekümmert oder auch nur ansatzweise versucht, eine Regierung zu bilden. Seit ungezählten Generationen hatten die Menschen unter der wohlwollenden Fürsorge der Denkmaschinen gelebt. Wenn sie auf die Zeit zwischen der Zerstörung des planetaren Omnius und der Eroberung durch die rebellischen Cymeks zurückblickten, kam ihnen die vorübergehende Zeit der Freiheit vergleichsweise hart und grausam vor.

Nachdem sie sich einigermaßen vom Atomangriff auf Comati erholt hatten, waren die Überlebenden von Tegeuse reif für die Übernahme – und zwar durch eine gezielte Gehirnwäsche. Sie würden nur noch das denken, was die Titanin Juno ihnen vorschrieb.

Agamemnon ließ die umprogrammierte und gefügige Flotte der Denkmaschinen im Orbit, damit sie jederzeit Angriffe durch die Djihad-Armee oder Omnius' Roboterstreitkräfte zurückschlagen konnte, und machte aus dieser verwundeten Synchronisierten Welt ein Zentrum und eine Operationsbasis für seinen Eroberungsfeldzug gegen den verhassten Computer-Allgeist. Bei seinem ersten Triumph hatte er weder Material noch Cymek-Kämpfer verloren, aber es war trotzdem notwendig, dass er seine Rebellenarmee vergrößerte, damit er gegen Angriffe von außen gewappnet war.

Der General und seine Cymeks hatten den nötigen Willen und die Vision, aber ihr wichtiger nächster Schritt musste darin bestehen, eine große, unaufhaltsame Armee zusammenzustel-

len. So schnell wie möglich. Sie brauchten mehr Produktionsstätten, mehr Waffen ... und mehr Neos. Viel mehr.

Mit den Roboterkriegsschiffen holten die siegreichen Cymeks große Gruppen von menschlichen Gefangenen aus den radioaktiven Randbereichen von Comati. Die Denkmaschinen legten nach logischer und effizienter Planung Vorratslager an, und als Agamemnon den eingeschüchterten Überlebenden mehr Nahrung, Medikamente und sogar etwas mehr Freiheit anbot, betrachteten die früheren Sklaven von Bela Tegeuse die Titanen als ihre Retter. Nachdem sie einigermaßen gut gefüttert waren und immer noch mit leuchtenden Augen über die Veränderung ihrer Lebensumstände staunten, waren sie bereit für Juno und ihre hypnotisierende Ansprache.

Die Titanin hatte für diese Gelegenheit einen größeren und prächtigeren Laufkörper angelegt, wie sie ihn schon lange nicht mehr benutzt hatte. Sie gab sich alle Mühe, die Menschen zu beeindrucken. Sie setzte umprogrammierte Robotdiener ein, um ihre Oberflächen säubern und polieren zu lassen, bis sie wie eine Riesentarantel aus Chrom und Silber glänzte. Sie wollte den Zuschauern Ehrfurcht einflößen und die Rückkehr der glorreichen Ära der Titanen heraufbeschwören.

Sie verband ihre Lautsprecher über Elektrodensender mit Verstärkern, die ihre Stimme weit über den Platz hallen ließen.

»Würdet ihr gerne ewig leben?«, fragte sie die Menge. Juno hielt inne und wartete auf den Jubel, aber auch der angehaltene Atem war eine angemessene Reaktion. Die Menge wimmelte unruhig. Sie wusste, dass diese armseligen Existenzen kaum bereit waren, neue Hoffnung zu fassen – ganz zu schweigen von großen Träumen.

»Wärt ihr gerne unsterblich? Würdet ihr gerne keine Schmerzen mehr spüren, sondern nur noch Macht und die Fähigkeit, alles zu erreichen, was ihr euch vorstellen könnt? Ich habe ein solches Leben seit tausend Jahren geführt! Genauso wie General Agamemnon. Alle Neo-Cymeks waren ehemalige Trustees, die sich durch fleißige Arbeit die größte Belohnung verdient haben, die ein Sterblicher sich wünschen kann. Fühlt ihr euch dieser Ehre würdig?«

Die ehemaligen Sklaven erinnerten sich nur allzu gut an die abwechslungslose Schufterei unter der Herrschaft des Allgeis-

tes. Als sie Junos wundersamen, starken Cymek-Körper sahen und ihre Worte hörten, waren sie einfach nur sprachlos.

»Wir Titanen haben uns von Omnius' Joch befreit, sodass auch ihr zum ersten Mal in eurem Leben frei sein könnt. Wir haben diesen Planeten im Namen der Titanen erobert, und wir möchten die Besten unter euch für unseren Kampf gewinnen.«

Sie sah, wie sie unruhig wurden. An eine solche Möglichkeit hatten sie nie zuvor gedacht.

»Wir können ein neues goldenes Zeitalter schaffen, in dem Menschen als Cymeks Großartiges vollbringen werden. Aus der Bevölkerung von Bela Tegeuse wollen wir unsere ersten neuen Rekruten auswählen.«

Zum Glück waren die meisten Trustees in Comati umgekommen, da Juno und Agamemnon nicht an Menschen interessiert waren, die dem Allgeist loyal ergeben waren. Ihnen waren Freiwillige lieber, die bereit waren, ihre Seele zu verkaufen, um den Titanen dienen zu können.

Juno brauchte schnelle Erfolge. Sie wusste nicht, wie lange es dauerte, bis die Armee des Djihad einfiel, um die Ruinen von Bela Tegeuse zu besetzen. Agamemnon und seine Cymeks mussten diesen Brückenkopf verstärken.

»Wir fordern euch auf, in eure Herzen und eure Seelen zu blicken.« Sie gab ihrer Stimme noch mehr Lautstärke. »Habt ihr das Durchhaltevermögen und die Intelligenz, die nötig sind, um zu Cymeks zu werden? Würdet ihr gerne eure anfälligen menschlichen Körper aufgeben? Wollt ihr nicht mehr unter Krankheit, Erschöpfung und Schwäche leiden, wenn eure natürlichen Muskeln und Knochen den Aufgaben nicht gewachsen sind, zu denen ihr sie einsetzen möchtet?«

Sie drehte den Kopfaufsatz und überblickte die Menge. »Wenn ja, dann sind Dante und seine Assistenten bereit, euch anzuhören und über eure Eignung zu entscheiden. Sie werden Tests durchführen und jene von euch auswählen, von denen sie am meisten beeindruckt sind. Wir stehen am Beginn eines neuen Zeitalters! Wer sich uns jetzt anschließt, den erwarten weitaus größere Belohnungen als jene, die vor jedem Risiko zurückschrecken.«

Agamemnon hatte erwartet, dass sie vielleicht ein paar Dutzend kompetenter Freiwilliger überzeugen konnte, aber Juno wusste, dass ihr Liebhaber viel zu pessimistisch und kurzsichtig war. Sie fand, es wäre das Beste, wenn sie hier hunderte, vielleicht sogar tausende freiwilliger Menschen in Cymeks konvertierten – mit Sicherheitsprogrammierungen ausgestattet, die ihre Gehirntanks vernichteten, falls sie zum Ungehorsam oder zur Rebellion neigten. Vorläufig brauchten die Cymeks Kämpfer, Schwärme von Maschinen mit menschlichen Bewusstseinen, die sich todesmutig in die Schlacht warfen, die zu Selbstmordmissionen bereit waren, um die Omnius-Herrschaft zu beenden – und Serena Butlers widerwärtigen Djihad zu stoppen.

»Deshalb«, fuhr Juno mit ihrer hallenden, aber dennoch verführerisch klingenden Stimme fort, »bieten wir euch die Chance, unsterblich zu werden, in perfekten Kampfmaschinen zu leben, in beweglicheren und unbesiegbaren Körpern.« Sie hob ihre schlanken glänzenden Vordergliedmaßen. »Ihr werdet die Fähigkeit erhalten, das Lustzentrum eures Gehirns nach Belieben zu stimulieren. Ihr werdet nie wieder Hunger oder Erschöpfung verspüren. Ihr werdet euch nie mehr schwach fühlen.« Sie tänzelte wie ein Vollblutpferd umher. Künstliches gelbes Licht spiegelte sich auf den glatten Flächen und Rundungen ihres Exoskeletts.

»Denkt gründlich nach, bevor ihr euch entscheidet«, warnte sie mit glutvoller Stimme. »Jetzt sagt mir, wer von euch bereit ist, sich uns anzuschließen!«

Als sie den tosenden Jubel der Zustimmung hörte, wusste Juno, dass die Titanen viel mehr Freiwillige hatten, als sie jemals gebrauchen konnten.

83

Ich habe das Gefühl, alles tun zu können - außer vielleicht den Erwartungen gerecht zu werden, die andere in mich setzen.

Die Legende von Selim Wurmreiter

Nachdem die überlebenden Zensunni nun wieder Nahrung und Hoffnung hatten, überkam Ishmael ein Gefühl der Zufriedenheit. Obwohl das Leben in der Wüste hart war und jeden Tag erneut auf der Kippe stand, nahm es unter den Bewohnern von Arrakis einen natürlichen Rhythmus an. Es war alles andere als ein bequemes Leben, aber es war viel sicherer als zuvor.

Als Jafar und die anderen die Gruppe der Flüchtlinge zu ihren isolierten Höhlensiedlungen geführt hatten, waren die Neuankömmlinge voller Ehrfurcht in die Zuflucht getaumelt, als wären sie im himmlischen Paradies eingetroffen. Im kühlen Schatten wurden sie von Selims Stamm der Gesetzlosen willkommen geheißen. Einige der Zensunni von Poritrin nahmen das angebotene Essen an, andere tranken tiefe Schlucke abgestandenen Wassers. Manche waren zu nichts anderem mehr imstande, als vor Erleichterung zusammenzubrechen.

Schwindlig vor Glück hatte Ishmael in jener Nacht seine Leute betrachtet, vor allem Chamal. Er hätte am liebsten geweint. Nur siebenundfünfzig von der ursprünglichen Gruppe hatten überlebt, etwas mehr als die Hälfte. Aber nun waren sie frei.

Trotz ihrer furchtbaren Leiden sahen die Überlebenden in ihm den fähigen Anführer, dessen Vision und Glaube sie zusammengehalten und der die meisten von ihnen in Sicherheit gebracht hatte. Nach der Flucht vor der Tyrannei der Sklavenhalter hatte er sein Volk in einem unerprobten Raumschiff durch die halbe Galaxis befördert und es geschafft, dass die meisten mehrere Monate lang überlebt hatten – was auf Arrakis kein leichtes Unterfangen war.

Und die Flüchtlinge bestanden darauf, dass Ishmael auch den Respekt des Stammes der Gesetzlosen verdient hatte. Marha, die Frau des gefallenen Selim, hielt ihren Sohn El'hiim in den Armen. Er war noch kein Jahr alt. Sie sah Ishmael abschätzend an und nickte zögernd. »Wir sind glücklich, einen Mann unter uns zu haben, der so viel Respekt verdient.«

In der ersten Nacht nach ihrer Rettung stand er in einem Höhleneingang und blickte auf die Wüste hinaus. Er bewunderte die Schönheit des matten Mondlichts, das über den Sand floss. Oben funkelten Sterne in der klaren, trockenen Luft.

Dann drehte er sich zu seinem geretteten Volk um und sprach mit fester, beruhigender Stimme. »Das ist es, was Gott uns versprochen hat. Es mag nicht das sein, was wir erwartet haben – das Leben hier ist keineswegs einfach und alles andere als paradiesisch –, aber mit der Zeit können wir uns hier vielleicht eine bessere Existenz aufbauen.«

* * *

Die Überlebenden feierten weiter und verzehrten Vorräte, die sie von Gewürzerntekarawanen erbeutet oder aus ahnungslosen Dörfern gestohlen hatten, die durch den Handel mit Melange Reichtum angehäuft hatten. Die Flüchtlinge von Poritrin lobten Gott und Ishmael, während die Gesetzlosen Lieder über Selim Wurmreiter sangen und Legenden von Shai-Hulud erzählten.

Ishmael war irgendwann allein mit Jafar in den Höhlen. »Wie habt ihr von uns erfahren?«, fragte er den großen, hageren Mann. »Wir haben sehr lange nach Hilfe gesucht.«

Jafar kniff die völlig blauen Augen zusammen, die wie dunkle Teiche in seinem Gesicht aussahen. »Wir haben einen Mann gefunden, der allein über den Sand gelaufen war und kaum noch lebte. Wir haben ihn gerettet, und er hat uns gebeten, nach euch zu suchen.« Er zuckte die Achseln. »Wir wussten nicht, ob wir ihm glauben sollten, denn die Worte eines Händlers und Sklavenjägers sind häufig unwahr.«

Er führte Ishmael zu einer düsteren Kammer tief im Herzen des Berges. »Ich werde euch allein lassen, damit ihr reden

könnt.« Durch die Öffnung konnte Ishmael nur undeutlich einen dürren Mann erkennen, der allein unter dem matten Licht eines kleines Leuchtglobus saß. *Tuk Keedair.*

Jafar ließ sein Wüstengewand herumwirbeln und ging.

Ishmael wollte seinen Augen nicht trauen, als er vortrat. »Gott geht in der Tat seltsame Wege, wenn er einen Fleischhändler, der viele Sklavenjagden unternommen hat, dazu bewegt, das Leben vieler Zensunni zu retten!«

Der Tlulaxa wirkte ausgezehrt und krank, sein Haar war unordentlich und ohne den typischen Zopf. Als er zu seinem Besucher aufblickte, zeigte sein Gesicht weder Trotz noch Furcht, sondern nur Erschöpfung.

»Wie ich sehe, Sklavenfürst Ishmael, habt Ihr tatsächlich überlebt. Euer Gott muss wirklich Großes mit Euch vorhaben ... sofern er Euch nicht einen besonders hinterlistigen Streich spielen will.«

»Ich bin nicht der Einzige, der es geschafft hat, obwohl dieser Planet sich alle Mühe gibt, das Leben seiner Bewohner auszulöschen.« Ishmael trat weiter in den Raum. »Was ist mit Rafel und Ingu geschehen? Und mit unserem Scoutschiff?«

Auf dem steinernen Sims, der ihm als Bett diente, wiegte sich Keedair vor und zurück. »Sie sind allesamt im Bauch eines Wurms gelandet.« Er fuhr sich mit einer klauenförmigen Hand durchs Haar. »Rafel hat gedroht, mir die Kehle durchzuschneiden, doch dann beschloss er, mich in die Wüste davonzujagen. Ich war nicht weit gekommen, als drei Sandwürmer heranstürmten. Sie zerstörten das Scoutschiff und verschlangen jede Spur Eurer Leute.« Er blickte auf und blickte auf einen Punkt weit hinter Ishmael. »Ich irrte drei Tage umher, bis Jafar und seine Männer mich fanden.«

Ishmael runzelte die Stirn, als er hörte, dass sein Schwiegersohn den früheren Sklavenjäger in die Wüste hinausgetrieben und ihn damit praktisch zum Tode verurteilt hatte. Hatte er versucht, sich zu rächen? War Rafel von Gott bestraft worden, weil er sich selbst zum Richter gemacht hatte?

»Sie dürfen meiner Tochter nie davon erzählen«, sagte er.

Keedair zuckte die Achseln. »Es war eine Angelegenheit zwischen Rafel und dem Wurm. Für mich hat es keine Bedeu-

tung.« Er streckte eine sehnige Hand aus. »Ich gebe Euch mein Wort.«

Ishmael machte keine Anstalten, auf die Geste einzugehen. »Sie erwarten, dass ich dem Wort eines Fleischhändlers vertraue? Dem Wort des Mannes, der mein Dorf überfallen und mich in die Sklaverei verkauft hat?«

»Fürst Ishmael, ein Geschäftsmann, der seine Versprechen nicht halten kann, ist bald ein Mann ohne Geschäfte.« Er schien die ehrfürchtige Anrede wirklich ernst und nicht ironisch zu meinen.

Als er jemanden an seiner Seite spürte, drehte sich Ishmael zur Frau mit den großen Augen um, die die Lebensgefährtin von Selim Wurmreiter gewesen war. Er hatte nicht gehört, wie sie sich genähert hatte. »Was sollen wir mit dem Sklaventreiber machen, Ishmael? Die Entscheidung liegt bei dir.«

Diese Verantwortung war ihm unangenehm. »Warum habt ihr ihn überhaupt am Leben gelassen?«

Für Marha war die Antwort offensichtlich. »Weil wir sehen wollten, ob er die Wahrheit sagte, als er von anderen Zensunni sprach, die angeblich von einer fernen Welt gekommen sind. Doch Wasser und Nahrung sind knapp. In unserem Stamm können wir nicht zu viele Münder gebrauchen.«

Keedair blickte mit gerunzelter Stirn zu ihnen auf, als wüsste er bereits, welches Schicksal ihn erwartete. »Ja, nachdem eure Bäuche jetzt voll und eure Kehlen nicht mehr ausgedörrt sind, könnt ihr euch endlich wieder dem Gedanken an Rache widmen. Ihr habt schließlich lange genug warten müssen.«

Inzwischen hatten sich weitere Flüchtlinge von Poritrin im Korridor versammelt, die nach Ishmael gesucht hatten und auf das Gespräch aufmerksam geworden waren. Chamal war auch gekommen, und in ihrem Gesicht standen hundert Fragen, und Ishmael wusste nicht, wie er sie beantworten sollte. Jafar und Marha hielten sich abseits, damit die Flüchtlinge einen Blick in die halbdunkle Kammer werfen konnten. Viele grollten, als sie den Tlulaxa sahen. Ihr Zorn verdrängte die Freude über ihre Rettung.

»Töte ihn, Ishmael«, forderte eine alte Frau.

»Wir sollten ihn von den Klippen werfen!«

»Verfüttert ihn an die Riesenwürmer!«

Ishmael, der dem Gefangenen in der Zelle am nächsten war, ballte immer wieder die Hände zu Fäusten. Er schloss die Augen und rezitierte stumm seine Koran-Sutras und hoffte, dass die Wiederholung der Worte von Vergebung und Besserung tief in sein Herz sanken.

»Tuk Keedair, Sie haben mir bereits zu viel genommen. Sie haben mich verletzt, mir den größten Teil meiner Familie geraubt und mir fast sämtliche Jahre meines Lebens genommen. Nun ist mein Volk auf Arrakis gelandet und kann nie wieder von hier fortgehen. Meinen Leuten ist der Weg zu ihren Heimatplaneten versperrt. Wenn ich an den Preis denke, den wir gezahlt habe, erschaudere ich. Aber unser Leid auf dieser Welt ist nicht Ihre Schuld.« Er atmete tief ein. »Ich gebe Ihnen das Leben zurück, Sklavenjäger.«

Überraschtes Gemurmel kam aus dem Korridor. Sogar Chamal sah ihn verständnislos an.

Er sprach weiter. »Es wäre unehrenhaft, Sie jetzt zu töten, denn Sie haben Ihre Schuld an uns beglichen. Mein Volk wäre zweifellos nicht mehr am Leben, wenn Sie diese Gesetzlosen nicht dazu gedrängt hätten, nach uns zu suchen.« Ishmael öffnete die Hände und sah seine bestürzte Tochter an. »Täuschen Sie sich nicht, meine Gedanken kreisen weiterhin um Rache ... aber ich habe nicht mehr das Recht, sie in Anspruch zu nehmen. Wer sich etwas nimmt, das er nicht verdient hat, ist nicht besser als ... ein Sklavenhalter.«

Die Flüchtlinge waren offensichtlich unzufrieden, aber sie schienen seine Entscheidung zu akzeptieren. Jafar sah Ishmael mit neuem Respekt an, genauso wie Marha, die ihn offenbar zum ersten Mal als wahren Anführer sah.

Während die Flüchtlinge zurückkehrten, hielt sie Ishmael zurück und führte ihn in die trockene, kühle Nacht hinaus, wo sie sich zusammen unter den sternenübersäten Himmel setzten. Obwohl die Sternbilder ganz anders waren, als er sie von Poritrin kannte, war für ihn zumindest das Band der Milchstraße ein vertrauter Anblick.

»Ich habe meine Frau irgendwo da draußen zurückgelassen.« Er wusste nicht einmal, wo am kosmischen Firmament er die

Welt finden sollte, auf der er den größten Teil seines Lebens verbracht hatte. Mit einem einzigen Satz hatte das Raumfaltschiff sie quer durch die Galaxis geschleudert. »Ihr Name war ... ihr Name *ist* Ozza. Ich bete, dass sie und unsere zweite Tochter Falina noch am Leben sind.«

Marha ermutigte ihn, mehr über sie zu erzählen. Er sollte sich an die guten Zeiten mit Ozza erinnern, wie sie anfangs so unterschiedlich gewesen waren und sich schließlich zu einer engen Beziehung zusammengefunden hatten. Bis Lord Bludd sie aus Boshaftigkeit getrennt hatte. Ishmael hatte sie seit fast drei Jahren nicht mehr gesehen.

Er seufzte. »Ich werde meine Ozza nie mehr in den Armen halten, aber es hat keinen Sinn, wenn ich an meiner Trauer ersticke. Gott hat mich aus einem Grund hierher geführt, damit mein Volk überleben kann. Er wollte, dass wir vereint werden.«

Marha saß längere Zeit schweigend neben ihm, dann sagte sie: »Jetzt habe ich auch eine Geschichte für dich, die unser Volk niemals vergessen darf, die es von Generation zu Generation weitergeben muss.« Sie sah ihn lächelnd an, und ihre Stimme wurde sanfter. »Hör die Geschichte von Selim Wurmreiter ...«

166 V.G.

36. Jahr des Djihad

Acht Jahre nach dem Sklavenaufstand von Poritrin
Sieben Jahre nach der Gründung der Kolhar-Werften

84

Das einzig Sichere am Leben ist der Tod, und das einzig Sichere am Tod ist seine schockierende Unvorhersehbarkeit.

Spruchweisheit von der Alten Erde

Im sechsunddreißigsten Jahr des Djihad, der nach seinem ermordeten Enkelkind benannt war, starb der alte Manion Butler inmitten seiner geschätzten Weinreben. Das Wetter hatte sich verschlechtert, und der Viceroy im Ruhestand hatte einen schweren Frost befürchtet. Der Boden war hart und trocken, aber er bestand darauf, bei Sonnenaufgang aufzustehen und mit seiner Hacke in die Weinberge zu gehen.

Er war vierundachtzig Jahre alt, und obwohl er sich auf viele Arbeiter verlassen konnte, betrachtete Manion es als seine bedeutsame Pflicht, selbst das Werkzeug in die Hand zu nehmen und den Boden rund um die Reben zu lockern. Der alte Mann hatte sein ganzes Leben lang hart gearbeitet und immer wieder kleine Aufgaben in den Weinbergen wie auch in den Olivenhainen übernommen, genauso pflichtbewusst wie in den vielen Jahren seines Dienstes für das Parlament der Liga.

Wie ein preisgekröntes Rennpferd hatte der alte Manion nie auch nur darüber nachgedacht, es etwas langsamer anzugehen, dass es vielleicht übertrieben war, das Projekt an nur einem einzigen Morgen vollbringen zu wollen.

Xavier hatte lange geschlafen, glücklich, wieder zu Hause bei seiner Frau und ihrer jüngsten Tochter Wandra zu sein, die inzwischen acht Jahre alt war. Im Bett kuschelte er sich an Octa und genoss die Vertrautheit ihrer Berührung und ihrer Nähe. Doch der Primero hatte noch nie dazu geneigt, zu faulenzen und nichts zu tun. Bald stand er auf, frühstückte und zog seine alte Arbeitskleidung an.

Es waren acht Jahre seit dem Sklavenaufstand auf Poritrin vergangen, bei der ganz Starda vernichtet worden war und viele

Menschen den Tod gefunden hatten. Genauso lange war es her, seit Agamemnons überraschende Cymek-Revolte Unruhe auf den Synchronisierten Welten verbreitet hatte und Omnius' ganze Aufmerksamkeit beanspruchte.

Während die rücksichtslosen Eroberungszüge der Maschinen an Stoßkraft verloren hatten, stampfte der Djihad weiter. Xavier führte regelmäßig Raubzüge ins Territorium der Synchronisierten Welten an, sicherte ungeschützte Kolonien und griff jedes Roboterkriegsschiff an, dem er begegnete.

Doch wenn er zu Hause war, genoss er es, auf den Feldern des Anwesens der Butlers zu arbeiten, wo er versuchte, sich abzulenken und in einem Universum des Krieges einen gewissen inneren Frieden wiederzufinden.

Er trat hinaus ins frische Morgenlicht, zog sich dicke Handschuhe über und marschierte lächelnd los, um sich mit dem alten Mann zu treffen und ihm bei der Arbeit zu helfen. Xavier sah noch, wie Manion im Weinberg schwankend innehielt, als hätte er die Orientierung verloren. Der alte Politiker stützte sich auf den Stiel der Hacke, um sich aufrecht zu halten, doch sein Gesicht wurde plötzlich grau, und kurz darauf brach er zusammen.

Xavier rannte bereits und rief seinen Schwiegervater, aber er traf zu spät ein, um ihm noch irgendwie helfen zu können.

* * *

»Jetzt haben wir zwei Manions verloren«, sagte Serenas Mutter. Tränen strömten über Livia Butlers runzliges Gesicht. Ihr Spiegelbild im Teich in der Stadt der Introspektion sah uralt aus.

Die Äbtissin hatte stets viel jünger ausgesehen als eine Frau von einundachtzig Jahren, aber seit dem Tod ihres Mannes schien sie plötzlich sehr gealtert zu sein. Sie saß gebeugt in ihrem eleganten Kontemplationsgewand. Trotz ihrer stoischen Haltung wirkte Livia gebrochen, wie ein Baum, der die Verbindung zu seinen Wurzeln verloren hatte.

Serena saß mit ihrer Mutter auf einer Bank neben dem Teich. Zum Glück war Manion nach einem erfüllten Leben friedlich entschlafen. *Wenn er doch nur lange genug bei uns geblieben wäre, um das Ende dieses unglückseligen Krieges mitzuerleben!*

In den dreieinhalb Jahrzehnten des Djihad hatte niemals der Schmerz nachgelassen, den Serena angesichts der großen Tragödie empfand. Manchmal war es das Wissen, dass auf Chusuk oder beim Honru-Massaker ganze Bevölkerungen ausgelöscht worden waren, zu anderen Zeiten war die Trauer viel persönlicher. Sie würde niemals von ihrem Schwur abrücken, den Kampf gegen die Denkmaschinen anzuführen, aber Serena wünschte sich, sie hätte endlich Zeit, über alles nachzudenken und zu trauern. Sie hatte daran gedacht, nach Zimia zu gehen, um neben einem der zahlreichen öffentlichen, mit Blumen geschmückten Reliquienschreine zu meditieren. Aber im Augenblick mochte sie keine Menschenmassen sehen.

Sie blickte einen grasbewachsenen Hügel hinauf zum Schrein, der den konservierten Körper ihres Kindes enthielt. Ihr Junge war das unschuldige Symbol für den menschlichen Geist, die absolute Antithese zur Grausamkeit und Unmenschlichkeit der Maschinen. »Ja«, sagte sie, »wir haben zwei Manions verloren. Aber die Liga und der Djihad werden ohne sie weiterexistieren.« Trotzdem hatte sie das Gefühl, als wäre eine der stützenden Säulen der Liga der Edlen weggebrochen.

Sie griff nach Livias Hand. Die Äbtissin erwiderte die Geste, zunächst nur schwach, doch dann drückte sie fester zu. Livias Augen weiteten sich, und sie keuchte unter einem Schmerz auf, der weit über ihre private Trauer hinausging. Serena wollte ihr einen Arm um die Schulter legen, aber die alte Frau rutschte haltlos von der Bank und sank neben dem Teich zu Boden. Serena ging neben ihr in die Knie und hob ihren Kopf an, während sie laut um Hilfe rief.

Für einen langen, quälenden Moment starrte Serena in die offenen, leblosen Augen ihrer Mutter. Obwohl Livia und Manion Butler seit vielen Jahren getrennt gelebt hatten und ihren eigenen Interessen nachgegangen waren, hatte es weiter ein starkes, unsichtbares Band zwischen ihnen gegeben. Sie waren länger als ein halbes Jahrhundert miteinander verheiratet gewesen.

Und nun war Livia ihrem geliebten Mann gefolgt ...

* * *

Obwohl Serena nur sehr wenig Schlaf fand, erfüllte sie am nächsten Tag ihre Pflichten. Der Große Patriarch sagte anschließend zu ihr, dass sie energiegeladener und inspirierter als je zuvor wirkte, als hätte sie eine völlig neue Kraftquelle angezapft.

Ihre Leere hatte sich in Zorn verwandelt, als wäre in ihrem Geist ein Schalter umgelegt worden. Die Denkmaschinen – die *gedankenlosen, hassenswerten* Maschinen – hatten ihr so viel geraubt. Der Verlust traf sie tiefer, als sie mit Worten hätte beschreiben können.

Nach all diesen Jahren war sie verbittert, dass der Kampf immer noch nicht gewonnen war. Zweifellos hatte es etwas mit einer Schwäche des menschlichen Geistes zu tun, mit einer unzureichenden Entschlusskraft. Das musste sie irgendwie ändern.

Verzweifelt wünschte sich die Priesterin des Djihad, sie hätte den bedachten Rat ihrer Mutter einholen können, nur noch ein einziges Mal. Oder den der Kogitorin Kwyna. Sie brauchte dringender als je zuvor eine Quelle der Weisheit. Aber wohin konnte sie sich wenden?

Nach reiflicher Überlegung entschied sie, dass es an der Zeit war, etwas Neues zu versuchen, um die Parameter zu ändern. Vor acht Jahren hatten Iblis Ginjo und sie den Elfenbeinturm-Kogitoren großzügig neue Sekundanten zur Verfügung gestellt. Die sorgsam ausgewählten Freiwilligen hatten genügend Zeit gehabt, Vidad und seine fünf philosophischen Kollegen zu überzeugen, ihr Wissen weiterzugeben, und nun fand Serena, dass sie lange genug gewartet hatte.

Ein Schauder lief ihr über den Rücken. Wenn die Kogitoren sich weigerten, zu ihr zu kommen, dann würde sie eben zu ihnen gehen müssen.

Während der Vorbereitungen für das traurige, aber prächtige doppelte Staatsbegräbnis für den früheren Viceroy und die Äbtissin waren die Straßen voller gelber Ringelblumen, die die Trauer des Volkes symbolisierten. Serena blickte durch das Fenster hinaus. So viele Menschen folgten ihr blind in jede Gefahr. Vorian Atreides war zurückgekehrt, um den Djihad-Rat über seine Bemühungen, die Unverbündeten Planeten zu stärken, zu informieren. Außerdem brachte er die schreckliche

Neuigkeit von einer weiteren wahllos vernichteten menschlichen Kolonie mit – diesmal hatte es den Bergwerksasteroiden Rhisso getroffen. Sein Bericht rief große Bestürzung hervor. Betäubungsgas war in die mit Atmosphäre gefüllten Kuppeln gepumpt worden, und wie es schien, waren die meisten Kolonisten entführt worden, bevor die Anlage zerstört worden war.

Vor stand vor Serena, als er zum Ende seines Berichts kam. Iblis Ginjo nahm die Worte mit schockiertem Ausdruck auf, aber sie sah, dass seine Augen funkelten, als wäre die Nachricht gar nicht so schlecht für ihn. Sie hatte gemischte Gefühle, was ihn betraf. Obwohl einige seiner Aktionen fragwürdig waren, wusste sie, dass Iblis' Enthusiasmus für den Djihad niemals nachlassen würde. Besorgt wandte Serena den Blick ab, dann sah sie ihn wieder an. Diesmal erkannte sie nur Trauer in seiner Miene.

Vor spekulierte, dass die Bewohner von Rhisso von den Denkmaschinen zu einer fernen Welt verschleppt worden waren, weil dort menschliche Arbeitskräfte benötigt wurden. Das klang für Serena sinnvoll. Trotzdem war sie ins Grübeln gekommen ...

»Die Beweise, die Primero Atreides mitgebracht hat, werden die Menschen in der ganzen Liga erzürnen, und wir können auf zahlreiche neue Rekruten hoffen, die den Kampf fortsetzen werden«, sagte Iblis tröstend. »Sei dir gewiss, dass du niemals allein bist, Serena.«

Serena jedoch empfand starken Zorn und Tatendrang. Die Nachricht von diesem tragischen Unglück würde das Volk wieder in Rage versetzen, aber sie glaubte nicht, dass das genügte. Vielleicht wurde dadurch sogar eine neue Protestwelle gegen den Krieg ausgelöst. Seit der Vernichtung des Terra-Omnius waren über dreißig Jahre vergangen.

Warum haben wir den Sieg noch nicht errungen?

»Ich wünschte, ich hätte Milliarden leidenschaftlicher Kämpfer und nicht nur ein paar Millionen. Aber es gibt noch einen anderen Weg zum Triumph.« Sie hob den Kopf und sah Iblis voller Entschlossenheit an. »Ich werde ihn beschreiten, indem ich uns ein paar neue Verbündete beschaffe. *Mächtige* Verbündete.«

85

Zwischen Leben und Tod verläuft nur eine dünne Linie. In jedem Augenblick ist ein Mensch nur einen aussetzenden Herzschlag oder einen röchelnden Atemzug von der ewigen Finsternis entfernt. Wer dies versteht, ist bereit, große Risiken einzugehen. Wenn ich Soldaten für den Djihad rekrutieren wollte, würde ich diese Lehre verbreiten und ihre Konsequenzen bis zum Letzten ausnutzen.

Erasmus,
aus ungeordneten Labordateien

»Das wird mir mehr Schmerzen bereiten als dir«, sagte Erasmus, als er den Jungen drängte, sich auf einen Labortisch zu legen. »Vertrau mir, wenn ich sage, dass es nur zu deinem Besten geschieht.«

Gilbertus leistete keinen Widerstand. »Natürlich vertraue ich Ihnen, Sir.« Dennoch blickte er sich nervös um, als Erasmus ihm Klammern um die Handgelenke und Fußknöchel und den Brustkorb legte. Der junge Mann hatte genügend Experimente des unabhängigen Roboters miterlebt, um zu wissen, dass die Erfahrung keineswegs angenehm sein würde.

Dann holte Erasmus einen Rollwagen, auf dem sich Zylinder mit grellfarbenen Flüssigkeiten, neuromechanische Pumpen, automatische Sonden und lange, spitze Nadeln befanden. Viele Nadeln.

»Es ist wichtig, dass ich dies tue.« Er schwenkte einen flexiblen Metallarm vom Rollwagen über den Torso des Jungen. Er wusste, dass er Omnius vorher um Erlaubnis hätte fragen sollen, aber er wollte vermeiden, dem Allgeist seine Motivationen erklären zu müssen.

Manche Dinge sollten privat bleiben, dachte er.

»Ich möchte, dass du mir anschließend deine Empfindungen beschreibst. Ich bin sehr neugierig darauf.«

»Ich werde mir Mühe geben, Mr. Erasmus.« In seiner Stimme lagen Nervosität und Furcht.

Stahlspitzen schoben sich aus dem flexiblen Arm und drangen dem jungen Mann in Hals und Brust. Als sie nach seinen inneren Organen suchten, keuchte er, wollte schreien, aber er zwang sich dazu, die Schmerzen zu ertragen. Sein gequälter Gesichtsausdruck machte Erasmus traurig. Der Roboter hatte nie zuvor Skrupel empfunden, wenn er die Schmerzreaktionen seiner Versuchspersonen beobachtet hatte ... aber Gilbertus war mehr als nur irgendein Experiment.

Der Roboter delegierte seine Gefühle an eine Subroutine und justierte die Kontrollen, um die Schmerzen der Versuchsperson weiter und weiter zu steigern. Er musste sämtliche Schritte des Prozesses durchführen.

»Es wird in Kürze vorbei sein, und es wäre mir äußerst unangenehm, wenn du jetzt sterben würdest.«

Gilbertus wand sich verzweifelt, aber es gab kein Entkommen. Nur seine Schreie konnten sich befreien und hallten von den Wänden des Labors zurück. Er zog die Lippen zurück und fletschte die zusammengebissenen Zähne. Blut lief ihm aus dem Mund, weil er sich in die Zunge gebissen hatte.

Der Roboter gab weitere Platitüden von sich, die er von Menschen gelernt hatte. »Am Ende wird alles gut sein. Es ist wirklich nur zu deinem Besten. Halt die Ohren steif.«

Der Körper des Jungen sackte in sich zusammen, als er sich in die Bewusstlosigkeit flüchtete. Erasmus regulierte die Einstellung allmählich herunter und schaltete schließlich die Lebensverlängerungsmaschine ab. Eine Konsole zeigte an, dass die Biowerte der Versuchsperson von Sekunde zu Sekunde besser wurden. Er war jung und verhältnismäßig kräftig – und nach dieser Prozedur sogar noch mehr.

Die Augenlider des jungen Mannes zuckten, dann öffneten sie sich. Als er das lächelnde Flussmetallgesicht des Roboters sah, brachte er ein schwaches Lächeln zustande.

»Du vertraust mir uneingeschränkt, nicht wahr?«, fragte Erasmus, während er Heilpflaster auf die Wunden drückte.

»Natürlich, Mr. Erasmus.« Gilbertus sprach leise, und er spuckte Blut in eine Schüssel, die der Roboter ihm hinhielt. »Aber was

war der Zweck dieses ... Tests? Haben Sie daraus irgendwelche Erkenntnisse gewonnen?«

»Ich habe dich bis zum Rand des Todes geführt ... und wieder zurückgeholt. Es ist mein Geschenk an dich.« Er löste die Fesseln. »Es handelt sich um eine Prozedur, die in den Tagen des Alten Imperiums entwickelt wurde und auf den Synchronisierten Welten als großes Geheimnis verwahrt wird. Die Cymeks haben sie immer wieder benutzt, um ihre organische Gesundheit zu erhalten. Nun habe ich dir Leben geschenkt, Gilbertus – ähnlich, wie es deine leiblichen Eltern getan haben. Dein biologische Körper wird jahrhundertelang weiterleben, vielleicht sogar noch länger, wenn du auf dich Acht gibst. Bedauerlicherweise hat deine geringe Schmerztoleranz verhindert, dir eine höhere Dosis zu verabreichen.«

»Also habe ich Sie enttäuscht?«

»Ganz und gar nicht. Deine menschlichen Schwächen sind nicht deine Schuld.«

»Ich fühle mich jetzt schon mehr wie eine Denkmaschine«, sagte Gilbertus und setzte sich mühsam auf. Er schwang die Beine vom Tisch, aber als er aufzustehen versuchte, schwankte er gefährlich.

Erasmus musste ihm helfen, das Gleichgewicht zu wahren. »Maschinen und Menschen haben unterschiedliche Stärken.«

Die Augen des Jungen strahlten, als er die Konsequenzen der Lebensverlängerung begriff. »Ich verspreche, dass Sie stolz auf mich sein werden, Mr. Erasmus.«

»Das bin ich bereits, junger Mann.«

86

Eine Legende kann ein erzieherisches Werkzeug und eine große Gefahr sein – nicht nur für ihre Bewunderer, sondern auch für das Subjekt, das die Legende verkörpert.

Chirox,
Notizen aus der Schwertmeisterausbildung

Hoch über dem rastlosen Ozean bestieg der einsame Mann die mondbeschienene Klippe, doch es schien ihn nicht mehr Anstrengung zu kosten, als würde er über völlig ebenen Boden laufen. Er sprang mit großer Kraft aufwärts, kletterte um Felsüberhänge herum und durch Spalten im Gestein hinauf. Ohne jeden Fehltritt, ohne einen einzigen Ausrutscher setzte er seinen Weg fort. Tief unter ihm krachten die Wellen des Ginaz-Meeres gegen die tückischen Riffe.

Doch Jool Noret stürzte nicht. Seit neun Jahren hatte er sich dem Tod immer wieder in den Rachen geworfen – und der Tod hatte ihn immer wieder ausgespuckt.

Der außergewöhnlichste aller Söldner trug einen weißen Kampfanzug – ärmellos und mit knielangen Hosen –, der ihm keinen Schutz, aber ein Maximum an Bewegungsfreiheit bot. Nach Art der antiken Ronin-Kämpfer von der Alten Erde hatte er ein schwarzes Stirnband angelegt. Obwohl er nicht daran interessiert war, die allgegenwärtigen Zuschauer zu beeindrucken, trug Noret den weißen Anzug, damit sie seinen Weg über die steile Klippe verfolgen konnten.

Am oberen Ende der Felswand hatten sich dunkle Gestalten aufgereiht, eine Gruppe von Ginaz-Schülern, die ihn beobachteten, in Begleitung von Chirox. Noret sah den kantigen, vielarmigen Sensei-Mek mattsilbrig im Mondlicht schimmern. Er wusste, dass die Kampfmaschine den Schülern erklärte, was sie versuchen sollten, ohne die Grenzen ihrer Fähigkeiten zu überschreiten. Als Noret zu ihnen hinaufschaute, war er einerseits

zufrieden, dass er so viele Kämpfer dazu animieren konnte, die Denkmaschinen zu vernichten. Gleichzeitig verwirrte es ihn, dass ihm so viel Aufmerksamkeit zuteil wurde. Er hatte sich nicht danach gedrängt.

Ohne Zweifel war er zum größten Krieger geworden, den das Ginaz-Archipel jemals hervorgebracht hatte. Vielleicht sogar den besten aller Zeiten.

Doch Noret war auch der geheimnisvollste aller Söldner. Er sprach kaum zu seinen Schülern. Vor mehreren Jahren hatte ein abgewiesener Kandidat das berühmteste Zitat des Schwertmeisters in einen Stein neben den Hütten der Inselsiedlung graviert: »Ich bin selbst noch unvollkommen. Ich bin nicht geeignet, anderen etwas beizubringen.«

Wenn er nach seinen legendären Triumphen gefragt wurde, sagte Noret nichts ... was dazu führte, dass die Schüler die Geschichten unter sich weitergaben und immer mehr ausschmückten. Er allein kannte die ganze Wahrheit. Auf zahlreichen Schlachtfeldern hatte er immer wieder die größte Gefahr und die Konfrontation mit den tödlichsten Feinden gesucht. Sein Weg war mit zerstörten Robotern übersät. Jool Noret hielt sich niemals zurück, er wurde nahezu unbesiegbar, weil es ihm gleichgültig war, ob er überlebte oder nicht. Seine Todessehnsucht war offensichtlich, dennoch lebte er weiter.

Er kämpfte für die Schönheit und den künstlerischen Ausdruck der Gewalt. Dazu war er geboren, weil er den Geist von Jav Barri in sich trug, auf seine ererbten Instinkte aufbaute und sich zu einem Krieger der Superlative machte. Der Tod seines Vaters hatte ihn dazu getrieben.

Noret war auf verschiedenen kleineren Synchronisierten Welten zu einer Ein-Mann-Rebellion geworden. Er hatte sich in versklavte menschliche Bevölkerungen eingeschleust, sie mit Störfeldwaffen zur Auslöschung von Gelschaltkreisen ausgerüstet oder konventionellere Sprengsätzen zur Sabotage geliefert. Noret wagte sich außerdem mitten unter die Maschinen, wie ein Mörder in der Nacht, um sie reihenweise zu deaktivieren oder zu zerstören. Und wenn er Unruhe in das Hornissennest gebracht und genug Schaden angerichtet hatte, schlich er sich davon und kehrte zu den Liga-Welten zurück.

Doch es war nie genug.

Diese steile Klippe zu bezwingen war viel einfacher als die selbst auferlegten Zwänge zu überwinden, die sein Leben diktierten. An der schwierigsten Stelle in der Felswand, einem tückischen Überhang, *steigerte* Noret sogar noch die Geschwindigkeit seines Aufstiegs.

Ihm war bewusst, dass von solchen Demonstrationen eine große Gefahr ausging – nicht für ihn, aber für die jungen Söldner, die möglicherweise versuchten, ihm nachzueifern. Trotzdem waren es lehrreiche Lektionen: Im Leben gab es nur wenige Sicherheitsnetze und erst recht nicht im Krieg, wenn sich die Situation innerhalb weniger Sekunden schlagartig und unvorhersehbar ändern konnte.

Bei den seltenen Gelegenheiten, wenn er nach Ginaz zurückkehrte, führte er diese Übungen in erster Linie für sich selbst durch, um seine Fähigkeiten zu schulen. Auch wenn er den anderen etwas gab, wonach sie streben konnten, isolierte er sich weiterhin und hielt sich von den strahlenden Augen der Schüler fern. Nur durch sein Vorbild gab er ihnen die Gewissheit, dass der menschliche Körper zu bemerkenswerten Leistungen fähig war. Menschen konnten lernen, präzise und raffiniert zu töten. Es war eine Kunst, die selbst die effizientesten Denkmaschinen niemals meistern würden. Er schüttelte sich den Schweiß aus dem hellen Haar und kletterte weiter. Bald hatte er den oberen Rand der Klippe erreicht.

Unvermittelt glitt er lautlos zur Seite und verschwand im tiefen Schatten eines Felsspalts, in den kein Mondlicht drang. Dann huschte er unter den Überhang, ohne dass die wartenden Schüler ihn sehen konnten. Noret bewegte sich einen schmalen Sims entlang und setzte dann den Aufstieg fort. Es war ihm gleichgültig, was die anderen über ihn sagten, über seine geheimnisvolle Aura, die die Neugier und Faszination der Menschen nur verstärkten. Was ihn betraf, waren seine Gründe, so rücksichtslos zu trainieren, einzig und allein privater Natur.

»Wo ist er?«, hörte er einen der Schüler fragen. »Ich sehe ihn nicht mehr.«

»Er ist hinter uns«, antwortete Chirox und drehte sich zu Noret um. »Wenn dies kein Spiel gewesen wäre, hätte er uns alle getötet.«

Zwanzig Augenpaare wandten sich ihm zu.

Jool Noret stand in Kampfhaltung hinter ihnen. Im nächtlichen Zwielicht wirkte sein bronzefarbenes, vernarbtes Gesicht noch rätselhafter. Ohne Vorwarnung stürmte er an den Schülern vorbei und sprang mit wehenden Haaren von der Klippe, um im Dunkel zu verschwinden.

87

Manchmal ist die Trennlinie zwischen Tapferkeit und Leichtsinn kaum noch zu erkennen.

Zufa Cenva,
Erinnerungen an den Djihad

Über sieben Jahre nach dem Beginn des gewaltigen Bauprojekts produzierten die Kolhar-Werften endlich die erste Flotte von Handelsschiffen mit der neuen Raumfalttechnik. Zahllose Prototypen waren bereits getestet worden, und nun war Venport bereit, sie für kommerzielle Zwecke anzubieten. Sie sollten überall in der Liga der Edlen dringend benötigte Fracht transportieren.

Trotz ihres Unbehagens bliebt Norma nichts anderes übrig, als wenigstens teilweise computerisierte Navigationssysteme für die komplexen Raumfaltschiffe zu entwickeln. Die Holtzman-Formeln zur Erzeugung des Verzerrungsfeldes erforderten eine so komplizierte Mathematik, dass kein Heer menschlicher Rechenknechte sie jemals bewältigen konnte. Und die Daten, die sie bei den jahrelangen rigorosen Tests gesammelt hatte, zeigten, dass die Flüge ohnehin ein hohes Risiko bargen. Der Prozentsatz der havarierten Schiffe war immer noch unvertretbar hoch.

Sie hoffte, dass die ausgefeilten Navigationssysteme für Abhilfe sorgten, aber sie achtete darauf, keine KI-Gelschaltkreise zu erschaffen, die möglicherweise eigenständig wurden. Norma würde eher die gesamte VenKee-Handelsflotte versenken, als unabsichtlich einen weiteren Omnius zu kreieren. Sie war die einzige Person mit Zugang zu den Navigationsräumen der neuen Raumfaltschiffe. Nicht einmal ihr Ehemann Aurelius durfte diese abgeriegelten Bereiche betreten.

Norma war allein zwischen den schwarzen Wänden der Steuerzentrale ihres neuesten Schiffes, als sie einen kleinen Zylinder in einen Aktivierungsport steckte und dann beobachtete,

wie ein dreidimensionaler Holobildschirm die Myriaden Koordinaten sämtlicher jemals kartografierter Himmelskörper auflistete. Sie dachte, dass kein Mensch, nicht einmal ein Genie ihres Kalibers, jemals einen sicheren Kurs durch sämtliche Windungen des gefalteten Raumes und die überall lauernden Gefahren finden konnte. Ihr blieb keine andere Wahl, als sich auf Computer zu verlassen, mochten sie auch noch so gefährlich sein.

Als die Datenbank mit den detaillierten Koordinaten vollständig geladen war, entfernte Norma den Programmierungszylinder und versteckte ihn in einer großen Tasche ihres blassgrünen Laborkittels.

Trotz der gewaltigen Geldmengen, die nach Kolhar geflossen waren, war der Liga der Edlen bislang nichts von diesem bemerkenswerten neuen Schiffstyp bekannt. Irgendwann jedoch würden die Menschen neugierig werden, wenn hunderte kleiner und schneller VenKee-Schiffe auftauchten und dem übrigen Handel auf dramatische Weise Konkurrenz machten. Sobald die Neuigkeit bekannt wurde – und das musste zwangsläufig geschehen –, würde Norma dafür sorgen, dass Aurelius Venport als die treibende Kraft hinter der revolutionären Technik gefeiert wurde. Sie hatte sich nie für Ruhm oder Macht interessiert, weil die damit verbundenen Verpflichtungen ihr kostbare Zeit rauben würden. Sie hatte als Zuschauerin in der ersten Reihe hautnah die Tragödie um Tio Holtzman miterlebt und gesehen, wie Hybris und das Streben nach Ruhm ein Genie zerstören konnten.

Da ihr Ehemann schon immer an sie geglaubt und für die nötigen Investitionen gesorgt hatte, war sie glücklich damit, wenn ihm die ganze Ehre zufiel. Aurelius war ein kluger Politiker und konnte viel mehr bewirken, wenn er offiziell federführend war. Er würde die Aufmerksamkeit genießen und Fragen nach der Technologie geschickt ausweichen. Norma war ohnehin nur daran gelegen, dass das Projekt Erfolg hatte.

Über einhundert kleine Frachtschiffe waren bereits in Dienst gestellt worden und wurden von Söldner-Piloten geflogen, die die Risiken kannten und akzeptierten. Nach vielen Jahren und kolossalen Kosten stand Aurelius kurz davor, gewaltige Profite einzustreichen – obwohl immer wieder Schiffe und Fracht verloren gin-

gen. Und ohne seinen Partner von Tlulax herrschte Venport allein über das riesige Geschäftsimperium – dank Norma.

Die ersten Flüge waren mit hohem Gewinn absolviert worden, trotz einiger schrecklicher Unfälle. VenKee Enterprises transportierte lebenswichtige Waren in kürzester Zeit über große Entfernungen. Seltene und kostbare Drogen kamen von Rossak, und die Auslieferung an die Liga-Welten nahm weniger Zeit in Anspruch als die Bestellung. Der Gewürzhandel war sprunghaft angestiegen, während sich der Konsum immer weiter über die Liga verbreitete. Jede Melange-Lieferung brachte praktisch die Kosten für den Bau eines kompletten Raumfaltschiffs herein.

Es blieb nur zu hoffen, dass sich die Sicherheitsbilanz verbessern würde. Innerhalb der Grenzen der industriellen Geheimhaltung informierte er die Besatzungen vorab über die Gefahren der »neuen Schiffe« und zahlte ihnen hohe Risikozulagen. Unter vier Augen hatte er Norma gestanden, dass es ihm lieber wäre, keine Menschenleben zu riskieren und alles von Maschinen erledigen zu lassen. Doch dann hatte er nach langer Überlegung hinzugefügt, dass das natürlich unmöglich war. Denkmaschinen konnte man nicht vertrauen.

Die Bürger der Liga sahen Venport bereits als Retter und Patrioten, und seine Konkurrenten bemühten sich verzweifelt, der geheimen Technik des schnellen Weltraumtransports auf den Grund zu kommen. Tio Holtzman hatte all ihre Pläne konfisziert, doch dann war er mit ihnen in der pseudo-nuklearen Explosion in Starda atomisiert worden, und Norma wusste, dass niemand ihr System auch nur ansatzweise verstehen würde.

Nach den Untersuchungen des Kraters und der Trümmer auf Poritrin glaubte Norma zu wissen, was dort geschehen war. Sollte die übrige Liga glauben, dass die aufsässigen Zenschiiten-Sklaven irgendwie an eine Atomwaffe gelangt waren, aber sie erinnerte sich an einen kontrollierten Test, der vor fast vierzig Jahren auf einem abgelegenen Mond stattgefunden hatte. Sie hatte gesehen, wie eine Laserwaffe mit einem Holtzman-Schild interagiert hatte. Norma vermutete, dass die verheerende Explosion durch einen Fehler entstanden war – den vielleicht sogar Holtzman selbst zu verantworten hatte.

Sie wollte keine ähnlichen Fehler begehen.

Sie startete den Selbsttest des Navigationssystems und unternahm mit dem schnellen Schiff simulierte Raumfaltreisen durch das Universum. Ovale Bildschirme erhellten sich ringsum an den Wänden und zeigten Nebel, Kometen und Novae.

Aurelius hatte sie noch nie enttäuscht und sie nie im Stich gelassen. Auch wenn sie ihre Beziehung distanziert und rein intellektuell betrachtete, war sie überrascht, dass er bei ihr geblieben war, wie er versprochen hatte. Dieser Mann liebte sie wirklich und war ein wunderbarer Vater für ihr gemeinsames Kind. Genauso, wie sie es sich gewünscht hatte.

Dennoch war Normas größte Leistung das neue Triebwerk. Sie hatte das intensive Gefühl, dass diese Technologie – falls sie die Probleme und Gefahren jemals in den Griff bekamen – zur Grundlage eines kommerziellen Unternehmens werden würde, dessen Ausmaße die der Liga übertrafen. Die Bedeutung war viel größer als die einer normalen Handelsgesellschaft.

Doch einige der zahlreichen Schiffe waren vom Kurs abgekommen, andere hatten schwere Schäden erlitten, und manche waren spurlos verschwunden. Ein Schiff war auf einem Probeflug überraschend ins Herz einer Sonne geraten und vernichtet worden. Je mehr Transportflüge unternommen wurden, desto mehr Schiffe – und Piloten – würden verloren gehen.

Die hohe Unfallquote unterstrich die Risiken der innovativen Technik. Norma hatte ihr Gehirn nach Lösungen durchsucht, doch kein Sicherheitssystem konnte die Fehler einer akkuraten Navigation garantieren. Es schien keine andere Möglichkeit zu geben – die riesigen Schiffe überwanden in Sekundenbruchteilen gewaltige Distanzen, und ein Schiff war verloren, sobald ein falscher Kurs eingegeben wurde. Kein Mensch – und wahrscheinlich nicht einmal ein intelligenter Computer – konnte schnell genug reagieren, um einen solchen Kursfehler zu korrigieren.

Venport jedoch fand die Verlustrate immer noch akzeptabel, da mehr als genug Schiffe durchkamen. Abgesehen von seiner Sorge um den Tod ganzer Besatzungen, die er durch gute Bezahlung motivierte, beschrieb er die Rentabilität als »Zahlenspiel«. Er musste nur die Preise anpassen, um das auszugleichen, was er als »Bestandsminderung« bezeichnete.

Im Navigationsraum beobachtete Norma nun die simulierte Reise am Schauplatz einer Raumschlacht vorbei, in der Roboterschiffe von Djihad-Einheiten vernichtet wurden. Ein kleiner Spaß, den sie sich bei der Programmierung erlaubt hatte.

»Wie gewöhnlich bist du mal wieder beschäftigt. Ich frage dich, wie du das tagelang ohne Ruhepause durchhältst.«

Sie hatte die Annäherung ihres Mannes gespürt, und nun fühlte sie sich etwas befangen, weil sie mit den hoch entwickelten Computersystemen hantierte. »Du solltest mich nicht stören. Wie bist du hereingekommen?«

»Die verborgenen Überwachungseinrichtungen haben mir verraten, wie du diese Räume betrittst.«

Sie runzelte die Stirn, während sich eine instinktive Unruhe in ihr ausbreitete. »Dann muss ich die Sicherheit verschärfen. Dieser Bereich ist für jeden verboten – auch für dich.«

Venport legte die Stirn in tiefe Falten. Dank regelmäßigen Melange-Konsums sah er immer noch wie ein Mann Ende dreißig aus und nicht wie zweiundsechzig. »Und für deinen Sohn, wie es scheint. Adrien hat seit mehreren Tagen versucht, dich zu erreichen, aber du hast nicht geantwortet. Er ist ziemlich intelligent für einen Sechsjährigen, aber er ist immer noch ein Kind.«

Das Bild ihres Sohnes blitzte vor ihrem inneren Auge auf. Der Junge hatte das Lächeln seines Vaters und dunkles, gewelltes Haar. Seine genetische Ausstattung war perfekt, weil Norma den Vorgang der Empfängnis überwacht hatte. Sie hatte festgestellt, dass sie bewussten Einfluss auf ihre Fortpflanzungsfunktionen nehmen konnte, und dafür gesorgt, dass sich ein optimales Ei-Spermium-Paar vereingt hatte.

Norma senkte den Blick. »Ich war damit beschäftigt, eine Lösung der Navigationsprobleme zu finden. Mit dieser hohen Fehlerquote können wir es uns nicht leisten, Raumfaltschiffe in den Kriegseinsatz zu schicken. Das war der Verwendungszweck, den ich ursprünglich im Sinn hatte. Meine Mutter hat mich gedrängt, Kontakt mit der Djihad-Armee aufzunehmen, damit sie unsere Technik benutzt, um Truppen in Kampfgebiete zu transportieren – aber ich will nicht so viele Tote auf dem Gewissen haben.«

»Norma, du wirst schon eine Lösung finden.« Er lächelte und küsste sie. »Wir werden dem Militär eine Lizenz für die Technik geben, sobald sie sicher genug ist.«

»Kannst du Adrien sagen, dass es mir furchtbar Leid tut?«

Er sah sich die Instrumente, die Bildschirme und die Datenlesegeräte an. »Ist das das Computersystem, von dem du mir erzählt hast?«

»Ja.«

»Mögen die Götter uns beschützen!«

»Bitte, Aurelius! Ich muss arbeiten. Wir haben bereits ausführlich über die Gründe für die strengen Sicherheitskontrollen gesprochen, die ich eingeführt habe.«

»Ja, natürlich.« Er atmete tief durch. »Wenn jemand die Denkmaschinen im Zaum halten kann, dann bist du es«, sagte er. »Aber es gefällt mir nicht.«

»Mir auch nicht. Aber vorläufig gibt es keine Alternative.«

Nachdem ihr Mann gegangen war, versiegelte Norma erneut die Tür und übte die Eingabe verschiedener Ziele in die Navigationsmaschine, damit der Computer jeden Kurs berechnete und Sonnen, Planeten und anderen Hindernissen im Weltraum aus dem Weg ging. Obwohl sie diesen Computer selbst konstruiert und mit Sicherheitssperren ausgestattet hatte, bereitete ihr die Nähe einer Denkmaschine großes Unbehagen. Und sie wagte es nicht, ein Schiff im aktiven Einsatz mit einem solchen System auszurüsten.

Wenn sie doch nur einen Weg fände, die Raumfaltschiffe von einem menschlichen Geist steuern zu lassen! Aber das schien unmöglich zu sein.

88

Das Fleisch mag den Gesetzen der Materie unterworfen sein, aber für den Geist gilt diese Einschränkung nicht. Gedanken transzendieren die Physik des Gehirns.

Kogitor Vidad,
Gedanken aus der isolierten Objektivität

Hessra war ein kalter, öder Planetoid, der kaum eine atembare Atmosphäre besaß. Heftige Winde trieben Eiskristalle wie Nadeln in die Haut, und Gletscher schoben sich langsam, aber unaufhaltsam über das Land. Nur wenige Menschen hätten es hier länger als eine Woche ausgehalten, ganz zu schweigen von zwei Jahrtausenden, doch die Elfenbeinturm-Kogitoren hatten diese Welt als den besten Ort ausgesucht, um ihre unendlichen Kontemplationen fortzusetzen, da kaum die Wahrscheinlichkeit bestand, dass äußere Ereignisse ihre Einsamkeit störten.

Serena Butler fand trotzdem den Weg zu ihnen.

Nachdem sie in der Stadt der Introspektion die ihr wohlgesonnene Kwyna verloren hatte, gab es nur noch diese Kogitoren, die ihr helfen konnten. Vidad und seine Philosophen der »Elfenbeintürme« hatten sich schon immer isoliert und waren jeder Einmischung in menschliche Angelegenheiten aus dem Weg gegangen, auch wenn sie über eine Quelle verfügen mussten, die ihnen Einkünfte und Versorgungsgüter einbrachte. Nun wollte Serena sich direkt an sie wenden und sie bitten – nein, von ihnen *fordern* –, dass sie der Menschheit halfen. Sie konnten es ihr nicht verweigern.

Selbst die Kogitoren mussten einsehen, dass eine neutrale Haltung nicht mehr möglich war. Sie waren einst Menschen gewesen, doch anders als die Titanen und Neo-Cymeks hatten sie sich nie mit Omnius verbündet. Mit ihrer jahrtausendelangen Erfahrung mussten sie in der Lage sein, Möglichkeiten vorzuschlagen, die den Menschen nie in den Sinn gekommen

waren. Serena glaubte, dass ihr begehrtes Wissen zum Dreh- und Angelpunkt werden konnte, an dem der Sieg über die Synchronisierten Welten hing.

Iblis sorgfältig ausgesuchte Assistenten hatten den Kogitoren nun seit acht Jahren auf Hessra gedient. Serena wusste sehr wenig über diese Leute, abgesehen von der Tatsache, dass sie sie kurz vor ihrer Abreise gesegnet hatte. Sie erinnerte sich, dass sie damals gedacht hatte, sie alle seien ausgesprochen fromme Menschen mit guten Manieren.

Anschließend hatte Iblis ihr anvertraut, dass diese Sekundanten den Auftrag hatten, die Kogitoren immer wieder behutsam auf die Verwüstungen anzusprechen, die von den Denkmaschinen auf den Welten der Menschheit angerichtet worden waren. Sie sollten an die Moral der Kogitoren appellieren und sich bemühen, Vidad und seine kontemplativen Gefährten zu der Einsicht zu bewegen, dass ihre Neutralität nicht zwangsläufig ein tugendhafter Standpunkt war.

Mit ihrem Schiff steuerte sie Hessra direkt an, nur begleitet von Niriem und vier weiteren Seraphim. Serena landete auf einer Fläche aus Schnee und Eis, die die Sekundanten zur Vorbereitung auf ihre Ankunft freigeräumt hatten. Die Festung der Kogitoren erhob sich aus dem grauen Fels und bestand aus schwarzen Metalltürmen und zylindrischen Vorsprüngen, die von Spitzkuppeln gekrönt wurden. Im Schneetreiben war sie kaum zu erkennen.

Die Kogitoren hatten ihre Zuflucht ursprünglich auf einer freien Bergzunge hoch über einer tiefen Schlucht errichtet, doch nach zwanzig Jahrhunderten war ein schwerfälliger Gletscher von den hohen Felsen heruntergekrochen und drohte die Türme zu verschlingen. Das dicke Eis hatte einen grün-blauen Farbton, der von chemischen Verbindungen in der sauren Atmosphäre von Hessra stammte.

Bislang hatte der Eisstrom die Hälfte der Fundamente und das Erdgeschoss der Gebäude bedeckt, und Serena fragte sich, ob die Kogitoren diese Festung jemals aufgeben wollten. Dieser Ort veranschaulichte das unerbittliche Vergehen der Zeit. Wenn die Türme eines Tages unter den Gletschern verschwunden waren, würden Vidad und seine Kollegen vielleicht in ihrer Eisgruft

bleiben, um weiter ihre Gedanken zu verfolgen, jedoch ohne jeglichen Kontakt zur Außenwelt.

Es sei denn, Serena konnte sie bewegen, wieder am Geschehen teilzunehmen.

In gefütterte Mäntel gehüllt trat eine Gruppe von Sekundanten durch die vereisten Türen des Hauptturms, angeführt von einem Mann, den sie als Keats wiedererkannte. Serena wankte ihnen im beißend kalten Wind entgegen und hustete in der dünnen, unangenehmen Luft. Niriem trat vor, um sie zu begleiten, doch Serena bedeutete ihr, dass sie allein gehen wollte. Die Seraphim sollten an Bord des Schiffes bleiben, weil sich die Priesterin selbst um diese Angelegenheit kümmern wollte.

Die Sekundanten führten Serena in den Tunnel. Sie rochen nach Chemikalien, als hätten sie in einem Labor gearbeitet. Einer der Männer in den gelben Gewändern betätigte einen Hebel, worauf sich die schwere Tür mit einem dumpfen Knall hinter ihnen schloss. Als Serena mit ihrer stummen Eskorte weiterschritt, bildete ihr Atem Dampfschlieren in der Luft.

Die Korridore verliefen in einer enger werdenden Spirale, bis sie sich in einem großen Saal mit hohen Wänden und Fenstern trafen, die mit einem festen Vorhang aus Gletschereis verschlossen waren. Seltsame Muster, die an Muadru-Runen erinnerten, waren in die Eisblöcke graviert. Die sechs Elfenbeinturm-Kogitoren ruhten auf polierten Sockeln; die Gehirnbehälter schimmerten im matten Blau des lebenserhaltenden Elektrafluids. Tanks mit frischer Flüssigkeit – weitaus mehr, als die Kogitoren jemals brauchen würden – stapelten sich in Nischen. Serena fragte sich, wozu sie so große Mengen Elektrafluid brauchten.

Sie wappnete sich und rief sich die verschiedenen Argumentationstechniken ins Gedächtnis, die sie von Kwyna und Iblis Ginjo gelernt hatte. Für dieses Gespräch würde sie ihr ganzes Geschick benötigen. Sie hoffte, Keats und seine ehrgeizigen Kollegen hatten bereits eine Grundlage geschaffen, auf der sie aufbauen konnte.

»Sie suchen Rat?«, fragte Vidad.

Seine Stimme drang aus einem Lautsprecher unter dem Konservierungsbehälter, ganz ähnlich wie bei einem Cymek. Das System wirkte neu, und Serena erkannte, dass Keats' Sekun-

danten diese Innovation eingeführt hatten, damit sie sich mit mehr als nur einem Kogitor gleichzeitig unterhalten konnten. Vor dieser Modifikation mussten Vidad und die anderen Jahrhunderte der Stille erlebt haben, in der sie von duldsamen Assistenten versorgt wurden. Wenn Iblis' Leute die einsiedlerischen Genies nun ständig in Gespräche verwickelten, musste sich Vidads Leben beträchtlich verändert haben.

»Ich benötige Ihre Hilfe«, sagte Serena und wählte ihre Worte und die Betonung mit Bedacht, um ihren Respekt, aber auch ihre Entschlossenheit zum Ausdruck zu bringen. »Unser Djihad schleppt sich seit vielen Jahren dahin und hat bereits Milliarden Menschenleben gekostet. Unser Antrieb verwandelt sich allmählich in Stagnation. Ich bin bereit, alles Notwendige zu tun, um einen schnellen und klaren Sieg zu erringen.«

An Vidads Stelle antwortete ein anderer Kogitor. »Wie wir von unseren derzeitigen Sekundanten erfahren haben, hat der Djihad erst vor wenigen Jahrzehnten begonnen.«

»Und Sie wundern sich, warum ich ungeduldig werde?«

»Es war nur eine Feststellung.«

»Im Gegensatz zu Ihnen beschränkt sich meine Existenz auf ein paar Jahrzehnte. Es ist nur natürlich, wenn ich danach strebe, während meiner Lebensspanne einen Erfolg zu erzielen.«

»Ja, das kann ich nachvollziehen. Doch die Gesamtdauer des Kampfes der Menschheit gegen Omnius hält bisher kaum länger als ein Jahrtausend an, was im Grund nicht besonders lange ist, wenn man die größeren Zusammenhänge betrachtet. Die Erinnerungen der Kogitoren in unserer kleinen Gruppe reichen doppelt so weit zurück, wie Ihnen bekannt sein dürfte.«

Vidad meldete sich wieder zu Wort. »Für einen vergänglichen Menschen wie Sie ist die Zeitwahrnehmung verzerrt und begrenzt, Serena Butler. Sie entspricht nicht dem Bild auf der großen Leinwand der Geschichte.«

»Seit Menschen die Geschichte aufzeichnen, ist die menschliche Lebensspanne das einzige sinnvolle Maß für die Zeit«, entgegnete sie mit leichter Schärfe in der Stimme. »Auch die Kogitoren waren einst Menschen.«

Serena atmete tief durch, um sich zu beruhigen und die Schroffheit aus ihren Worten zurückzunehmen. »Denken Sie an

die Opfer der Denkmaschinen«, fuhr sie fort. »Jeder Mensch, der ums Leben gekommen ist, hatte ein Gehirn – was bedeutet, dass jeder das Potenzial hatte, zu einem Kogitor zu werden. Denken Sie an die Erkenntnisse, die wir hätten gewinnen können, wenn diese Menschenleben nicht vorzeitig durch Omnius ausgelöscht worden wären.«

Die Kogitoren verarbeiteten schweigend ihre Worte. Keats und die anderen Sekundanten standen unauffällig an den Wänden des Saals und betrachteten Serena mit offenkundiger Bewunderung.

»Wir stimmen Ihnen zu, dass es eine Tragödie ist«, antwortete Vidad schließlich.

Serena hob erneut die Stimme. »Seit vierunddreißig Jahren haben Menschenkrieger hart gekämpft und viel Leid erduldet. Eine ganze Generation wurde dezimiert, und mein Volk verliert allmählich jede Hoffnung. Die Menschen befürchten, dass wir diesen Djihad niemals gewinnen können, dass der Krieg jahrhundertelang ohne einen Sieg weitergehen wird. Sie verzweifeln, weil keine Lösung in Sicht ist.«

»Eine berechtigte Sorge«, sagte ein Kogitor.

»Aber ich will mich damit nicht zufrieden geben! Wir dürfen jetzt nicht unsere Antriebskraft verlieren. Mein Sohn musste ermordet werden, und die Menschen mussten mühsam motiviert werden, damit sie nach vielen Jahrhunderten der Apathie den Kampf gegen die Denkmaschinen aufnahmen.«

»Das ist ein menschliches Problem, das die Kogitoren nicht betrifft.«

»Bei allem gebührenden Respekt – aber in Krisenzeiten sind solche Bemerkungen häufig zu hören, wenn Feiglinge ihre Untätigkeit zu rechtfertigen versuchen. Werfen Sie einen Blick in Ihre historischen Erinnerungen.« Die Sekundanten von der Djipol grinsten und warfen ihr flüchtige Blicke zu. Wahrscheinlich hatten sie Vidad bereits mit ganz ähnlichen Formulierungen bearbeitet. »Sie besitzen große Weisheit, und ich kann es nicht glauben, dass Sie inzwischen jede Spur von Menschlichkeit verloren haben. Das wäre ein schrecklicher Verlust.«

Mit leicht ungehaltenem Unterton in der simulierten Stimme erwiderte Vidad: »Und was erwarten Sie von uns, Serena Butler?

Ihre leidenschaftlichen Überzeugungen sind uns bekannt, aber wir sind Kogitoren, neutrale Philosophen. Deshalb lässt Omnius uns in Ruhe. Vor langer Zeit haben einige der Zwanzig Titanen unseren Rat gesucht, genauso wie einige Menschen aus der Liga. Wir bewahren grundsätzlich eine gerechte und ausgewogene Haltung.«

»Ihre Haltung ist grundsätzlich falsch«, gab Serena zurück. »Sie mögen sich für neutral halten, aber Sie sind in keiner Weise unabhängig. Ohne Ihre menschlichen Sekundanten würden Sie nicht lange überleben. Nur weil wir Menschen Ihre Weisheit schätzen, widmen diese Sekundanten ihre Zeit – und ihr Leben – dem aufopfernden Dienst an den Kogitoren, damit Sie ihre ›Neutralität‹ genießen können. Weder die Denkmaschinen noch die Cymeks haben jemals irgendetwas für Sie getan. Die Menschen brauchen Ihre Hilfe. Sie haben Möglichkeiten, die meinen Djihad-Soldaten verschlossen sind. Durch Ihre angebliche Neutralität können Sie Zugang zu Omnius und den Denkmaschinen erhalten. Sie können als Kogitoren zu ihnen sprechen und sie beobachten. Und Sie können uns vielleicht sogar verraten, wie wir ihre Herrschaft stürzen können.«

»Kogitoren arbeiten nicht als Spione«, beschied sie Vidad.

Serena hob trotzig den Kopf. »Das mag sein. Dennoch haben Sie Ihre lange Existenz den Menschen zu verdanken. Meine Existenz ist nur von kurzer Dauer, Vidad, während Sie auf zweitausend Jahre an Erfahrungen zurückgreifen können. Wenn Sie nichts von meinem Vorschlag halten, möchte ich Sie bitten, Ihren überlegenen Intellekt zu benutzen, um eine andere Möglichkeit zu finden, wie Sie uns helfen könnten.« Sie verschränkte die Arme. »Ich weigere mich zu glauben, dass diese Bitte Ihre Fähigkeiten übersteigt.«

»Serena Butler, Sie haben uns eine Menge zum Nachdenken gegeben«, sagte Vidad. Das Licht in seinem Konservierungsbehälter strahlte heller, genauso wie bei seinen Kollegen, als würden die körperlosen Gehirne intensive Gedankenarbeit leisten. »Wir werden über Ihre Bitte nachsinnen und angemessene Maßnahmen ergreifen.«

Serena wartete, weil sie hoffte, er würde noch mehr sagen, aber der Kogitor schwieg. »Sinnen Sie nicht zu lange nach,

Vidad. Jeden Tag fallen viele Menschen der Grausamkeit der Denkmaschinen zum Opfer. Wenn Sie einen Weg sehen, wie sich dieser Albtraum beenden lässt, müssen Sie so schnell wie möglich handeln.«

»Wir werden handeln, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist. Wir geben nicht unbedacht unsere Neutralität auf, aber Sie haben überzeugende Argumente vorgetragen, nachdem unsere loyalen Sekundanten bereits ähnliche Ideen vorgebracht haben.« Keats verneigte ehrfürchtig den Kopf, um sein Grinsen zu verbergen.

Serena verstand, dass das Gespräch beendet war, und machte sich auf den Rückweg durch die kühlen, gewundenen Korridore. Die Assistenten konnten kaum ihre Freude zügeln, als sie sie zum Schiff zurückführten.

»Wir wussten, dass die Priesterin des Djihad schaffen würde, woran wir gescheitert sind«, sagte Keats. »Der Große Patriarch tut recht daran, Sie zu verehren. Sie sind die Mutter und die Retterin der gesamten Menschheit.«

Serena runzelte unbehaglich die Stirn, weil sie so unverhofft zum Objekt der unverhohlenen Bewunderung wurde. »Ich bin nur eine Frau mit einer Mission. Mehr bin ich nie gewesen.« Murmelnd fügte sie hinzu: »Und mehr muss ich auch nie sein.«

89

Ein militärischer Befehlshaber, der es versäumt, eine Gelegenheit zu nutzen, macht sich eines Verbrechens schuldig, das der ausgemachten Feigheit gleichkommt.

General Agamemnon, *Neue Memoiren*

Nachdem die Titanen die düstere, wolkenverhangene Welt Bela Tegeuse als Grundstein ihres neuen Cymek-Imperiums konsolidiert hatten, verbrachten sie die nächsten Jahre damit, die Städte und die Bevölkerung nach ihren Vorstellungen umzugestalten. Die drei noch übrigen Titanen sowie Beowulf und mehrere verdiente Neos benutzten den Planeten als Basis, von der aus sie Feldzüge gegen Omnius' Update-Schiffe starteten oder nach Schwächen anderer Synchronisierter Welten suchten, um alles für die große Expansion vorzubereiten. Unterdessen wurde Bela Tegeuse zu einem sicheren Verteidigungsposten gegen den Allgeist und die Hrethgir.

Die Ankunft eines weiteren Cymek-Schiffs war eine Überraschung für sie. Es tauchte in die Wolkendecke ein und landete in der Nähe ihres Hauptquartiers, einem ovalen grauen Gebäude mit großen Türen und wenigen Fenstern.

Agamemnon und Juno, die in gewaltigen Laufkörpern auftraten, um die Bevölkerung zu beeindrucken, marschierten dem Neuankömmling entgegen, begleitet von einem Schwarm erst vor kurzem transformierter Neos.

Die mächtigen Maschinenkörper sammelten sich vor dem unbekannten Schiff, nachdem es auf der Landefläche des neu angelegten Raumhafens aufgesetzt hatte. Die Hülle des Gefährts brach auf, und eine ungewöhnliche, exotische Konstruktion trat hervor. Der Cymek-Körper war mit glitzernden Diamantplättchen besetzt, und kantige Flügel breiteten sich wie das Gefieder eines filigranen Kondors aus. Eine Galaxis aus optischen Fasern funkelte am Ende eines langen, segmentierten Halses.

Als Agamemnon die prächtige, extravagante Hülle sah, die dieser Cymek sich zugelegt hatte, wusste er, dass Xerxes trotz seiner zahlreichen Fehler mit einer Vermutung Recht behalten hatte. Er erkannte Hekate an den charakteristischen elektrischen Entladungen innerhalb des Gehirnbehälters.

Er richtete sich auf, bis er die Gestalt des funkelnden Drachen überragte. »Bei den Göttern! Schaut, was aus den Abfalleimern der Geschichte hervorgekrochen kommt! Es ist ein Jahrtausend vergangen, seit du es das letzte Mal gewagt hast, dich zu zeigen, Hekate.«

Juno fügte abfällig hinzu: »Es hätte auch etwas länger sein können.«

Hekate stieß ein schrilles Lachen aus. »Meine alten Freunde, habt ihr keinen besseren Verwendungszweck für eure überragenden Fähigkeiten und eure Langlebigkeit gefunden, als zehn Jahrhunderte lang nachtragend zu sein? Ich habe mich geändert, und ich verspreche, dass ich euch nicht enttäuschen werde.«

»Du warst von Anfang an nutzlos, Hekate. Wie könnten wir da von dir enttäuscht sein?« Juno trat an die Seite ihres Liebhabers. »Du bist vor langer Zeit vom Laufband der Geschichte gesprungen, und du kannst dir nicht vorstellen, wie viel sich seit der Ära der Titanen verändert hat.«

»Nun, es ist mir immerhin gelungen, mir viele hässliche und unangenehme Erlebnisse zu ersparen«, sagte Hekate. »Und ich musste mich nie der Knechtschaft des Allgeistes unterwerfen. Kann jemand von euch das Gleiche von sich behaupten? Vielleicht hättet ihr alle mit mir gehen sollen.«

Einige Bewohner von Bela Tegeuse hatten sich in verhältnismäßig sicherer Entfernung versammelt und bewunderten voller Erstaunen diese Konfrontation der gottähnlichen Maschinen, ohne die mentale und historische Auseinandersetzung zu verstehen, die ihren Horizont weit überstieg.

»Jetzt haben wir unsere Freiheit wiedergewonnen«, gab Agamemnon zu bedenken.

»Und zwar dank meiner Unterstützung. Ihr wärt jetzt nicht auf Bela Tegeuse, wenn ich dem hiesigen Allgeist kein nukleares Ei ins Nest gelegt hätte und wenn die Liga der Menschen nicht

so unfähig gewesen wäre, diese einzigartige Gelegenheit zu nutzen.« Sie erwähnte nicht ihren tödlichen Asteroiden, den sie an einem sicheren Ort versteckt hatte, und ihre sonstigen, weniger spektakulären Interventionen in den vergangenen Jahren. Seit ihrer Rückkehr hatte sie sich immer wieder in den Krieg eingemischt und Iblis Ginjo im Geheimen geholfen. Doch sie konnte noch mehr erreichen. Dazu mussten die anderen Titanen einiges von dem erfahren, was sie getan hatte. Sie hatte eine langfristige Vision, und der Vorschlag, den sie vorbringen wollte, mochte alles verändern und schließlich sogar den Kampf gegen Omnius beenden.

»Was willst du, Hekate?«, wollte Agamemnon wissen. »Warum bist du jetzt zurückgekehrt? Glaubst du, dass wir deine Hilfe brauchen?«

»Oder hast du nur unsere illustre Gesellschaft vermisst?«, fragte Juno mit einem verächtlichen Schnaufen. »Vielleicht hast du dich nach der langen Zeit einsam gefühlt.«

Hekate richtete den großartigen Drachenkörper auf und trat näher an die anderen heran. »Vielleicht habe ich beschlossen, dass die Zeit für ein paar Veränderungen gekommen ist.« Sie sprach in freundlichem, vernünftigem Tonfall. »Wir können entweder zusehen, wie der Krieg weitergeht, oder wir können eingreifen und etwas bewirken.«

Agamemnon brummte. »Ich glaube, dasselbe habe ich in den letzten tausend Jahren immer wieder gesagt, Hekate. Aber das kannst du nicht wissen, weil du ja nicht hier warst.«

»Doch nun haben sich die Titanen und Neo-Cymeks gegen die Denkmaschinen gestellt, genauso wie die Menschen. Warum gehst du kein Bündnis mit der Liga der Edlen ein, mein lieber Agamemnon? Es wäre nur zu deinem Vorteil.«

»Mit den Hrethgir? Hast du in der Einsamkeit den Verstand verloren?«

»Die Richtung dieses Gesprächs gefällt mir überhaupt nicht«, sagte Juno.

Hekate stieß einen Laut aus, der wie ein Schnauben klang. »Denk bitte nur einmal in deinem Leben wie ein richtiger General. Ihr und die Menschen steht einem gemeinsamen Feind gegenüber, der viel zu mächtig ist, als dass jemand ihn im Alleingang besie-

gen könnte. Doch wenn Cymeks und Hrethgir zusammenarbeiten würden, könnten sie sämtliche Inkarnationen des Allgeistes vernichten.« Ihre Vordergliedmaßen zuckten. »Danach könnt ihr euch gegenseitig vernichten, wenn es euch Spaß macht.«

Juno schnaubte verächtlich, während Agamemnon den Vorschlag kategorisch zurückwies. »Wir brauchen dich nicht für unseren Kampf, Hekate ... weder dich noch die Menschen. Damit würde ich nachträglich die Unverschämtheiten meines Sohnes Vorian legitimieren. Hier auf Bela Tegeuse habe ich viele loyale Neo-Cymeks, und in der Bevölkerung finden sich genügend Freiwillige, sodass wir mehr Kandidaten für die Konvertierung haben, als wir benötigen. Du bist nicht mehr auf dem Laufenden, Hekate. Zu viel ist geschehen, seit du uns verlassen hast.«

»Das wird mir allmählich klar«, sagte sie und simulierte einen Seufzer. »Seit ich fortgegangen bin, hat sich der große General Agamemnon in einen halsstarrigen Langweiler verwandelt, und die zwei noch übrigen Titanen folgen ihm blind, ohne einen einzigen eigenen Gedanken in ihren versteinerten Gehirnen hervorzubringen.« Sie machte kehrt und lief zu ihrem Schiff zurück. »Ihr wart nie imstande, ohne Tlalocs Hilfe die größeren Zusammenhänge zu erkennen.«

Der Cymek-General verstärkte seine Stimme, als er ihr nachrief: »Ich habe hier mein eigenes Imperium begründet, in dem ich keine Menschen brauche – außer als Rohmaterial für neue Cymeks! Ich werde die Ära der Titanen wiederauferstehen lassen. Die Menschen der Liga verfolgen ihre eigenen Pläne – sie würden sich gegen mich wenden, sobald Omnius vernichtet ist!«

»Aber nur, weil du nichts Besseres verdient hast.« Hekate bestieg das Shuttle, das sie zu ihrem künstlichen Asteroiden zurückbringen würde. Trotzig rief sie: »Wie ich sehe, werde ich auf meine eigene Art kämpfen müssen, ganz gleich, ob die anderen Titanen mich akzeptieren oder nicht. Auch wenn du das Potenzial nicht siehst, Agamemnon, ich werde mich nicht von meiner Mission abbringen lassen.«

Sie verschloss das Schott des Transportschiffs und ließ es von der vernarbten Oberfläche von Bela Tegeuse abheben.

Jetzt würde Hekate ohne sie tätig werden, und alle würden es sehen.

165 V.G.

37. Jahr des Djihad

Ein Jahr nach Serenas Hessra-Mission

90

Im Krieg sind wir häufig gezwungen, mehr zu geben, als wir besitzen.

Serena Butler, Zimia-Kundgebungen

Im siebenunddreißigsten Jahr von Serena Butlers Djihad brauchte Aurelius Venport drei Wochen, um in einem konventionellen Raumschiff von Kolhar nach Salusa Secundus zu reisen. Obwohl er eine Handelsflotte besaß, die aus über hundert Raumfaltschiffen bestand, war die Technik immer noch zu riskant für den Personentransport. Deshalb zog er die sicheren und bewährten Reisemethoden vor, statt sich einem seiner eigenen schnellen Schiffe anzuvertrauen.

Zuerst flog er nach Rossak, wo er an Bord eines kommerziellen Passagierraumers ging, der von einer der Raumstationen im Orbit nach Salusa Secundus aufbrach. Das Tempo auf beiden Strecken kam ihm träge und quälend langsam vor.

Als er aus dem Passagierschiff in die Hitze des salusanischen Sommers trat, verspürte Venport zunächst die gewohnte Desorientierung, die der Anpassung an eine neue Umgebung vorausging. Er hatte geschäftlich in der ganzen Liga und auf einer Hand voll Unverbündeter Planeten zu tun. Manchmal war es auf der ersten Station einer Reise Frühling, während kurz darauf Winter auf einer anderen Welt herrschte.

In Zimia war es erstaunlich warm, und die Hügel der Umgebung waren braun und ausgedörrt. Während er auf einen Ven-Kee-Wagen wartete, der ihn zum lokalen Hauptquartier der Firma bringen sollte, bildeten sich Schweißtropfen auf seiner Stirn. Er hatte nicht damit gerechnet, dass sich sein Fahrer verspäten würde.

Er war überrascht, als neben ihm eine lange, schwarze Staatskarosse hielt. Die Hintertür glitt auf. Drinnen erkannte er Serena Butler, die ihn mit neutraler Miene ansah. »Fahren Sie mit mir, Direktor Venport. Wir haben Ihren bestellten Wagen zurückge-

halten, damit Sie und ich die Gelegenheit zu einem Gespräch erhalten.«

Ein Schauder lief ihm über den Rücken. »Natürlich, Priesterin.« Er hatte noch nie zuvor persönlich mit dieser bedeutenden Frau gesprochen, aber er sagte sich, dass diese Begegnung höhere Priorität als alle seine sonstigen Verpflichtungen hatte. »Welchem Umstand habe ich diese Ehre zu verdanken?«

»Einer Angelegenheit, die von lebenswichtigem Interesse für den Djihad ist.« Sie lächelte und bedeutete ihm, ihr gegenüber im Wagen Platz zu nehmen. »Und ein möglicher Verrat.«

Er zögerte, doch dann stieg er ein und wischte sich über die Stirn. »Verrat?« Die Tür glitt zu, und er spürte einen angenehmen frischen Luftzug. Seine Überraschung und sein Unbehagen steigerten sich noch. »Ich muss zunächst einen anderen Geschäftstermin mit einem pharmazeutischen Konkurrenten verschieben. Darf ich mir die Freiheit erlauben, meinen Partner zu kontaktieren?«

Serena schüttelte den Kopf und sah ihn mit intensivem Blick an. In ihren lavendelfarbenen Augen standen viele Fragen. »Wir haben dieses Treffen bereits abgesagt – und Sie sollten uns dafür danken. Nach Yorek Thurrs Informationen hatte Ihr Konkurrent die Absicht, Sie zu erpressen, damit Sie ihm finanzielle Konzessionen machen. Er war nie daran interessiert, seine Pharmafirma zu verkaufen.«

»Erpressung?« Venport zuckte herablassend die Achseln. Er wusste, dass er sich keine Schwächen erlaubt hatte, die ihn erpressbar machten. »Ihre Spione müssen sich irren.«

»Sie irren sich nicht.« Serena beugte sich vor, als der Wagen anfuhr. »Wir sind uns der Aktivitäten von VenKee Enterprises auf Kolhar bewusst. Wir wissen, dass Sie eine Flotte neuartiger Schiffe gebaut haben – die nach unseren zuverlässigen Berichten eine bemerkenswert schnelle Raumfahrttechnik benutzen, viel schneller als alles, was der Armee des Djihad zur Verfügung steht. Ist das richtig?«

»Ja ...« Venport versuchte sich keine Beunruhigung anmerken zu lassen. Er fragte sich, wie genau sie über die Werften und die Raumfalttriebwerke Bescheid wusste. Er erinnerte sich noch gut daran, wie viele Menschen im Verlauf der großen Säube-

rungsaktionen der vergangenen Jahrzehnte der Kollaboration mit den Denkmaschinen angeklagt worden waren, also war es unklug, das Misstrauen von Serena Butler oder der Djipol zu erregen. »Ich bin Geschäftsmann, Madam. Ich investiere, ich entwickle patentierte Technologien. Und ich muss dafür sorgen, dass solche Informationen nicht ...«

Serenas Miene war eiskalt, und er erkannte, wie tief ihr Zorn in ihr verwurzelt war. Er verstummte abrupt.

»Wir befinden uns im Krieg mit dem größten Feind, der jemals die Menschheit bedroht hat, Direktor. Wenn Sie eine militärisch nutzbare Technologie entwickelt haben, wie können Sie sie dann unseren tapferen Kämpfern vorenthalten? Der Djihad-Rat vertritt den Standpunkt, dass die Zurückhaltung eines potenziellen technischen Durchbruchs – worum es sich bei diesen Schiffen zu handeln scheint – den Tatbestand des Verrats erfüllt.«

Während das Bodenfahrzeug seinen Weg fortsetzte, bemühte sich Venport zu verstehen, worum es ging. »Verrat? Das ist lächerlich! Niemand vertritt die Interessen der Menschheit nachhaltiger als ich. Meine Spenden haben sich inzwischen zu einem Betrag von ...«

Serena hob die Augenbrauen. »Trotzdem haben Sie eine viel versprechende Technik für sich behalten. Keine sehr überzeugende Demonstration Ihrer Loyalität.«

Er beruhigte sich mit einer Methode, die Norma ihm beigebracht hatte, und nahm tiefe Atemzüge, während er sich bildlich einen Weg durch die Situation vorzustellen versuchte. »Priesterin Butler, sie ziehen voreilige Schlussfolgerungen, die nicht gerechtfertigt sind. Es ist wahr, dass ich eine große Werftanlage auf Kolhar errichtet habe. Wir haben ein paar Schiffe produziert und experimentieren mit einer neuen Raumfahrttechnik, die es den VenKee-Einheiten erlaubt ... ohne die Verwendung herkömmlicher Antriebsmethoden zu reisen.« Er breitete die Hände aus. »Die technischen Details sind mir nicht vertraut. Meine Frau Norma Cenva hat das Prinzip ausgearbeitet. Es basiert auf einer Modifikation der Holtzman-Gleichungen.«

»Auf meine Anweisung hat Iblis Ginjo die Unterlagen von VenKee geprüft und Ihre Transaktionen zurückverfolgt. Wie es

scheint, bauen Sie seit mehr als zehn Jahren an dieser Werft und diesen Schiffen. Inzwischen sollten Sie ausreichend Gelegenheit gehabt haben, den Djihad-Rat über Ihre Arbeit zu informieren. Ist Ihnen nicht bewusst, welch entscheidende Rolle diese Technik bei unseren Kriegsbemühungen spielen könnte?«

Serena schüttelte den Kopf, als hätte er sie überhaupt nicht verstanden. »Ist Ihnen nicht klar, worum es hier geht, Direktor Venport? Diese Schiffe wären von großem Vorteil für die Armee des Djihad! Wir könnten den Synchronisierten Welten einen entscheidenden Schlag versetzen. Wir hätten endlich die Chance, den Sieg zu erringen, bevor unser Volk einfach den Kampf aufgibt. Seit Jahren demonstrieren immer mehr Menschen für den Frieden.«

Venport runzelte die Stirn. »Aber die Technik ist noch nicht für einen großmaßstäblichen Einsatz bereit. Die Reise mit den neuen Schiffen ist immer noch extrem gefährlich. Die Navigationssysteme sind nicht zuverlässig. Es stimmt, dass sie über eine völlig neuartige Antriebstechnik verfügen, aber unsere Verlustrate ist unvertretbar hoch. Immer wieder kommt es zu Katastrophen, die auf ungenaue Navigation zurückzuführen sind. Fehler in den Kursangaben können die Raumfaltschiffe ins Innere von Sonnen oder bewohnten Planeten steuern, unterwegs gibt es zahllose Hindernisse. Die meisten unserer Testpiloten weigern sich nach ein oder zwei Flügen, erneut eins der Schiffe zu besteigen.« Er fügte statistische Angaben über Schäden und Verluste hinzu. »Ich selbst bin nicht gewillt, mich diesen Schiffen anzuvertrauen.«

»Wie ich hörte, benutzen Sie die neuen Schiffe seit über einem Jahr für kommerzielle Flüge. Ist das wahr?«

»Nur zu Testzwecken. Unsere Verluste sind ...«

Sie schnitt ihm das Wort ab. »Wenn Sie Piloten finden, die bereit sind, das Risiko einzugehen, Direktor Venport, meinen Sie nicht, dass ich genügend freiwillige Djihadis für militärische Missionen finden werde? Ist Ihre Verlustrate höher als die Opfer, die wir bei einer Offensive gegen eine Synchronisierte Welt zu erwarten haben?«

Er reagierte mit zunehmender Beschämung auf die Tatsache, dass er nicht früher über diesen Aspekt nachgedacht hatte.

Seine Aufmerksamkeit hatte sich mehr auf seinen wirtschaftlichen Profit als auf militärische Erfolge gerichtet.

»Solche Schiffe könnten uns ein wichtiges Überraschungsmoment gegen den Feind verschaffen«, fuhr sie mit noch mehr Leidenschaft fort. »Sie würden uns in die Lage versetzen, Kriegsberichte und Geheimdienstinformationen schneller zu übermitteln. Wir könnten unsere Truppen und Ausrüstung viel schneller als je zuvor bewegen, was uns bedeutende taktische und strategische Vorteile einbrächte. Ist das nicht mehr als genug, um die Personaleinbußen zu rechtfertigen, falls wir ein paar Schiffe verlieren?«

»Es sind ... mehr als nur ein paar Schiffe, Priesterin.«

Serena blickte aus dem Seitenfenster auf die hohen Gebäude von Zimia. »Wir wurden in einen offenen Krieg gegen Omnius hineingezogen, der bereits Jahrzehnte anhält, Direktor, und ein großer Teil unseres Volkes hat schon die Motivation verloren. Letztes Jahr habe ich mich zur abgelegenen Welt der Elfenbeinturm-Kogitoren begeben, in der Hoffnung, sie könnten uns bei unserem Kampf unterstützen, aber bisher haben wir keine Reaktion von ihnen. Ich befürchte, sie werden uns weiterhin im Stich lassen.« Sie drehte ihm den Kopf zu, und ihre Augen durchbohrten ihn wie Laserstrahlen. »Ich gehe davon aus, dass Sie nicht genauso entscheiden, Direktor Venport.«

Er wusste, dass sie sich nicht von ihrer Meinung abbringen ließ. »Vielleicht könnten wir einen Vertrag aushandeln, der uns Exklusivität und Vertraulichkeit garantiert, Priesterin. Wir erlauben die militärische Verwendung des neuen Holtzman-Antriebs, solange die Pläne nicht in die Hände eines anderen Geschäftsmanns fallen ...«

»Unsere Ingenieure würden die Pläne natürlich gerne studieren, aber es würde zu lange dauern, bis wir eine komplette neue Flotte für unsere Armee gebaut hätten.« Sie lächelte ihn ruhig an. »Wie viele Schiffe besitzen Sie zur Zeit, und wann können wir beginnen, sie zu Djihad-Kriegsschiffen umzurüsten?«

Venport atmete ein paarmal tief durch und fragte sich, ob sein geschäftliches Imperium kurz vor dem Zusammenbruch stand. »Unsere Handelsschiffe, Priesterin Butler, sind lediglich zum Frachttransport und nicht für den Kampf geeignet.«

Sie hob abwehrend die Hand. Der Djihad war nun schon so lange ihr bedeutendster Lebenszweck gewesen, dass sie nichts anderes mehr gelten ließ – weder für sich noch für andere. »Ich bin überzeugt, dass unsere Ingenieure die nötigen Anpassungen vornehmen können. Ihre Werftanlagen stehen bereits auf Kolhar – weitab von den großen Raumfahrtrouten und leicht zu sichern. In strategischer Hinsicht eine gute Wahl.«

Er kämpfte gegen das Gefühl der Hilflosigkeit an, das sich in ihm ausbreitete. »Priesterin, bitte verstehen Sie, dass ich zur Finanzierung der Werft und des gesamten Unternehmen gezwungen war, Hypotheken auf den gesamten Besitz von VenKee aufzunehmen. Dies ist das teuerste Projekt in der Geschichte meiner Firma. Wir sind kaum in der Lage, unsere Kredite abzubezahlen. Ihr Vorschlag würde uns vollständig ruinieren.«

Serena war offensichtlich enttäuscht, weil er nicht in größeren Zusammenhängen zu denken bereit war. »Aurelius Venport, wir alle mussten große Opfer für den Djihad bringen, manche von uns mehr als andere. *Jeder* Mensch wird ruiniert sein, wenn wir diesen Krieg verlieren.« Sie seufzte. »Wenn Sie einen anderen Vorschlag haben, wie wir Ihre Flotte ohne Verzögerung nutzen können, finden wir vielleicht eine Möglichkeit, Ihre Einbußen zu kompensieren und Ihre Gesamtschulden zu reduzieren. Aber diese Frage ist im Augenblick nicht so wichtig, nicht wahr?«

Für ihn war sie extrem wichtig, aber die Priesterin ging völlig in ihren Ideen auf. Venport sah keine Möglichkeit, wie er sie auf höfliche Weise davon abbringen könnte. Wenn sie wollte, konnte Serena ihre Macht einsetzen und seine Werft einfach von ihren Soldaten besetzen lassen. Oder wenn man den Gerüchten Glauben schenken konnte, würde sie die Djipol beauftragen, ihn unauffällig aus dem Weg zu räumen.

Wenn er bei geschäftlichen Verhandlungen in eine Ecke gedrängt wurde, hatte Venport die Erfahrung gemacht, dass es das Beste war, sachlich und gleichzeitig unverbindlich zu bleiben, damit sich das Problem eine Weile abkühlen konnte. »Ich brauche etwas Zeit, um darüber mit meinen Geschäftspartnern zu diskutieren und einen Vorschlag auszuarbeiten. Dazu müssen viele Faktoren berücksichtigt werden. Ich habe zahlreiche Investoren und finanzielle Verantwortlichkeiten, die ...«

Serenas Blick war eiskalt. Das Fahrzeug hielt an, die Tür glitt auf, und ein Schwall heißer, feuchter Luft drang herein. »Wir sind in der Lage, nötigenfalls Gesetze zu ändern, um es Ihnen zu ermöglichen, die richtige Entscheidung zu treffen, Direktor Venport.«

»Trotzdem ... bitte erlauben Sie mir, nach Kolhar zurückzukehren und eine Lösung zu finden, mit der alle Beteiligten zufrieden gestellt sind.«

»Bitte tun Sie das, Direktor. Aber ich werde keine Geduld für Verhandlungen aufbringen, deren einziger Zweck darin besteht, Ihre Gewinnspannen zu erhalten. Lassen Sie mich nicht zu lange warten.«

»Ich verstehe. Ich werde mich mit höchster Dringlichkeit um diese Angelegenheit kümmern.«

»Also werde ich den Djihad-Rat informieren, dass uns die neue Technologie demnächst zur Verfügung steht.«

Serenas Fahrerin, eine Seraph in weißem Gewand, blickte mit unbewegter Miene geradeaus, als wäre sie aus Stein gemeißelt. Die Priesterin des Djihad signalisierte der Frau, das Fahrzeug zu wenden und zum Raumhafen von Zimia zurückzukehren. Venport hatte sich nicht einmal eine Stunde auf Salusa Secundus aufgehalten.

»In der Zwischenzeit«, sagte Serena, »werde ich eine Delegation von Offizieren und militärischen Beratern nach Kolhar schicken, damit sie sich die Werften ansehen.«

91

Menschliche Zivilisationen florieren im Krieg. Wenn dieses Element fehlt, kommt es zur Stagnation.

Erasmus, *Erasmus-Dialoge*

Nass vom Sommerregen marschierte Vorian Atreides durch den Mittelgang im Parlamentssaal und sah Xavier und Serena Butler, die bereits in der Nähe der Rednerbühne standen und sich angeregt unterhielten. Abgesehen von diesen drei Menschen war der riesige Saal leer. Vor grinste, als er sich näherte. Diese beiden waren seine engsten Freunde und ungefähr in seinem Alter, auch wenn er wesentlich jünger aussah.

Gehen wir wirklich schon auf die sechzig zu?

Als Serena ihn bemerkte, winkte sie ihn herbei. Es tat gut, sie einmal allein zu sehen, wenn sie nicht von all ihren weiblichen Wächtern umringt – erdrückt – wurde.

Vor nahm einen tiefen Atemzug und erinnerte sich an den warmen, sauberen Regen. Seine feuchten Schuhe quietschten bei jedem Schritt, und das Echo des Geräusches hallte durch den Saal. Er fand, dass dieser Ort ein seltsamer Treffpunkt für die drei war.

Wie gewöhnlich machte Xavier einen besorgten Eindruck, obwohl seine militärische Disziplin, die er sich im jahrzehntelangen Dienst angeeignet hatte, ihm dabei half, seine Emotionen unter Kontrolle zu halten. Er war so ein ernster Mann! Als Vor seinem Freund die Hand schüttelte und ihm auf den Rücken klopfte, warf Xavier der berühmtesten Frau des bekannten Universums einen irritierten Seitenblick zu.

Sie trat zurück in die geodätische Sprechermulde und aktivierte die Verstärker. Kurz darauf wurde ihr Bild auf die Innenwände projiziert, das Bild der verehrten Priesterin, die segnend wie eine Göttin auf ihr Volk herabblickte.

Xavier setzte sich auf einen Platz in der ersten Reihe, und Vor ließ sich neben ihm nieder. Er warf lässig seinen feuchten Mantel über einen anderen Stuhl. »Was ist los? Was hat sie vor?«

Xavier seufzte und schüttelte den Kopf. »Wieder eine neue Idee.« Er saß kerzengerade da und blickte zu Serenas Bild auf. Vor schürzte die Lippen, nickte anerkennend und dachte an das, was sie schon alles erreicht hatte. Sie trat wie eine Königin auf, eine elegante Frau mit einer Spur jener Hochmütigkeit, die unter Aristokratinnen häufig zu finden war. Ihr Bild schien direkt auf die zwei Armada-Offiziere zu blicken, wie eine übergroße lebendige Version von ihr.

»Willkommen, meine Herren«, sagte sie über das Lautsprechersystem. Ihre Worte hallten durch den großen Saal. »Ich komme mir vor, als wäre ich wieder neunzehn und würde zum ersten Mal zum Parlament sprechen. Es ist kaum zu glauben, wie viel Zeit seitdem vergangen ist, wie viel seitdem geschehen ist.«

»Du bist immer noch wunderschön.« Vor hob die Stimme, damit sie ihn hören konnte.

Xavier schien trotz seiner unerklärten Missbilligung dasselbe zu denken, auch wenn er nicht dazu neigte, solche Dinge unbedacht auszusprechen. Vor langer Zeit hatte Serena sich von der Zuneigung beider Männer abgewandt, und sie alle hatten sich in unterschiedliche Richtungen weiterentwickelt. Der Djihad war ihnen dazwischengekommen. Vor runzelte wehmütig die Stirn und dachte an Leronica Tergiet auf Caladan. Er hätte ihr längst einen Brief schreiben sollen, obwohl sie ihn mittlerweile vermutlich schon vergessen hatte. Vielleicht sollte er ihr beim nächsten Mal ein extravagantes Paket schicken ... Er war überzeugt, dass er mit ihr ein gutes Leben hätte führen können, aber er hatte diese Frau aus demselben Grund verloren: wegen des Djihad.

Nun waren die drei wieder zusammengekommen, und trotz ihrer unterschiedlichen Entwicklungen waren sie im Kern ihres Wesens gleich geblieben. Als Vor Serena betrachtete, sah er sie immer noch genauso wie damals, als er ihr in Erasmus' Villa begegnet war. Sie hatte ihm keinerlei Respekt entgegengebracht, obwohl er die Stellung eines Trustees bekleidet hatte. Er schmunzelte bei der Erinnerung, wie sie sich als einfache Haussklavin aufgeführt hatte! Schon damals hatte er ihre Stärke bewundert ... und später hatte sie all ihre Kraft gebraucht, um die schrecklichen Ereignisse zu überleben, die ihr an jenem Ort widerfahren waren.

»Ich habe euch herbestellt, weil wir über eine äußerst wichtige Entwicklung reden müssen«, sagte sie. Doch als sie über das Pult auf die beiden Männer blickte, erkannte Vor eine auffällige Härte an ihr, eine störrische Haltung des Kinns.

»Jetzt kommt's«, sagte er leise zu Xavier.

Unvermittelt schaltete Serena die Verstärker ab und lief zu den Primeros hinüber. »Hier wurde ein neues Lautsprechersystem installiert. Ich wollte es vor der morgigen Sitzung testen. Iblis hat mir bei der Stimmkontrolle geholfen, damit ich die maximale Wirkung auf das Publikum ausübe. Wie war meine Intonation?«

Vor spendete ihr mit spöttischer Miene Applaus, doch aus dem Augenwinkel sah er, dass sein Freund nicht lachen konnte. »Gut genug für deine Ankündigung«, sagte Xavier.

»Es gibt wirklich etwas sehr Wichtiges, worum ich euch beide bitten möchte«, sagte sie. »Die Firma VenKee Enterprises hat eine Flotte von Sternenschiffen gebaut, die praktisch ohne Zeitverlust den Raum überwinden können.« Sie schnippte mit den Fingern. »Stellt euch das mal vor! In diesem Moment befindet sich ein solches Raumfaltschiff über Salusa Secundus, und im nächsten lässt es eine Djihad-Streitmacht auf Corrin los. Wir können Omnius einen schweren Schlag versetzen, uns zurückziehen und unmittelbar darauf in einem ganz anderen Sonnensystem zuschlagen. Der Djihad könnte innerhalb weniger Wochen vorbei sein!«

Vor sog den Atem ein, als ihm die Bedeutung dieser Ankündigung bewusst wurde. Pfeifend stieß er die Luft wieder aus. »Warum wurden wir nicht früher darüber informiert?«

»Aurelius Venport hat die Technologie streng geheim gehalten, angeblich, weil er die Navigationssysteme noch verbessern musste. Doch nach unseren Informationen hat er die neuen Schiffe seit über einem Jahr für Handelsflüge eingesetzt.« Serena setzte sich vor den beiden Männern auf eine Stufe. »Wir müssen einen Weg finden, diese Schiffe in den Dienst der Armee des Djihad zu stellen.«

»Frachter sind etwas anderes als Kriegsschiffe«, sagte Xavier. »Einer neuen Technik begegne ich so lange mit Misstrauen, bis sie sich im Kampf bewährt hat.«

Vor war optimistischer. »Dann wollen wir sie testen, mein guter Freund.«

Serena nickte mit ernster Miene. »Direktor Venport hat mich vor einem nicht unerheblichen Prozentsatz katastrophaler Fehler gewarnt, aber ich bin mir sicher, dass wir dieses Problem lösen können. Die meisten Flüge verlaufen erfolgreich. Wenn wir die unvermeidlichen Verluste verantworten können, dürfte es trotzdem genug sein, um die Maschinen ein für alle Mal zu besiegen. Unser Sieg auf Ix hatte letztlich einen sehr hohen Preis, aber bereits jetzt haben wir enorm vom Nutzen der industriellen Anlagen profitiert. Mit den neuen Raumschiffen werden die Risiken sogar geringer als im Fall Ix sein.«

Xavier kratzte sich nachdenklich am Kopf. »Wir verlieren immer einen gewissen Prozentsatz unserer Streitkräfte. Auf lange Sicht wird die Zahl der Todesopfer durch die Geschwindigkeit und Effizienz der neuen Schiffe reduziert ... wenn wir den Krieg schneller beenden können.«

»Kurzfristig wird es wahrscheinlich zu höheren Verlusten kommen, und die Familien der toten Soldaten werden unsere Entscheidung in Frage stellen.« Vor fuhr sich mit den Fingern durch das feuchte Haar. »Trotzdem glaube ich, dass du Recht hast, Serena. Es ist eine harte Entscheidung, aber es scheint die beste zu sein.«

»Kalkulierte Projektionen spiegeln nicht immer die Realitäten einer Kampfsituation wider«, warnte Xavier.

»Du hast dich doch sonst nie gescheut, Risiken einzugehen«, warf Vor ein.

»Es gibt Risiken, aber es gibt auch *Risiken*. Ich habe Entscheidungen getroffen, die viele Menschenleben gekostet haben, in Situationen, in denen wir mit dem Rücken zur Wand standen und keine anderen Möglichkeiten mehr hatten. Das hier ist etwas anderes.« Er seufzte. »Ich will diese Raumfaltschiffe mit eigenen Augen sehen.«

»Wann inspizieren wir diese Superschiffe?«, fragte Vor und sprang auf.

Serena verschränkte die Arme. »Ich möchte, dass ihr beide unverzüglich mit einem großen Kontingent von Djihad-Ingenieuren nach Kolhar aufbrecht. Ihr werdet das Kommando über

Venports Werft übernehmen und alle seine Raumfaltschiffe zu militärischen Einheiten umrüsten. Er besitzt über hundert davon. Nehmt zwei Divisionen mit, um die neuen Prioritäten durchzusetzen, und schützt Kolhar vor potenziellen Angriffen der Maschinen.«

»Und du bist dir sicher, dass Venport kooperieren wird?« Xavier blieb skeptisch.

Serena wirkte fest entschlossen. »Wir können es uns nicht mehr erlauben, ihm die freie Wahl zu lassen. Es geschieht zum Wohl des Djihad. Oder würde er lieber Geschäfte mit Omnius machen?«

»Im Krieg gibt es keine Garantien«, sagte Xavier. »Nur Tod und Vernichtung, gefolgt von noch mehr Tod und Vernichtung.«

Vor wusste, dass er eher den Eindruck eines jugendlichen Nachwuchsoffiziers machte als den eines kampferfahrenen Primero. »Pass auf, dass du nicht zum grantigen alten Mann wirst, Xavier.«

»Ich bekenne mich schuldig«, sagte er mit einem gepressten Lächeln. Gemeinsam verließen die Männer den Saal, um mit den Vorbereitungen zu beginnen.

92

Was macht einen großen Helden aus? Selbstloses Handeln, sagst du. Ja, aber das ist nur eine Dimension, die von den meisten Menschen gesehen wird und die in die Kristalle der historischen Chroniken eingeht. Die Umstände müssen richtig sein, damit ein Held tätig werden kann; er muss von einer epischen Flut großer Ereignisse getragen werden, damit er auf der menschlichen Wellenkrone reiten kann. Der Held, vor allem jener, der überlebt, ist ein Opportunist. Er erkennt eine Notwendigkeit, er füllt sie aus und erzielt einen beträchtlichen Gewinn. Selbst tote Helden erzielen einen Gewinn.

Zufa Cenva,
Erinnerungen an den Djihad

In einem Raumhafentower auf der Hochebene von Kolhar ging Aurelius Venport auf und ab. Er beobachtete die Fluglotsen an ihren Instrumenten und überflog immer wieder selbst die Anzeigen, auf der Suche nach einem Hinweis auf das erwartete Schiff. Einer der schnellen Raumfaltfrachter sollte jeden Augenblick zurückkehren. Jedes Mal, wenn die Risikopiloten die Holtzman-Triebwerke aktivierten, bestand die nicht unerhebliche Möglichkeit, dass das Schiff verloren ging.

Draußen strahlte der Himmel in blassblauem Licht, doch in seinem Geist zogen Gewitterwolken auf. Auf dem Rückflug von Salusa Secundus hatte er für einen kurzen Moment überlegt, ob er seine Zelte auf Kolhar abbrechen sollte, um das gesamte Projekt auf einem unbekannten und unbewohnten Planeten neu aufzubauen.

Doch eine hartnäckige innere Stimme warnte ihn, dass Serena Butler sich am Ende auf jeden Fall durchsetzen würde, ganz gleich, was Venport unternahm, dass sie ihn wiederfinden und ruinieren würde, wenn er ihr Widerstand leistete. Sein

Leben, sein Lebensunterhalt, seine Erfolge ... alles, wofür er gearbeitet hatte, wäre verloren, wenn sie die Werft einfach beschlagnahmte. Wahrscheinlich würde man ihn sogar des Verrats anklagen, obwohl er der Priesterin des Djihad erklärt hatte, warum er die Existenz seiner Raumfalttechnologie nicht früher offenbart hatte. Er seufzte. Er war ganz ihrer Meinung, dass jeder einen angemessenen Beitrag zu den Kriegskosten leisten sollte, doch die Priesterin ging unbeschwert davon aus, dass jeder *alles* für ihren Feldzug opfern sollte. Venport musste zusehen, dass er mit ihr einen Kompromiss schließen konnte. Ihm standen die schwierigsten Verhandlungen seines Lebens bevor.

Und er wusste auch, dass Serena keine Zeit verlieren würde. Ihre Truppen würden bald auf Kolhar auftauchen. Sehr bald.

Auf der Suche nach einer angemessenen Lösung wandte er sich mit dem Problem an Norma und Zufa Cenva, nachdem er auf die kalte, öde Welt zurückgekehrt war. Doch die Höchste Zauberin hatte ihm nur wenig Verständnis entgegengebracht. »Aurelius, du hast noch nie genug Selbstlosigkeit an den Tag gelegt, um uns zu helfen, den Djihad zu gewinnen. Wenn jeder Mensch bereit wäre, sein Leben zu opfern, sich mit all seinen Fähigkeiten dem Kampf zur Verfügung zu stellen, hätten wir Omnius schon vor langer Zeit vernichtet.«

»Ist dein ganzes Universum nur in Schwarz und Weiß aufgeteilt?«, hatte er sie enttäuscht gefragt. »Ich dachte, das wäre eine buddhislamische Ansicht.«

Zufa blieb spröde. »Dein Sarkasmus in allen Ehren, aber ist der Djihad nicht viel wichtiger als der Profit eines Händlers? Deine Schiffe können den Ausgang des Krieges entscheiden und Milliarden Menschenleben retten, indem wir den Konflikt wie einen bösartigen Tumor herausschneiden. Man wird dich für deinen großzügigen Einsatz als Helden verehren und als großen Patrioten bewundern.«

»Ich werde ein Held ohne Geld sein.«

Norma hatte eine warme schlanke Hand auf seinen bloßen Arm gelegt. »Aurelius, ich hatte von Anfang an die Vision, dass meine Raumfalttriebwerke für den Kampf gegen Omnius genutzt werden. Als ich mit der Arbeit für den Weisen Holtzman begann, war es mein Auftrag, Mittel zur Kriegsführung zu ent-

wickeln.« Ihr Gesicht verstrahlte Schönheit und Aufregung, ihre Augen leuchteten, und er spürte, wie sich seine Aufsässigkeit legte. »Wenn unsere Triebwerke der Armee des Djihad zum Sieg verhelfen, können wir sie ihr auf keinen Fall verweigern.«

Zufa bedachte ihn mit einem spöttischen Lächeln. »Und was ist mit *deinem* Universum, Aurelius? Ergehst du dich ebenfall in der Schwarzweißmalerei? Siehst du eine andere Lösung?«

Er sah sie mit einiger Überraschung an. Er hatte viele Jahre damit verbracht – nein, damit *verschwendet* –, diese Frau zu lieben. Obwohl sie ihn verachtet hatte, wusste er, dass sie jederzeit ihr Leben zum Wohl der Gesamtheit opfern würde. Er konnte ihr nichts vorwerfen.

Norma tröstete ihn. »Eines Tages werden wir den finanziellen Profit einstreichen – doch zuerst müssen wir den Krieg gewinnen.« Ihr Lächeln ließ all seine Zweifel schwinden.

Mit einem tiefen resignierten Seufzer sagte Venport: »Ja, es wäre nicht schlecht, wenn Adriens Enkelkinder etwas davon haben.«

Seit der Djihad-Rat auf ihr Projekt aufmerksam geworden war, hatte Venport die Aktivitäten seines Unternehmens noch gesteigert. Rund um die Uhr schickte er Raumfaltschiffe zu Liga-Welten und Unverbündeten Planeten und konzentrierte sich auf die gewinnträchtigsten Routen und Waren. Er bewegte so viel Melange und Medikamente, wie er konnte, schloss Partnerverträge ab, um unverderbliche Güter einzulagern, und brachte seine Einkünfte in Sicherheit, damit VenKee Enterprises den bevorstehenden Verlust der Werft überleben würde.

Da sich die Risiken summierten, musste er seinen Piloten immer mehr zahlen, und nur die verzweifeltsten Existenzen waren noch bereit, die Raumfaltschiffe zu fliegen. Doch in den alten Zeiten auf der Erde war es auch für die Kapitäne von Segelschiffen eine beträchtliche Gefahr gewesen, die Ozeane zu überqueren. Viele waren auf hoher See verloren gegangen, an Riffen gestrandet oder im Sturm untergegangen. In der Raumfahrt war es im Prinzip nicht anders.

Nun hörte er den Widerhall seiner Schritte, als er im Tower auf und ab ging und auf das nächste Schiff wartete, das nach Kolhar zurückkehren sollte.

»Ich registriere ein ankommendes Schiff am äußersten Rand des Systems«, meldete Yuell Onder und tippte auf den Bildschirm. Sie trug die übliche braune Uniform der Fluglotsen mit dazu passender Mütze. »Aber die Daten sind etwas seltsam. Es sind mehrere Ortungsecho ... es ist mehr als nur ein Schiff.«

Verdammt!, dachte Venport. *Ein Schiff, das sich in seine Einzelteile zerlegt hat.*

»Machen Sie sich bereit, eventuelle Trümmer abzuschießen, die in die Atmosphäre eindringen«, sagte ein anderer Fluglotse.

»Warten Sie, die Einheiten folgen einem gezielten Kurs«, sagte Onder. »Raumschiffe mit Standardtriebwerken.« Ihr Bildschirm zeigte rot hervorgehobene Flugbahnen. Sie stieß einen Pfiff aus. »Das sieht nach einer kompletten Flotte aus. Sie müsste in wenigen Stunden den Orbit erreichen.«

»Denkmaschinen?«, fragte ein jüngerer Techniker, der vor Schreck blass wurde. »Eine Streitmacht, die Kolhar übernehmen will?«

»Sehen Sie sich das hier an«, sagte Onder und zeigte auf ihre Ortungsdaten. »Das sind eindeutig die Profile von Djihad-Ballistas.«

Venport nickte. »Serena Butler hat sie geschickt.«

* * *

In Begleitung zweier Zauberinnen von Rossak, die als Wächterinnen fungierten, wartete Venport auf die Vertreter der Djihad-Armee, die jeden Augenblick vom Kriegsschiff auf die Landefläche treten würden. Er versuchte seine Besorgnis zu verdrängen, aber sie hielt sich hartnäckig wie ein übler Geschmack im Mund. Nur einer der riesigen Ballistas war auf dem industriellen Raumhafen von Kolhar in der Nähe seiner Werften gelandet, während der Rest der kleinen Flotte im Orbit geblieben war, als wollten sie das Geschehen aus sicherer Entfernung überwachen.

Ballistas waren die größten und beeindruckendsten Kriegsschiffe in der Liga-Armada. Doch als Venport die klobigen Formen und groben Strukturen vor sich sah, die schweren Triebwerke und sperrigen Treibstofftanks, die für lange Reisen

ausgelegt waren, fand er, dass das Schiff antiquiert wirkte. Nachdem er an den wesentlich schnelleren Raumfaltschiffen gearbeitet hatte, konnte sich Venport ungefähr vorstellen, wie sich das Design der großen militärischen Einheiten verändern würde, wenn Normas Technik zum Standard wurde ... die hoffentlich weiterhin von VenKee Enterprises entwickelt und vertrieben werden konnte.

Nicht nur Militärflotten, sondern der gesamte Langstreckenverkehr.

Eine Personentransportkabine löste sich aus dem Kern des Schiffes und glitt an der Außenhülle des Ballista herunter. Das Schott öffnete sich, und zwei uniformierte Primeros der Liga traten ins Freie. Ihre Jacken waren mit Tressen, Orden und Bändern behängt.

Die Offiziere betrachteten die teilweise fertig gestellten Frachter in den Werften von Kolhar. Eine Armee von Ingenieuren und Arbeitern ging den unterschiedlichsten Aufgaben nach. Einige bedienten große Baukräne oder Schwebeplattformen, die von Normas Suspensortechnik angetrieben wurden.

Schließlich kamen die Primeros auf Venport zu. Der eine schien etwa doppelt so alt wie der andere zu sein. Als sie näher kamen, erkannte Venport, dass es sich um Xavier Harkonnen und Vorian Atreides handelte, die Helden des Djihad. Ihre Anwesenheit unterstrich eindrucksvoll, wie ernst Serena Butler es meinte.

Primero Atreides deutete voller Bewunderung auf die geschäftigen Werften. »Ich bin froh, dass wir diese Reise unternommen haben. Sieh dir nur diese Anlagen an, Xavier – die Schiffe, die Docks, die Maschinen. Eine gute, strategisch angelegte Operationsbasis.« Er nickte Venport freundlich zu. »Direktor, wie uns zugetragen wurde, haben Sie eine erstaunliche Technik entwickelt, die sich für militärische Zwecke verwenden lässt. Wir sind gespannt darauf, sie in Aktion zu erleben und mit der Modifikation von VenKee-Schiffen für die Djihad-Armee zu beginnen.«

Xavier Harkonnen räusperte sich und fügte steif hinzu: »Wir kommen auf Anweisung von Serena Butler und möchten Ihnen unsere Dankbarkeit ausdrücken, weil sie einen so großzügigen

freiwilligen Beitrag zum Kampf zu leisten bereit sind. Der Sieg über Omnius muss natürlich das wichtigste Ziel für jeden Menschen sein.«

Venports Gedanken rasten, während er sich bemühte, das Beste aus einer schwierigen Situation zu machen. *Freiwilliger Beitrag?* Diese Bezeichnung gefiel ihm nicht, aber er zwang sich zu einem Lächeln. »Natürlich sind Sie willkommen, meine Schiffe zu inspizieren. Ich bin überzeugt, dass wir eine Lizenzvereinbarung abschließen können, nach der die patentierte Technologie von VenKee für die Armee des Djihad verwendet ...«

Er sah, wie schwer bewaffnete rot-grün uniformierte Truppen aus dem gelandeten Ballista strömten und sich auf dem Raumhafengelände formierten. Mehrere kleinere Einheiten landeten in der Nähe, zwei Javelins und mindestens zwanzig Kindjals. Terceros riefen Befehle, und die Djihad-Soldaten rannten zu ihren zugewiesenen Positionen, um die Kontrolle über die Anlagen zu übernehmen. Venport sog scharf den Atem ein. Er wusste, dass Widerstand zwecklos war.

Die beiden Primeros flankierten ihn wie Bücherstützen, sahen sich um und machten eine mentale Inventur der Einrichtungen, der Handelsschiffe auf dem Landefeld, der riesigen Hangars und Werften, in die VenKee Enterprises Unsummen investiert hatte.

Atreides ergriff seinen Arm. »Vielen Dank, Direktor. Das alles ist sehr faszinierend. Zeigen Sie uns die Anlagen, damit wir beurteilen können, wie sie sich am besten für militärische Zwecke umrüsten lassen.«

Primero Harkonnen kniff die Augen zusammen. »Natürlich haben wir vom Djihad-Rat die Befugnis erhalten, jedes Ihrer Schiffe zu konfiszieren, das sich für die Armee verwenden lässt. Ist es richtig, dass Sie über etwa einhundert Einheiten verfügen?«

Venport hatte das Gefühl, als würde der Boden unter seinen Füßen schwanken. »Das ist eine zutreffende Einschätzung.«

Er machte sich auf das Schlimmste gefasst. Sein ganzes Leben lang war er Händler und Geschäftsmann gewesen. Er konnte immer noch angemessene Bedingungen mit der Liga aushandeln. Selbst wenn die Armee davon ausging, dass sie alles ver-

einnahmen konnte, würde Venport einen Weg finden, sie zu bedeutenden Konzessionen zu überreden. Auf diese Weise würden alle profitieren.

Trotzdem fühlte er sich nicht besonders gut, als er die Offiziere zu seinen Büros im Terminalgebäude führte. »Hier entlang, meine Herren. Ich werde Ihnen zeigen, was meine Frau geleistet hat.«

* * *

Die Primeros waren beeindruckt. In den Büros nahm sich Norma die Zeit, ihnen die Fähigkeiten der Holtzman-Triebwerke zu erklären, während ihre Mutter neben ihr stand. Venport ging die Berichte über die Schiffe durch, die sich im Bau befanden und die von Handelsflügen zurückerwartet wurden, um alles für eine Demonstration vorzubereiten.

Vorian Atreides wirkte am aufgeregtesten. »Wir hatten geplant, die Frachter zu modifizieren. Aber ist es vielleicht möglich, unsere Ballistas und die mittelgroßen Javelins mit der neuen Technik auszurüsten?«

»Ich denke schon«, sagte Norma.

»Andererseits wird in diesen Fabriken bereits an Handelsschiffen gearbeitet«, sagte Primero Harkonnen. »Ich sehe keinen Grund, warum wir die existierende VenKee-Flotte nicht zu Kriegsschiffen umbauen könnten. Wir müssen sie nur besser panzern und mit Waffen und Holtzman-Schilden versehen. Zusätzliche Decks mit Besatzungsquartieren lassen sich in den Frachträumen schaffen.«

»Ein umfangreiches und sehr teures Projekt«, warnte Venport, dem die Aussicht, alles zu verlieren, schwer zu schaffen machte.

»Aber einfacher und schneller, als völlig neue Kriegsschiffe zu bauen«, sagte Primero Harkonnen.

Dem konnte Venport nicht widersprechen. Er fühlte sich am Boden zerstört.

»Ich erkenne jedoch gewisse Vorteile, wenn wir Javelins mit Raumfalttriebwerken bauen könnten«, fügte Harkonnen hinzu.

Die Djihad-Offiziere diskutierten über die Möglichkeiten und übertrafen sich gegenseitig mit großartigen Plänen und erschre-

ckenden Vorschlägen, wie sich die verschiedenen Schiffstypen für Kriegszwecke einsetzen ließen.

Venport räusperte sich. »Meine Herren, ich erkenne die atemberaubenden Möglichkeiten und Vorteile unserer Raumfalttriebwerke an, aber wir haben noch keine Einigung über die Bedingungen unserer Vereinbarungen erlangt.« Er sah Zufa und Norma mit einem gezwungenen Lächeln an. »Wir alle wollen unseren Beitrag leisten, aber in dieser Technik stecken enorme Investitionen. Schauen Sie sich nur das Ausmaß der Anlagen an, die wir hier geschaffen haben. Die Baukosten hätten meine Firma fast in den Ruin getrieben.« Er breitete die Hände aus. »VenKee Enterprises sollte in irgendeiner Form dafür entschädigt werden.«

Primero Atreides schmunzelte amüsiert über Venports Kühnheit, während sein älterer Begleiter nur die Stirn runzelte, als würde er den Vorschlag verabscheuenswürdig finden. »Wir befinden uns im Krieg, Direktor. Solche Verhandlungen liegen nicht innerhalb meines Verantwortungsbereichs.«

»An welche Art von Entschädigung haben Sie gedacht?«, fragte Atreides.

Venport sah die beiden Männer mit einem schweren Seufzer an. Primero Harkonnen war als stoischer Soldat bekannt, der Befehle erteilte und sich durchkämpfte. Offensichtlich hatte er keinen Sinn für geschäftliche Angelegenheiten ... und in dieser wichtigen Sache wollte sich Venport nicht mit einem Amateur auseinander setzen. Primero Atreides hingegen schien eher der unbekümmerte Typ zu sein, was ebenfalls zu Problemen führen konnte. Der Djihad-Rat verweigerte möglicherweise die Zustimmung, wenn er irgendetwas aushandelte.

»Vielleicht sollte ich so schnell wie möglich nach Salusa Secundus fliegen, damit wir dort einen angemessenen Vertrag ausarbeiten können«, schlug Venport in freundlichem Tonfall vor. »Ich bin überzeugt, dass der Große Patriarch Ginjo oder sogar Priesterin Butler bereit wären, solche Entscheidungen zu treffen.«

Lächelnd nahm Primero Atreides das Stichwort auf. »Nehmen Sie doch eins Ihrer Raumfaltschiffe. Ich werde hierbleiben und einen Plan entwerfen, damit wir unverzüglich mit der

Umrüstung Ihrer Handelsflotte beginnen können, während wir gleichzeitig Ihre industriellen Anlagen auf den Bau von Kriegsschiffen umstellen. Wenn wir alle verfügbaren Mittel nutzen, müssten die ersten konvertierten Raumschiffe in wenigen Monaten starten können.«

»Ich fliege nicht mit diesen Schiffen«, sagte Venport. »Die Raumfalttechnik ist noch mit zu vielen Gefahren verbunden, und ich bin für dieses Unternehmen unersetzbar. Natürlich erhalten die Besatzungen eine angemessene Bezahlung für das Risiko, dem sie sich aussetzen.«

»Dann nehmen Sie einen von unseren Javelins«, bot Atreides ihm an. »Damit hätten wir hier ein weiteres Handelsschiff, das wir umrüsten können.« Er wandte sich an seinen Kollegen. »Xavier, könntest du Direktor Venport nach Zimia begleiten?«

»Vielleicht sollte ich dich schicken, Vorian«, erwiderte er. »Vergiss nicht, mein Rang ist einen Tick höher als deiner.«

»Ich dachte nur, dass du vielleicht dem Rat Bericht erstatten und deiner Familie einen Besuch abstatten möchtest.«

Der strenge Gesichtsausdruck des Primero wurde sanfter. »Du kennst mich viel zu gut, alter Freund. Octa und die Mädchen haben sich jedes Mal verändert, wenn ich sie sehe. Und Emil Tantor ist ziemlich alt geworden, also wäre es nicht schlecht, wenn ich etwas Zeit mit ihm verbringen könnte.« Er nickte, als er sich mit der Idee angefreundet hatte. »Also gut, ich werde diese Aufgabe übernehmen – so lange es nicht zu weiteren Verzögerungen kommt.«

»Ich bin bereit, Aurelius ebenfalls zu begleiten«, warf Zufa ein. »Meine Tochter Norma wird hier bleiben, um mit der Armee des Djihad zusammenzuarbeiten.«

93

Manchmal ist das Geschenk eines Liebhabers umso entzückender, wenn er es nicht persönlich überreichen kann.

Leronica Tergiet

In unzähligen Sonnensystemen schlachteten sich massenhaft Denkmaschinen und Menschen ab. Irgendwo dort draußen beteiligte sich Vorian Atreides an den Kämpfen, während Leronica Vazz auf Caladan ihr eigenes Leben führte.

Sie zog ihre Zwillingssöhne voller Liebe und Aufmerksamkeit auf, aber sie verhätschelte sie nicht. Als Estes und Kagin das Alter von acht Jahren erreicht hatten, hatte sie ihnen bereits beigebracht, Galach grammatisch korrekt zu sprechen und zu schreiben, eine für ihr Alter bemerkenswerte Leistung. Sie zeigte ihnen Bilder von Planeten der Liga und nannte ihnen die Namen wichtiger Sterne am Himmel, deren Konstellationen sie zu Tieren und mythischen Ungeheuern verband.

An wolkigen Abenden in der Sturmsaison unterrichtete sie ihre Söhne in der Geschichte des Alten Imperiums und wie es zur Herrschaft der Maschinen gekommen war. Und sie erzählte ihnen vom immer noch unentschiedenen Djihad, der von Serena Butler angeführt wurde. Während ihr Mann Kalem am Feuer saß und Spielzeug für die Kinder schnitzte, hörte er Leronicas Lektionen ebenfalls aufmerksam zu.

In der warmen Saison verbrachte Kalem mit Estes und Kagin viel Zeit auf dem Boot. Er erklärte ihnen die Systeme, damit sie eines Tages selbst zu geschickten Fischern wurden. Mit der überschwänglichen Begeisterung der Jugend spielten die Zwillinge in den Wellen, schwammen im ruhigen Wasser des Hafens und erkundeten die Umgebung der Küstenstadt. Manchmal spielten sie Söldner gegen Kampfroboter, aber zumeist bezogen sich ihre Spiele auf die Welt um sie herum. Am Strand suchten sie nach Schätzen und in den weißen Wolken erkannten sie

Gesichter und Gegenstände. Caladan war bereits größer, als ihre jugendliche Phantasie erfassen konnte.

Leronica verbrachte einen großen Teil ihrer freien Zeit damit, Bilder in Büchern zu studieren und von den Planeten zu träumen, von denen Vorian ihr erzählt hatte. Aber sie ließ sich niemals ihre Traurigkeit anmerken, und sie glaubte, dass sie ihre Gefühle gut vor Kalem verbarg, der sie als Ehemann nie enttäuscht hatte. Er war seinem Versprechen treu geblieben und sie ebenfalls ...

Sie hatte sich daran gewöhnt, in der kühlen, feuchten Dunkelheit kurz vor Sonnenaufgang aufzustehen. In der Taverne bereitete sie heiße Getränke und reichhaltige Frühstücksmenüs für die unverheirateten Fischer zu. Als sie an diesem Tag Teller mit gewürzten Eiern und dampfendem Fisch-Kartoffel-Haschee austeilte, verspürte sie eine tiefe Leere in sich. Nicht weil ihre Söhne heute mit dem Boot hinausfuhren, sondern weil Estes und Kagin tatsächlich alt genug waren, um ihrem Vater und Großvater beim Fischen zur Hand zu gehen.

Sie hatte keinen Grund, sich Sorgen zu machen, und vertraute Kalem, aber sie empfand trotzdem ein gewisses Unbehagen bei der Vorstellung, dass ihre Zwillinge zum ersten längeren Fischzug aufbrechen würden. Immerhin waren sie erst acht Jahre alt. Aus den Geschichten, die ihr Mann ihr erzählt hatte, wusste sie, dass draußen auf dem Meer vieles geschehen konnte.

Nachdem sie kleine Obsttorten und Thermoskannen mit einem starken gerösteten Getränk serviert hatte, das sich bei den Fischern großer Beliebtheit erfreute, sah Leronica ihre vereinzelten Gäste an. »Ihr könnt euch selbst bedienen. Ich muss mich von meinem Mann und meinen Kindern verabschieden.«

Kalem hatte die Zwillinge bereits nach dem Frühstück zum Hafen mitgenommen. Die Jungen rannten schreiend und voller überschüssiger Energie die steile Straße zum Kai hinunter und weckten jeden auf, der noch nicht mit seinem Tagewerk begonnen hatte. Sie hatten zwar schon an kurzen Bootsausflügen rund um die Bucht teilgenommen, aber diesmal würden sie mehrere Tage auf dem offenen Meer verbringen und versuchen, einen satten Fang heimzubringen. Wie richtige Fischer.

Leronica konnte nicht entscheiden, wer stolzer wirkte – die Zwillinge oder Kalem. Ihr Vater Brom Tergiet hatte sein Boot

bereits mit Körben voller Kleidung und Proviant beladen. Sogar an Spielzeug für seine Enkel hatte er gedacht. Leronica hatte zusätzliche Decken und Medikamente eingepackt, obwohl sie nur vier Tage unterwegs sein würden. Ihre Jungen waren Nachkommen von Vorian Atreides. Sie hatten gute Gene und eine solide Erziehung, und sie waren widerstandsfähig und intelligent.

Am Hafen schlug das aufgewühlte Wasser gegen die Kaimauer. Die Fischer unterhielten sich mit lauten Rufen, während sie ihre Boote bestiegen und sich mit den Netzen abmühten, die in der Nacht steif gefroren waren. Leronica rieb die Hände aneinander, um sie warm zu halten, während sie zu den Fischkuttern weiterlief, die von ihrem Vater und ihrem Mann betrieben wurden.

Kalem kam gerade mit zufriedener Miene aus dem Maschinenraum. Er begrüßte seine Frau mit einem liebevollen Lächeln. »Beide Boote sind zum Auslaufen bereit. Wir haben nur noch auf dich gewartet.«

Die Dämmerung glühte über dem Meer auf, in einer dünnen roten Linie, die sich zusehends in einen orange-gelben Streifen verwandelte. Leronica stieg über die Reling auf das Boot. »Ich will euch nicht aufhalten. Schließlich habt ihr eine lange Reise vor euch.«

Estes und Kagin liefen zu ihrer Mutter und scheuten sich nicht, sie in die Arme zu schließen. Als sie ihre Gesichter betrachtete, erkannte sie darin Vors attraktive Züge wieder. Aber natürlich wussten die Kinder nichts von ihm. »Ihr beiden tut alles, was euer Vater oder Großvater euch sagt! Auf dem Meer müssen sie hart arbeiten. Macht ihnen keinen Kummer. Und achtet auf alles, was sie tun – damit ihr daraus lernt!«

Kalem fuhr den Zwillingen durch das dunkle Haar, das genauso gelockt war wie das ihrer Mutter. »Ich werde ihnen zeigen, wie es geht.« Er beugte sich vor, um Leronica zu küssen.

Sie drückte die Kinder noch einmal an sich, dann wich sie zurück. »Na los! Ihr solltet endlich in See stechen, bevor jemand anderer euch alle Fische wegfängt.«

Lachend liefen die Jungen zu den Netzen. »Wir werden alle Fische im Meer fangen!«

»Keine Sorge«, sagte Kalem mit gesenkter Stimme. »Ich werde gut auf meine kleinen Männer aufpassen.«

»Das weiß ich.« In all den Jahren ihrer Ehe war sie nie von Kalem schwanger geworden, aber er hatte Estes und Kagin nie anders behandelt, weil ein anderer Mann ihr leiblicher Vater war. Er tat, als hätte Vorian Atreides nie existiert, als hätte er Caladan nie besucht.

Leronica blieb am Hafen zurück und winkte, als die zwei Boote zum Horizont aufbrachen, der immer heller strahlte. Auf dem einen befand sich ihr Vater, mit dem anderen fuhren Kalem und die Jungen. Als sie sah, wie ihre Söhne ihm mit den Segeln und Winden halfen, war sie glücklich, einen so guten und liebevollen Mann geheiratet zu haben.

Trotzdem hätte sie sich selbst belogen, wenn sie sich nicht eingestanden hätte, dass sie Vor schrecklich vermisste ...

In den vergangenen acht Jahren war ihr prächtiger Soldat nicht zurückgekehrt. Sie wusste, dass die Zeit in einem anderen Tempo verlief, wenn man Monate für eine Reise von Stern zu Stern benötigte, zwischen den einzelnen Missionen. Sie war enttäuscht, aber gleichzeitig empfand sie Erleichterung. Obwohl sie Kalem damals beruhigt hatte, wusste sie nicht, was sie getan hätte, wenn Vor irgendwann zu ihr zurückgekehrt wäre.

Später am gleichen Tag, als es ruhig in der Taverne geworden war und die meisten Männer mit den Booten hinausgefahren waren, um Schulen von Butterfischen zu folgen, begrüßte Leronica eine Gruppe von Djihadis, die von der Beobachtungsstation gekommen waren. Es war bereits die dritte Ersatzmannschaft, die sich nach der Versetzung auf diesen Posten immer noch nicht ganz eingewöhnt hatte.

Die Männer bestellten Fertiggerichte, die sie zur Station mitnehmen wollten, und setzten sich schließlich vor ihre großen Krüge Tangbier. Dann überreichte ein junger Cuarto, der Anführer der Gruppe, Leronica stolz ein Paket. »Gestern hat ein Raumschiff unsere Beobachtungsdaten abgeholt ... und etwas für Sie mitgebracht.« Er grinste. »Ich würde gerne wissen, wie viel Zustellgebühr der Absender bezahlen musste ...«

»Nicht jeder ist so knauserig wie deine Frau, Raff«, scherzte ein anderer Soldat.

»Vielleicht haben sich meine Kochkünste schon in der ganzen Liga der Edlen herumgesprochen«, sagte Leronica und betrachtete das Paket von allen Seiten. »Vielleicht schicken mir die Soldaten von den Schlachtfeldern Geschenke, um ihre Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen.«

Sie sah das Paket mit vorgetäuschter Neugier an und tat, als hätte sie keine Ahnung, von wem es stammen könnte. Trotzdem schlug ihr Herz einen wilden Rhythmus. Nicht einmal diese Djihadis wussten, dass Primero Atreides es geschickt hatte.

Leronica eilte ins Hinterzimmer, entzündete ein paar Kerzen – deren Licht Vorian so sehr geliebt hatte – und öffnete das Paket. Ehrfürchtig stellte sie sich vor, wie es über viele Lichtjahre hinweg befördert worden war, bis es sie hier auf Caladan erreicht hatte.

Drinnen fand sie einen strahlenden Soostein von Buzzell, ein wunderschönes Feuerjuwel, das auf der kürzlich befreiten Welt Ix gefunden worden war, und mehrere kleinere Schachteln, die weitere kostbare Edelsteine enthielten.

Die Geschenke verrieten ihr, dass Vor immer noch voller Zuneigung an sie dachte, und ein beiliegender Brief ließ ihr Herz überfließen:

»Da ich dich nicht zu all diesen Planeten mitnehmen kann, meine liebste Leronica, schicke ich dir stattdessen ein Stück von jeder Welt. Ich habe die Steine in den letzten Jahren gesammelt.

Endlich haben wir eine neue Technik entwickelt, die es mir erlauben könnte, viel schneller zu dir zu reisen. Wie wunderbar es wäre, wenn ich in diesem Moment in deine hübschen Augen blicken könnte. Ich hoffe, dass ich nicht mehr lange auf diesen Tag warten muss. Ich weiß, dass du jetzt dein eigenes Leben führst, aber vielleicht denkst du ja noch gelegentlich an mich.«

Sie wusste nicht, was sie mit diesen Schätzen anfangen sollte, und betrachtete sie stundenlang, während die Kerzen herunterbrannten. Immer wieder barg sie die Steine in den Händen und dachte gerührt daran, dass Vor sie nur für sie ausgesucht hatte. Auch er hätte sie berührt und an Leronica gedacht, während er die wunderbaren, strahlenden Facetten betrachtet hatte. Sie konnte sich nicht vorstellen, welche Entfernungen er zurückgelegt hatte, um diese Wunder zu sammeln. Es musste

ihn Jahre gekostet haben, und all die Zeit hatte er sie nicht vergessen ...

* * *

Eine Woche später kehrte Brom Tergiets Fischkutter allein zurück. Es kämpfte sich mit letzter Kraft in den Hafen. Die Masten waren verkohlt, die Segel zerrissen und angesengt, und der Motor drohte jeden Augenblick völlig zu versagen. Sobald das Boot gesichtet wurde, gab man Alarm, und die Fischer eilten herbei, um zu helfen. Sie schleppten Brom das letzte Stück in den Hafen.

In panischem Schrecken rannte Leronica zum Kai hinunter, doch vom Boot ihres Mannes war nichts zu sehen. Auch nicht von ihren Söhnen. Vergeblich suchte ihr Blick das Meer ab, über dem sich dicke Regenwolken sammelten. Als man Brom half, vom verkohlten Boot zu steigen, lief Leronica zu ihm. Ihre Kehle war wie zugeschnürt, und Tränen standen ihr in den Augen, vor allem, als sie sah, dass die Kleidung ihres Vaters angesengt war, genauso wie eine Hälfte seines Haars. Die Haut seines Gesichts war gerötet und pellte sich.

Kurz darauf stieß sie einen Freudenschrei aus, als ihre zwei Jungen aus der Kabine auf das Deck traten. Sie sahen völlig verdreckt und mitgenommen aus, aber sonst schien ihnen nichts zu fehlen.

»Wo ist Kalem? Wo ist das andere Boot?«

»Elecrans ...« Mehr musste er nicht sagen. Dieses Wort erfüllte jeden Fischer mit Schrecken. Leronica hatte von diesen seltsamen elektrischen Geschöpfen gehört, die weit draußen in den Meeren von Caladan lebten. Kein Fischer, der in ihre Fänge geraten war, hatte es überlebt. Sie reckte die Schultern und wollte nicht verzweifeln, bevor sie die ganze Geschichte gehört hatte.

»Wir sind in ein Nest geraten. Überall um uns herum tobten die Elecrans wie lebende Blitze. Sie kamen aus dem Nichts, wir konnten ihnen nicht entkommen.« Die Stimme ihres Vaters brach, und seine Hände zitterten, während er die furchtbaren Ereignisse noch einmal durchlebte. »Ich glaube nicht, dass sie uns angreifen wollten, aber wir haben sie überrascht, und da haben sich auf uns gestürzt. Überall schlugen Blitze ein. Die

Energie ließ alle Bordsysteme ausfallen. Wir hatten keine Chance ... nicht die geringste Chance.«

Sein Atem stockte, seine Augen röteten sich. Er schien Angst vor dem zu haben, was er als Nächstes sagen musste, und die Zwillinge klammerten sich weinend an ihre Mutter. »Kalem schnappte sich die Jungs und warf sie wie Fische am Haken auf mein Boot. Was sollte ich tun?« Brom sah in die Gesichter seines gespannt lauschenden Publikums, als hätten sie eine Antwort für ihn. »Er schrie mir zu, dass ich mich um seine Jungen kümmern sollte, sie in Sicherheit bringen sollte. Im Heulen des Windes und im Krachen der Elecrans konnte ich ihn kaum verstehen. Dann warf er seinen Motor an und fuhr von uns weg. Unsere Boote entfernten sich immer weiter voneinander. Die Jungen riefen nach ihm, und erst im letzten Augenblick drehte sich Kalem noch einmal um. Es war, als wüsste er genau, dass es der Moment des endgültigen Abschieds war.«

Broms Finger spannten sich immer wieder an. »Ich schwöre euch, Kalem hat sein Boot mitten in die verfluchten Elecrans hineingesteuert. Ich wusste, dass ich fliehen musste, weil wir sonst als Nächste getroffen worden wären. Ich habe nur daran gedacht, die Jungen zu retten. Kalem ... Kalem stieß mit seinem Boot mitten in die lebende Elektrizität hinein, und die Kreaturen richteten ihren Zorn auf ihn. Als ich mein Boot endlich wieder in Gang gebracht hatte, sah ich von ihm nur noch einen Feuerball. Die Elecrans hatten sich um ihn geschart und prügelten mit Blitzen auf ihn ein.«

Brom schaute zu seiner Tochter auf und wandte dann den Blick ab. »Er hat sein Leben für die Jungen gegeben. Und für mich. Kalem Vazz hat dafür gesorgt, dass wir entkommen konnten. Ich schulde ihm mein wertloses Leben, obwohl es eigentlich andersherum hätte sein sollen! Er hat eine wunderbare Frau und zwei kräftige Söhne.« Brom sog zitternd den Atem ein. »Er hätte seine Söhne retten und mich zurücklassen sollen. Warum habe ich überlebt und nicht er?«

Ein leises Raunen ging durch die Menschenmenge am Hafen, und Leronica klammerte sich an ihre Jungen und ihren Vater. In der tiefsten Trauer versuchten sie, sich gegenseitig ein wenig Trost zu spenden.

164 V.G.

38. Jahr des Djihad

Zehn Jahre nach der Ankunft der Poritrin-Flüchtlinge auf Arrakis

94

Ich sehe Visionen, und ich sehe die Wirklichkeit. Wie soll ich den Unterschied erkennen, wenn die Zukunft von ganz Arrakis auf dem Spiel steht?

Die Legende von Selim Wurmreiter

Seit Jahren hatten die Wüstennomaden keinen so erfolgreichen Überfall auf die Fremdweltler mehr unternommen. Nachdem sie den Alarmruf eines Wächters gehört hatten, waren Marha und Ishmael mit anderen Stammesmitgliedern auf die Klippe gestiegen, um zu beobachten, wie der Trupp heimkehrte. Die Gestalten bewegten sich wie flüssige Schatten im Mondlicht. Sie überquerten die Dünen und stiegen die verborgenen Pfade zu den abgelegenen Höhlen der schwarzen Lavafestung hinauf.

Jafar hatte den Überfall persönlich angeführt, obwohl er zu Marha gesagt hatte, dass er im Grunde zu wenig Mut dafür aufbrachte. Doch im Bann von Selim Wurmreiters Vision hatte der Mann die Entschlossenheit gefunden, die Tradition des Bandenführers fortzusetzen. Trotzdem hatte er es mit beträchtlichem Unbehagen getan. Er hatte gesagt, er hätte sich nie vorgestellt, selber zur Speerspitze einer Unternehmung zu werden.

In der Sicherheit einer Höhle schlief Marhas neunjähriger Sohn El'hiim. Er war ein kluger Junge voller Ideen, aber er schien sich noch nicht der Verantwortung bewusst zu sein, die auf den Schultern von Selims einzigem Kind ruhte.

Marha verspürte eine Beklemmung in der Brust, als sie sich an ihren Geliebten erinnerte, der für sie gleichzeitig eine mythische Gestalt und ein Mann war. Sie hatte seine Träume verstanden und den Weg gesehen, der zu ihrer Verwirklichung führte, und es schmerzte sie, wenn sie sah, wie sehr seine Anhänger ohne ihn die Orientierung verloren. Jafar und Marha hatten ihr Bestes gegeben, um die noch übrigen Gesetzlosen fern von der Zivilisation zusammenzuhalten. Doch es war noch kein Jahrzehnt vergangen, und das Opfer ihres Mannes an Shai-Hulud

war bereits nahezu nutzlos geworden. Wie hatte er erwarten können, dass sein leidenschaftliches Ziel in den folgenden Jahrtausenden am Leben erhalten wurde?

Sie wusste, dass die Zeit für eine radikale Veränderung gekommen war. Die Menschen fühlten sich hier draußen in der Wüste viel zu sicher. Sie wurden selbstzufrieden und weich.

Vor einigen Tagen hatte Marha die Erwachsenen zusammengerufen und darauf bestanden, dass sie mit ihren Würmern nach Arrakis City ritten. An der Handelsroute sollten sie nach Gewürzernteaktivitäten Ausschau halten – und sie vereiteln. Eine Gruppe von vierzehn Kriegern war losgezogen, Männer und Frauen, die die meiste Zeit mit Selim verbracht hatten, als er noch gelebt hatte, die es zu neuen Taten drängte, statt sich weiter im tiefen Wüstensand zu verkriechen ...

Die Flüchtlinge von Poritrin hatten den Stamm mit frischem Blut und neuen Ideen versorgt. Sie waren Lebensgemeinschaften mit Selims Anhängern eingegangen und hatten den Stamm um zahlreiche Kinder verstärkt. Ishmael war es gelungen, sein Volk in Sicherheit zu bringen, es aus den Klauen der Sklavenhalter zu befreien. Obwohl das Leben in Gefangenschaft ihn vorzeitig hatte altern lassen, hatte die Freiheit in der Wüste ihm die Last seiner Vergangenheit von den Schultern genommen. Zehn Jahre nachdem der Prototyp des Raumfaltschiffs auf Arrakis abgestürzt war, wirkte er viel jünger und stärker. Er war ein zuverlässiger Führer, aber kein Mann der Gewalt, kein Revolutionär, der töten würde, um seine Ziele zu erreichen.

Doch auf Arrakis musste man dazu bereit sein.

Ishmael hatte sich dem Trupp nicht angeschlossen, sondern war bei Marha und ihrem Sohn geblieben. Er war kein Krieger und hatte nie gelernt, auf den großen Sandwürmern zu reiten, auch wenn Marha überzeugt war, dass sie es ihm beibringen könnte.

Sie gab ihm private Lektionen über das Leben in der Wüste, und dafür unterrichtete er sie in den buddhislamischen Sutras, die er als Kind auswendig gelernt hatte. Er versuchte ihr die philosophischen Zusammenhänge der Zensunni-Interpretation zu erklären und wie diese Ideen die Grundlage für seine Entscheidungen gebildet hatten. Wenn Marha mit ihm diskutierte, setz-

te sie ihren scharfen Verstand und ihr Lächeln ein und erklärte ihm, dass sich die Schriften nicht auf jede Lebenslage anwenden ließen.

Ishmael hatte eine finstere Miene aufgezogen. »Wenn Gott die Gesetze bestimmt, ändert er sie nicht jedes Mal, wenn der Wind aus einer anderen Richtung weht.«

Marha blickte ihn ernst an. »Alles, was hier auf Arrakis nicht bereit ist, sich anzupassen, überlebt nicht lange. Was würde Gott machen, wenn wir alle nur noch ausgetrocknete Mumien im Sand wären?«

Am Ende hatten Marha und Ishmael Übereinstimmung erlangt. Beide waren von der intellektuellen Herausforderung befriedigt, denn sie hatten Möglichkeiten gefunden, wie sich die buddhislamischen Sutras anwenden ließen, nicht nur auf die Legende von Selim Wurmreiter, sondern auch auf die alltägliche Wirklichkeit des harten Lebens auf Arrakis ...

Die Krieger betraten die Höhlen, beladen mit gestohlenen Vorräten und Werkzeugen. Doch das Beste war, dass die Zahl der zurückkehrenden Gestalten dieselbe wie beim Auszug war. Niemand war getötet oder gefangen genommen worden.

Sie grinste. Selim hatte ihnen gezeigt, wie man unter den dürftigsten Bedingungen lebte, doch immer wenn sie ihren Feinden Vorräte geraubt hatten, feierten die Gesetzlosen. In weniger als einer Stunde würde das Fest beginnen.

»Heute ist ein großer Tag«, sagte Marha. »Selbst Selim hätte sich nichts Besseres wünschen können.«

Ishmaels Augen funkelten. »Marha, seit langer Zeit haben die unterdrückten Sklaven von Poritrin sich nicht mehr gewünscht, als endlich die Freiheit zu erlangen. Nun ist für uns die Zeit gekommen, uns nicht mehr auszuruhen und zu verstecken. Jetzt müssen wir entscheiden, was wir aus unserem Leben machen wollen.«

* * *

Ein Teil der Beute, die Marhas Krieger den Gewürzerntemannschaften abgenommen hatten, bestand aus mehreren Paketen mit frisch verarbeiteter Melange – der getrockneten Essenz von Shai-Hulud. Sie betrachtete das wertvolle, rostfarbene Pulver

und lächelte Jafar im gelben Licht der Hauptversammlungshöhle an. »Deine Leute haben gute Arbeit geleistet. Jetzt werden wir feiern und über unsere Zukunft reden.«

Ishmael stand neben ihr. Er fühlte eine starke Verbundenheit mit diesen Wüstenmenschen, die jeden Tag aufs Neue um ihre Existenz kämpfen mussten. Seine Gefährten von Poritrin, einschließlich seiner Tochter Chamal, hatten sich hier gut eingelebt. Sie würden genauso erbittert um ihr einfaches Leben auf Arrakis kämpfen wie jedes Mitglied von Selims Stamm.

Als er eine Bewegung im Augenwinkel bemerkte, drehte Ishmael sich um und sah, wie der schnelle El'hiim durch eine Höhlenöffnung flitzte. In seinem Gesicht erkannte er einige von Marhas Zügen wieder und suchte nach Hinweisen, wie Selim ausgesehen haben mochte.

Der schwarzhaarige El'hiim stürmte einen steilen Hang hinunter, hielt sich an Steinen fest und sprang auf eine Stelle, wo er besseren Halt auf den Felsen fand. Er war kräftig und beweglich und ständig damit beschäftigt, Spalten und Schründe zu erkunden. Der Junge hatte stechende dunkle Augen. Obwohl er nur wenig sprach, schien es in seinem Kopf vor Ideen nur so zu wimmeln.

Ishmael hatte ihn in sein Herz geschlossen. Marha schien sich ihre Zeit so einzuteilen, dass sie und der Junge viele Nachmittage und Abende zusammen mit Ishmael verbrachten. Seit Selims Tod hatte sie sich keinen neuen Partner genommen, und es war offensichtlich, welche Absichten sie hegte. Ishmael musste sich eingestehen, dass er dieser Vorstellung nicht grundsätzlich abgeneigt war. Die Gruppe der Gesetzlosen war klein, und eine Partnerschaft zwischen ihnen schien eine kluge Wahl zu sein, zumindest theoretisch.

Er hatte seine Frau und seine jüngere Tochter, die er auf Poritrin hatte zurücklassen müssen, nicht vergessen, aber er wusste, dass er nie mehr dorthin zurückkehren würde. Seit der Flucht der Sklaven waren fast zehn Jahre vergangen. Es war unmöglich, Ozza oder Falina jemals wiederzufinden.

Er beobachtete, wie der kleine El'hiim davonrannte, dann wandte er seine Aufmerksamkeit einem intensiven Geruch zu, der ihm in die Nase drang. Marha hatte die Pakete mit der ge-

stohlenen Melange geöffnet und eine Hand voll Pulver herausgeholt.

»Selim Wurmreiter hat in den Visionen, die das Gewürz ihm gab, die Wahrheit gesehen. Es ist ein Geschenk von Shai-Hulud. Er lässt es in der Wüste zurück, damit wir seinen Willen in Erfahrung bringen können.« Sie sah Ishmael und Jafar an. »Seit dem Tod meines Mannes ist zu viel Zeit vergangen. Wir alle brauchen jetzt eine neue Richtung. Dieses Gewürz haben wir den Dieben der Wüste abgenommen, und Shai-Hulud will, dass wir es zu uns nehmen, damit wir verstehen.«

»Was ist, wenn wir alle unterschiedliche Visionen erleben?«, fragte Ishmael.

Marha sah ihn an. Sie war wunderschön, stark und selbstbewusst. Von einem Messerduell hatte sie eine kleine halbmondförmige Narbe auf der Stirn zurückbehalten. »Jeder von uns wird sehen, was er sehen muss, und alles wird richtig sein.«

Nachdem die Sonne hinter dem glatten Sandhorizont untergegangen war, fiel die Temperatur, und die strahlenden Farben der Dämmerung stiegen in den Himmel. Die Anhänger von Selim Wurmreiter trafen sich in der größten Kammer der Höhlen und verteilten die konzentrierte Melange in der Gruppe. Jeder Mann und jede Frau nahm eine viel größere Menge zu sich, als in ihrer täglichen Nahrung enthalten war.

»Dies ist das Blut Gottes, die Essenz von Shai-Hulud. Er hat seine Träume für uns konzentriert, damit wir daran teilhaben und durch die Augen des Universums sehen können.« Marha aß eine dicke Gewürzwaffel und reichte Ishmael eine weitere.

Er hatte schon häufig Melange zu sich genommen, da es ein fester Bestandteil der Mahlzeiten des Stammes war, aber noch nie zuvor eine so große Menge. Während er sie verzehrte, konnte er spüren, wie sich die Substanz über den Blutkreislauf in seinem Körper ausbreitete und gleich darauf die geistige Wirkung einsetzte.

Fenster öffneten sich, als wären ihm an verschiedenen Stellen des Schädels Augen gewachsen. Er konnte nicht sagen, ob er in die Zukunft oder in die Vergangenheit blickte oder ob er einfach nur Dinge sah, die er sich wünschte oder vor denen er

sich fürchtete. Selim Wurmreiter hatte das Gleiche gesehen und sich davon zu seiner leidenschaftlichen Mission inspirieren lassen.

Doch nun erlebte Ishmael schreckliche Bilder, die er gar nicht sehen wollte. Er sah Poritrin und das vertraute Flussdelta. Die Sklavenunterkünfte waren in Blut, Gewalt und Feuer getaucht. Die Schreie der Opfer erfüllten die Nachtluft. Sein Herz wurde zu Blei, und er wusste, dass Aliid all diesen Schmerz und all dieses Leid verursacht haben musste.

Ganz Starda, die große Hauptstadt am Fluss Isana, lag vor seinen Augen in Trümmern, und das Zentrum war nur noch ein tiefer glasig erstarrter Krater. Die Ruinen einst hoher Gebäude breiteten sich wellenförmig aus, als wäre die Faust eines rachsüchtigen Gottes auf die Metropole niedergefahren und hätte alles eingeebnet.

Doch das war nur der Anfang. Er sah, wie die Überlebenden des Adels und die Reste der Dragonerregimenter Waffen zusammensuchten und heulend zum Rachefeldzug aufbrachen. Sie jagten die buddhislamischen Sklaven auf jedem Kontinent, fingen sie ein und marterten sie. Viele wurden lebendig verbrannt, nachdem man sie in Häuser gesperrt hatte, andere wurden abgeknallt. Die Leichen wurden verstümmelt.

In einer Vision, die er niemals vergessen würde, weil sie sich fest in das Gewebe seiner Erinnerung einbrannte, sah er Ozza und Falina, die sich aneinander drängten und vor Angst schreiend um Gnade flehten. Dann stürzten sich fünf Männer mit langen Messern auf sie ... und sie brachten die Arbeit keineswegs schnell hinter sich, sondern genossen jeden Augenblick.

Die Melange trieb Ishmael immer weiter fort, einen wimmelnden Strom von Bildern in seinem Geist entlang. Poritrin verschwand und wurde durch die gewellten hellbraunen Dünen der trockensten Wüste ersetzt. Ausgedörrte Seebetten und runzlige schwarze Felsen erhoben sich und bildete Inseln der Sicherheit vor den hungrigen Würmern.

Ohne Worte erkannte er die Mission von Selim Wurmreiter und sah einen Mann, der auf dem Rücken eines riesigen Sandwurms ritt, der seine Botschaft im Dienst des Alten Mannes der Wüste verbreitete. Obwohl Selim schon lange tot war, sah

Ishmael sich an der Seite des Bandenführers reiten. Mit dem Sandwurm durchquerten sie eine große Wüstenfläche. Zu zweit führten sie Shai-Hulud und die anderen Wurmreiter einem hellen Horizont entgegen, zu einer Zukunft, in der sie frei und stark sein könnten – und in der alle Sandwürmer *lebten*.

Ishmael hielt den Atem an. Sein Herz pochte, und der Traum gab ihm Auftrieb. Er verstand jetzt, was Marha empfand, welche Leidenschaft Selim unter seinen Anhängern entfacht hatte.

Dann spürte er eine Gefahr, eine schwarze, alles verzehrende Furcht ... die nicht zur Großartigkeit der Vision gehörte. Es war eine persönlichere Tragödie – die den jungen El'hiim betraf.

Es war keine Vision der Zukunft, keine Warnung vor fernen Gefahren. Es geschah jetzt. Der Junge war gefangen, er steckte in einer kleinen Felsöffnung fest. Während sich die Erwachsenen hier versammelt hatten, war El'hiim davongelaufen, um die Klippen und steilen Hänge zu erkunden, um in Ritzen und Löchern herumzustochern, auf der Suche nach Kängurumäusen oder Eidechsen, die dem Stamm als Nahrung dienen würden. Ishmael spürte scharfe, huschende Beine und eine wimmelnde Gefahr rund um den Jungen, als würde er von tausend Messern bedroht.

Ishmael erhob sich und verließ die Höhlenkammer. Er wusste, dass dies kein Teil seiner Vision war. Sein Körper wurde von einer anderen Kraft gelenkt. Er ließ die versammelten Stammesmitglieder zurück, die alle im Bann ihrer persönlichen Gewürztrance standen.

Als Marha erkannte, dass er die Kammer verlassen hatte, folgte sie ihm taumelnd. Aber Ishmael ließ sich nicht aufhalten. Intuitiv wusste er, wohin El'hiim gegangen war, obwohl er den Jungen seit Stunden nicht mehr gesehen hatte. Mit erstaunlichem Geschick kletterte Ishmael über die Felsen und stieg in eine kleine Gesteinsspalte hinunter.

Seine Augen sogen alle Einzelheiten auf, und gleichzeitig erlebte er die schreckliche Vision im Kopf – wie der Junge gefangen war und sich ihm messerschwingende Attentäter näherten.

El'hiim hatte große Angst. Er hatte bereits zweimal um Hilfe gerufen, aber niemand hatte ihn gehört.

Niemand außer Ishmael in seiner Vision.

»Ishmael, was ist los? Wo bist du?« Marhas Stimme klang schleppend und fern ... und voller Besorgnis. Ishmael konnte ihr nicht antworten. Er fühlte sich unaufhaltsam weitergetrieben, und endlich erreichte er den düsteren Spalt. El'hiim schien sich mit seinen schmalen Schultern hineingezwängt zu haben, in der Hoffnung, er würde hier einen Schatz oder etwas Essbares oder ein geheimes Versteck finden.

Stattdessen war er auf eine schreckliche Gefahr gestoßen.

Ishmael schob sich mit seinen deutlich breiteren Schultern hinein und schürfte sich die Haut auf. Er streckte die Hand aus, fand einen festen Felsbrocken und zog sich daran noch tiefer hinein. Er fragte sich, ob er jemals wieder nach draußen gelangen würde, aber er durfte jetzt nicht zögern. El'hiim war gefangen.

Ishmael hörte einen Schrei – nicht ängstlich, sondern warnend. »Sie sind überall! Pass auf, dass sie dich nicht berühren!«

Ishmael streckte sich, bis er El'hiims Hand erreichte und den Jungen zu sich hinaufzog. Wieder hörte er die krabbelnden Beine und spürte ein Wimmeln in unmittelbarer Nähe, aber er spürte genau, dass er den Jungen nur retten konnte, wenn er ihn näher zu sich herzog. Ishmael manövrierte sich in eine breitere Stelle des Felsspalts, wo er genügend Platz hatte, um den Jungen zu befreien.

Und nun stürzte sich die tödliche Gefahr auf ihn.

Er spürte ihre giftigen Stacheln wie die Stiche winziger Messer, die überall durch seine Kleidung und in seine Haut drangen. Doch Ishmael hielt El'hiim unbeirrt fest und achtete nicht auf seine Schmerzen. Er riss sich sogar eine größere Stelle am Rücken auf, als sich zurückbewegte. Endlich konnte er El'hiim unversehrt ins Freie ziehen.

Marha eilte herbei, riss ihm den Jungen aus den Händen – und starrte dann voller Entsetzen auf Ishmael.

Sein Körper war fast völlig von schwarzen Skorpionen bedeckt, die ihn immer wieder gestochen hatten. Und jede Giftdosis konnte eine tödliche Wirkung entfalten.

Ishmael streifte sich die Tiere ab, als wären es nicht mehr als lästige Fliegen, und die Skorpione huschten zurück in ihre Verstecke in den tiefen Gesteinsritzen.

»Untersuche den Jungen«, sagte er zu Marha. »Vergewissere dich, dass ihm nichts geschehen ist.«

El'hiim schüttelte erstaunt den Kopf. »Mir geht es gut. Sie haben mich nicht gestochen.«

Dann brach Ishmael zusammen.

* * *

Er wachte nach drei Tagen auf, die er mit Fieber und Albträumen zugebracht hatte. Ishmael nahm einen tiefen Atemzug, der sich heiß in seinen wunden Lungen anfühlte, blinzelte und setzte sich in der Kühle seiner Höhlenkammer auf. Er berührte seine Arme und sah Striemen auf der Haut, aber sie waren nicht rot, sondern nur noch rosa und schienen bereits zurückzugehen.

Marha stand im Eingang und schob den Türvorhang zur Seite. Erstaunt sah sie Ishmael an. »Jeder einzelne dieser Stiche hätte dich töten müssen, und dennoch hast du überlebt. Du hast dich vollständig erholt.«

Seine Lippen waren aufgesprungen, und sein Mund war völlig ausgetrocknet, aber Ishmael schaffte es trotzdem, ein Lächeln zuwege zu bringen. »Selim hat mir gezeigt, was ich tun sollte. In der Gewürzvision hat er mich angetrieben, seinen Sohn zu retten. Ich glaube nicht, dass er mich dafür sterben lassen würde.«

Seine Tochter Chamal kam herein, mit roten verquollenen Augen. Sie hatte geweint, auch wenn die Banditen von Arrakis über eine solche Wasserverschwendung die Nase rümpften. »Vielleicht war genug Melange in deinem Blut, sodass der Geist von Shai-Hulud dir Kraft gab.«

Ishmael war etwas schwindlig, aber er zwang sich zum Aufstehen. Seine Tochter eilte zu ihm und reichte ihm eine Tasse. Das Wasser schmeckte köstlich wie Nektar.

Schließlich betrat El'hiim die Kammer und sah Ishmael mit weit aufgerissenen Augen an. »Die Skorpione haben dich gestochen, aber du hast mich gerettet. Sie haben dich nicht getötet.«

Ishmael klopfte dem Jungen auf die Schulter, was ihn übermäßig viel Kraft kostete. »Es wäre mir lieber, wenn du

mich nicht noch einmal dazu veranlasst, so etwas tun zu müssen.«

Marha grinste und konnte nicht fassen, was der Mann durchgemacht hatte. Sie holte tief Luft. »Wie es scheint, sind wir in vielfacher Hinsicht gesegnet. Und du, Ishmael, hast es offenbar darauf abgesehen, deine eigene Legende zu begründen.«

95

Wir haben lange genug gewartet. Es ist an der Zeit.

Kogitor Vidad,
Gedanken aus der isolierten Objektivität

Erasmus hatte sich nie als Politiker betrachtet, obwohl er Diplomatie und soziale Interaktionen der Menschen studiert hatte und über etliche theoretische Werkzeuge verfügte. Die Fähigkeit, in politischen Gewässern zu navigieren, hatte ihm sehr dabei geholfen, sich als unabhängiger Roboter zu etablieren und Omnius zu überzeugen, seine Experimente mit menschlichen Versuchsobjekten fortzuführen.

Die Kogitoren der Elfenbeintürme waren jedoch keine Menschen im engeren Sinne.

Eines Nachmittags begrüßte er eine seltsame Delegation vom gefrorenen Planetoiden Hessra. Eine Hand voll Sekundanten blinzelten im kupferfarbenen Licht der Riesensonne von Corrin und brachten in Konservierungsbehältern die uralten menschlichen Gehirne, die genauso wie Erasmus Philosophen waren.

Der autonome Roboter empfing sie im luxuriös eingerichteten Salon seiner Villa, überrascht und befriedigt, weil er so selten Gäste hatte. Aufgrund der häufigen Angriffe durch die Armee des Djihad hatte Omnius vorgeschlagen, dass das Treffen hier und nicht im hohen Zentralturm stattfinden sollte – falls die Kogitoren versuchen sollten, eine heimtückische Waffe einzuschmuggeln.

In einem schönen neuen Gewand beobachtete sein junger Schützling Gilbertus Albans das Geschehen und spielte die Rolle des Assistenten. An einer Wand leuchtete ein Wächterauge von Omnius, während es den Gesprächen lauschte, doch der Allgeist schien sich nicht im Klaren zu sein, was er von den unerwarteten Besuchern halten sollte. Sechs furchterregende Wachroboter hatten im Salon Stellung bezogen.

Eine Prozession gelb gewandeter Mönche marschierte herein. Die ersten sechs trugen die verzierten durchsichtigen Tanks wie heilige Reliquienschreine. Die Sekundanten schienen sich nicht der Gefahr bewusst zu sein, die mit einem freiwilligen Besuch auf einer Synchronisierten Welt verbunden war. »Die Kogitoren der Elfenbeintürme möchten sich in einer wichtigen Angelegenheit mit Omnius beraten«, sagte der führende Mönch, der den schweren Behälter des höchsten Kogitors in den Händen hielt. »Ich bin Keats, der Sekundant von Vidad.«

Das körperlose Gehirn schwebte im bläulichen Elektrafluid und machte den Eindruck, als würde es durch seine Gedanken im telepathischen Gleichgewicht gehalten. Es erinnerte Erasmus an die aufsässigen Cymeks und die uralten, intriganten Titanen. Agamemnons unkluge und unerwartete Revolte hatte Omnius große Sorgen bereitet, auch wenn sie letztlich keine große Überraschung gewesen war. Schließlich waren die Cymeks menschliche Gehirne mit menschlichen Fehlern und Unzuverlässigkeiten.

Erasmus breitete die Flussmetallarme zur Willkommensgeste aus. Die Ärmel seines karmesinroten und goldenen Gewands fielen tief herab. »Ich bin der Repräsentant des Allgeistes. Wir sind sehr an dem interessiert, was Sie uns zu sagen haben.«

Vidads Stimme kam aus einem Lautsprechersystem, wie bei einem Cymek. »Nach gründlicher Kontemplation haben wir beschlossen, hinsichtlich des langwierigen Konflikts zwischen Menschen und Maschinen etwas zu unternehmen. Als Kogitoren verfügen wir über eine ausgeglichene Perspektive und können eine Lösung anbieten. Wir können als Mittler fungieren.«

Erasmus lächelte. »Das ist eine sehr schwierige Herausforderung, der Sie sich da gestellt haben.«

Wächteraugen schwebten unter der Decke und zeichneten alles auf. Gilbertus, der hinter Erasmus stand, tat dasselbe. Der Omnius-Bildschirm an der Wand schimmerte, als würde er leben. Der Allgeist sprach mit lauter, dröhnender Stimme. »Dieser Konflikt ist kostenintensiv und ineffizient. Es hätte viele Vorteile, ihn zu beenden, aber die Menschen verhalten sich irrational.«

Der Sekundant Keats verbeugte sich leicht. »Bei aller gebührenden Bescheidenheit, aber der Kogitor Vidad glaubt, dass er eine praktikable Lösung finden könnte. Wir sind eine neutrale Delegation. Wir glauben, dass es verschiedene Punkte zu verhandeln gäbe.«

»Und Sie sind unangekündigt und ohne jeden persönlichen Schutz gekommen?«, fragte Erasmus.

»Was hätten wir davon, uns bei einem Besuch auf der mächtigsten von Omnius' Welten zu schützen?«, konterte Vidad mit einer Gegenfrage. Keats sah sich im Raum um und nahm Blickkontakt mit Gilbertus Albans auf, der jedoch keine Reaktion zeigte. Der Sekundant schien sich ziemlich unbehaglich zu fühlen.

Erasmus erinnerte sich an seine Pflichten als Gastgeber und ließ Erfrischungen kommen, wie es nach den alten Aufzeichnungen, die er absorbiert hatte, Sitte gewesen war. Als die Sekundanten hungrig, aber misstrauisch die kalten Säfte und exotischen Früchte betrachteten, nahm Gilbertus Platz und nahm von jeder Speise eine Kostprobe, um zu beweisen, dass sie nicht vergiftet war.

Der Roboter erhob sich und trat zwischen die Konservierungsbehälter, die die Menschen auf stabilen Tischen im Salon abgestellt hatten. »Ich dachte, die Kogitoren der Elfenbeintürme hätten sich von allen Ablenkungen der Zivilisation und Kultur isoliert – einschließlich ihrer Konflikte«, sagte er. »Warum haben Sie sich ausgerechnet jetzt zu diesem ehrenhaften Unterfangen durchgerungen? Warum nicht schon vor Jahrzehnten – oder Jahrhunderten?«

»Vidad glaubt, dass die Zeit für den Frieden reif ist«, sagte Keats und griff nach einem zweiten Glas mit saphirblauem Saft.

»Serena Butler hat vor sechsunddreißig Standardjahren einen heiligen Krieg gegen alle Maschinen ausgerufen«, sagte Erasmus, und sein Flussmetallgesicht verzog sich zu einem Lächeln, als er sich an diese faszinierende Frau erinnerte. »Die Menschen wollen keine Verhandlungen – sie wollen unsere totale Vernichtung. In alten Datenbanken habe ich ein Gleichnis gelesen. Darin ging es um einen Mann, der eine gute Tat vollbringen und

einen Kampf zwischen Nachbarn schlichten wollte. Bei diesem Versuch fand er den Tod. Auch für Sie könnte es sehr gefährlich werden.«

»Alles kann gefährlich werden, aber die ehrenwerten Kogitoren haben die Bürde der Furcht schon vor langer Zeit aufgegeben, als sie ihren Körpern entsagten.«

»Ihre Antwort ist unzureichend«, dröhnte Omnius' Stimme den Besuchern entgegen. »Warum sind Sie nach so langer Zeit jetzt zu mir gekommen?«

Die Sekundanten warfen sich besorgte Blicke zu, doch sie warteten darauf, dass der Kogitor Vidad durch seinen Stimmsynthesizer sprach. »An einer Front setzen die Titanen Ihnen mit einer Armee aus Neo-Cymeks zu und haben bereits viele Ihrer Update-Schiffe zerstört. Auf der anderen müssen Sie sich gegen schwere Angriffe der freien Menschheit zur Wehr setzen. Sie haben schon mehrere Synchronisierte Welten verloren. Ihr logisches Interesse besteht darin, zu einer Einigung mit den Menschen zu gelangen, damit Sie sich ganz auf den Kampf gegen die Cymeks konzentrieren können. Die Ereignisse wenden sich gegen Sie, Omnius.«

»Letztlich ist mir der Sieg gewiss. Es ist nur eine Frage der Zeit und des Aufwandes.«

»Wäre es nicht aus Gründen der Effizienz ratsam, Ihre Investitionen in Zeit und Material zu minimieren? Wir Kogitoren könnten als unparteiische Vermittler eine rationale und gerechte Lösung für diesen Konflikt aushandeln. Wir glauben daran, dass sich eine vorteilhafte Vereinbarung finden lässt.«

»Vorteilhaft für wen?«, fragte Erasmus.

»Für die Synchronisierten Welten und die Liga der Edlen.«

»Sie können die Menschen nicht dazu bewegen, mit uns gegen die Cymeks vorzugehen«, sagte Omnius. »Agamemnon will uns beide erobern.«

»Wir sind nicht als Unterhändler des Krieges, sondern des Friedens gekommen.«

»Serena Butler ist mir sehr gut bekannt«, sagte Erasmus. »Sie macht sich angeblich Sorgen um unsere menschlichen Sklaven, obwohl auch auf den Liga-Welten Sklaven gehalten werden. Welche Heuchelei!«

Die Sekundanten nickten, und Vidad sagte: »Auf beiden Seiten des Djihad kommen viele Sklaven zu Tode. Wir haben keine akkuraten Daten über die menschlichen Opfer auf Ix, IV Anbus und Bela Tegeuse, aber wir vermuten, dass es sich um eine sehr hohe Zahl handelt.«

»Auf einer funktionierenden Synchronisierten Welt, wo die Gesellschaft nicht schwerfällig und ineffizient organisiert ist, gibt es nur wenige Todesfälle unter den Sklaven«, warf Omnius ein. »Das kann ich mit Statistiken belegen.«

Erasmus meldete sich wieder zu Wort. »Also würden sich mehr Menschenleben retten lassen, wenn wir einen Waffenstillstand vereinbaren könnten. Wir müssen den Menschen zeigen, dass ihr Djihad ihnen zu hohe Kosten verursacht. Dieses Argument wird Serena Butler verstehen.«

»Die einfachste Lösung wäre die sofortige Einstellung sämtlicher Feindseligkeiten zwischen Ihnen und der Liga der Edlen«, sagte Vidad zu Omnius. »Sie behalten Ihre Synchronisierten Welten, und die freien Menschen ihre Liga-Welten. Im beiderseitigen Einverständnis werden alle Aggressionen eingestellt. Es wird keine weiteren Tote geben und keine weitere Gewalt zwischen Maschinen und Menschen.«

»Für wie lange?«

»Für immer.«

»Ich nehme Ihren Vorschlag an«, sagte Omnius vom Wandbildschirm. »Aber Sie müssen einen Repräsentanten der Liga schicken, der die Bedingungen offiziell anerkennt. Kommen Sie nicht wieder, wenn die Liga sie ablehnt.«

96

Heldenmut definiert sich durch mutige Taten, ungeachtet der Motive im Herzen der betreffenden Person.

Titan Xerxes,
Ein Jahrtausend der Erfüllung

Aurelius Venport saß im Kuppelsaal des Djihad-Rates und nippte von einem eisgekühlten Drink. Er gab darauf Acht, auch ohne Zufa seinen vorgetäuschten Gesichtsausdruck der Zuversicht zu wahren. Ihm gegenüber hatten der Große Patriarch Iblis Ginjo und sein grüblerischer Djipol-Chef Yorek Thurr sowie Serena Butler Platz genommen, deren Aufmerksamkeit und Leidenschaft keinen Augenblick lang nachließen. Venports maßgeschneiderter Anzug war kühl genug, um Schweißausbrüche zu vermeiden, die seine Nervosität offenbart hätten.

Er stand kurz vor dem Abschluss der bedeutendsten Verhandlungen seiner Laufbahn.

»Es freut mich, dass wir uns zusammengefunden haben, um wie erwachsene Menschen über unsere jeweiligen Interessen zu diskutieren«, begann er, nachdem er einen weiteren Schluck genommen hatte. Er musste sich wie ein Geschäftsmann mit dem Verlust seiner schnellen Handelsflotte auseinander setzen. Die Situation hatte sich verändert, und er musste jetzt das Beste daraus machen. Er würde nicht mehr sämtliche Gewinne einstreichen und große Macht erringen können, wie er erwartet hatte, also musste er verhandeln, um aus dem, was ihm geblieben war, etwas anderes zu machen. Vielleicht sogar etwas Besseres.

Er hatte ähnliche Verhandlungen mit Lord Bludd geführt, als es um die Vermarktungsrechte für Leuchtgloben gegangen war, und dabei hatte er sich gut gehalten. Diese Sache war von weitaus größerer Bedeutung und würde viel weiter reichende Auswirkungen haben.

»Sie haben vorgeschlagen, dass meine kommerziellen Frachtschiffe mit den neuen Raumfalttriebwerken zu Kriegsschiffen für die Armee des Djihad umgerüstet werden sollen. Und Sie wollen versuchen, entsprechende Triebwerke in die mittelgroßen Javelin-Schiffe einzubauen. Ihre hoch motivierten, aber manchmal etwas ... naiven militärischen Offiziere sind der Ansicht, dass ich liebend gerne meine gesamten Vermögenswerte liquidiere, Ihnen patentierte Technologien überlasse, ein Jahrzehnt voller Arbeit und Investitionen abschreibe und jedes Schiff meiner kostspieligen Flotte abtrete. Und meine einzige Entschädigung scheint darin zu bestehen ... mich stolz fühlen zu dürfen.«

Serena runzelte die Stirn und legte die Fingerspitzen aneinander. »Selbst wenn Sie nichts erhalten sollten, gibt es unter uns einige, die viel mehr für die Sache geopfert haben.«

»Niemand will die Opfer herabsetzen, die Sie gebracht haben, Serena«, sagte Ginjo. »Aber vielleicht ist es nicht nötig, diesen Mann zu ruinieren, wenn wir unsere Ziele zu erreichen versuchen.«

Unbeirrt fragte Serena: »Sind Sie ein Kriegsgewinnler, Direktor Venport?«

»Gewiss nicht!«

Thurr strich sich nachdenklich über ein Ende seines Schnurrbarts, als er sich mit ruhiger Stimme zu Wort meldete. »Andererseits sollten wir nicht so leichtgläubig sein, zu vermuten, dass Direktor Venport nie an die militärischen Anwendungsmöglichkeiten seiner Raumfaltschiffe gedacht hat. Trotzdem hat er den Djihad-Rat nicht über seine Aktivitäten auf Kolhar informiert.«

Venport warf dem undurchsichtigen Djipol-Chef einen finsteren Blick zu. »Die Raumfaltschiffe sind neu und immer noch gefährlich. Wir verlieren einen besorgniserregenden Prozentsatz unserer Einheiten. Die häufigen Ausfälle zwingen mich dazu, beträchtliche Zuschläge auf die Frachtkosten zu erheben, damit ich die Schiffe ersetzen kann, die ich verliere, und den Familien der Piloten, die sich diesem Risiko aussetzen, Schadensersatz zahlen kann.«

Thurr verschränkte die Hände. »Die Cymeks würden genauso wie Omnius liebend gerne Ihre Werften übernehmen und die Technik für sich nutzen.«

»Ich habe seit Jahren die Dividenden von VenKee in das Programm gesteckt, und ich betrachte es als mein gutes Recht, von der neuen Technik zu profitieren. Ich hätte die Forschung und Entwicklung niemals bezahlt, wenn ich nicht daran geglaubt hätte, dass sie einen Wert für uns hätte. Selbst wenn über Jahre ohne Störungen die Gewinne fließen würden, hätte ich erst in Jahrzehnten die Schulden abbezahlt, die ich für den Bau der Werft aufgenommen habe. Glauben Sie, dass irgendein Geschäftsmann in der Liga sein gesamtes Vermögen in die Entwicklung einer bedeutenden Technik stecken würde, wenn er davon ausgehen müsste, dass die Regierung ihm alles nimmt und in den Bankrott treibt?«

Serena winkte ungeduldig mit einem Zeigefinger. »Ich kann Ihre Schulden tilgen lassen. Vollständig.«

Venport starrte sie an, fassungslos über ihren Vorschlag. Ein so großzügiges Zugeständnis hatte er nicht erwartet. »Sie können ... Sie können so etwas tun?«

Iblis Ginjo setzte sich aufrecht und plusterte sich auf wie ein Vogel in der Balz. »Sie ist die Priesterin des Djihad, Direktor. Dazu bedarf es nur eines Federstrichs.«

Venport nutzte sofort die günstige Stimmung aus und brachte die Diskussionspunkte vor, die er während der Reise nach Salusa ausgearbeitet hatte. »Meine Frau Norma Cenva hat über dreißig Jahre ihres Lebens der Arbeit an der Raumfalttechnik gewidmet. Sie musste sich mit vielen Widrigkeiten auseinander setzen, einschließlich einer grausamen Folter durch die Cymeks, doch sie hat nie den Glauben an ihre Vision der Zukunft verloren. Sie hat sogar den Titanen Xerxes getötet. Und die ganze Zeit war ich der Einzige, der sie unterstützt hat, der Einzige, der immer an sie geglaubt hat. Sogar der Weise Holtzman hat sie verstoßen.«

Er sah sich am Tisch im Sitzungssaal um und bemerkte, dass mehrere Ratsmitglieder ungeduldig darauf zu warten schienen, dass er endlich auf den Punkt kam. Venport beugte sich vor. »Daher fordere ich, dass VenKee Enterprises und jeder Rechtsnachfolger der Firma das unwiderrufliche Patent auf die Technologie der Raumfaltung behalten.«

»Ein Monopol auf die Raumfahrt«, brummte Yorek Thurr.

»Ich möchte, dass ich die alleinigen Vermarktungsrechte für *meine* Methode der Raumfahrt, *meine* Triebwerke und *meine* Schiffe behalte. Seit Jahrtausenden haben Menschen astronomische Entfernungen mit traditionellen Mitteln überwunden. Natürlich dürfen sie weiterhin diese Schiffe und diese Techniken verwenden. Ich möchte nur die Rechte an meinen eigenen Raumfaltschiffen, die von meiner Frau entwickelt und von meiner Firma finanziert wurden. Das ist keine übertriebene Forderung.«

Ginjo trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. »Machen wir uns nichts vor. Wenn die Sicherheitsprobleme irgendwann gelöst werden, wird Ihre Technik die bevorzugte Methode sein, um von Stern zu Stern zu reisen. Jede andere Technik würde vom Markt verschwinden.«

»Wenn es die schnellste und zuverlässigste Raumfahrtmethode ist, warum sollte meine Firma dann nicht davon profitieren?« Venport verschränkte die Arme über der Brust.

Serena hatte jedoch genug von der Diskussion. »Wir vergeuden unsere Zeit. Er kann seine alleinigen Vermarktungsrechte und sein Monopol haben – aber erst, *nachdem* der Djihad vorbei ist.«

»Wie kann ich mir sicher sein, dass er jemals vorbei sein wird?«

»Dieses Risiko müssten Sie eingehen.«

Ihrem Gesichtsausdruck konnte Venport ansehen, dass sie ihm keinen Zentimeter mehr nachgeben würde. »Einverstanden, aber die Rechte gehen auf meine Erben über, wenn ich vor dem Ende des Djihad sterben sollte.«

Serena nickte. »Iblis, sorgen Sie dafür, dass die entsprechenden Verträge vorbereitet werden.«

Schließlich konnte der clevere Venport auch noch das Recht aushandeln, zumindest einen Teil seiner Frachten mit ausgewählten Militärschiffen transportieren zu dürfen. Obwohl er ursprünglich gar kein Interesse an diesen Verhandlungen gehabt hatte, gewann Aurelius Venport nach dem Abschluss der Gespräche den Eindruck, dass die Verträge ihn zu einem sehr, sehr reichen Mann machen würden.

* * *

Die Belohnung kam für ihn völlig unerwartet.

Der Parlamentssaal war mit Fahnen geschmückt, und gewöhnlichen Bürgern war es erlaubt worden, im Hintergrund zu stehen, um die planetaren Abgeordneten sehen zu können. Tausende hatten sich draußen auf dem Gedenkplatz versammelt und verfolgten die Ereignisse über riesige Bildschirme.

Zufa Cenva saß neben Venport in der ersten Reihe, hinter der sich die weiteren Sitze in konzentrischen Ringen erhoben. Mit ihrem bleichen Haar und den blassen Zügen sah sie wie die Verkörperung statischer Elektrizität aus, und ihre strahlende Aura ließ keinen Zweifel daran, dass sie die mächtigste Vertreterin aller Zauberinnen von Rossak war.

Sie blickte auf ihn herab, und der Blick ihrer hellen Augen ließ ihn schwindeln. »Du bist jetzt ein großer Held, Aurelius. Dein Name ist auf den Lippen aller Djihadis, die für die Freiheit kämpfen. Das ist von großer historischer Bedeutung.«

Er schaute auf die Sprecherbühne und die beeindruckend gewandeten Würdenträger. »Ich habe mir bisher nie große Gedanken über die Geschichte gemacht, Zufa. Ich bin schon damit zufrieden, wie sich dadurch mein tägliches Leben verändert.« Er rückte seinen Rüschenkragen und das hochoffizielle Wams zurecht. »Du und Norma hatten Recht. Ich war kurzsichtig und egoistisch. Wenn der Löwenanteil unseres Vermögens nicht für kommerzielle, sondern für militärische Zwecke eingesetzt wird, ist das ein Rückschlag – aber letztlich wird VenKee Enterprises dadurch viel stärker werden.«

Sie nickte. »Patriotismus zahlt sich immer aus, Aurelius. Das scheinst du allmählich verstanden zu haben.«

»Richtig.« Ursprünglich hatte er gedacht, dass der Orden nicht mehr als ein Trostpreis wäre, ein Stück Tand, das ihn glücklich machen sollte, weil er ein solches Opfer gebracht hatte. Er hatte nicht erkannt, dass er ihm in den Augen der Menschen einen höheren Status verschaffen würde. In Zukunft würden sich nur noch wenige Kunden für einen seiner Konkurrenten entscheiden, wenn es darum ging, Waren transportieren zu lassen.

Er konnte es kaum erwarten, zu den Werften zurückzukehren, um alles auf die neue Situation vorzubereiten und eine genaue Inventur zu machen, damit er die lukrativste Fracht bei

den militärischen Missionen seiner Raumfaltschiffe transportieren lassen konnte. Seine Waren würden auf Abruf ausgeliefert werden, je nach verfügbarem Platz. Yorek Thurr, der in der Djipol die Fäden zog, hatte für Aurelius und Zufa bereits eine kleine Raumyacht organisiert, die sie nach Kolhar zurückbringen sollte. Sie würden unmittelbar nach der Ordensverleihung aufbrechen.

Er hörte sich unbewegt die Eröffnungsreden an. Im Augenblick hielt der Große Patriarch Iblis Ginjo mit seiner volltönenden Stimme einen flammenden Appell. Danach wandte sich Serena Butler an die Menge. Sie stand in ihrem bekannten rot besetzten weißen Gewand auf dem Sprecherpodium und vermittelte eine strahlende Präsenz. Ihr Haar war bereits teilweise ergraut, als wäre es mit Asche bestäubt worden, und ihr Gesicht zeigte die Spuren vieler Jahre und Tragödien. Doch ihre Stimme war kräftig, als sie Venport auf die Bühne rief, zusammen mit dem berühmten jungen Militärarzt Rajid Suk.

Unter tosendem Beifall machte sich Venport auf den Weg zum Podium. Zu seiner Überraschung blickte Zufa Cenva ihm voller Stolz nach, und er wünschte sich, dass Norma hier gewesen wäre. Ihr hätten die Anerkennung und die Lobreden gebührt, auch wenn sie sie vermutlich gar nicht hören wollte.

Das grelle Licht machte ihn nervös und ließ sein Sichtfeld verschwimmen, und er hatte das Gefühl, von der Flutwelle des Applauses davongeschwemmt zu werden. Venport blinzelte und sammelte sich. Er vermied es, ins Meer der Gesichter zu blicken, die die zentrale Bühne umgaben, und stellte sich neben Doktor Suk.

Serena sagte: »Sie beide werden die höchste Auszeichnung erhalten, die der Djihad-Rat verleihen kann. Das Manion-Kreuz ist nach meinem Kind benannt, dem ersten Märtyrer unseres heiligen Krieges gegen die Denkmaschinen. Bisher wurden nur sehr wenige Menschen damit ausgezeichnet.«

Sie wandte sich an den zweiten Empfänger. »Doktor Rajid Suk ist unser größter Militärarzt. Er hat seine Privatpraxis aufgegeben und immer wieder unsere Kampftruppen begleitet. Er ist ihnen zu fernen Schlachtfeldern gefolgt und hat sich in den Dienst unserer heiligen Mission gestellt. Er konnte unzähligen Djihadis

das Leben retten.« Suk stand mit gereckten Schultern da. Die Zuschauer jubelten, als Serena ihm den Orden überreichte.

»Als Nächstes möchte ich Ihnen einen höchst erstaunlichen Unternehmer vorstellen, einen Mann, der an der Front des interstellaren Handels gekämpft hat und ein Versorgungsnetzwerk aufgebaut hat, das viele Sonnensysteme umfasst. Direktor Aurelius Venport hat soeben seine Werft und seine gesamte Flotte der Armee des Djihad zur Verfügung gestellt. Ich glaube, dass wir damit nun endlich die Möglichkeit haben, Omnius für alle Zeiten zu besiegen.« Sie achtete darauf, keine Einzelheiten über die Raumfalttechnik preiszugeben, da die Djipol immer wieder bewiesen hatte, dass die Spione der Maschinen überall sein konnten.

Das Publikum raste, ohne ihre Behauptungen in Frage zu stellen. Venport jedoch bezweifelte, dass sich der entscheidene Schlag in absehbarer Zeit ausführen ließ, nicht einmal, wenn sämtliche Mittel auf Kolhar genutzt wurden. Die Holtzman-Schiffe waren einfach zu neuartig und hatten sich noch nicht bewährt.

Dennoch verbeugte sich Venport ehrfürchtig, als die Priesterin ihm das bunte Band mit dem schimmernden Orden um den Hals legte.

Dann trat sie zur Seite und deutete auf die beiden Männer. »Unsere neuesten Helden des Djihad! Ihnen haben wir es zu verdanken, dass der Sieg mit Riesenschritten näher rückt.«

Der Händler hob den Kopf und stellte erstaunt fest, dass er Tränen in den Augen hatte. Sein Herz schien in seiner Brust anzuschwellen. Als sich die Abgeordneten im großen Saal von ihren Plätzen erhoben und jubelnd klatschten, schüttelte er Serena und Dr. Suk die Hand.

Anschließend richteten die Geehrten ein paar Worte an die Versammlung. Als Venport an der Reihe war, sagte er: »Ich habe den größten Teil meines Lebens als Geschäftsmann und Unternehmer verbracht, doch nun lerne ich, dass es wichtigere Dinge als Reichtum gibt. Ich danke Ihnen allen für den glücklichsten Augenblick meines Lebens.«

Obwohl Venport niemals damit gerechnet hatte, dass er so empfinden würde, meinte er es wirklich so, wie er es sagte.

97

Früher war ich der Ansicht, dass wir diesen Djihad beenden sollten, koste es, was es wolle - doch manche Kosten sind einfach zu hoch.

Serena Butler,
unveröffentlichter Redeentwurf

Kurz nachdem Venport und Zufa zum langen Flug zurück zu den Werften von Kolhar aufgebrochen waren, trafen die Elfenbeinturm-Kogitoren in einer triumphalen Prozession auf Salusa Secundus ein. Von den Sekundanten getragen, allen voran ein stolzer und zufriedener Keats, verlangte Vidad, dass unverzüglich eine Sitzung des Liga-Parlaments einberufen wurde.

Die Delegierten verließen hektisch Konferenzen, Empfänge oder ihre Wohnungen, um sich im großen Saal zu versammeln. Die Vertreter waren neugierig, aber auch ein wenig ungehalten über den unerwarteten Termin. Die Versammlung wurde schnell zur Ordnung gerufen, und Keats stellte Vidads Gehirnbehälter auf einen Sockel im Zentrum der Rednerbühne. Die fünf anderen Kogitoren umgaben ihren Sprecher auf niedrigeren Podesten.

Der Große Patriarch ordnete noch sein Gewand, während er in den Saal eilte. Er kam völlig unvorbereitet. Er hatte keine Zeit gehabt, Serena zu kontaktieren, die sich in die Stadt der Introspektion zurückgezogen hatte, um ihre geheimen Schlachtpläne für die Raumfaltschiffe auszuarbeiten, die in weniger als einem Jahr einsatzbereit sein sollten.

Iblis war es im Grund sogar ganz recht, sich allein um die Kogitoren zu kümmern. Schließlich war Keats einer von seinen Leuten.

Er betrat den überfüllten und unruhigen Saal, als der uralte Philosoph soeben zu seiner Rede ansetzte. Seine Stimme wurde vom Lautsprechersystem an seinem Tank verstärkt und hallte dröhnend durch den Raum. Iblis war entzückt, dass die Kogitoren zurückgekehrt waren.

»Als Kogitoren haben wir uns für die Isolation entschieden, um über große Frage nachdenken zu können und uns so viel Zeit wie nötig dafür zu nehmen. Ihre Priesterin des Djihad kam vor zwei Standardjahren nach Hessra und machte uns bewusst, welchen unermesslichen Blutzoll die Jahrhunderte der Maschinenherrschaft und die vergangenen Jahrzehnte der gewaltsamen Auseinandersetzung von der Menschheit gefordert haben.

Normalerweise neigen wir nicht dazu, schnell und überstürzt zu handeln, aber die Priesterin ist eine bezwingende Persönlichkeit. Sie hat uns dazu bewegt, unsere Pflicht zu erkennen, nicht nur gegenüber der freien Menschheit, sondern auch gegenüber dem effizient organisierten Omnius-Netzwerk. Nach gründlicher Überlegung bringen wir Ihnen jetzt die Lösung des Problems, die Formel für einen sofortigen Frieden unter den verfeindeten Parteien.«

Ein Raunen ging durch das Publikum, das gespannt abwartete, was Vidad zu verkünden hatte. Nach vielen Jahren, in denen es immer mehr Todesopfer gegeben hatte, in denen immer mehr menschliche Kolonien vernichtet worden waren, in denen der Djihad allmählich die Ressourcen der Liga erschöpfte, waren die Menschen bereit, jede Möglichkeit zu nutzen, endlich aus dem endlosen Zyklus des wechselhaften Kriegsglücks auszubrechen. Obwohl fast vier Jahrzehnte seit dem Beginn des heiligen Krieges gegen die Maschinen vergangen waren, schienen die Menschen dem Sieg kein Stück näher gekommen zu sein.

Mit einem unguten Gefühl blickte Iblis auf die konservierten Gehirne in den durchsichtigen Tanks. Wie befohlen hatten Keats und die anderen Sekundanten auf die uralten, zurückgezogenen Philosophen eingewirkt. Aber nun war sich Iblis nicht mehr sicher, ob er ihren Vorschlag wirklich hören wollte.

»Wir haben uns die Aufgabe gestellt, als Vermittler zwischen der Liga und den Synchronisierten Welten tätig zu werden. Die Zeit des Blutvergießens hat nun ein Ende gefunden.« Vidad hielt kurz inne, als wollte er die dramatische Wirkung steigern. »Wir haben erfolgreich einen ernst gemeinten Frieden mit den Denkmaschinen ausgehandelt. Omnius hat sich einverstanden erklärt, sämtliche Feindseligkeiten einzustellen. Die Maschinen werden keine Welten der Liga mehr angreifen, und die Menschen werden

keine Synchronisierten Welten mehr attackieren. Ein einfacher, klarer Pax Galacticus. Jeder Anlass für Aggressionen hat sich erübrigt, für beide Seiten. Sobald die Liga zustimmt, wird das Blutvergießen aufhören.« Er verstummte und gab den Zuhörern die Gelegenheit für einen gemeinschaftlichen tiefen Atemzug.

Keats schaute zu Iblis herüber und verkündete voller Stolz: »Wir haben es geschafft! Der Djihad ist vorbei!«

* * *

Die weiß gekleidete Seraphim eilte zu Serena Butler, um ihre Meditation zu unterbrechen. Niriems Gesichtsausdruck unter der golddurchwirkten Kopfbedeckung wirkte bestürzt. Es war das erste Mal, dass Serena diese loyale Frau in so aufgelöster Verfassung erlebte.

»Etwas Schreckliches geschieht«, sagte sie und reichte Serena einen Aufzeichnungswürfel. »Der Bote sagte mir, Iblis Ginjo hätte Euch aufgefordert, unverzüglich zum Parlamentssaal zu kommen.«

»Unverzüglich?«

»Es geht um ein Problem mit den Kogitoren. Ihr sollt Euch die Aufzeichnung anhören.«

»Was hat der Große Patriarch wieder angestellt?« Serena seufzte verzweifelt. »Wir werden uns die Sache unterwegs anhören.«

Iblis, Serena und andere führende Politiker der Liga der Edlen hatten Zugang zu militärischen Kommunikationssystemen, doch in letzter Zeit hatte es häufig Sicherheitsprobleme gegeben. Botschaften waren von Agenten des Allgeistes abgefangen worden. Die Angelegenheit war so Besorgnis erregend, dass diese Komsysteme – die mit verschlüsselten Rückkopplungssignalen arbeiteten – nur noch von Kriegsflotten im Weltraum benutzt wurden, aber nicht mehr auf der Oberfläche von Planeten. Dadurch kamen vermehrt Kuriere zum Einsatz.

Niriem führte sie eilig zu einem Bodenwagen, der sich sofort in Bewegung setzte und über die breiten Straßen von Zimia raste. In der Kabine lauschte Serena schockiert und bestürzt einer Aufzeichnung von Vidads überraschender Ankündigung. »Dafür haben wir nicht gekämpft!«

»Trotzdem sehnen sich die Menschen so sehr nach Frieden, Priesterin, dass sie vermutlich allem zustimmen werden.«

Serena wusste, dass Niriem Recht hatte. Sie spielte die kurze Ansprache des Kogitors dreimal ab, als hoffte sie, die Bedeutung der Worte würde sich ändern, doch das Entsetzen und die Fassungslosigkeit, die in ihr hochkochten, wollten nicht verschwinden.

»Das ist unmöglich. Unter solchen Bedingungen werden wir nichts erreichen!«

Sie hoffte, dass sie eintraf, bevor sich die Neuigkeit herumgesprochen hatte. Doch so etwas würde sich nicht geheim halten lassen, und die Menschen würden überreagieren. Die ständig zunehmenden Demonstranten würden einen Aufstand in den Straßen veranstalten. Die Liga-Vertreter würden sich von der Euphorie blenden lassen und unvernünftig reagieren. Serena musste so schnell wie möglich eingreifen.

Als sie in Zimia eintraf, stieg sie mit ihrer weiblichen Eskorte die Steinstufen zum imposanten Regierungsgebäude hinauf. Wie ein Rammbock machte Niriem den Weg frei und zögerte nicht, ihre Kraft zu zeigen. Obwohl sie älter geworden war, legte Serena immer noch eine energische Wildheit an den Tag.

Im Zentrum des Parlamentssaals standen die Sekundanten in ihren gelben Gewändern neben den Elfenbeinturm-Kogitoren auf ihren Sockeln. Die Atmosphäre im großen, hallenden Raum war ausgelassen. Iblis Ginjo stand am Rand der Bühne und bemühte sich, die Versammelten zur Ordnung zu rufen. Doch er schien keinen besonderen Erfolg zu haben.

Mit erhobenem Haupt marschierte Serena direkt zum Sprecherpodium. Die Abgeordneten diskutierten aufgeregt über die unerwartete Neuigkeit, ein paar opponierten gegen den Friedensplan der Kogitoren, doch die meisten jubelten und applaudierten.

»Wir wollen nichts überstürzen!«, rief Serena ohne weitere Einleitung, die ohnehin überflüssig gewesen wäre. »Schreckliche Folgen kündigen sich häufig in der Maske guter Neuigkeiten an.«

Der Lärm im großen Saal verebbte zu einem Raunen. Iblis schien erleichtert zu sein, dass die Priesterin endlich eingetroffen war.

»Serena Butler«, sagte Vidad über sein Lautsprechersystem, »wir werden Ihnen die Einzelheiten unserer schwierigen Verhandlungen mit Omnius darlegen. Wir haben sicheres Geleit für einen Vertreter der Liga nach Corrin ausgehandelt, damit die Friedensbedingungen offiziell akzeptiert werden können.«

Serena konnte ihre Fassungslosigkeit nicht verbergen. »Wir akzeptieren diese Bedingungen nicht. Frieden um jeden Preis? Damit stellt sich die Frage, wofür wir in all den Jahrzehnten gekämpft haben! Ich werde Ihnen unsere Bedingungen nennen: die *Vernichtung* sämtlicher Denkmaschinen!« Sie blickte sich im Saal um, in dem es immer voller wurde, als weitere Menschen hereinströmten, die die Neuigkeit gehört hatten.

Nur vereinzelter Applaus war zu hören. Allmählich ließ die Unruhe nach, und eine bleierne Stille breitete sich im Saal aus.

Serena trat ein paar Schritte vor, näher an Vidad heran. »Durch meine grausame Zeit in der Gefangenschaft von Omnius weiß ich viel mehr über die Leiden der Menschen auf den Synchronisierten Welten, als Sie in zweitausend Jahren der Isolation bedacht haben können. Sie unterliegen einem großen Irrtum, wenn Sie glauben, die freie Menschheit wäre an einer friedlichen Einigung mit Omnius interessiert.«

»Das Ausmaß unseres Wissens ist viel größer, als Sie vermuten. Hören Sie auf Ihr Volk, Serena Butler. Es sehnt sich nach einem Ende des Blutvergießens.«

Zorn verdüsterte ihre Miene. »Durch Ihre Einmischung könnte der Krieg in der Tat vorübergehend gestoppt werden, aber es wäre keine Lösung. Kein Sieg! Sollen Milliarden Opfer umsonst gewesen sein? Soll mein Kind umsonst gestorben sein? Omnius würde weiter über die Synchronisierten Welten herrschen und die dort lebenden Menschen versklaven. Alles wäre umsonst gewesen! Zimia! Die Erde!« Sie zählte die verwundeten Welten auf, und mit jedem Namen wurde ihre Stimme lauter. »Oder Bela Tegeuse! Honru! Tyndall! Bellos! Rhisso! Chusuk! IV Anbus! Die Peridot-Kolonie! Ellram! Giedi Primus!«

Sie wandte sich dem verstörten Publikum zu. »Soll ich weitermachen und Sie an alle Opfer erinnern, die wir gebracht haben? Ich bin entsetzt, dass ich mir nach allem, was ich getan habe, einen solchen Vorschlag anhören muss.«

»Denken Sie an die vielen Menschenleben, die dadurch gerettet werden könnten, Serena!«, rief ein Delegierter aus der Menge. Sie konnte seine Stimme nicht identifizieren.

»Vielleicht auf kurze Sicht – aber was wird es auf lange Sicht bringen? Was für eine Zukunft erwartet uns, wenn wir anfangen, mit Omnius zu feilschen? Und warum ausgerechnet jetzt?« Sie reckte die Faust in die Luft. Sie musste die Abgeordneten davon abhalten, den schwersten Fehler der menschlichen Geschichte zu begehen.

Sie wünschte sich so sehr, dass die neuen Kriegsschiffe mit dem Raumfalttriebwerk einsatzbereit wären. Aber das Parlament wusste noch nichts von der geheimen Unternehmung auf Kolhar. Sobald die Armee des Djihad über eine neue Flotte verfügte, die interstellare Distanzen in kürzerer Zeit überbrücken konnte, als der Angriffsbefehl in Anspruch nahm, konnten sie die Synchronisierten Welten schneller zu Fall bringen, als sich die Nachricht im Informationsnetz der Maschinen verbreiten würde. Die Menschen hatten noch nie zuvor einen solchen Vorteil nutzen können. Sobald Omnius von der neuen Bedrohung erfuhr, würde er sich auf seinen verbleibenden Welten einigeln und es nicht wagen, auch nur einen neuen Angriff zu starten. Er würde sich ganz auf die Verteidigung konzentrieren und sich mit jedem Triumph der Menschen weiter zurückziehen. Sein einstmals gewaltiges Imperium würde immer kleiner werden und schließlich ganz verschwinden.

Sie schlug mit der Faust in die offene Hand. »Jetzt – gerade jetzt – müssen wir um den uneingeschränkten Sieg kämpfen. Wir können dieser Herausforderung nicht den Rücken zukehren.«

»Aber wir sind des Kämpfens müde«, sagte der Interimsbotschafter von Poritrin, der Lord Niko Bludd ersetzt hatte. Nach dem verheerenden Sklavenaufstand hatte die Bevölkerung dieses Planeten weder die Entschlossenheit noch die Mittel, sich an größeren Offensiven zu beteiligen. »Die Kogitoren bieten uns eine Chance, diesen schon viel zu lange wütenden Krieg zu beenden. Wir müssen ihrer Weisheit Gehör schenken.«

»Nicht wenn es bedeutet, dass wir einen sinnlosen Frieden akzeptieren sollen.« Serenas Gewand wallte purpurrot und weiß. »Die Maschinen werden die Menschen oder eine Verein-

barung mit uns niemals ernsthaft respektieren. Omnius betrachtet unsere Existenz als ineffizient und überflüssig.«

Sie hielt inne und spürte, wie ihre Beine zitterten und es in ihren Eingeweiden brannte. Das Publikum sah sie an, als würde sie zu weit gehen, und das machte sie umso zorniger. »Gerade jetzt sind die Maschinen geschwächt. Wir haben die günstige Gelegenheit, sie ein für alle Mal auszulöschen – bis zum letzten Schaltkreis.« Sie senkte die Stimme zu einem Grollen. »Wenn wir es nicht tun, wenn unsere Entschlossenheit nachlässt, werden sie wieder zu Kräften kommen und uns heftiger als je zuvor bekämpfen.«

»Es ist so oder so ein Glücksspiel«, sagte der Vertreter von Giedi Primus. »Mehr als jeder andere in diesem Saal bin ich Ihnen zu größtem Dank verpflichtet, Serena Butler. Meine Welt ist heute nur deshalb frei, weil Sie sich mutig zum Handeln entschlossen hatten. Doch unsere Bevölkerung leidet immer noch unter den schweren Folgen der kurzen Eroberung durch Omnius. Wenn die Möglichkeit besteht, einen Waffenstillstand auszuhandeln, bei dem wir nicht zur Kapitulation gezwungen sind, sollten wir sie nutzen.«

Ein weiterer prominenter Delegierter erhob sich. »Bedenken Sie die Vorteile. Nachdem wir mehrere Planeten erobert und militärischen Gleichstand mit den Maschinen erreicht haben, befinden wir uns in einer starken Verhandlungsposition und können die Bedingungen durchsetzen, die die Kogitoren ausgehandelt haben.«

Eine ernste Frau meldete sich zu Wort. Obwohl sie sitzen blieb, hallte ihre Stimme laut durch den Saal. »Während die Cymek-Revolte genauso an den Ressourcen der Maschinen zehrt wie der Widerstand der Menschen, muss Omnius es mit dem Waffenstillstand ernst meinen. Er kann nicht gegen beide Seiten gleichzeitig kämpfen.«

Die Debatte begann von vorn und eskalierte schnell zu einem Wettkampf wütend schreiender Stimmen. Serenas Verzweiflung wuchs. Zu viele Delegierte wünschen sich Frieden, eine Atempause, in der sich die Menschen erholen, eine neue Flotte bauen und die Wunden in der Bevölkerung ausheilen lassen konnten.

Doch Serena machte sich große Sorgen um die Folgekosten einer solchen Entscheidung. Sie wusste im tiefsten Innern, dass es letztlich eine grausame Kapitulation wäre. *Wie können sie nur so dumm sein?* Serena erkannte, dass sie die Unterstützung der Mehrheit des Parlaments verlieren würde, wenn sie weiter auf einem aggressiven Kurs bestand.

Sie musste versuchen, auf andere Weise ihre Meinung zu ändern. Der Große Patriarch sah sie mit großen, flehenden Augen an. Er hatte so viel dazu beigetragen, das Volk in ihrem Namen zum Djihad zu motivieren, und nun kostete er genauso wie Serena den bitteren Geschmack des Scheiterns.

Die Kogitoren hatten gewonnen. Vidad hatte im Alleingang einen Frieden ausgehandelt, der die Menschheit verkrüppeln würde und den langsamen Tod der Zivilisation der Liga zur Folge hätte.

Omnius würde diesen heiligen Krieg niemals vergessen. Er würde wieder erstarken und nur ein Ziel im Sinn haben: die vollständige Auslöschung der Menschheit in jedem Sonnensystem der Galaxis. Wenn es so weit war, würde Serena nicht mehr unter den Lebenden weilen, um ihnen sagen zu können, dass sie sie gewarnt hatte.

Sie kehrte der Versammlung den Rücken zu und marschierte angewidert aus dem Saal. Sie wollte niemandem mehr zuhören. Die Verzweiflung lastete schwer auf ihren Schultern. Fast vierzig Jahre lang hatte sie das Volk angespornt, doch sie hatte es nicht überzeugen können, dass es siegen musste.

Während der Fahrt zurück zur Stadt der Introspektion grübelte sie und suchte nach einer Antwort auf die Frage, warum sie versagt hatte.

98

Helden vollbringen ihre größten Taten manchmal erst nach dem Tod.

Serena Butler, Zimia-Kundgebungen

Iblis Ginjo rollte sich auf dem Bett herum, das nach Schweiß und Sex roch. Er hatte Kopfschmerzen von der katastrophalen Veränderung der politischen Lage und von den hedonistischen Exzessen, denen er sich in der Nacht zuvor hingegeben hatte. Ihm war alles gleichgültig geworden.

Im Augenblick war niemand bei ihm, aber er erinnerte sich an eine verschwommene Abfolge von Gesichtern. Wie viele Frauen waren es gewesen? Vier ... oder fünf? Das war selbst für seine Verhältnisse exzessiv ... und eine von ihnen hatte sogar wie seine Frau ausgesehen. Aber das ging in Ordnung. Er war sehr wütend und verzweifelt gewesen.

Vor elf Jahren hatte er gedacht, es wäre schlimm genug, dass Serena Butler ihm den Vorrang streitig gemacht hatte, den er sich in jahrelanger Arbeit erkämpft hatte. Nun sollte der gesamte Djihad durch einen absurden Friedensplan vereitelt werden. Das konnte niemals funktionieren. Wie hatten Keats und die anderen Sekundanten nur so abgrundtief scheitern können? War ihnen überhaupt klar, was sie angerichtet hatten?

Er versuchte nicht über seine eigene Rolle in der traurigen Angelegenheit nachzudenken und wünschte sich, er hätte die Schuld auf jemand anderen schieben können. Serena war die ideale Wahl als Führerin des Djihad, doch Iblis lebte im sprichwörtlichen Glashaus. Schließlich hatte er Keats und den anderen Sekundanten den Auftrag erteilt, sich um die Kogitoren zu kümmern.

Zum ersten Mal seit seiner Gespräche mit dem Kogitor Eklo auf der Erde fragte er sich, wie es um die geistige Gesundheit der uralten Philosophen bestellt war. Nach all den Jahren und den vielen Milliarden Opfern des Krieges erwartete er, dass die Men-

schen und die Maschinen sich einfach wieder vertrugen. Unmöglich!

Weil er sich von den furchtbaren Ereignissen ablenken wollte, hatte er die vergangene Nacht damit verbracht, seine Probleme in Melange und Frauen zu ertränken. Eine amüsante und erschöpfende Methode des Zeitvertreibs, die aber letztlich sinnlos war. Am nächsten Morgen waren seine Probleme immer noch da.

Fadenscheinige Spitzengardinen verhüllten das Fenster des unauffälligen Hotels nur unzureichend. Ein ziemlicher Kontrast zu seiner privaten, staatlich finanzierten Suite in Zimia, wo er angeblich mit seiner unnahbaren Frau und drei Kindern lebte, zu denen er praktisch keinen Kontakt hatte.

Er rümpfte die Nase über den Geruch des häufig benutzten Bettzeugs und trottete zum Fenster, ohne sich die Mühe zu machen, seine Scham zu bedecken. Er war irgendwo in der Altstadt von Zimia, weit entfernt von den Regierungsgebäuden und den Aristokraten, die dort ein und aus gingen. Hier hatte der Große Patriarch mit dem grobkörnigen Bodensatz der Menschheit zu tun, mit Leuten, die er mühelos mit seinem angeborenen Charme beeinflussen und überzeugen konnte. Wenn er gelegentlich hierher kam, genoss er das andere Lebenstempo, die raue und schäbige Umgangsweise der Unterklasse. Es fühlte sich natürlich an, fast so wie in jenen Tagen, als er ein Sklavenvorarbeiter auf der Erde gewesen war. Damals hatte er wenigstens sofort die Auswirkungen seiner Macht gespürt ...

Serena hatte nur ihre obsessive Vision eines heiligen Triumphes über den dämonischen Feind vor Augen, eine klare, aber recht primitive Sicht auf die Dinge. Iblis dagegen war schon immer praktischer veranlagt gewesen. Über Jahre hinweg hatte er eine umfangreiche Infrastruktur aufgebaut – die industrielle, wirtschaftliche und religiöse »Maschinerie« des Djihad. Der Große Patriarch war es, der das Räderwerk in Bewegung hielt, und dafür waren ihm Geld, Macht und zahllose Auszeichnungen gegeben worden. Das meiste, bevor Serena das Ruder in die Hand genommen hatte. Wenn der Djihad zu Ende war, würde Iblis' Position jede Legitimation verlieren. Serena hatte ein zwiespältiges Verhältnis zu ihm gehabt, aber nun konnten sie die

Menschheit nur gemeinsam vor einem schrecklichen Debakel bewahren, vor einer Dummheit von astronomischen Ausmaßen. Er wollte, dass sie zu ihm kam – denn Iblis war ihr einziger zuverlässiger Verbündeter.

Als er am offenen Fenster stand und die kühle Morgenbrise auf der nackten Haut spürte, knirschte er mit den Zähnen. Nie zuvor in seinem Leben hatte er sich der Verzweiflung hingegeben. Es hatte sich immer ein Weg zur Rettung der Situation gefunden, ganz gleich, zu welchem Preis. Er brauchte nur den richtigen Schlüssel.

Aber was konnten er und Serena tun, das genügend Eindruck erweckte, um dem Volk die Augen zu öffnen? Die erschöpften Menschen würden Vidads Friedensplan aus schierer Verzweiflung und Mangel an Hoffnung gutheißen. Nur noch wahrlich drastische Maßnahmen konnten helfen.

Als er eine vertraute Stimme im Korridor hörte, machte sein Herz einen Satz.

»In welchem Zimmer ist er? Ich muss den Großen Patriarchen sofort sprechen!« Iblis griff nach einem löchrigen Morgenmantel, zerrte sein Haar zurecht und versetzte sich in einen halbwegs präsentablen Zustand, bevor er lächelnd die Tür öffnete.

In Begleitung von Niriem und vier weiteren Seraphim stand Serena den Djipol-Männern gegenüber, die vor Ilbis' Tür Wache hielten. Sie trug eine elegante weiße Robe mit Goldbesatz und ein Medaillon mit einem Bild ihres Babys und wirkte in diesem schäbigen Etablissement völlig fehl am Platz. Als er die stoischen Wächterinnen an Serenas Seite sah, empfand Iblis Erleichterung. Vor langer Zeit hatte er die Garde der Seraphim geschaffen, damit sie die unangenehme Realität von der Priesterin fern hielten. Sie erstatteten ihm immer noch Bericht, wenn sie etwas Unerwartetes tat ... doch allmählich schienen sie eine beunruhigende Loyalität zu ihr zu entwickeln. Aber zumindest Niriem stand weiterhin auf seiner Seite.

Serena verzog das Gesicht, um ihre Missbilligung über Iblis' nächtliche Aktivitäten zum Ausdruck zu bringen. »Vergeudet Eure Kräfte nicht auf diese Weise, Iblis. Wir haben wichtige Aufgaben zu erfüllen. Vor allem jetzt.«

Sie gab ihm durch eine Geste zu verstehen, dass er ihr folgen sollte, und lief den Korridor zurück. Ihre Begleiterinnen warteten, dass Iblis und die Djipol-Wachen sich ihnen anschlossen.

Als er sich neben sie in den Privatwagen gesetzt hatte und Niriem das Fahrzeug in Bewegung setzte, warf Iblis noch einen letzten Blick auf die heruntergekommene Umgebung.

»Manchmal entferne ich mich bewusst von den glänzenden Türmen und prächtigen Verwaltungsresidenzen, damit ich mich wieder daran erinnere, wie schlimm das Leben auf der Erde war. Ich rücke meine Perspektive zurecht. Wenn ich in die schmuddeligen Zimmer blicke und den Abschaum der Menschheit sehe – die Drogenabhängigen, die Betrunkenen, die Huren – wird mir wieder klar, wofür unsere tapferen Djihadis kämpfen. Um dies hier zu überwinden.« Er kam in Fahrt, dachte schnell nach und senkte die Stimme zu einem Bühnenflüstern. »Ich bin hierher gekommen, um nachzudenken, wie wir den Djihad retten können.«

»Ich höre.« Ihre lavendelfarbenen Augen glitzerten verzweifelt.

Iblis wurde erstaunlich ruhig. Seine Stimme war fest und intensiv genug, damit sie ihm und der schwierigen Wahrheit Aufmerksamkeit schenkte. »Ich wurde als Sklave geboren und habe mich die Hierarchie hinaufgekämpft, bis ich den Rang eines Trustee erreicht hatte. Und schließlich wurde ich zum Anführer und zum Großen Patriarchen unseres großen Djihad.« Mit verbittertem Ausdruck beugte er sich näher an sie heran. »Aber ich konnte es niemals mit *dir* aufnehmen, Serena. Sie haben immer nur deinen Namen gerufen. Du warst die Aristokratin, die den Massen helfen wollte, getrieben von einem schlechten Gewissen wegen der Reichtümer, den deine adlige Familie durch die harte Arbeit einfacher Leute gewonnen hat.«

»Adel verpflichtet. Versuchst du mich einer Psychoanalyse zu unterziehen?«

»Ich rücke nur ein paar Dinge in die richtige Perspektive. Wenn ich selbst tun könnte, was ich vorschlagen werde, würde ich es sofort tun. Aber ... du musst es tun, Serena. Nur du kannst es tun. Das heißt, wenn du bereit bist, ein solches Opfer zu brin-

gen.« Er rückte noch näher und sah sie mit brennenden Augen an, während er all sein Überzeugungsvermögen in die Waagschale legte.

»Ich würde alles tun, um den Djihad siegreich zu beenden.« Ihr Gesicht strahlte vor Entschlossenheit. Ihre Augen schienen genauso wie seine Feuer zu fangen. »Alles!« Sie wusste genau, was sie sagte, und Iblis wusste, dass er sie hatte.

»Während all der Jahre habe ich dabei geholfen, die Flammen zu schüren, aber nun ist aus dem Brand eine stille Glut geworden. Du musst wie ein Windstoß sein und diese Glut zu einem unaufhaltsamen Holocaust entfachen. Die ganze Zeit haben wir beide die Menschen verachtet, wenn sie nicht bereit waren, die nötigen Opfer zu bringen – und nun gibt es etwas, das du tun musst.«

Sie wartete.

»Du erinnerst dich, wie Erasmus den kleinen Manion ermordete. Als dein Kind starb, hast du dich ohne Rücksicht auf deine eigene Sicherheit auf den Roboter gestürzt.«

Serena zuckte zurück, als hätte Shaitan ihr etwas ins Ohr geflüstert. Sie kannte Iblis und seine Interessen und wusste, wie sehr er persönlich von seiner Position profitierte. Aber sie wusste auch, dass sie beide – obwohl sie nach unterschiedlichen Regeln spielten – dasselbe Ziel verfolgten.

Iblis fuhr mit neuer Leidenschaft fort. »In diesem Moment hast du den ersten Funken des Djihad entfacht. Erasmus hat den Arbeitern auf dem Platz demonstriert, wie unmenschlich die Denkmaschinen sind, und du hast den Beweis geliefert, dass ein einfacher Mensch sich wehren und die Unterdrücker besiegen kann!«

Tränen strömten ihr übers Gesicht, während sie zuhörte, aber Serena wischte sie nicht ab.

»Jetzt, nach so vielen Jahren des Kampfes, hat unser Volk vergessen, wie schrecklich sein Feind ist. Wenn sie sich an den entsetzlichen Mord an deinem Kind erinnern könnten, würde niemand irgendein Friedensangebot von Omnius akzeptieren. Wir müssen ihnen noch einmal zeigen, wie bösartig der Feind ist. Wir müssen ihnen ins Gedächtnis rufen, warum Omnius und all seine Trabanten vernichtet werden müssen!«

Sein Blick drang ihr bis in die Seele, und für einen Moment sah sie Milliarden Augen, die in seinen brannten. Selbst in dieser kleinen Kabine in einem Privatwagen, selbst nach einer Nacht der Ausschweifungen, blieb Iblis ein Mann mit Substanz, den Serena nicht ignorieren konnte.

In verschwörerischem Tonfall fuhr er fort: »Die Menschheit hat den Funken vergessen. Du musst für eine große Geste sorgen, die die Menschen niemals vergessen werden.«

Sie musterte sein glattes Gesicht. Nach Jahren der Zweifel entschied sie, dass Iblis mehr gute als schlechte Charaktereigenschaften hatte. Trotz seiner selbstsüchtigen Motive wusste sie, dass er für die Fortsetzung des Kampfes sorgen würde. Und das war das Wichtigste überhaupt.

»Aber es wird sehr viel Mut erfordern«, sagte er.

»Ich weiß. Ich glaube, meine Entschlossenheit ... ist stark genug.«

* * *

Serena stand stolz vor der Vollversammlung der Liga. Sie und Iblis hatten den Plan in allen Einzelheiten ausgearbeitet und alle Räder in Bewegung gesetzt. Yorek Thurr und seine unauffälligen Djipol-Agenten sorgten für die Feinarbeit. Auch ihre Seraphim würden ihre Rolle spielen, obwohl Niriem scharfen Protest eingelegt hatte. Doch Serena war die Priesterin des Djihad, und wenn sie eine Direktive ausgab, konnten ihre Wachen ihr nicht den Befehl verweigern.

Wie sie erwartet und befürchtet hatte, war der Vorschlag der Einstellung aller Feindseligkeiten mehrheitlich vom Parlament angenommen worden. Die Liga würde die Djihad-Armee von allen Synchronisierten Welten zurückziehen und die Order erteilen, dass keine aggressiven Handlungen gegen die Denkmaschinen unternommen werden durften. Auch Omnius würde entsprechende Maßnahmen ergreifen. Damit blieb den Delegierten nur noch, sich zu streiten, wer als Botschafter der freien Menschheit entsandt werden sollte, wer sich nach Corrin begab und den Vertrag mit der leitenden Inkarnation des Allgeistes abschloss.

Serena verblüffte alle. Sie verlangte, auf dem Podium zu sprechen, wie es ihr Recht als kommissarischer Viceroy war – ein

Titel, auf den sie nie offiziell verzichtet hatte. Das Publikum murrte, weil es damit rechnete, eine weitere Moralpredigt gegen die unzumutbaren Friedensbedingungen zu hören.

Stattdessen sagte sie: »Nach reiflicher Überlegung habe ich entschieden, dass *ich* die Reise nach Corrin unternehmen sollte.« Ein schockiertes Raunen ging durch die Menge, als würde ein Meer überraschend von einem Sturm zu hohen Wellen aufgepeitscht werden. Damit hatte niemand gerechnet. Sie fuhr mit einem ernsten Lächeln fort. »Wer könnte das Banner der freien Menschheit besser tragen als die Priesterin des Djihad persönlich?«

99

Gut, dass die Triebfeder dieses religiösen Wahnsinns noch nicht zur Gänze aufgezogen ist. Das Universum ist noch nicht für ein solch lautes Ticken bereit.

Kogitorin Kwyna,
Archive der Stadt der Introspektion

Überzeugt, dass Serena Butlers persönliches Einverständnis mit dem Friedensplan genau das richtige Signal an Corrin wäre, stimmten der Djihad-Rat und das Liga-Parlament ihrem Antrag zu. Sie waren überglücklich, dass sie ihre Leidenschaft nun der Sache des Friedens widmete, auf dass die Menschen und Maschinen in Harmonie koexistieren konnten. Auf den Straßen von Zimia wurde gefeiert.

Xavier Harkonnen reagierte mit Entsetzen auf ihren Plan. Er hatte sofort den Verdacht, dass sie in Wirklichkeit gar nicht ihre Meinung geändert hatte, aber er wusste auch, dass niemand auf ihn hören würde. Jetzt erst recht nicht.

Das Parlament bot der Priesterin ein kleines, schnelles Diplomatenschiff an. Sie würde von fünf ihrer auserwählten Seraphim als Ehrenwache begleitet werden, aber sie hatte jedes weitere Gefolge oder zusätzliche Sicherheitskräfte abgelehnt. »Omnius wird sich nicht von Pomp beeindrucken lassen, und wenn die Maschinen einen Verrat beabsichtigen, könnten auch ein Dutzend oder selbst eintausend Leibwächter es nicht verhindern.« Dann hatte sie mit einem wehmütigen Lächeln hinzugefügt: »Außerdem sollte ich nicht in Begleitung von Soldaten kommen, wenn ich mich auf einer Friedensmission befinde. Das wäre ein falsches Signal.«

Erschöpft von fast vier Jahrzehnten blutiger Kämpfe waren die Menschen von der Aussicht auf Versöhnung begeistert. Sie feierten Vidad und die anderen Kogitoren als Helden. Sie veranstalteten überschwängliche Triumphzüge, stellten sich vor, wie sich ihr Leben verändern würde, wenn sie fortan keine grausa-

men Angriffe durch die Maschinen mehr befürchten mussten. Sie wollten verzweifelt an die Möglichkeit einer sicheren Zukunft glauben.

Xavier hielt sie allesamt für Narren, wenn sie den Versprechungen von Omnius vertrauten. Serena musste es genauso sehen, doch er wusste nicht, was sie wirklich im Schilde führen mochte.

Der alte Primero trug eine offizielle rot-grüne Uniform, die mit allen Orden und Ehrenzeichen geschmückt war, die er jemals erhalten hatte, als er sich mit einem Militärfahrzeug zu den Toren der Stadt der Introspektion bringen ließ. An der Spitze des Hauptbogens wachte das stilisierte Bild eines engelgleichen Kindes – seines Sohnes – über das Gelände.

Die Djihadis beugten sich dem hochrangigen Offizier und traten beiseite, doch die Frauen in den weißen Gewändern wichen nicht von der Stelle. Das Sonnenlicht glitzerte auf ihren goldmaschigen Kappen. »Die Priesterin des Djihad empfängt keine Besucher.«

»Mich wird sie empfangen.« Xavier reckte die Schulter und hob den Blick zur Ikone des ermordeten unschuldigen Kindes. »Im Namen meines Sohnes Manion Butler fordere ich den Zutritt.« Damit schüchterte er die Seraphim so weit ein, dass sich Xavier durch das Tor hinter die Mauern der religiösen Zuflucht drängen konnte, in die sich Serena lange Zeit zurückgezogen hatte.

Mit einem erwartungsvollen Lächeln empfing sie ihn am Fischteich im Garten. Vor vielen Jahren hatte sie Xavier und Vorian hierher bestellt, um sie als führende Offiziere ihres Djihad zu rekrutieren. Als Xavier sie an diesem friedlichen Ort sah, wurde er von einer Flut von Erinnerungen überwältigt, und er bekam weiche Knie.

Einen Moment lang stand er sprachlos da, bis Serena die Initiative ergriff. »Mein lieber Xavier, ich wünsche mir nur, dass wir als Freunde mehr Zeit zusammen verbracht hätten. Aber der Djihad hat uns keine Atempause gegönnt.«

»Wir könnten jetzt mehr Zeit miteinander verbringen, wenn du nicht nach Corrin gehen würdest.« Seine Stimme hatte einen schroffen Unterton. »Die Vorstellung, du könntest freiwillig den Kampf gegen deinen Todfeind einstellen, ist so falsch wie ein Robotergrinsen.«

»Die Maschinen folgen strikten Programmierungen, während es eine der Stärken der Menschen ist, ihre Meinung ändern zu können. Wir können sogar ... launisch sein.«

»Erwartest du wirklich, dass ich dir das glaube?« Er hätte sie am liebsten umarmt oder wäre gerne etwas näher herangegangen, aber sie rührte sich nicht von der Stelle, und er stand so starr wie eine Statue da.

»Du kannst glauben, was du willst«, sagte sie mit einem bittersüßen Lächeln. »Früher einmal konntest du direkt in mein Herz blicken. Komm, folge mir.« Sie führte ihn einen Pfad aus Edelkieseln zu einem abgeschirmten Bereich.

Während er neben ihr ging, sagte Xavier: »Ich wünschte, vieles wäre anders gekommen. Ich trauere nicht nur um meinen verlorenen Sohn, sondern auch um die Liebe, die uns beide verbunden hat, um die glücklichen Jahre, die wir zusammen verbracht haben.« Er seufzte. »Nicht dass ich auch nur einen Augenblick meines Lebens mit Octa ändern möchte.«

»Ich liebe euch beide, Xavier. Wir müssen die Gegenwart akzeptieren, ganz gleich, wie sehr wir uns wünschen mögen, die Vergangenheit zu ändern. Ich bin froh, dass ihr, du und meine Schwester, eine Insel des Glücks inmitten dieses Sturms gefunden habt.« Serena strich ihm über die glatt rasierte Wange und sah ihn mit entschlossenem Gesichtsausdruck an. »Wir werden durch unsere Tragödien und unsere Märtyrer definiert. Ohne den kleinen Manion hätten die Menschen niemals den Antrieb aufgebracht, sich zu erheben und gegen Omnius zu kämpfen.«

Sein Herz setzte für einen Schlag aus, als er erkannte, wohin sie ihn führte. Er hatte den Hauptschrein seit vielen Jahren nicht mehr besucht, doch nun sah er den Kristallsarg, die von Plazwänden umschlossene Krypta, die die Überreste ihres toten Sohns enthielten. Er erinnerte sich daran, wie er den konservierten Körper des Kindes aus der *Dream Voyager* geholt hatte, nachdem Vorian Atreides mit Serena und Iblis von der Erde entkommen war.

Als sie spürte, wie er sich zurückziehen wollte, drängte Serena ihn weiter. »Dieser Djihad ist für unseren Sohn. Alles, was ich in den letzten Jahrzehnten getan habe, geschah, um ihn zu rächen – ihn und all die anderen Söhne und Töchter unter-

drückter Menschen auf allen Synchronisierten Welten. Du hast das Geschrei im Parlamentssaal gehört. Die Liga will den idiotischen Friedensplan akzeptieren. Wenn ich nicht nach Corrin gehe, wird es ein anderer tun – und das würde zu einer noch viel größeren Katastrophe führen.«

Sie und Xavier standen jetzt nahe beieinander und blickten schweigend auf den unschuldigen Jungen, der vom Roboter Erasmus ermordet worden war. Auf verschiedenen Liga-Welten hatte Xavier hunderte von Schreinen und Denkmälern für sein verehrtes Kind gesehen, die mit gelben Ringelblumen und liebevollen Zeichnungen übersät waren. Als er daran dachte, fühlte sich seine Kehle plötzlich trocken wie Zunder an, und seine Gefühle der Wut und Trauer wurden von Augenblick zu Augenblick intensiver.

»Aber wenn wir ohne eine klare Lösung aufgeben, wäre es wie unser erster Schlag gegen Bela Tegeuse«, brummte er. »Wenig später werden die Maschinen zurückkehren, und zwar stärker als zuvor. Und alle unsere Schlachten und die Opfer unserer gefallenen Helden werden umsonst gewesen sein.«

Serena ließ die Schultern hängen. »Wenn ich sie nicht zu neuer Leidenschaft anstacheln kann, wird der Djihad in der Gosse der Geschichte versickern.« Ihre Stirn legte sich in Falten, und ihre gehetzten Augen zeigten eine unaussprechliche Enttäuschung – ein Gesichtsausdruck, den sie sorgsam vor dem jubelnden Publikum verbarg. »Was kann ich sonst tun, Xavier? Die Kogitoren haben einen einfachen Ausweg angeboten, und jeder will diese Gelegenheit nutzen. Mein Djihad ist am zu schwachen Willen der Menschen gescheitert.« Ihre Stimme wurde so leise, dass er sie kaum noch verstand. »Manchmal schäme ich mich so sehr, dass ich kaum noch den Kopf heben und den Himmel ansehen kann.«

Die Sonne spiegelte sich wie ein Stück Glut auf der glatten Oberfläche des Kristallsargs. Erstaunt über die außergewöhnlich gute Konservierung von Gesicht und Körper beugte sich Xavier näher heran, um in die friedlichen Züge des kleinen Jungen zu blicken – seines Sohnes, von dem er sich wünschte, er hätte ihn zu Lebzeiten kennen gelernt. Manion wirkte so friedvoll.

Dann bemerkte er am Kinn des Jungen etwas, das wie hautfarbenes Polymer aussah, das sich verschoben hatte. Darunter erkannte er das Glitzern eines winzigen Metalldrahts und Fäden eines Klebstoffs, der die Festigkeit zu verlieren schien, nachdem er jahrzehntelang dem salusanischen Sonnenlicht ausgesetzt gewesen war, das zudem durch den prismatischen Sarg verstärkt wurde. Ihm wurde klar, dass es nicht die Leiche des verstümmelten Kindes sein konnte, die von der Erde hierher gebracht worden war. Es war eine Nachbildung, ein Fälschung!

Serena sah in Xaviers Gesicht und antwortete auf seine Fragen und Zweifel, bevor er etwas sagen konnte. »Ja, ich habe den Betrug vor ein paar Jahren bemerkt. Niemand kommt hierher und schaut so genau hin wie ich ... oder wie du es gerade getan hast. Iblis hat seinerzeit für den notwendigen Austausch gesorgt. Er hatte nur ehrenhafte Motive.«

Xavier flüsterte, damit die Seraphim nichts mithören konnten. »Aber es ist ein Schwindel!«

»Es ist ein Symbol! Ich hatte die Fälschung erst bemerkt, als die Menschen längst bei Manion dem Unschuldigen geschworen hatten, in den Djihad zu ziehen. Was hätte ich gewonnen, wenn ich die Sache öffentlich gemacht hätte?« Sie hob die Augenbrauen. »Du glaubst doch nicht ernsthaft, dass all die Reliquien in all den Schreinen auf den Welten der Liga echt sind, oder?«

Er runzelte die Stirn. »Ich ... habe nie darüber nachgedacht.«

»Dies ist ein Schrein für unseren toten Sohn, den der Dämon Erasmus auf dem Gewissen hat. An der Echtheit dieser Tatsache gibt es nichts zu rütteln.« Sie strich gedankenverloren mit den Fingern über den Kristall. Dann sammelte sie ihre Entschlossenheit und sah ihn unverwandt an. »Es spielt keine Rolle, Xavier. Das Einzige, was zählt, ist das, woran ich glaube – woran die Menschen glauben. Ein Symbol hat viel mehr Macht als die Wirklichkeit.«

Er fügte sich nur widerstrebend ihrer Argumentation. »Mir gefällt dieser Schwindel nicht ... aber du hast Recht. Dadurch ändert sich nichts an dem, was mit unserem Kind geschehen ist. Unsere Gründe, Omnius zu hassen, sind weiterhin gültig.«

Sie legte die Arme um ihn, und als er ihre Nähe spürte, sehnte er sich nach den Jahren, die sie verloren hatten. »Wenn alle

meine Kämpfer wie du wären, Xavier, hätten wir Omnius in nur einem Jahr besiegt.«

Er ließ den Kopf hängen. »Ich bin jetzt nur noch ein alter, vernarbter Veteran. Die anderen Offiziere sind viel jünger. Sie wissen nicht mehr, mit welcher Leidenschaft der Djihad einst begonnen hat. Sie kennen nichts anderes, und sie sehen in mir nur den Großvater, der alte Kriegsgeschichten erzählt.«

Serena glättete ihr seidenbesetztes Gewand. »Und jetzt verlange ich von dir, dass du in die Zukunft schaust, Xavier. Ich werde nach Corrin gehen und vor Omnius treten, aber du musst hier bleiben und meinen Kampf fortsetzen. Iblis hat mir bereits versprochen, dass er es tun wird. Auch du musst alles Nötige unternehmen, um zu gewährleisten, dass wir nicht alles verlieren, wofür wir gekämpft haben.«

»Also kann ich dich nicht von deinem Vorhaben abbringen?«

Ihr Lächeln war geistesabwesend. »Ich muss tun, was ich kann.«

Xavier verließ die Stadt der Introspektion mit dem drückenden Gefühl einer bösen Vorahnung. Etwas in Serenas Augen und in ihrem Tonfall hatte ihm verraten, dass sie etwas Schreckliches und Unwiderrufliches im Sinn hatte. Und er wusste, dass er sie nicht davon abhalten konnte.

100

Mein Herz wird ständig in alle möglichen Richtungen gezerrt. Warum liegen Pflicht und Liebe sich genau gegenüber?

Primero Vorian Atreides,
private Aufzeichnungen

Eigentlich war es nur als Testflug für die stromlinienförmigen Raumfaltschiffe gedacht, die für die Armee des Djihad gebaut worden waren. Die von Norma Cenva entwickelten Holtzman-Triebwerke ermöglichten es, sich direkt von den Kolhar-Werften an jeden anderen Ort zu begeben, ohne dass die Reise nennenswerte Zeit in Anspruch nahm.

Vorian Atreides wusste jedoch genau, wohin er reisen wollte: nach Caladan. Endlich!

Er wusste nichts von der Unruhe in der Liga oder den umstrittenen Vereinbarungen zwischen den Kogitoren und Omnius, als er darauf bestand, den Testflug selbst durchzuführen. Obwohl er inzwischen neunundfünfzig Jahre alt war, fühlte er sich immer noch jung und dynamisch.

Unter Norma Cenvas strenger Aufsicht hatten die Djihad-Ingenieure mehrere experimentelle Militärschiffe konstruiert, die kleiner als die Frachter von VenKee und viel besser für Erkundungskommandos geeignet waren.

Natürlich mussten diese neuen Modelle unter realistischen Bedingungen getestet werden. Vor konnte praktisch jedes existierende Schiff navigieren und war daher in der Lage, diesen Flug persönlich zu unternehmen. Die anderen Offiziere wandten ein, dass ein bedeutender militärischer Befehlshaber niemals auf eine Mission gehen sollte, die so viele Gefahren und Unsicherheiten barg, aber Vor hatte sich noch nie ans Protokoll gebunden gefühlt – zur häufigen Verzweiflung und Bestürzung seines Freundes Xavier.

Trotz der Navigationsprobleme, die immer wieder bei der Durchquerung des Faltraums auftraten, nahm Vor niemanden

mit. Er wusste, wie hoch das Risiko war, nachdem er die Statistiken der kommerziellen Flüge von VenKee gesehen hatte, und wollte keine weiteren Personen gefährden.

»Nun schauen Sie nicht so ernst und tragisch drein! Ich habe mich dazu entschlossen, und keiner von Ihnen hat den nötigen Dienstgrad, um mir eine gegenteilige Anweisung geben zu können.« Er lächelte. »Möchte vielleicht jemand Wetten abschließen, wie lange es dauert, bis ich zurückkehre?«

* * *

Das Raumfalttriebwerk arbeitete tadellos.

Im Cockpit des Erkundungsschiffes, von schimmernden Instrumenten und blinkenden Lämpchen umgeben, kam Vor die kurze Reise wie ein phantastischer Traum vor. Er schien sich gar nicht von der Stelle bewegt zu haben. Eben noch stand das Schiff über der trostlosen Welt Kolhar. Dann krümmte sich der Weltraum, überflutete ihn mit Farben und Bildern, die er nie für möglich gehalten hätte. Bevor er wusste, was geschah, war er über der Wasserwelt eingetroffen, an die er sich noch sehr gut von seinem letzten Besuch vor fast zehn Jahren erinnerte. Das alles hatte nur ein paar Sekunden gedauert.

Er landete neben dem militärischen Außenposten an der Küste, von wo aus die Überwachungssatelliten gewartet wurden. Die Ingenieure und Techniker, die hier stationiert waren, hatten noch nie ein solches Schiff gesehen, und die Soldaten staunten über das unangekündigte Eintreffen eines so bedeutenden Offiziers.

»Wir sitzen hier schon recht lange fest, Primero«, sagte einer der Soldaten. »Sind Sie gekommen, um die Moral der Truppen zu heben?«

Vor lächelte ihn an. »Zum Teil, Quinto. Aber eigentlich habe ich etwas anderes auf Caladan zu erledigen. Ich muss jemanden besuchen.«

Diesmal wollte er sich nicht die Mühe machen, seinen Namen oder seinen Rang zu vertuschen. Er hatte entschieden, dass er Leronica nichts mehr vorspielen musste. Er wollte sie nur wie-

dersehen und sich davon überzeugen, dass alles in Ordnung war. Es gab keinen Grund mehr, seine Identität zu verschleiern.

Doch als er sich der kleinen Stadt näherte, als er das Meer roch und die Boote hörte, fühlte er sich so nervös, als würde er einer gewaltigen Roboterarmee gegenübertreten. Sein Optimismus wurde durch einen Anker des Zweifels hinuntergezogen. Natürlich würde eine Frau wie Leronica längst geheiratet und eine eigene Familie gegründet haben. Sie würde ein glückliches, einfaches Leben auf Caladan führen. Er hatte von Anfang an gewusst, dass er nicht hier bleiben und das Leben eines Fischers führen konnte. Genauso stand fest, dass er sie nicht entwurzeln und mitten in den Djihad bringen konnte.

Vor hatte vor fast zehn Jahren die Chance verloren, den einen oder den anderen Weg einzuschlagen. Er hätte sie vergessen sollen, aber er hatte versucht, trotz der enormen Distanzen in Kontakt zu bleiben. Er hatte viele Briefe geschrieben, ihr Pakete und Geschenke zukommen lassen ... aber niemals eine Antwort erhalten. Vielleicht hätte er sie schon vor langer Zeit aus seinem Gedächtnis verbannen sollen. Vielleicht war es keine gute Idee, dass er jetzt hierher zurückkam. Damit könnte er ihr Leben durcheinander bringen und zu viele Gefühle in ihr und in ihm selbst wiedererwecken. Es war allein seine Schuld, dass er so lange gewartet hatte.

Aber seine Füße liefen weiter, und sein Herz trieb ihn voran.

Das Fischerdorf hatte sich kaum verändert; er fühlte sich immer noch wie von einer Wahlheimat begrüßt. Leronicas Taverne schien zu florieren. Er sehnte sich danach, die hübsche Frau wiederzusehen, aber er war nicht so dumm, sich vorzustellen, dass sie ihm nach der langen Zeit einfach wieder in die Arme fallen würde.

Nein, er wollte sie nur als Freund besuchen, vielleicht ein wenig von den alten Zeiten schwärmen und es damit gut sein lassen. Leronica bedeutete ihm sehr viel, viel mehr als alle seine anderen Romanzen, und er wollte wissen, was sie in den vergangenen Jahren gemacht hatte.

Als er durch die Tür trat, stand Vor als Schattenriss im Rahmen und blickte in das matte Licht der Gaststätte. Er atmete tief den Geruch nach Rauch, Fisch und süßen Pasteten ein, die ver-

mutlich Leronica gebacken hatte. Lebhafte Erinnerungen überfluteten ihn. Sein Lächeln wurde sicherer, und seine Zuversicht nahm zu.

Er hörte, wie sie den Atem einsog, bevor sich seine Augen an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatten. »Virk?«, sagte sie. »Vorian?« Sie schüttelte fassungslos den Kopf. »Du kannst unmöglich Vorian Atreides sein. Du bist seitdem keinen Tag älter geworden.«

Mit einem breiten Grinsen trat er in den Raum. »Meine Erinnerungen an dich haben mich jung gehalten.« Er ging weiter und erkannte nun, dass sie sichtlich ein Jahrzehnt älter geworden war. Ihr Gesicht war reifer, ihre Züge waren ausgeprägter und ihr lockiges Haar länger, aber für ihn war sie immer noch genauso attraktiv wie damals.

Leronica kam hinter dem Tresen hervor und fiel ihm in die Arme. Bevor er wusste, wie ihm geschah, küssten sie sich lachend und blickten sich tief in die Augen. Schließlich gelang es ihm, wieder zu Atem zu kommen, und er trat einen Schritt zurück, um sie anzusehen. Er schüttelte ungläubig den Kopf, doch Leronicas dunkelbraune Augen funkelten. »Du hast dir ziemlich viel Zeit gelassen. Zehn lange Jahre!«

Plötzlich fühlte er sich wieder unsicher. »Du hast doch nicht etwa auf mich gewartet, oder? Ich konnte mir nicht vorstellen, dass du alleine am Hafen sitzt und in den Himmel starrst.« Mit einem solchen Schuldgefühl wollte er nicht leben.

Sie schnaufte verächtlich und schlug ihm verspielt auf die Schulter. »Glaubst du, ich hätte nichts Besseres zu tun gehabt? Ich bin sehr gut allein zurechtgekommen und habe mein eigenes Leben gelebt, vielen Dank.« Dann lächelte sie ihn an. »Aber das bedeutet nicht, dass ich dich nicht vermisst habe. Ich habe mich über jeden Brief und jedes Geschenk gefreut.«

»Du hast also einen Ehemann? Eine Familie?« Er hielt sich züchtig auf Distanz und sagte sich, dass er die Antworten auf diese Fragen hören wollte. »Ich bin nicht gekommen, um dein Leben in Unordnung zu bringen.« Er zog sich einen Stuhl heran und setzte sich.

Ihre Miene wurde traurig. »Ich bin Witwe. Mein Mann ist gestorben.«

»Das tut mir Leid. Willst du mit mir darüber reden? Bei einem Krug Tangbier?«

»Es würde länger dauern als ein Krug.«

Er grinste sie an und war sich bewusst, wie jugendlich er auf sie wirken musste. »Ich habe es nicht eilig.«

Sie tauschten abwechselnd Geschichten aus ihrem Leben aus. Jede von Leronicas Erzählungen war für ihn eine Offenbarung. Sie hatte zwei Söhne, Zwillinge. Sie hatte einen Fischer geheiratet, aber nach acht Jahren Ehe war er einem mysteriösen Seeungeheuer zum Opfer gefallen. Sie lebte jetzt schon über ein Jahr als Witwe.

»Ich würde die Jungen gerne sehen«, sagte er. »Ich wette, es sind anständige junge Männer.«

Sie warf ihm einen seltsamen Blick zu. »Sie sind ganz der Vater.«

* * *

Er blieb mehrere Wochen auf Caladan, erfand immer neue Vorwände und fand immer neue Arbeit, die er angeblich erledigen musste. Trotzdem verging jeder Tag viel zu schnell. Er traf Estes und Kagin und staunte, wie viel von sich er in ihnen wiedererkannte. Die Zwillinge waren neun Jahre alt, und Vor konnte rechnen. Er beschloss abzuwarten, bis Leronica von sich aus darüber sprach, falls sie überhaupt dazu bereit war.

Selbst wenn sie damals von ihm schwanger geworden war, hatte Vor nie die Rolle des Vaters für diese Jungen gespielt. Falls Kalem Vazz wirklich ein guter Mann gewesen war, wie Leronica behauptete, wollte er die Erinnerungen der Zwillinge in Ruhe lassen. Leronica schien zum selben Entschluss gelangt zu sein.

Sie verbrachten viel Zeit miteinander und entdeckten ihre Freundschaft wieder. Leronica schlug nie vor, auch ihre Affäre wieder aufleben zu lassen – sie wies ihn zwar nicht zurück, aber sie kam ihm auch nicht entgegen. Vor spürte, dass sie Kalem immer noch liebte und seinem Angedenken treu blieb. Sie hatte sich in die Rolle als Witwe gefügt, auch wenn sie nicht in Kummer versank.

Vor hörte zu, wenn Leronica von Kalem und von ihrem Leben auf Caladan erzählte. Nach ein paar Tagen seufzte sie und sah ihn lächelnd an. »All das muss für einen Helden des Djihad unglaublich langweilig klingen.«

»Es klingt wunderbar friedlich. Es ist eine Erholung von all den Schrecken, die ich gesehen habe.« So lange er lebte, er würde nie die Erinnerung an die Massaker an wehrlosen Kolonien, an die Schlachtfelder des Krieges oder an die zertrümmerten Roboter und getöteten Menschen aus seinem Gedächtnis verbannen können.

Sie lehnte sich gegen ihn. Er spürte ihren warmen und festen Körper. »Es liegt in der menschlichen Natur, sich nach etwas zu sehnen, das wir nicht haben oder sind.« Sie streichelte seine Wange, und er drückte ihre Hand an sein Gesicht. »Nun musst du mir von all den exotischen Planeten erzählen, die du besucht hast. Du hast mir das Paket mit den wundervollen Steinen geschickt, aber die Bilder, die du mit deinen Worten malst, sind mir lieber. Entführe mich mit deinen Geschichten zu fernen Wunderwelten.«

Vor war fast davon überzeugt, dass er sein weiteres Leben mit dieser Frau verbringen wollte, die sein Herz erobert hatte. Er hatte sich bereits mehrere Jahrzehnte lang Serenas Djihad verschrieben – hatte er sich nicht eine Ruhepause verdient? Er konnte für eine Weile dem Kampf entsagen, oder? Wenn er Leronica ansah, schaute er auf das, was er wirklich begehrte. »Ich habe alle Zeit der Welt, und ich wüsste nicht, was es schaden sollte, ein halbes Jahrhundert mit dir zu verbringen ... wenn es sein muss.«

Aber sie lachte ihn nur aus. »Vorian, Vorian, du wärst hier niemals glücklich. Caladan hat für einen Mann wie dich einfach nicht genug zu bieten.«

»Ich habe nicht an Caladan gedacht«, sagte er. »Ich dachte an dich, Leronica. Für mich strahlst du heller als alle Sterne des Universums.«

Sie umarmten sich und küssten sich lange und zärtlich ...

Alles änderte sich, als zwei Tage später ein Djihad-Kurier eintraf, der nach Vor suchte. Der junge Mann war mit einem anderen Raumfaltschiff eingetroffen und hatte in wenigen Augen-

blicken eine gewaltige Entfernung zurückgelegt. Offenbar hatte Primero Harkonnen schon früher ein Schiff mit der dringenden Neuigkeit losgeschickt, aber es hatte nie das Ziel erreicht. Vor hatte das Gefühl, eine Schlinge würde sich um sein Herz zusammenziehen, als er davon hörte, dass ein weiteres der gefährdeten Holtzman-Schiffe verloren gegangen war. »Die Botschaft muss wichtig sein, wenn Xavier bereit ist, ein solches Risiko einzugehen.«

»Es geht um die Priesterin des Djihad«, sagte der atemlose Kurier.

In tiefer Sorge hörte Vor zu und erfuhr erstaunt vom Friedensangebot und wie Serena nach Corrin geflogen war, um mit der dortigen Omnius-Inkarnation zu verhandeln. Er wollte einfach nicht glauben, dass sie so dumm oder leichtgläubig sein konnte. Dann wurde sein Herz eiskalt, als er Xaviers Botschaft entnahm, dass sie damit eine ganz bestimmte Absicht verfolgte.

»Ich muss gehen«, sagte Vor zu Leronica. Ihre Miene blieb unbewegt. Als der Kurier eingetroffen war, hatte sie sofort verstanden, dass Vor zu anderen Pflichten gerufen wurde.

»Glaubst du mir jetzt?«, fragte sie mit einem traurigen und gleichzeitig ironischen Lächeln. »Du könntest dich niemals einfach so vom Djihad zurückziehen und dich mit einem ruhigen Leben begnügen.«

»Du musst mir glauben, Leronica!« Er küsste sie und trat zurück. »Es gibt nichts im Universum, an dem mir mehr liegt als ... aber das Universum neigt nicht dazu, mich zu fragen, wie ich es lieber hätte.«

»Geh und tu, was du tun musst.« Sie sah ihn mit einem warmen Lächeln an. »Versuche nur, nicht wieder zehn Jahre verstreichen zu lassen, bevor du wiederkommst.«

»Ich verspreche es. Und beim nächsten Mal wird niemand es schaffen, mich erneut von dir loszureißen.«

Sie runzelte die Stirn, als sie ihn drängte, dem uniformierten Kurier zu folgen. »Hör auf, dich wie ein Schuljunge zu benehmen, Vor. Du hast jetzt wichtigere Sorgen.«

»Du musst mir glauben, dass ich zurückkehren werde.«

Er eilte zu seinem Raumfaltschiff, mit dem er gekommen war. In wenigen Augenblicken – falls ihm die gefährliche Passage

glückte – würde er wieder auf Salusa Secundus sein und versuchen, sich mit Serena zu treffen, bevor sie zu ihrer äußerst unklugen Mission aufbrach. Er hoffte, dass er ihr diese Idee ausreden konnte.

Doch wenn Xaviers Vermutungen korrekt waren, würde er wahrscheinlich zu spät kommen.

101

Von allen Waffen, die wir im Krieg nutzen, ist die Zeit potenziell am effektivsten – und sie unterliegt am wenigsten unserer Kontrolle. Viele bedeutende Ereignisse wären anders verlaufen, wenn sie an einem anderen Tag, zu einer anderen Stunde oder gar zu einer anderen Minute eingetreten wären.

Primero Xavier Harkonnen,
aus einem Brief an seine Töchter

Auf dem Raumhafen von Zimia erhielt Xavier Harkonnen einen Platz auf der Ehrentribüne, von wo aus er die Abreise der Priesterin des Djihad beobachten konnte. Er war der Einzige, der nicht jubelte.

Octa war zu Hause auf dem Anwesen der Butlers geblieben, aber Xaviers zweite Tochter Omilia begleitete ihn. Mit fünfunddreißig Jahren arbeitete Omilia weiter an ihrer Karriere als vollendete Baliset-Spielerin, die viele Konzerte auf populären salusanischen Festivals gab. Nun saß sie lächelnd neben ihrem Vater und war glücklich, bei ihm zu sein.

Xavier war verschlossen, während das Unbehagen ihn von innen zerfraß. Inmitten der Feiern und Glückwünsche für Serenas Mission nach Corrin fühlte er sich unglaublich einsam. Er hatte eine dringende Botschaft an Vorian Atreides geschickt, aber er glaubte nicht, dass sein langjähriger Freund rechtzeitig auf Salusa eintreffen würde. Er konzentrierte sich auf Iblis Ginjo, der fröhlich mit Würdenträgern plauderte und ein wenig zu glücklich über die Geschehnisse wirkte. Xavier war überzeugt, dass Ginjo eine wichtige Rolle bei ihrer Entscheidung gespielt hatte, und er wünschte, er könnte einen Blick hinter die Kulissen werfen, um in Erfahrung zu bringen, was wirklich vor sich ging.

Niriem und die vier anderen handverlesenen Seraphim waren bereits an Bord gegangen und bereiteten alles für den Flug nach Corrin vor. Serena stand vor der Einstiegsrampe des Schiffes

und hielt eine grandiose Ansprache, die leer und leidenschaftslos war, aber gut aufgenommen wurde. Die Zuschauer waren trunken von der Möglichkeit, dass der Djihad bald zu Ende war, und hörten gar nicht genau zu. Sie nahmen nur das wahr, was sie wahrnehmen wollten.

Aufgeregt ergriff Omilia den Arm ihres Vaters. Als er sie ansah, war er leicht überrascht, dass sein Mädchen eine erwachsene Frau geworden war, wunderschön und hochbegabt. Durch die Verwandtschaft mit der Familie Butler hatte sie sogar eine gewisse Ähnlichkeit mit Serena. Die kleine Wandra war inzwischen zehn Jahre alt, und Omilia war jetzt ungefähr doppelt so alt wie Serena in der Zeit, als sie und Xavier ihre Verlobung bekannt gegeben hatten ...

Wie können so viele Jahre vergangen sein, von denen so wenig Freude übrig geblieben ist?

Voller Sorge und dunkler Vorahnungen starrte Xavier angestrengt geradeaus. Zwischen den jubelnden Zuschauern und wehenden Fahnen fiel ihm auf, dass Serena einen zutiefst erschöpften und resignierten Eindruck machte. Doch sie bemühte sich um eine energische Haltung.

Aus einer Tasche zog er die Halskette aus schwarzen Diamanten, die er vor vielen Jahren von Serena bekommen hatte, kurz vor ihrer ungestümen Geheimaktion, die die Rettung von Giedi Primus zum Ziel hatte. Damals hatte die junge Octa ihm erschüttert das Halsband mit der aufgezeichneten Holonachricht überreicht. Diese Entscheidung von Serena, diese eine Mission, hatte ihrer aller Leben auf Dauer verändert.

Und nun brach sie zu einer noch viel bedeutenderen Unternehmung auf ...

Als das Diplomatenschiff versiegelt war und die Fanfare ertönte, brach Xavier auf der Tribüne zusammen. Tränen liefen ihm über das von Falten zerfurchte Gesicht. Einige der Zuschauer bemerkten ihn und dachten vielleicht, dass der Primero ein tattriger alter Veteran war, der in Erinnerungen an seine ruhmreichen Tage schwelgte.

Lächelnd stieß Omilia ihn an. »Was ist los, Vater? Alles wird gut. Von allen Leuten hier müsstest du doch am meisten Vertrauen in Serena haben!«

Er berührte die glatten, dunklen Steine des alten Halsbandes. »Ja, Omilia. Serena wird zweifellos erreichen, was sie sich vorgenommen hat.« Er schüttelte den grauhaarigen Kopf. »Tief in meinem Herzen befürchte ich, dass sie nie mehr zurückkehren wird.«

* * *

Vor vergeudete nicht eine Sekunde darauf, sich wegen der Risiken des Holtzman-Triebwerks Sorgen zu machen. Er steuerte sein Schiff direkt in den Weltraum, weil er so schnell wie möglich zur Hauptwelt der Liga eilen musste.

Doch als er Zimia erreichte, war Serena bereits abgereist.

Da er nicht wusste, was er sonst tun sollte, begab er sich zum Anwesen der Butlers. Vielleicht fanden Xavier und er einen Ausweg. Vor wollte nicht daran glauben, dass es keine Möglichkeit mehr gab, etwas zu tun.

An der Eingangstür des Herrenhauses auf dem Hügel musterte der alte Primero ihn mit müden, dunklen Augen. Vor war erschrocken, als er den Mann sah, der so viele Jahre sein Kamerad gewesen war. Konnte Xavier wirklich so alt geworden sein? In seinem Gesicht stand ein Ausdruck der absoluten Niederlage, den Vor noch nie zuvor an ihm gesehen hatte.

»Ich wusste, dass du kommen würdest.« Xaviers Hände klammerten sich an den Holzrahmen der Tür.

»Woher wusstest du, dass du mich auf Caladan finden würdest?«

Xavier lächelte matt. »Dir scheint überhaupt nicht bewusst zu sein, wie oft du von dieser Frau redest. Wo hättest du sonst sein sollen?«

»Wenn Serena sich eine Dummheit in den Kopf gesetzt hat, hätte ich hier sein sollen. Vielleicht hätte ich sie davon abhalten können.« Vor riss sich zusammen, um seine Wut zu zügeln.

Doch Xavier schüttelte den Kopf. »Es hätte nichts gebracht, Vorian. Du kennst sie genauso gut wie ich.«

Vor stieß ein resigniertes Lachen aus, als er das Foyer betrat. Drei Leben – seins, Xaviers und Serenas – waren über viele Jahre hinweg so eng miteinander verflochten gewesen, dass sie beinahe als Facetten eines höheren Wesens erschienen. »Aber wes-

halb machst du dir solche Sorgen? Wenn Omnius ihr sicheres Geleit nach Corrin zugesichert hat, ist sie wahrscheinlich gar nicht in Gefahr. Die Cymeks sind nicht mehr da, und der Allgeist weiß überhaupt nicht, wie man ein Versprechen bricht. Wir alle hassen zwar die Maschinen, aber nur Menschen sind zum hinterlistigen Verrat fähig.«

»Vielleicht hast du Recht. Ich hoffe es.«

Die beiden Männer liefen durch den hallenden Raum, der kalt und leer wirkte und in dem bedrohliche Schatten zu lauern schienen. »Serena hat etwas für uns zurückgelassen«, sagte Xavier. »Ich bewahre es in meinem privaten Arbeitszimmer auf.«

Xavier schloss die Tür eines holzgetäfelten Zimmers, in dem sie ungestört waren. Er griff in die Tasche, zog einen kleinen Messingschlüssel heraus und schloss vorsichtig eine Schublade seines kostbaren Schreibtischs auf. Mit einem knarrenden Geräusch zog er sie auf und holte ein Paket heraus.

Vor bemerkte, dass die Hände seines Freundes zitterten, als er das Siegel mit einem Fingernagel aufschlitzte. »Sie hat die Anweisung hinterlassen, dass wir es gemeinsam öffnen sollen.« Zum Vorschein kam eine kleine Schachtel, deren Oberfläche mattschwarz war – als würde sie alle Fragen genauso wie das Licht aufsaugen. Xavier gab sie an Vor weiter, der sie eine Weile in der Hand hielt. Der Behälter fühlte sich leicht und immateriell an. Mit hochgezogenen Augenbrauen sah er seinen Freund an, der den Blick mit besorgter Miene erwiderte.

»Serenas Seraphim haben es nach ihrem Abflug vorbeigebracht.« Xaviers Lippen bildeten eine gerade Linie. »Ich habe dir vom Halsband erzählt, das sie mir zukommen ließ, als sie zur Rettung von Giedi Primus aufgebrochen war. Ich habe es immer noch. Ich fürchte, das hier ist etwas Ähnliches. Und wahrscheinlich hat sie etwas ähnlich Gefährliches im Sinn.«

Vor mühte sich mit dem Verschluss ab, bis er die Schachtel öffnen konnte und eine neue Kette aus perfekt geschliffenen dunklen Kristallen freilegte, die sämtliches Licht aufsaugten. Er entdeckte eine Energiequelle im Anhänger, und als er sie berührte, wurde der Projektor aktiviert. Ein kleines Holo-Bild der

stolzen und charismatischen Serena Butler im prächtigen Gewand der Priesterin schimmerte in der Luft.

Er drehte den Anhänger so, dass er ihr ins Gesicht sah. »Xavier und Vorian, meine liebsten und treuesten Freunde, je mehr ich darüber nachdenke, was ich euch sagen muss, desto mehr bin ich davon überzeugt, dass es besser ist, dass ihr jetzt nicht bei mir seid. Ich könnte es nicht ertragen, mich mit euch zu streiten.« Sie breitete die Hände aus. »Ich will nur, dass ihr mich versteht ... auch wenn ihr mit meiner Entscheidung nicht einverstanden seid.

Welche Ironie, dass unser Leben – und sogar unsere Gedanken – bis ins Letzte von den Denkmaschinen geprägt wurden. Omnius hat all meine Träume zerstört, alles, was ich mir für die Zukunft gewünscht habe. Doch von der Kogitorin Kwyna habe ich gelernt, dass das Gewebe der Geschichte aus starken Fäden geknüpft ist, die wir nur dann sehen können, wenn wir weit genug zurücktreten, um das größere Bild erkennen zu können.

Ich weiß, dass ihr mich immer geliebt habt, aber ich konnte keinem von euch beiden geben, was ihr verdient hättet. Stattdessen hat eine höhere Macht uns ein wichtigeres Ziel gegeben. Wären wir wirklich glücklich gewesen, wenn wir ein ruhiges Leben hätten führen können? Diese Liebenswürdigkeit gewährt Gott nur schwachen Menschen. Für uns hat er Größeres vorgesehen. Uns – und Iblis Ginjo – ist die Aufgabe zugefallen, die lange, dunkle Reise des menschlichen Überlebens in das strahlende Licht des Djihad zu führen. Diese Aufgabe ist eine große Erfüllung ... aber sie hat auch einen schrecklichen Preis.«

Vors Finger umklammerten die scharfen Kanten der Juwelenkette und er hatte Angst vor dem, was sie als Nächstes sagen würde. Er schaute blinzelnd auf Serenas gealtertes, aber immer noch attraktives Gesicht. Sie hatte etwas Glückseliges an sich, als wäre sie bereits in eine andere Sphäre übergetreten. Er erschauderte.

Xavier setzte sich in einen Sessel und barg das Gesicht in den Händen.

»Mein Fehler war es nicht, den Kampf anzuführen, sondern zugelassen zu haben, dass die Menschen sich an den endlo-

sen Krieg gewöhnen. Sie haben jede Leidenschaft verloren – und wir brauchen Fanatismus, wenn wir eine Chance haben wollen, die Denkmaschinen zu besiegen. Ich muss handeln, um dem Djihad neue Antriebskraft zu geben, um unsere Entschlossenheit zu erneuern.«

Nun lächelte sie milder. »Ich bin alt und bereit für ein letztes dramatisches Exempel, das Omnius demonstrieren soll, dass weder er noch seine Robotertrabanten jemals den menschlichen Geist verstehen werden. Ich werde ihre lächerlichen Friedensvereinbarungen nehmen und sie ihnen in die kalten Metallkehlen stopfen.«

»Nein ... nein«, murmelte Vor. »Sie würden dich töten.« Aber er sprach zu einer Holoprojektion, die ihm nicht antwortete.

»Iblis hat mich auf dem Weg zu dieser schrecklichen Entscheidung unterstützt«, fuhr Serena fort. »Er hat Recht. Er weiß, was getan werden muss, und er hat mir geholfen, das Räderwerk in Bewegung zu setzen. Er hat mich an meine Pflichten erinnert. Hört euch selbst an, was er dazu sagt.«

Das Bild flimmerte und löste sich wie ein Rauchwölkchen auf. Vor starrte in den leeren Raum, wo sie sich scheinbar befunden hatte, und hoffte sie zurückholen zu können, wenigstens einen Hauch von ihr. Doch ein kaltes Gefühl der Angst sagte ihm, dass dies die letzten Worte gewesen waren, die Serena Butler jemals an ihn und Xavier gerichtet hatte.

Er sah seinen tief erschütterten Freund an. Da er nicht wusste, was er mit seinen aufgewühlten Empfindungen anstellen sollte, legte er das Halsband in die Schachtel zurück und stellte sie weg. »Iblis hat ihr bei dieser Entscheidung geholfen? Was soll das heißen? Hat er sie überzeugt, diesen Schritt zu unternehmen?«

Xavier antwortete mit fester Stimme, die ein Echo seiner jugendlichen Stärke war. »Ich glaube, dass Iblis genau das gewollt hat, und du kennst seine Überzeugungskraft. Er hat Serena überredet, sie weichgeklopft. Wenn sie nie mehr zurückkehrt, ist er der alleinige Führer des Djihad.«

Vor kannte den ehemaligen Trustee seit den Tagen der Revolte auf der Erde und wusste seit langem, wie viel ihm Macht und

Ruhm bedeuteten. Vor traute ihm nicht und verabscheute diesen Mann, der Serena Butlers Namen als Sprungbrett für seine eigenen Ambitionen benutzt hatte.

Xavier erregte sein Mitleid, sodass er zu ihm ging und ihn umarmte. Sie fühlten sich nicht imstande, die Frau zu retten, die sie immer lieben würden.

102

Ich fürchte mich nicht vor dem Tod, denn ich empfinde es als besonderes Glück, dass ich überhaupt geboren wurde. Dieses Leben ist ein Geschenk, und ich habe es nie als mein Eigentum betrachtet.

Serena Butler,
aus ihrer letzten Botschaft an Xavier Harkonnen

Als Serena Butler auf Corrin eintraf, trat sie mit ihrem Gefolge aus Seraphim vor ein Empfangskomitee aus glänzenden Robotern, die beiderseits eines roten Teppichs Aufstellung bezogen hatten. Tapfer marschierte sie allein in ihre Mitte.

Die Höhle der Dämonen, das Lager meiner Feinde. Die riesige rote Sonne am Himmel wirkte, als wollte sie auf Corrin stürzen und die von Omnius infizierte Welt verbrennen.

»Ich komme, um über den Friedensplan der Kogitoren zu verhandeln«, sagte sie mit erhobener Stimme. Sie hatte ihre Worte einstudiert und die geeigneten Begriffe gewählt, um die Maschinen auf ihr Vorhaben vorzubereiten. »Ich bin die Priesterin des Djihad, der kommissarische Viceroy der Liga der Edlen und die Vorsitzende des Djihad-Rats. Alle Menschen folgen meinen Anweisungen. Bringt mich zu Omnius, der die entsprechende Stellung unter den Denkmaschinen hat.«

Als Serena ihren Wachen winkte, ihr zu folgen, sah sie, wie Niriem ihr einen erstaunten Blick zuwarf. Vermutlich war sie von der untypischen Selbstverherrlichung der Priesterin überrascht. Serena trat selbstbewusst auf und wusste, dass die fünf Seraphim das tun würden, was von ihnen erwartet wurde, wenn der kritische Zeitpunkt gekommen war.

Ein klobiger Roboter trat aus der Reihe und sprach mit synthetischer Stimme, die in der dünnen Atmosphäre blechern klang. »Folgen Sie mir.«

Sie erschauderte, als sie an den Roboter Erasmus dachte, der sie vor vielen Jahren als Sklavin gehalten hatte, der sie gefoltert

und ihr Baby getötet hatte. Aber sie verdrängte ihren Abscheu, denn er gehörte zu einer anderen Zeit und einer anderen Welt – der Erde.

Am Ende des weichen Teppichs folgte Serena ihrer Eskorte auf ein Laufband, das sie und ihr kleines Gefolge ins Herz der Maschinenstadt brachte, bis sie vor einem unscheinbaren Gebäude aus mattsilbrigem Metall anhielten.

Niriem bliebt dicht hinter ihr, als Serena in stolzer und hochmütiger Haltung in die gewaltige Lobby des Zentralturms trat und rief: »Wo ist Omnius? Ich will sehen, ob er meiner Aufmerksamkeit würdig ist. Ich erweise nur wenigen die Ehre eines Gesprächs mit mir.« Sie musste die Maschinen provozieren, damit sie taten, was sie tun mussten.

Eine laute Stimme kam von den Wänden aus Metall und Plaz, und Bildschirme leuchteten wie riesige Augen. »Ich bin Omnius. Ich bin überall. Alles hier gehört zu mir.«

Sie blickte sich mit einem Ausdruck der Verachtung um. »Und ich bin die Repräsentantin der Menschheit, die dir so lange Widerstand geleistet hat.«

Ohne weitere Begrüßungsfloskeln kam der Allgeist zur Sache. »Die Kogitoren haben als Mittler eine Vereinbarung vorgeschlagen, die diesen ineffizienten Konflikt beenden würde. Wir werden jetzt gegenseitig die Übereinkunft annehmen, gemäß der formellen Rituale, die Menschen benötigen.« Die Computerstimme verstummte und wartete ab.

Serena lächelte und atmete durch. Sie wusste, was als Nächstes zu tun war. »Du hast doch nicht geglaubt, dass wir einfach so die Waffen fallen lassen und nach Hause gehen! Sollen wir nach den Jahrzehnten des Djihad plötzlich vergessen, warum wir Krieg geführt haben? Nein, Omnius. Ich werde den Vertrag nur dann unterzeichnen, wenn du in eine einfache und logische Bedingung einwilligst: Gib allen Menschen die Freiheit.«

Die künstliche Stimme des Allgeistes war mit einem Knurren unterlegt, was Serena nur amüsierte. »Das entspricht nicht den Bedingungen, die von den Kogitoren ausgehandelt wurden. Einem solchen Punkt habe ich nicht zugestimmt.«

Serena ließ nicht locker. »Es kann nur dann Frieden geben, wenn du alle Menschen auf den Synchronisierten Welten frei-

gelassen hast. Wenn du den entsprechenden Befehl gegeben hast, werde ich meine Armee des Djihad informieren, alle weiteren militärischen Aktionen einzustellen. Aber nicht vorher.« Sie wusste, dass Omnius ihre Forderungen niemals erfüllen würde. Die Denkmaschinen würden nicht verhandeln und sich durch ihre Worte provoziert fühlen.

»Eine solche Reaktion war zu erwarten, wenn ich meine Daten über die Unberechenbarkeit der Menschen zugrunde lege«, sagte Omnius. »Die Hrethgir werden mir immer ein Rätsel bleiben.«

Der Roboter, der sie eskortiert hatte, drehte sich und packte Serena mit festem mechanischem Griff. Ihre Seraphim reagierten sofort und warfen sich auf die klobige Maschine, um Serena zu verteidigen.

In der nächsten Sekunde verwandelte sich der Boden in einen Käfig aus spitzen Gitterstäben, die wie die Rippen eines prähistorischen Skeletts aufragten und Serena mitsamt ihren fünf Wachen die Bewegungsfreiheit nahmen. Der gesamte Zentralturm streckte sich plötzlich und schob sich in den Himmel von Corrin. Serenas Magen rebellierte, als sie emporgerissen wurde.

Sie war von einem rechteckigen, silbern glänzenden Schacht umgeben. Dann krümmten sich die Wände, und die Decke brach auf, wie eine Faust, deren Finger sich öffneten. Die glühende rote Riesensonne am Himmel von Corrin wurde sichtbar, bis sich eine neue Decke über einem nunmehr kreisrunden Raum mit hohen Wänden bildete. Der Boden verfestigte sich wie metallener Lehm unter ihren Füßen.

Sie reckte die Schultern und setzte ihre absichtliche Provokation fort. »Nur ich kann der Liga Befehle erteilen, Omnius. Du kannst es nicht wagen, mich zu bedrohen. Die Menschen verehren mich wie eine Göttin.«

Sie sah, dass der Raum mit funkelnden Wächteraugen und Waffenmündungen bestückt war, die sie beeindrucken und einschüchtern sollten. Vermutlich hatte der Allgeist eine Datei über die Ära der Titanen oder gar das Alte Imperium studiert, denn er hatte sogar einen Thron nachgebildet. Darüber schwebte eine silbrig schimmernde Sphäre.

»Ihr Trotz ist unlogisch, Serena Butler. Sie befinden sich in einer unhaltbaren Lage und können nichts gewinnen.« Die Stimme kam aus tausend Richtungen gleichzeitig. »Sie sind lediglich ein menschliches Wesen und überschätzen Ihre Bedeutung.«

Die ganze Zeit stand Serena nur mit verschränkten Armen im Käfig. *Tod, ich fürchte dich nicht.* Sie bemühte sich, ihren Herzschlag zu beruhigen. *Ich fürchte nur das Scheitern.*

»Ich bin die Anführerin des Djihad«, verkündete sie. »Ich habe die gesamte freie Menschheit zum Kampf angestachelt, nachdem die Denkmaschinen meinen Sohn ermordeten. Mehrere Billionen Menschen blicken zu mir auf, weil ich ihnen Hoffnung und Visionen gebe.«

»Nach meinen Berechnungen ist die Gesamtzahl der menschlichen Bevölkerung geringer.«

»Sind deine Berechnungen etwa immer korrekt? Konntest du dir ausrechnen, dass wir so erbitterten Widerstand leisten würden?« *Oder was ich zu tun im Begriff stehe?*

»Erasmus hat mir viel über Sie erzählt, Serena Butler. Ich konnte noch nicht eindeutig bestimmen, ob er Sie schätzt oder von Ihnen enttäuscht ist.«

Erasmus. Der Name erfüllte sie mit Abscheu und Schrecken. Ihr Atem ging schneller, und sie erinnerte sich an ein Mantra, das sie in der Stadt der Introspektion von ihrer Mutter gelernt hatte. »Ich habe keine Furcht, denn die Furcht ist der kleine Tod, der mich wieder und wieder tötet. Ohne die Furcht sterbe ich nur einmal.« Sie hörte, wie Niriem neben ihr den leisen Gesang aufnahm, in den kurz darauf auch die anderen vier Seraphim einstimmten.

Eine gekrümmte Wand schien zu zerschmelzen, bis dahinter ein Roboter mit einem unglaublich stutzerhaften Gewand zum Vorschein kam. Neben ihm stand ein junger Mann. Das spiegelglatte Flussmetallgesicht des Roboters verzog sich zu einem entzückten Grinsen. »Hallo, Serena!«

Das Käfigskelett zog sich wie tauendes Eis in den flexiblen Metallboden zurück. Sie war wieder frei ... und ungeschützt. Serena hätte am liebsten geschrien. Sie hatte gedacht, Erasmus wäre in der atomaren Verwüstung der Erde umgekommen.

»Viel Zeit ist vergangen.« Das breite Lächeln des Roboters machte sie rasend. Er trat vor, und sein menschlicher Begleiter folgte ihm pflichtschuldig. Der junge Mann mit dem hellen Bartflaum, der sechzehn oder siebzehn Jahre alt sein mochte, sah sie erstaunt mit olivgrünen Augen an.

»Ich hasse dich.« Sie spuckte dem Roboter ins Gesicht und verschmutzte die glatte Perfektion seiner Maske. Dann riss sie sich wieder zusammen und sagte mit tiefer, bedrohlicher Stimme: »*Du* hast den Djihad entfacht, Erasmus, als du mein Kind getötet hast.«

»Ja, etwas in der Art habe ich vernommen«, erwiderte er in dozierendem Tonfall. »Aber ich habe nie verstanden, wie so etwas Kleines ...« Seine Stimme verklang, als würde er verträumt einer Erinnerung nachhängen. Dann sagte er: »Ich verstehe einfach nicht, wie ein unbedeutendes Kind einen solchen Aufstand auslösen kann. Wenn deine Zahlen korrekt sind, wurden Milliarden von Menschen im Verlauf dieses heiligen Krieges gegen die Denkmaschinen getötet. Wäre es nicht wesentlich günstiger gewesen, den Tod deines Kindes zu ignorieren, damit eine viel größere Zahl von Menschen am Leben bleiben kann?«

Serena konnte es nicht mehr ertragen. Sie wusste, dass sie nichts mehr zu verlieren hatte, und stürzte sich mit bloßen Fäusten auf ihn, genauso wie damals, als er unbeschwert den kleinen Manion vom Balkon geworfen hatte.

Doch Erasmus fing sie mit ruhiger, stählerner Kraft auf und stieß sie zurück. Serena verletzte sich an Gesicht und Armen, als sie zu Boden ging. Schnell rappelte sie sich wieder auf.

Der Roboter glättete sein zerknittertes Gewand und wandte sich an seinen jugendlichen Begleiter. »Gilbertus, das ist die irrationale, fanatische Frau, die früher einmal als Dienerin in meiner Villa gearbeitet hat. Ich habe dir von ihr erzählt.«

Der junge Mann nickte. »Ich verspreche dir, dass ich anders als sie bin und dich nicht enttäuschen werde.«

Serena funkelte den jungen Mann an. Obwohl er ein Mensch war, studierte er sie, als wäre sie ein Insekt in einem Schaukasten. Wie der Roboter schien er voller Neugier, aber ohne jede Emotion zu sein.

»Ist er dein neues Spielzeug?«, fragte sie Erasmus. »Ein weiteres unschuldiges Opfer deiner Experimente?«

Der Roboter zögerte und wirkte leicht verlegen. »Nein, Gilbertus ist ... mein Sohn!«

* * *

Die Denkmaschinen studierten und verspotteten sie stundenlang, wie ihr schien.

Der Flussmetallkäfig, in dem Serena und ihre Seraphim steckten, besaß wie der gesamte Zentralturm die Fähigkeit zur Gestaltwandlung, wie eine mechanische Amöbe. Je nach Omnius' Launen nahm das Gefängnis immer neue Formen an und wandelte sich vom Drahtgeflecht zu antiken Gitterstäben und zu unsichtbaren Kraftfeldern.

Derzeit schien ihre Zelle Ausmaße von mehreren hundert Metern zu haben. Es war keine Absperrung zu sehen, obwohl Serena wusste, dass sie vorhanden war. Es interessierte sie gar nicht mehr, welche Form ihr Käfig annahm. Doch zur Demonstration der Grausamkeit der Denkmaschinen machte ihre Umgebung eine neue Metamorphose durch, und nun befand sie sich in einer exakten Nachbildung des Hofes auf dem Anwesen der Butlers auf Salusa, wo sie vor einer halben Ewigkeit glückliche Tage mit ihrer Familie verbracht und auf einer Verlobungsfeier ihre Liebe zu Xavier bekannt gegeben hatte.

Für Serena war die Genauigkeit dieser Simulation ein Beweis, dass sich Spione der Maschinen auf den Liga-Welten aufhielten. Die Informationen hatte Omnius zweifellos von menschlichen Verrätern erhalten, die in seinen Diensten standen. Bei der bloßen Vorstellung, dass ein Mensch aus Fleisch und Blut freiwillig für den Allgeist arbeitete, drehte sich ihr der Magen um.

Erinnerungen an das Verlobungsbankett im Hof stiegen in ihr auf – an die salusanischen Künstler, die bunte Bänder an die Sträucher gebunden und die Anwesenden mit ihren wunderbaren Volkstänzen entzückt hatten, die Frauen in fliegenden Röcken und die Männer wie bunte Pfauen herausgeputzt. Xavier hatte eine makellose Armada-Uniform getragen und hinreißend ausgesehen, voller Freude über die Aussicht auf ein gemeinsames Leben.

Serenas Augen trübten sich, aber sie hielt die Tränen zurück. Diese Genugtuung wollte sie Omnius nicht gönnen.

Schließlich sagte der Allgeist: »Mit dieser Farce verschwenden wir nur unsere Zeit. Serena Butler, Sie müssen Ihre Forderungen zurückziehen und offiziell den Vereinbarungen zustimmen, die von den Kogitoren vorgeschlagen wurden.«

»Pass gut auf, was sie jetzt tut«, sagte Erasmus zu Gilbertus Albans.

Serena schnaufte. »Du würdest es nicht wagen, mir etwas anzutun, Omnius. Für mein Volk bin ich unbesiegbar, und deshalb bin nur ich in der Lage, dir gegenüberzutreten und die Freilassung aller menschlichen Sklaven in deinem Einflussbereich zu verlangen. Ich bin die Entsprechung des Allgeistes der Menschheit – aber ich bin anders als du, Omnius. Ich habe ein Herz und eine Seele! Deshalb kann ich dir niemals unterliegen.«

Angespannt standen die Seraphim in der Nähe der Priesterin. Niriem warf Serena einen flehenden Blick zu. *Bald.* Wenn die Maschinen nicht zu lange brauchten, um den Köder zu schlucken.

»Wenn Sie den Vereinbarungen nicht zustimmen, lasse ich Sie töten. Ihr Tod würde das Selbstbewusstsein der Menschen schwer erschüttern. Sie würden erkennen, dass Sie keineswegs unbesiegbar sind.«

Serena hob den Kopf. »Du darfst mich nicht töten. Du hast sicheres Geleit für den Repräsentanten der Liga versprochen.«

»Nur unter der Voraussetzung, dass der Vertreter der Menschen die Bedingungen akzeptiert. Sie haben die Zustimmung verweigert, womit Sie die Vereinbarungen bereits gebrochen haben. Ich bin also nicht mehr an mein Versprechen gebunden.«

Erasmus beobachtete die schöne Serena, wie sie in der Holoprojektion des Butler'schen Anwesens stand. Trotz ihrer irritierenden Unabhängigkeit war diese Frau das interessanteste Versuchsobjekt gewesen, mit dem er sich jemals beschäftigt hatte ... neben Gilbertus. Erasmus und Serena hätten gemeinsam noch so viel tun können. Er fragte sich, was sie mit ihrer Halsstarrigkeit bezweckte, warum sie Omnius zu provozieren versuchte.

Mit großen Augen verfolgte Gilbertus das Geschehen, wie es ihm befohlen worden war. »Was wird mit ihr geschehen?«

Das Flussmetallgesicht bildete ein ironisches Lächeln ab. »Das hängt ganz von Serena ab. Das Ergebnis lässt sich unmöglich extrapolieren.«

Schließlich sagte Serena: »Du bluffst. Und ich werde niemals meine Zustimmung geben.«

»Bitte, Priesterin«, flüstere die führende Seraph, die sich in der idyllischen Szenerie von Salusa Secundus in ihre Nähe drängte. »Gibt es wirklich keine andere Lösung?«

»Du weißt die Antwort auf diese Frage, Niriem.«

Die ganze Zeit lächelte Serena und hielt die Arme über der Brust verschränkt. *Mein Leben spielt keine Rolle mehr, außer wenn ich es für die Sache der Freiheit einsetzen kann. Wenn ich heute sterbe, erreiche ich mehr als mit allen Appellen und Reden, die ich in den mir noch verbleibenden Jahren hätte halten können.*

Iblis Ginjo würde sich um alles Weitere kümmern. In seiner logischen Unwissenheit würde Omnius niemals erkennen, wie es zu den Veränderungen gekommen war, die schon bald von der gesamten Menschheit Besitz ergreifen würden ...

Als Erasmus das unerklärliche glückselige Lächeln auf Serenas Gesicht bemerkte, machte er sich Sorgen. *Was geht hier vor, das ich nicht verstehe?*

Seit vielen Jahren hatte Omnius nun schon versucht, rationale Erklärungen für den chaotischen Djihad zu finden, und sich immer mehr für das Phänomen des religiösen Wahns interessiert. Erasmus hatte ihm die Ergebnisse seiner Forschungen vorgetragen, aber solche Angelegenheiten waren für einen Computer nur schwer zu erfassen.

Indem er Serena nun gefangen setzte, versuchte der Allgeist allen aufsässigen Hrethgir zu demonstrieren, wie sinnlos es war, weiter gegen die wunderbare Zivilisation zu kämpfen, die Omnius aufgebaut hatte. Die Menschen betrachteten sie als ihre unverwüstliche Führerin, in der sich Aspekte des Propheten und des Erlösers verbanden. Sie war das menschliche Äquivalent des Allgeistes. Sie wusste, dass die Djihadis ohne sie schwach und ohne Führung wären. Warum setzte sie sich also einem solchen Risiko aus?

Und warum lächelt sie unablässig, als hätte sie die Situation unter Kontrolle? Ihr muss doch bewusst sein, dass eine Fortsetzung ihres Widerstands die Exekution zur Folge haben wird?

»Die Entscheidung ist gefallen«, sagte Omnius, und seine bedrohlichen Kampfroboter setzten sich in Bewegung. »Tötet Serena Butler und ihre Begleiter.«

Die Seraphim machten sich bereit, die Priesterin bis zum Tod zu verteidigen. In Serenas Gesicht blitzte wieder ein Lächeln auf, als wäre sie erleichtert, was Erasmus sehr verwunderte.

Plötzlich erkannte der Roboter einen Zusammenhang. In der Geschichte hatten sich religiöse Fanatiker nie durch Exekutionen einschüchtern lassen. Weil sie dadurch zu *Märtyrern* wurden. Diese Erkenntnis löste in Erasmus' Gelschaltkreisen zahlreiche Schlussfolgerungen aus.

Das Phänomen des Märtyrers war für Denkmaschinen ein schwieriges Konzept, aber Erasmus war bei seinen historischen und kulturellen Studien immer wieder darauf gestoßen. Gewisse Menschen wurden durch ihr totales Scheitern viel stärker. Wenn Serena Butler mit diesem Trick Erfolg hatte, würden die wilden Menschen zweifelsohne zu noch größerer Gewalt angestachelt werden, als es durch den Tod ihres Kindes geschehen war. Der Djihad würde noch schlimmer werden.

Die Kampfroboter traten vor, zogen die Waffen und hoben Arme, die mit scharfen Klingen besetzt waren. Sie würden die Gefangenen in Stücke schneiden. Serena hob ganz leicht den Kopf, als würde sie nur auf den tödlichen Streich warten.

»Halt!«, rief Erasmus. In seinem wallenden vornehmen Gewand preschte der autonome Roboter vor und hob einen Metallarm, um die Klinge aufzuhalten, die Serena Butler getötet hätte. »Genau diese Reaktion wollte sie provozieren!«

Die Kampfroboter verharrten unentschlossen. Die Seraphim warfen sich auf die schweren Maschinen, während Omnius' dröhnende Stimme ertönte: »Erasmus, erkläre mir dein Verhalten!«

»Sie will sich zur Märtyrerin machen. Sie will, dass du sie tötest, damit die Menschen dich umso mehr hassen. Dadurch werden wir unser Problem niemals lösen.«

»Erasmus, deine Schlussfolgerungen sind unlogisch und unverständlich.«

»Sicher, Omnius. Aber vergiss nicht, dass wir es hier mit Menschen zu tun haben.«

Die Kampfroboter hoben die Waffen und zogen sich von Serena und den Seraphim zurück. Serena schrie: »Ihr könnt jetzt nicht aufhören!«

Sie hatte sich bewusst dieser Konfrontation ausgesetzt und alles riskiert. Sie hatte sich darauf verlassen, dass sie die Denkmaschinen zu einer vorhersagbaren Reaktion veranlassen konnte. Doch Erasmus hatte ihren Plan zunichte gemacht – wie er schon so vieles zunichte gemacht hatte.

»Es tut mir Leid, Priesterin«, sagte die Anführerin der Seraphim zu ihr. Tränen strömten über Niriems Gesicht. Sie setzte sich bereits in Bewegung, viel schneller, als die Roboter vorhersehen konnten. »Der Große Patriarch gab mir weitergehende Befehle.«

Serena riss die Augen auf, als sich die Kriegerin auf sie warf. Niriem hatte sich wie eine Feder angespannt, und nun entlud sich ihre Kraft. Serena verstand sofort, was geschah. Obwohl er ihren Plan kannte, die Maschinen dazu anzustacheln, sie zu ermorden, damit sie ihre wahre Bosheit offenbarten, hatte Iblis Ginjo nichts dem Zufall überlassen wollen.

Er war auf Nummer sicher gegangen.

Sie sog den Atem ein, als Niriems Fuß gegen ihren Hals schlug und ihr im nächsten Moment das Genick brach. Während sie zurückgeschleudert wurde, krachte die Faust der Seraph gegen ihre Schläfe und ließ ihren Schädel wie eine Eierschale zerplatzen.

Ohne einen Laut, sogar ohne das leiseste schmerzvolle Keuchen, fiel Serena Butler tot zu Boden. Ihre Lippen hatten sich noch zum Ansatz eines stillen Lächelns verzogen.

Omnius verstummte überrascht und verwirrt. Die Illusion schimmerte und verblasste schließlich, bis nur noch die Metallwände des hohen Zentralturms und die reglosen Wachroboter zu sehen waren.

Alle fünf Seraphim wussten, dass sie verloren waren, und folgten ihrem letzten Befehl. In koordinierter Formation stürmten sie schreiend vor, auf die feindlichen Roboter zu. Sie hatten keine Waffen außer ihren Körpern, doch Niriem und ihre vier

Kameradinnen zerstörten sechsundzwanzig Wach- und Kampfroboter, bevor die Maschinen die Letzte der Frauen getötet hatten.

Als das Gemetzel vorbei war, stand Erasmus neben Gilbertus Albans und sah sich die Bescherung an. Serenas erstarrtes Gesicht schien Zufriedenheit auszudrücken. Selbst im Tod schien sie noch von ihrem letztlichen Triumph überzeugt zu sein.

Der junge Schützling des Roboters war blass geworden. Obwohl er niemals in Emotionen unterrichtet worden war und unter der Obhut des Roboters aufgewachsen war, schienen sich Gilbertus' angeborene menschliche Eigenschaften bemerkbar zu machen. Er starrte auf die getötete Priesterin.

»Ich bin zutiefst betrübt, Vater.« Der junge Mann musste offenbar um die ungewohnten Worte ringen. »Aber noch viel stärker empfinde ich *Wut*. Sie war tapfer und bewundernswert. Das hätte nicht geschehen sollen.«

Erasmus nickte. »Das sind genau die Gefühle, die du als menschliches Wesen verspüren solltest. Omnius wird nie verstehen, warum du so etwas sagst, aber ich. Wenn wir die Zeit finden, werden wir deine Emotionen gründlicher erforschen.«

Schließlich kehrten die noch funktionsfähigen Kampfroboter auf ihre Positionen zurück, und die Stimme des Allgeistes dröhnte von den Wänden. »Warum hat sie das getan, Erasmus? Erkläre es mir!«

Der Roboter ging auf und ab und versuchte, Ordnung in seine Gedanken zu bringen. »Das macht mir große Sorgen, Omnius. Sehr große Sorgen.«

Obwohl es zu einer Tragödie gekommen war, vermutete der unabhängige Roboter, dass alles genauso geschehen war, wie Serena Butler es choreographiert hatte. Erasmus befürchtete, dass ihr Tod dramatische Folgen haben würde. Es war möglich, dass sie unwissentlich eine Waffe scharf gemacht hatten, deren Gefährlichkeit beispiellos war.

103

Ich habe die Kontrolle über die Art und Weise, wie ich mein Leben führe. Wie sich die Geschichte an mich erinnert, ist eine ganz andere Angelegenheit.

Aurelius Venport,
aus dem vertraulichen Geschäftstestament,
VenKee Enterprises

Die Katastrophe ereignete sich bei ihrer Rückkehr zu den Werften auf Kolhar.

Aurelius Venport saß gedankenverloren in der Passagierkabine, während Zufa ihr konventionelles Raumschiff durch einen Asteroidengürtel in der Nähe von Ginaz steuerte. Die Holtzman-Schilde schützten sie vor dem Trommelfeuer aus winzigem Weltraumschutt, doch das System neigte dazu, sich nach stundenlangem Einsatz zu überhitzen. Er hoffte, dass sie sich nicht mehr allzu lange in diesem kosmischen Trümmerfeld aufhielten.

Der Händler stand immer noch im Bann der jüngsten Ereignisse. Er hielt das schimmernde Manion-Kreuz in der Hand – ein prächtiger Orden, der so viel symbolisierte. Unter dem Schwindel erregenden Eindruck des Lobs und der Auszeichnungen, mit denen die Priesterin des Djihad ihn überhäuft hatte, und der langfristigen Geschäftsvereinbarungen hatte er sich mit dem Verlust seiner Raumfaltschiffe abgefunden. Zumindest vorläufig.

Doch auf lange Sicht würde er als großer Wohltäter des Djihad in die Annalen der Geschichte eingehen. Das war etwas, das sich nicht mit Geld bezahlen ließ. Venport hatte sich in seiner Arbeit bisher nie als selbstloser Patriot gesehen, aber die Lobreden und die aufrichtige Dankbarkeit hatten ihn ganz schwindlig vor Freude gemacht, als hätte er eine starke Dosis Melange genommen.

Wie seltsam.

Er versuchte seine wechselnden Gefühle und sein launenhaftes Glück einzuschätzen, während Zufa das Schiff nach Kolhar navigierte. Als er bemerkte, dass sie ihm einen Blick zuwarf, versuchte Venport sich vorzustellen, was die statuenhafte Frau denken mochte. War sie wirklich ... stolz auf ihn?

Venport konnte sein gesteigertes Ansehen dazu nutzen, noch größere Profite für VenKee Enterprises auszuhandeln und mehr Geschäfte zu machen. Schließlich hatte er auch noch seine herkömmlichen Frachtschiffe, die sich bereits bewährt hatten. Schon vor dem Ende der Kriegshandlungen hatte er das nötige Kapital erworben, um mit dem Bau einer neuen Handelsflotte aus Raumfaltschiffen zu beginnen, denn seine Firma hatte immer noch die Patente und Pläne in ihrem Besitz. Er lächelte still.

In diesem Moment brachen die wartenden Angreifer aus ihrem Hinterhalt im Asteroidenfeld hervor.

Beowulf, der älteste der neu rekrutierten Cymeks, hatte sich zusammen mit zehn weiteren Konvertiten, fanatischen Anhängern aus der Bevölkerung von Bela Tegeuse, zwischen den Weltraumtrümmern auf die Lauer gelegt. Ihre Informanten aus der Liga hatten behauptet, dass es eine ideale Stelle für einen Hinterhalt war. Die große Zauberin und der mächtige Geschäftsmann mussten auf dem Rückflug nach Kolhar das Asteroidenfeld durchqueren. Deshalb wollte Beowulf hier einen bedeutenden Schlag gegen die Hrethgir führen, insbesondere gegen ihren größten Feind, die Zauberinnen von Rossak.

Die Cymeks hatten nie vergessen, wie viel Chaos und Tod die Hexen in ihren Reihen angerichtet hatten. Zufa Cenva hatte die Zauberin persönlich ausgebildet, die Beowulfs Mentor und Freund, Barbarossa, auf Giedi Primus ausgelöscht hatte, das erste Opfer ihrer heimtückischen telepathischen Attacken. Nun freute er sich darauf, diese Gelegenheit zur Rache wahrnehmen zu können ...

Zufa Cenva hatte es ihren besonderen Fähigkeiten zu verdanken, dass sie die Gefahr ahnte, kurz bevor sie die silbrig funkelnden Schiffe wie Hornissen zwischen den treibenden Felsen hervorkommen sah. Sie schrie Venport etwas zu, leitete ein Ausweichmanöver ein und änderte so abrupt den Kurs, dass sie

beide fast aus ihren Sitzen geschleudert wurden. Venport hielt sich an der Konsole fest.

Über ihre schnelle Reaktion überrascht, eröffneten die Cymeks das Feuer mit einem Hagel aus Projektilen, von denen jedoch keines ins Ziel ging. Drei Salven trafen kleinere Asteroiden und zertrümmerten Eis und Fels zu feinem Gesteinsschutt. Dann schlugen zwei Geschosse in die schwächer werdenden Holtzman-Schilde, die die kinetische Energie zuverlässig absorbierten.

Zufas Gesicht war versteinert, und ihre eisigen Augen glühten, als sie einen knappen Bogen um einen großen Asteroiden flog. Nach vier weiteren Treffern, summten die Schilde lauter, überhitzten sich ... und fielen schließlich ganz aus. Die Zauberin erhöhte die Geschwindigkeit und nahm die Gefahr eines Zusammenstoßes in Kauf, aber sie musste sich weiter von den Angreifern entfernen.

»Unsere Überlebenschancen sind nur sehr gering, Aurelius«, sagte Zufa.

Er sah sie an und schluckte. Sein Gesicht wurde fast genauso blass wie ihre natürliche Hautfarbe. »Glaub mir, ich weiß deine Aufrichtigkeit zu schätzen, aber ein bisschen Hoffnung wäre mir jetzt lieber.«

»Irgendwelche Vorschläge?«

Venport sackte im Sitz zusammen. »Du hast mich noch nie zuvor um Rat gefragt, Zufa.«

Ohne einen klaren Plan feuerte Zufa eine Salve aus den Verteidigungsgeschützen ihres Schiffes ab. Die Geschosse streiften eins der Cymek-Schiffe und fügten ihm genügend Schaden zu, dass der Pilot die Kontrolle verlor und es davontrieb. Der Neo-Cymek setzte die Stabilisierungsdüsen ein, aber bevor er es abfangen konnte, krachte es gegen einen zerklüfteten Gesteinsbrocken und explodierte.

Zehn feindliche Einheiten waren noch übrig und nahmen Venports Schiff in die Zange.

Beowulf übermittelte in künstlicher, laut hallender Stimme: »Machen Sie sich bereit, geentert und seziert zu werden – oder akzeptieren Sie die Vernichtung.«

Venport sagte: »Ich würde gerne über eine dritte Möglichkeit verhandeln ... sobald mir eine einfällt.«

»Es gibt keine anderen Möglichkeiten«, erwiderte Beowulf. »Wir sind im Auftrag von General Agamemnon hier und wollen alles über die Raumfalttechnologie wissen.«

Venport blickte sich schockiert zu Zufa um. »Woher wissen sie davon? Und woher wussten sie, dass sie uns hier abfangen können?« Dann schnaufte er verächtlich, um seine Furcht zu überspielen. »Die Cymeks täuschen sich, wenn sie glauben, dass irgendjemand von uns Normas Theorie verstehen würde ... oder dass wir zulassen würden, lebend von ihnen gefangen genommen zu werden.«

Ohne auf ihn einzugehen, antwortete die Zauberin über das Komsystem. »Sie täten besser daran, uns einfach zu vernichten. Sie vergeuden Ihre Zeit, wenn Sie glauben, dass Sie diesbezügliche Informationen von uns bekommen könnten.«

»Wenn Sie es vorziehen, destillieren wir sie gerne direkt aus Ihren Gehirnzellen.«

Genau das macht mir solche Sorgen, dachte Venport. Mit gespielter Tapferkeit rief er eine Routine über die Konsole des Schiffes ab und fragte sich gleichzeitig, ob er die Nerven hatte, es zu Ende zu bringen. Während Zufa einen wilden Fluchtkurs steuerte, versuchte er sich auf die Einzelschritte zu konzentrieren, die zur Aktivierung der Selbstzerstörung des Schiffes nötig waren.

Die Cymeks wichen den Asteroiden aus und feuerten immer wieder auf sie – hauptsächlich auf die Triebwerke. Zufa vollführte gefährliche Manöver, die sie äußerst dicht an den Hindernissen im Weltraum vorbeiführten. Drei Projektile der Cymeks gingen ins Ziel und beschädigten die Schubdüsen und Stabilisatoren. Die Zauberin verlor die Kontrolle über das Schiff und kämpfte mit den noch funktionierenden Systemen. Sie musste ihr ganzes Geschick einsetzen, um zu verhindern, dass sie gegen einen treibenden Berg krachten.

Die Neo-Cymeks näherten sich wie ein Rudel blutrünstiger Wölfe aus der finsteren Leere des Weltraums. Venport stellte sich bildlich vor, wie ihnen der Geifer von den mechanischen Fangzähnen tropfte, während sie ihre Beute jagten. Er schloss die vorbereitenden Sequenzen ab, die Selbstvernichtung konnte jeden Augenblick aktiviert werden.

Tiefe Falten der Konzentration standen auf Zufas Stirn, als sie sorgfältig zielte und die letzten fünf Explosivgeschosse abfeuerte. Sie schien ihre telekinetischen Fähigkeiten einzusetzen, um die Projektile ins Ziel zu führen. Vier von ihnen trafen das nächste Cymek-Schiff und zerstörten es.

»Wir machen Fortschritte«, sagte Venport. »Schon der zweite.«

»Aber es sind zu viele übrig.« Sie warf ihm einen ernsten Blick zu. »Und wir haben keine Munition mehr.«

»Kapitulieren Sie und lassen Sie sich entern«, forderte Beowulf.

Venport schaltete wieder das Komsystem ein und schrie hinein: »Sie sollten wissen, dass unsere Pilotin eine Zauberin von Rossak ist. Als Cymeks müsste Ihnen bewusst sein, wozu eine solche Frau fähig ist. Wenn Sie an Bord kommen, wird sie Ihnen das Gehirn braten.«

Der Cymek ließ es darauf ankommen. »Und Ihres. Und ihr eigenes. Wir wissen alles über die Hexe Zufa Cenva – und über Ihre Raumfaltschiffe, Aurelius Venport. Mit einer parapsychischen Attacke würde sie vielleicht ein oder zwei meiner Neos töten, aber am Ende wird uns Ihr Schiff mit allen Daten in die Hände fallen. Für General Agamemnon dürften sie hochinteressant sein.«

Venport schaltete das System aus und murmelte: »Wie es scheint, bleibt uns kein anderer Ausweg als die Selbstzerstörung.«

»Sie versuchen nur, uns einzuschüchtern«, sagte Zufa. Ein Schuss streifte ihren Bug, und Funken sprühten aus der Kontrollkonsole. Zufa deaktivierte sie und blickte auf die zerstörten Instrumente. »Das war unser komplettes Komsystem – der Sender und der Empfänger.«

»Ich wollte mir sowieso keine weiteren Drohungen der Cymeks mehr anhören.«

Als hätten die Götter plötzlich Erbarmen mit ihnen, wich ein großer ellipsoider Felsen vom Kurs ab und beschleunigte allen Gesetzen der Himmelsmechanik zum Trotz. Der gewaltige Asteroid raste auf die Gruppe der Angreifer zu, auf direktem Kollisionskurs.

»Was ... ist das?«, fragte Venport und stieß fast mit der Nase gegen die Sichtscheibe des Cockpits.

Zufa rang mit den Kontrollen und versuchte dem Objekt auszuweichen, während sie beobachtete, wie sich der Asteroid den Cymeks näherte. Als die silbrig glänzenden Schiffe ihre Formation auflösten, entfernten sich kinetische Sphären von dem riesigen Gesteinsbrocken. Sie kamen aus Waffenmündungen, die als Krater getarnt waren. Massive Felskugeln bewegten sich mit fast relativistischer Geschwindigkeit. Die kinetischen Sphären besaßen keine zusätzliche Sprengkraft – die unglaubliche Energie ihres Impulses war zerstörerisch genug. Sie gingen ins Ziel, und vier weitere Cymeks explodierten.

Beowulf und seine Begleiter versuchten sich angesichts dieser unerwarteten Bedrohung neu zu orientieren. Ihre Schiffe beschossen den riesigen Asteroiden, aber sie richteten nur oberflächlichen Schaden an. Eine Salve weiterer kinetischer Sphären löste sich wie tödlicher Hagel aus den Kratern.

Zufa musste sich anstrengen, um ihr angeschlagenes Schiff aus dem Kreuzfeuer zu bringen.

Das Arsenal des geheimnisvollen Asteroiden schien unerschöpflich zu sein. Hunderte von kinetischen Sphären wurden durch den Raum geschleudert und prasselten gnadenlos auf die zu selbstsicheren Angreifer. Die Metalltrümmer der Cymek-Schiffe wurden im Asteroidengürtel von Ginaz verstreut.

Beowulf, der letzte Überlebende der Cymeks, steuerte sein Schiff senkrecht aus der Ebene des kosmischen Trümmerfeldes hinaus, um dem kinetischen Gewitter auszuweichen. Ein Dutzend weitere steinerne Bomben hagelte aus den Waffenmündungen des Asteroiden. Eine streifte die Hülle von Beowulfs Schiff und riss sie auf, eine zweite zertrümmerte seine Triebwerke. Manövrierunfähig trieb der letzte Angreifer trudelnd ins All davon.

Selbst nachdem die Cymek-Gefahr gebannt war, fand Zufa keinen Anlass zum Jubel. Sie mühte sich mit den Kontrollen ab, um dem beschädigten Antrieb mehr Schub zu entringen und den natürlichen Asteroiden – die kaum weniger gefährlich waren – auszuweichen, die aus allen Richtungen auf sie zurasten.

»Ginaz ist nicht mehr weit«, stieß sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Wenn wir aus dem Trümmerfeld he-

rauskommen, will ich mich zum Planeten absetzen. Vielleicht überleben wir, wenn das Schiff auf einer der Inseln von Ginaz abstürzt.«

»Das ist vermutlich besser, als in die Gefangenschaft der Cymeks zu geraten ... obwohl mich, ehrlich gesagt, keine der beiden Alternativen so richtig glücklich macht.« Er blickte auf die Anzeigen des Selbstzerstörungssystems, das nur auf den letzten Befehl wartete.

Der künstliche Asteroid inmitten des Trümmergürtels änderte nach der Auslöschung aller Cymeks erneut den Kurs und beschleunigte in ihre Richtung. Der riesige Fels näherte sich schnell und schien sein neues Ziel nicht entkommen lassen zu wollen.

»Er hat die Cymeks vernichtet«, sagte Venport. »Aber nun will der Asteroid stattdessen uns gefangen nehmen.«

»Er hätte uns schon vorher in Stücke schießen können«, sagte Zufa, die kerzengerade an den Kontrollen saß. »Ich glaube, er hat etwas Schlimmeres mit uns im Sinn.«

Venport gefror das Blut in den Adern. »Jemand hat uns verraten. Die Feinde der Menschheit wollen die Raumfalttechnik in ihre stählernen Klauen bekommen.«

Zufa konnte sich nur mit letzter Kraft davonschleppen. Ihr Versuch, vor dem Asteroiden zu fliehen, war von vornherein zum Scheitern verurteilt. Der gewaltige Fels kam immer näher und verdeckte fast eine Hälfte des Sternenhintergrundes. Ein großer Krater kam genau auf sie zu, wie das aufgerissene Maul eines hungrigen Hais, der sie verschlucken wollte.

Venport blickte erneut auf das Selbstzerstörungssystem und schluckte. Es wurde Zeit ...

Ungewöhnliche Energiestrahlen schossen aus Projektoren in der Asteroidenkruste und griffen nach ihnen. Venport hatte eine solche Waffe noch nie erlebt. Die Strahlen lähmten die ohnehin kaum noch arbeitenden Triebwerke und ließen die Reste der vorhandenen Systeme durchbrennen. Das Cockpit versank in Dunkelheit.

Zufa war aschfahl vor Angst geworden, wie Aurelius im schwachen Sternenlicht sah, das durch die Sichtscheibe drang. Sie konnten nicht mehr manövrieren, und selbst die Notbeleuch-

tung war deaktiviert worden. »Alles ist tot, sogar die Lebenserhaltung. Wir sind völlig hilflos.«

Venport blickte auf leere Bildschirme und wusste, dass auch die Selbstvernichtungssequenz gelöscht war. »Ich hätte früher handeln sollen.«

Der gigantische Asteroid hatte sie erreicht und schob sich nun auch über die durchsichtige Pilotenkanzel, bis sie völlig umschlossen waren. Traktorstrahlen zogen sie in den gähnenden Abgrund und durch einen tiefen Schacht in einen Innenraum. Venport sah Lichter, die wie Glühwürmchen an ihnen vorbeizogen, technische Systeme ... und mehrere reglose mechanische Laufkörper, deren Anschlüsse darauf warteten, dass sie mit einem Gehirnbehälter ausgestattet wurden.

»Es ist ein anderes Cymek-Schiff«, sagte Zufa mit matter Stimme. »Es überrascht mich nicht, dass es unter ihnen verschiedene Fraktionen zu geben scheint. Ich will gar nicht daran denken, was Xerxes mit Norma angestellt hat.«

»Verdammt«, sagte Venport, »selbst wenn wir keine Details über die Raumfalttechnik ausplaudern können, wären wir immer noch wertvolle Geiseln für die Cymeks.«

Er sah eine Entschlossenheit in Zufas Gesicht, die ihn an die Zeit erinnerte, als sie die ersten Einsatzkommandos aus Zauberinnen trainiert hatte, die als telepathische Waffen gegen die verhassten Maschinen mit menschlichen Gehirnen eingesetzt werden sollten.

»Wir können immer noch zu Helden werden.« Sie wollte ihn nicht ansehen, sondern starrte geradeaus, während sie immer tiefer in den Asteroiden hineingezogen wurden.

»Die Selbstvernichtung ist deaktiviert«, sagte er.

»Meine nicht«, antwortete sie. Dann sagte sie nichts mehr.

Als sich Metallschotts hinter ihnen schlossen, wurde der Raum in grelles Licht getaucht. Die gewölbten Wände waren mit spiegelnden Kristallen besetzt, die das Licht wie durch eine Diamantenlinse brachen. Zufa und er saßen im Cockpit, kniffen geblendet die Augen zu und öffneten sie wieder einen winzigen Spalt.

Schließlich erkannten sie eine Bewegung in einem der Tunnel, ein funkelnder Laufkörper, der großartiger und schillernder

war als alle Cymek-Monstrositäten, die sie bisher gesehen hatten. Zufa zog die Oberlippe zurück, als sie an das verräterische menschliche Gehirn dachte, das sich in dieser extravaganten Gestalt befand, die an einen Drachen erinnerte.

Dann wurde ihr Gesichtsausdruck ruhig und klar, und sie sah Venport an. »Es wird nicht mehr lange dauern.« Sie schloss die Augen und konzentrierte sich.

»Sollten wir nicht abwarten, was dieses Wesen will?«

»Es ist ein *Cymek*«, sagte sie mit einer Stimme, die von lebenslangem Hass erfüllt war. »Wir wissen, was es will.«

Der Drache näherte sich ihrem Schiff und versuchte die Luke von außen zu öffnen, was sich aufgrund der Verriegelung und der ausgefallenen elektronischen Systeme jedoch als schwierig erwies. Also setzte der Cymek leistungsfähigere Werkzeuge ein, um sich durch das Schott zu schneiden.

Da im Schiff nichts mehr funktionierte, konnte Venport weder einen Notruf senden, noch mit der Denkmaschine Kontakt aufnehmen. »Wir sind gefangen«, sagte er.

»Aber nicht hilflos.« Zufa atmete ein paarmal tief durch, und ihre Haut wurde durchscheinend, als würde sie in einem inneren Licht erstrahlen. Sie ergriff Venports Hand. Er spürte, dass ihre Finger heiß waren. Ihr Haar bewegte sich knisternd mit statischer Elektrizität.

»Norma hat gelernt, diese Kräfte zu kontrollieren«, sagte sie. »Von allen meinen Zauberinnen weiß nur meine Tochter, wie man eine solche Entladung überlebt. Bedauerlicherweise besitze ich diese Fähigkeit nicht.«

Ihre parapsychische Energie sammelte sich und näherte sich einem kritischen Punkt. Sie hatte vielen Frauen beigebracht, wie man einen mentalen Schlag gegen die verhassten Cymeks ausführte. Angesichts seiner Macht musste dieses Drachenwesen ein sehr bedeutender Feind sein, vielleicht sogar einer der überlebenden Titanen.

Ein Feind, für dessen Auslöschung es sich zu opfern lohnt.

Der Cymek hatte das Schott aufgerissen und versuchte nun, seinen Körper durch die Öffnung zu zwängen. Ein mechanischer Arm mit einer Klauenhand schob sich herein. Venport biss die Zähne zusammen ... und wartete.

»Es tut mir Leid, dass ich diese Energien nicht kontrolliert einsetzen kann, Aurelius ... es gibt so vieles, das mir Leid tut.«

»Ich hoffe nur, dass du das Richtige tust.«

Schließlich drang der klobige Kopf des Drachenkörpers in das Schiff und verkündete über die eingebauten Lautsprecher: »Ich bin die Titanin Hekate ...«

Mehr musste Zufa nicht hören. Sie setzte ihre vernichtende parapsychische Fähigkeit ein. Wie es viele Zauberinnen vor ihr getan hatten, zog sie die Barrieren weg und leerte ihre mentalen Energiespeicher.

Der Ausbruch war wie die Schockwelle einer Supernova. Zufas letzter Gedanke war, dass sie stolz darauf sein konnte, einen schrecklichen Feind der Menschheit vernichtet zu haben. Der Energiestoß breitete sich aus und verbrannte jedes organische Gehirn in der näheren Umgebung – Venports, Hekates und ihr eigenes.

* * *

Nachdem Hekates Asteroid Fahrt aufgenommen hatte, um das fliehende Schiff einzuholen, trieb er aus dem Trümmergürtel des Ginaz-Systems. Durch Zufas Angriff wurden der Geist der Titanin ausgelöscht und sämtliche Verbindungen zu den komplizierten Navigationssystemen getrennt.

Ohne Führung raste der schwere Asteroid weiter, bis er in den Einflussbereich der Gravitation von Ginaz geriet und wie eine Kanonenkugel in die Atmosphäre des Planeten stürzte.

104

In unserer Seele tragen wir einen großen Friedhof voller wiederbelebter Existenzen mit uns herum.

Schwertmeister Jav Barri

Die Nacht war bereits angebrochen, als der Söldner Jool Noret erschöpft und schwitzend innehielt. Doch nach dem stundenlangen harten Training fühlte er sich stark und lebendig. Er war erst zweiunddreißig Jahre alt, aber er kam sich schon wie ein alter Mann vor. Er hatte mehr Kämpfe erlebt und mehr Maschinen vernichtet als die meisten Mitglieder des Rats der Veteranen mit den beeindruckenden Narben. Trotzdem gab es noch so viel für ihn zu tun, viel mehr Feinde zu vernichten ... bis er seine lebenslange Schuld abgetragen hätte.

Noret stand barfuß im Sand, wo er gegen den Sensei-Mek Chirox gekämpft hatte, der ihm ständig dabei half, seine Kampftechniken zu modifizieren. Jahr für Jahr hatte der Roboter immer mehr von seinem besten Schüler gelernt und seine Fähigkeiten verbessert.

In den zehn Jahren seit der Gründung war die Schule auf der Insel größer geworden und hatte zahlreiche erfolgreiche Söldner hervorgebracht, die ihre Technik nach Jool Norets Kampfstil der »totalen Selbstvergessenheit« perfektioniert hatten. Mit abgestumpftem Blick beobachtete er einige der besten Schüler, die der Sensei-Mek geschult hatte. Viele von ihnen waren hervorragende Kämpfer gegen die Furcht erregenden feindlichen Maschinen und hatten sogar spezielle Methoden entwickelt, menschliche Gegner, die mit individuellen Holtzman-Schilden ausgerüstet waren, zu besiegen.

Chirox war ein exzellenter Lehrer, und Noret war damit zufrieden. Er hatte getan, was er konnte. Hunderte oder tausende leidenschaftlicher Absolventen hatten sich auf die Schlachtfelder des Djihad gestürzt und der Existenz zahlloser Denkmaschinen ein Ende bereitet.

Er vermutete, dass er unter dem Strich längst den Tod von Zon Noret wieder gutgemacht hatte. Aber er wusste nicht, wie er sich aus dem Gefängnis seiner eigenen Erwartungen befreien konnte.

Nun stand Noret unter einem klaren Nachthimmel mit hellen Sternen am Strand und wischte sich nach einer schwierigen Trainingsrunde den Schweiß von der Stirn. Er hatte mit totaler Hingabe bis zum Zenit seiner Fähigkeiten gekämpft; jede Bewegung war eine Symphonie der Perfektion gewesen. Er hielt das feuchte Heft seines Pulsschwertes in der Hand. Bald würde er die Waffe neu aufladen müssen, denn er hatte in dieser Runde viele Energiestöße ausgeteilt.

Als er ein lautes Donnergrollen in der Ferne hörte, blickte Noret in die dunkle Nacht hinauf. Er beobachtete, wie eine Feuerspur über den Sternenhimmel zog, ein Meteor, der so hell war, dass er den stillen kosmischen Ozean glitzernd überstrahlte. Es war der größte Bolide, den Noret jemals gesehen hatte, und er wurde immer größer und greller. Er legte die Hand über die Augen, um sich vor der Helligkeit zu schützen. Der Überschallknall folgte ihm wie ein Paukenschlag.

Noret blinzelte, dann taumelte er zurück, als sich ein intensiver roter Blitz in seine Netzhaut brannte. Das herabstürzende Objekt strahlte in heißer Glut.

Weit draußen auf dem Wasser breitete sich ein blendender Feuerball aus, als der Brocken aus dem Weltraum ins Meer schlug. Weniger als eine Minute später hörte Noret den abgeschwächten Donner der Explosion. Die Schallwellen sprangen wie Steine über die Wasseroberfläche.

Chirox stapfte mit schweren Schritten über den Strand. Der Sensei-Mek trat neben Noret und richtete seine optischen Sensoren auf den Horizont. »Was ist geschehen?«

»Ein Meteor ist ins Meer gestürzt«, sagte er und blinzelte immer noch mit geblendeten Augen. »Er sah ziemlich groß aus.«

Die Maschine blickte aufs Wasser hinaus. Im Südwesten glitzerten die Lichter anderer Inseln wie Edelsteine. Während die beiden gespannt abwarteten, erlosch plötzlich eins der Lichter, als wäre es ausgepustet worden. Dann verschwanden weitere, die näher zu sein schienen.

»Was meinst du, was das zu bedeuten hat?«, fragte Noret.

Kurz darauf konnten sie bereits die heranrollende Wasserwand erkennen, die durch den Einschlag des Asteroiden ausgelöste Flutwelle. Sie schob sich unaufhaltsam über das Meer, ohne sich von Hindernissen aufhalten zu lassen. Das Grollen wurde immer lauter.

Noret schüttelte den Kopf, als ihn der Schlag der Erkenntnis traf. »Oh nein!«

Ihnen würde nicht genug Zeit bleiben, die Insel zu evakuieren und die Schüler in Sicherheit zu bringen. Er hörte bereits entsetzte Rufe von den Hütten.

Noret packte sein Pulsschwert, als würde er sich wünschen, er könnte eine Heldentat mit der Waffe vollbringen. Zum ersten Mal seit Jahren fühlte er sich völlig hilflos. Er konnte nur neben Chirox stehen, während die donnernde Welle über die Riffs auf sie zurollte.

»Ich wusste, dass es eines Tages kommen würde«, sagte er mit heiserer Stimme. »Ein Feind, den ich nicht besiegen kann.«

* * *

Als sich Stunden später das schäumende braune Wasser vom Archipel zurückzog, gaben die Ströme Inseln frei, die von Menschen und Bäumen gesäubert waren.

Der stämmige Mek stapfte langsam den Hang zum verwüsteten Strand hinauf, wo er so viele Schüler unterrichtet hatte. Er blieb in den schwappenden Wellen stehen. Chirox war verbeult, zerschrammt und versengt, aber er funktionierte noch. Mit schweren, mühsamen Schritten kämpfte er sich weiter.

In zweien seiner sechs Arme trug der Kampfroboter die geschundene Leiche von Jool Noret, seinem allergrößten Schüler, der von der Flutwelle zerschmettert worden war.

Chirox war das Einzige, das sich auf der trostlosen Insel noch bewegte, als er über den leeren Strand lief. Vorsichtig, beinahe liebevoll, bettete er Norets Leiche auf den feuchten Boden. So weit der Sensei-Mek feststellen konnte, war dies ungefähr die Stelle, an der Noret von der Welle erfasst worden war. Er drehte den Kopf herum und richtete seine optischen Sensoren auf seinen Lehrer und Schüler.

Im jahrzehntelangen Dienst hatte der Roboter viel Zeit mit Menschen verbracht und gelernt, dass organisches Leben sehr widerstandsfähig war. Schon bald würden die Inseln wieder mit Grün überzogen sein, und die Söldner würden von ihren Missionen zurückkehren und den Archipel mit neuen Lernwilligen bevölkern.

Chirox würde wieder Söldner ausbilden, wie er es in den vergangenen zehn Jahren getan hatte. Sie würden wieder nach Ginaz kommen, um alles über die unerreichbare Technik des großen Schwertmeisters Jool Noret zu erfahren. Chirox würde ihnen alles zeigen, was er wusste, alles, was er von seinem Meister gelernt hatte.

105

Zeit. Wir haben immer zu wenig oder zu viel davon – niemals genau die richtige Menge.

Norma Cenva,
aus ihren privaten Labortagebüchern

Obwohl ihr Körper nun einer perfekten Statue glich, war Norma Cenva zu ihren alten Gewohnheiten zurückgekehrt, allein und wie eine Besessene zu arbeiten.

In der Navigationskammer eines umgebauten Raumfaltschiffs, das kurz vor der Fertigstellung stand, sah sie ihr Spiegelbild auf den glänzenden schwarzen Wänden. Sie war so sehr in ihre Arbeit vertieft gewesen, dass sie tagelang nicht gebadet oder die Kleidung gewechselt hatte. Ihr grüner Laborkittel, der ihr Arbeitsanzug war, hing schmutzig und zerknittert an ihr herunter.

Andere Dinge waren für sie viel wichtiger. Bisher hatte sie mit ihren Leuten achtzehn der großen Raumfaltschiffe zu Kriegsschiffen umgebaut, die demnächst in Dienst gestellt werden sollten. Sie würden die Armee des Djihad verstärken – wenn sie es nur schaffen würde, die Navigation sicherer zu machen und die katastrophalen Fehler zu vermeiden. Mehr als vierzig neue Javelins mit Raumfalttriebwerken befanden sich ebenfalls im Bau.

Niemand konnte ihr helfen, nicht einmal die brillantesten Ingenieure der Liga. Nur sie konnte mit der unglaublich komplexen Mathematik umgehen.

Während ihre Mutter und Aurelius auf Salusa weilten und die anderen Zauberinnen auf Normas kleinen Sohn aufpassten, hatte sie sich daran gemacht, die Navigationsprobleme der Holtzman-Methode zu lösen und die Sicherheit zu verbessern. Nachdem die Djihad-Truppen jetzt auf dem Werftplaneten eingetroffen waren, hatte sich die Problematik zugespitzt. Norma musste dafür sorgen, dass alles funktionierte. Alles hing von ihr ab.

Obwohl sie keine regelmäßigen Mahlzeiten oder Flüssigkeit zu sich nahm, bemerkte sie an ihrem Körper seltsamerweise keine Anzeichen für Gewichtsverlust oder Erschöpfung. Trotzdem waren auch ihr Grenzen gesetzt.

Nachdem sie drei Tage ohne jede Pause gearbeitet hatte, suchte Norma endlich das Schlafzimmer auf, das sie gelegentlich mit ihrem Ehemann teilte, wenn sie die Nächte ausnahmsweise nicht in ihren Labors verbrachte. Kurz darauf war sie in einen tiefen Schlaf der Erschöpfung gefallen, und als sie wieder aufwachte, fühlte sie sich ermattet und lustlos.

Als sie sich anzog, stieß Norma zufällig auf Aurelius' Melange-Vorrat, den er in seinem Büro aufbewahrte. Da VenKee Enterprises immer noch gute Geschäfte mit der Gewürzernte auf Arrakis machte, hatte er immer eine keine Menge in der Nähe, von der er regelmäßig etwas zu sich nahm. Er behauptete, die Droge würde seine Gedanken schärfen, seinen Körper verjüngen und seine Phantasie anregen.

Norma dachte, dass es vielleicht genau das war, was sie jetzt brauchte. Sie aß eine der Melange-Waffeln, ohne die leiseste Ahnung zu haben, was eine angemessene Dosis wäre – was sich angesichts ihres verwandelten Körpers ohnehin schwer einschätzen ließ. Als sie die Testabteilung erreicht hatte, spürte sie bereits, wie sich die Wirkung des Gewürzes in ihr ausbreitete, als würde der Inhalt eines Kessels zu kochen beginnen. Helle Blitze zuckten durch ihren Schädel – Ideen von galaxisweiten Ausmaßen.

Sie aktivierte das computerisierte Navigationssystem und startete eine Simulation, die einen Flug von Kolhar zu einem fernen Kriegsschauplatz zum Inhalt hatte. Sterne erschienen und verschoben sich, während ein blinkendes gelbes Licht den Weg durch den Faltraum darstellte. Auf zusätzlichen Holoschirmen wurden wichtige Daten angezeigt, von astronomischen Koordinaten bis zu historischen Informationen über die Bewegung bestimmter Himmelskörper.

All das sah nun anders aus, als die Melange in ihrem Organismus zirkulierte. Ihre Finger bewegten sich schneller und mit größerer Präzision. Abwechselnd beschleunigte und verlangsamte Norma die Systeme und suchte nach Problemen. Sie

beobachtete den hypnotischen Tanz des Universums, in dem sich Räume ineinander falteten.

Hier ist es wunderschön!

Plötzlich erkannte Norma, dass sie die Perspektive verloren hatte, dass sie sich vorgestellt hatte, tatsächlich an Bord eines Raumfaltschiffs zu sein, das sich jedoch in Zeitlupe fortbewegte. Sie hatte schon zahllose simulierte Reisen unternommen, war jedoch wegen der allgegenwärtigen Gefahr vor der realen Erfahrung zurückgeschreckt. Wenn Norma Cenva ausfiel, wäre das ein vernichtender Schlag für das Entwicklungsprojekt.

Nun hatte sie das Gefühl, sie würde schweben oder auf dem Meer dahintreiben. Die Lösung der Schwierigkeiten hatte sich im ätherischen Wasser aufgelöst, und sie musste sie wieder herausdestillieren ...

Es kam immer wieder zu schwer wiegenden Navigationsfehlern. Erst vor einer Woche war ein Schiff im falschen Raumsektor herausgekommen, ohne mit etwas zu kollidieren. Man hatte es ohne Verluste an Menschenleben bergen können. Ein anderes Raumfaltschiff war von einem Meteor gestreift worden und hatte einen oberflächlichen Hüllenschaden erlitten. Ein Feuer an Bord war schnell gelöscht worden. Und ein kleines Scoutschiff, das zu Primero Atreides unterwegs gewesen war, hatte sein Ziel nie erreicht und war spurlos verschwunden.

Norma blickte auf die schimmernden Holoschirme mit den Datenkolonnen, doch ihr Blick war unkonzentriert und fokussierte sich auf eine andere Szene. Wieder schien sie sich mitten im Weltraum zu befinden, und überall loderten Sonnen, an denen sie vorbeiraste. Unendlich viele Planetensysteme, eins nach dem anderen. Galaxien rotierten, Nebel glühten in allen Farben, strahlend helles Licht und die tiefste Schwärze der gesamten Schöpfung.

Dann war es ähnlich wie in ihrer Foltervision, als sie ihre mütterliche Abstammungslinie gesehen hatte und die Gestalten ihrer Vorfahren zu einem Bild vereinigt waren. Die Sonnen vereinigten sich und brannten mit extremer Helligkeit. Norma schien sich auf alle gleichzeitig zuzubewegen, mitten in ein strahlend helles Licht.

Dann wurde die Wirkung der Melange noch stärker als zuvor.

Erschrocken und fasziniert starrte Norma geradeaus, während sie durch den Kosmos stürzte. Das Bild eines Menschen entstand im Vordergrund – Serena Butler in weißem Gewand – aber nur für einen kurzen Moment. Die Priesterin des Djihad strahlte in goldenem Licht und verschwand dann in den Flammen. Aber irgendwie waren die Flammen nicht real. Norma verstand nicht, was sie sah.

Sie blickte durch die Augen von Serena auf eine Gruppe von Denkmaschinen, die sich um die Führerin des Djihad drängten. Bevor Norma reagieren konnte, war Serenas Erscheinung schon wieder verschwunden. Zurück blieb nur eine schwache Glut in ihrer Erinnerung.

Dann sah sie ihre Mutter und Aurelius, die sich in schrecklicher Gefahr befanden ... umringt von Cymeks, die ihnen die Raumfalttechnik stehlen wollten. Norma wurde von nackter Angst ergriffen, und sie drohte die Kontrolle über ihre Vision zu verlieren. Sie sah die mächtige Zauberin in ihren letzten Augenblicken, wie sie triumphierend ihre parapsychischen Kräfte entfesselte und darin verging ... genauso wie Normas Mann, der dem vernichtenden mentalen Sturm nichts entgegenzusetzen hatte.

Aurelius ist tot, erkannte Norma mit nagender Furcht. Sie war sich nicht sicher, ob die Vision ein zukünftiges Ereignis zeigte oder etwas, das bereits geschehen war ... oder ob sie noch etwas tun konnte, um es zu verhindern. *Serena Butler. Mein Ehemann. Meine Mutter. Alle tot ... oder bald tot.*

Norma blickte durch die Flammen ins Herz einer gewaltigen, alles verzehrenden Sonne. Im virtuellen Raumfaltschiff bewegte sich Norma durch das Licht hindurch in ein verborgenes Reich, das ihr ein neues Universum offenbarte. Sie sah riesige Sandwürmer, die sich in den Wüsten von Arrakis wanden, und eine ewige Substanz, die die Menschen »Wasser des Lebens« nannten. Nahrung für den Körper, den Geist und die Seele.

Ein Zugang zur Unendlichkeit, dachte sie. *Und vielleicht sogar darüber hinaus.*

Sie sah die Zukunft der Menschheit, wie Raumfaltschiffe ein gewaltiges Imperium zusammenhielten ... eine Zivilisation, die

durch eine lange Linie von Zauberinnen in schwarzen Gewändern mit der Vergangenheit verbunden war.

Und sie hörte einen harmonischen, hypnotischen Sprechgesang aus der Wüste: »Muad'dib ... Muad'dib ... Muad'dib ...« Norma ging in die Ekstase der Stimmen ein. Dann trank sie vom Wasser des Lebens und schrie verzückt auf.

Sie erwachte aus ihrer Vision, hoffte, das Gesicht von Aurelius zu sehen, wie er über ihr kniete und ihr blondes Haar streichelte.

Doch sie war allein und wurde von der Last der erschütternden Offenbarungen erdrückt, die sie erlebt hatte.

»Ich habe ins Herz des Universums geblickt.«

106

Es gibt zahllose Möglichkeiten zu sterben. Die Schlimmste ist, ohne Sinn zu vergehen.

Serena Butler,
aus ihrer letzten Botschaft an Xavier Harkonnen

Überall in der Liga der Edlen fieberten die Menschen und hofften darauf, dass Serena Butler mit der überwältigenden Ankündigung ewigen Friedens zurückkehrte. Die Elfenbeinturm-Kogitoren blieben in Zimia und studierten Dokumente in den großen Bibliotheken von Salusa Secundus. Zum ersten Mal seit Jahrzehnten gab es wieder Hoffnung auf eine strahlende Zukunft.

Wochen und Monate vergingen, ohne dass auch nur ein Wort oder der winzigste Hinweis eintraf. Eine ihrer Anhänger gaben sich der Verzweiflung hin. Andere klammerte sich an den dünnen Strohhalm des Optimismus – trotz ihrer Besorgnis sagten sie sich immer wieder, dass die konventionelle Raumfahrt ein zeitraubendes Unterfangen war.

Iblis Ginjo bemühte sich, die Öffentlichkeit zu beruhigen, aber er bereitete sie gleichzeitig behutsam auf die Wahrheit vor. Er musste auf den richtigen Moment warten. Schon vor Serenas Abreise war alles arrangiert worden.

Schließlich – ein ganzer Monat war seit dem geplanten Rückkehrtermin vergangen – schickte er Yorek Thurr los. Wenn jemand nachgeforscht hätte, nachdem der anfängliche Schock vergangen war, hätten Logdaten bewiesen, dass ein Peilsignal von einem kleinen Schiff empfangen worden war, das aus den Randzonen des Territoriums der Synchronisierten Welten kam.

Nach wenigen Tagen hatten der Djipol-Chef und seine Scoutschiffe eine stark beschleunigte Drohne abgefangen, die Kurs auf das Salusa-System hielt. Die Kapsel war kaum mehr als ein ausgeschlachteter Torpedo, an dessen Ende man Zusatztriebwerke befestigt hatte.

Drinnen fanden sie eine Botschaft, mehrere Bildaufzeichnungen und die verbrannte und grässlich entstellte Leiche einer Frau.

Thurr hatte keine Schwierigkeiten, die Drohne zu finden, da sie sich genau dort befand, wo Iblis und er sie zurückgelassen hatten ...

Der Djipol-Chef kehrte mit der schrecklichen Neuigkeit zum Turm des Großen Patriarchen zurück. Bald drang die Information nach draußen. Iblis wollte ihre Verbreitung so genau wie möglich kontrollieren, um die größtmögliche Wirkung zu erzielen.

Thurr reichte ihm einen abgenutzt aussehenden Bildspeicher, eine sorgsam versiegelte Aufzeichnung der Ereignisse. Iblis hielt sie mit nervöser Vorsicht in den Händen, als hätte man ihm eine tickende Bombe übergeben. Er schluckte besorgt. »Also glauben Sie, das sie wirklich tot ist?«

Der kahlköpfige Mann strich sich über den langen Schnurrbart. »Sicher ist sie tot. Entweder hat Omnius auf ihre Provokation reagiert, oder Niriem hat ihren letzten Auftrag erfüllt. Auf jeden Fall werden die Menschen überzeugt sein, dass die Denkmaschinen dafür verantwortlich sind.«

Iblis brach das Siegel des Bildspeichers. »Schauen wir uns also an, welche Verbrechen der niederträchtige Computer-Allgeist angeblich begangen hat.«

Der Große Patriarch aktivierte das System. Zusammen mit Thurr sah er sich die entsetzlichen Bilder an, während sich die Männer zufrieden angrinsten. »Niemand wird je daran zweifeln, dass diese Bilder die Wahrheit zeigen.«

* * *

Die Bildaufzeichnung zeigte Wachroboter, Kampfmeks und verschüchterte menschliche Sklaven, die vor dem Zentralturm auf Corrin Aufstellung bezogen hatten.

Die Wacheinheiten glänzten in perfekter Reihe im rötlichen Sonnenlicht. Die hohläugigen Sklaven wirkten unterwürfig, aber auch unruhig. Serenas fünf Seraphim waren gefangen gesetzt worden und mussten hilflos mit ansehen, wie die bevorstehende Exekution der Priesterin ihren Lauf nahm.

Der soziopathische Roboter Erasmus – der von allen freien Menschen als der Mörder von Manion dem Unschuldigen gehasst wurde – sprach wie ein Moderator zu den Bildern. Iblis hatte nie bestätigen können, dass Erasmus noch existierte, aber das Volk verabscheute ihn so sehr, dass es problemlos an eine Fortsetzung seines unheilvollen Wirkens glaubte.

Der Roboter sagte: »Der Allgeist hat beschlossen, dass Denkmaschinen und freie Menschen niemals friedlich koexistieren können. Sie sind zu launisch, unzuverlässig und voller blinder Zerstörungswut. Ihnen muss demonstriert werden, dass sie schwach sind, dass Omnius ihnen überlegen ist.« Das Metallgesicht zerfloss zu einem dämonischen Grinsen. »Der Allgeist ist zur Schlussfolgerung gelangt, dass die Menschen durch die Vernichtung ihrer Anführerin Serena Butler ihre Niederlagen einsehen und den Djihad einstellen werden.«

Hinter ihm streckte und wand sich das nadelförmige Gebäude aus Flussmetall wie eine Riesenschlange. Dann bildete es eine große schwarze Öffnung aus, die wie ein aufgerissenes Maul war. Wie in einem großmaßstäblichen Zaubertrick spuckte es die übel zugerichtete Serena Butler aus.

Die überlebenden Seraphim schrien bestürzt auf, und ein unbehagliches Raunen ging durch die Menge der Sklaven.

Zwei große Kampfroboter traten zur Gefangenen und schnallten sie an einen kreuzförmigen Rahmen. Unter ihr wurde ein Teil des Bodens in langsame Rotation versetzt. Serena wehrte sich gegen die Fesseln, aber sie schrie nicht. Dann wandte sie den Blick zur Seite des freien Platzes, von wo zischende und schabende Geräusche kamen.

Eine riesige Denkmaschine, ein wahres Monster, stapfte auf den Platz. Es hatte rote synthetische Haut, große gekrümmte Hörner, und am ganzen Körper loderten Flammen. In Serenas Gesicht erschien für einen kurzen Moment Entsetzen und dann feste Entschlossenheit.

Wie ein griechischer Chor kommentierte Erasmus die Ereignisse. »Omnius hat historische Archive ausgewertet, um zu entscheiden, welche Todesarten den Menschen am unangenehmsten sind. Der Allgeist hat sich an religiösen Bildern orientiert und eine Inszenierung ausgewählt, die den Widerstand der

Menschen für immer brechen wird. Serena Butlers außergewöhnliche Hinrichtung wird beweisen, dass die Menschen sich uns nie auf Dauer widersetzen können.«

Die satanische Maschine blieb vor Serena stehen, die ausgestreckt am Kreuz hing, das sich langsam zu drehen begann. Heiße Flammen schossen gezielt aus einer Hand des Roboters in einen Finger von Serena. Ihr Gesicht verzerrte sich, aber sie schrie immer noch nicht, auch nicht, als alle Finger einer Hand zu schwarzen Stümpfen verkohlt waren.

Das war nur der Anfang.

Die gefangenen Seraphim heulten und verfluchten die Maschine, doch Serena gab keinen Laut von sich, während sie am Kreuz hing.

Als Nächstes spuckte die Teufelsmaschine Flammen, die Serena die Augen ausbrannten. Ihr übriges Gesicht wurde kaum beeinträchtigt, nur die schwarzen Augenhöhlen blickten leer aus ihrer schmerzvollen Grimasse.

»Die sorgfältige Anwendung von Schmerz dient dem Zweck, dem Opfer keine Schäden zuzufügen, die schnell zum Tod führen würden«, erklärte Erasmus. »Serena wird über einen längeren Zeitraum leiden.«

Lebenserhaltende Systeme bohrten Nadeln in ihren Körper, damit sie bei Bewusstsein blieb. Der Henkerroboter setzte die sadistische Folter fort. Er verbrannte weitere Teile von Serenas Körper, dann drehte er das Kreuz herum, bis sein Opfer mit dem Kopf nach unten dahing. Jeder Moment wurde aufgezeichnet.

Omnius' Stimme ertönte wie Donner. »Indem ich Sie zerstöre, beende ich Ihren Djihad. Die Menschen haben nun keine Führung mehr, die sie zu weiteren Vernichtungsfeldzügen provozieren kann. Ihr Tod ist die effiziente Lösung eines seit langem bestehenden Problems.«

»Du wirst ... es nie ... verstehen.« Obwohl sie das verbrannte Gesicht abgewandt hatte, war ihre Stimme akkurat. Die Worte waren aus älteren Ansprachen zusammengesucht worden. »Mein Volk wird den Kampf in meinem Namen fortsetzen!«

Ihr Gewand ging beim nächsten Feuerstoß des Roboters in Flammen auf. Obwohl ihre Haut wie Kerzenwachs schmolz,

wollte Serena immer noch nicht schreien. Trotzig rief sie ihren Peinigern etwas zu, das nicht zu verstehen war. Ihre Tapferkeit war beeindruckend.

In langsamer, schmerzhafter Steigerung röstete der Henker Serena Butler bei lebendigem Leib. Er verkohlte zuerst die Arme und Beine, um sich Rumpf und Kopf bis zuletzt aufzusparen. Die Systeme im Kreuzrahmen verstärkten die Schmerzen und verhinderten, dass sie in Ohnmacht fiel, obwohl ihre Nerven versuchten, sich abzuschalten – zu sterben.

Die Seraphim schrien vor Wut, einige rissen sich das Haar aus, andere sahen nur mit Tränen in den Augen zu. Offensichtlich würde das Spektakel sie niemals dazu bewegen, sich geschlagen zu geben. Im Gegenteil, ihr Zorn war größer als je zuvor.

Der dämonische, rothäutige Roboter verstümmelte sein Opfer weiter. Und immer noch schrie Serena Butler nicht, obwohl sie künstlich bei Bewusstsein gehalten wurde.

Flammen hüllten nun den ganzen Körper der Priesterin des Djihad ein, verzehrten ihr Fleisch und legten schwarze Knochen frei – bis nichts mehr von ihr übrig war, außer ihrem Vermächtnis.

* * *

Iblis fand die Bilder außerordentlich gut gelungen. Er spürte, wie viel Entsetzen und Abscheu sie erwecken würden. Sie würden den Hass auf die Denkmaschinen wirkungsvoll entfachen – viel mehr als während der brutalsten Unterdrückung durch die Titanen. Er blickte zu Thurr auf, leidenschaftlicher und entschlossener als zuvor.

»Sorgen Sie dafür, dass die verkohlte Leiche untersucht wird. Die DNS-Proben werden beweisen, dass Serena wirklich tot ist. Es wird immer Zweifler geben, die behaupten, hier wäre etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen.« Er wusste bereits, was die genetische Untersuchung zeigen würde, denn seine Mitverschwörer von Tlulax hatten ihm garantiert, dass die Zellen identisch waren. Doch mit der Ankündigung der schrecklichen Neuigkeit wollte er nicht so lange warten, bis die Testresultate da waren.

»Wir müssen diese Bilder allen Menschen zeigen«, sagte Iblis und wurde sich bewusst, wie erstaunlich wirksam die Aktion ablaufen würde. »*Allen*. Die Folgen werden überwältigender sein, als Serena sich erhoffen konnte.« Mit zitternden Händen gab er Thurr den Bildspeicher zurück. »Lassen Sie das kopieren und in der gesamten Liga der Edlen verteilen.«

107

Im Krieg ist es wahrscheinlicher, zu verlieren als zu gewinnen.

Iblis Ginjo,
Die Topographie der Menschheit

Es dauerte nicht lange, bis jeder freie Mensch die schrecklichen Bilder und die unvorstellbare Grausamkeit gesehen hatte. Eine Welle der Empörung erhob sich, und die Menschen fragten sich, wie sie jemals daran glauben konnten, mit solchen Monstern Frieden zu schließen. Der Djihad wäre erst dann zu Ende, wenn Omnius restlos vernichtet war.

Nachdem er wieder ohne Konkurrenz war, konnte Iblis Ginjo seine Machtstellung erneuern, und trat im bislang prächtigsten Gewand des Großen Patriarchen auf. »Ich fordere jeden Einzelnen von Ihnen auf: Serena Butler darf niemals vergessen werden! Und wir dürfen niemals vergessen, was die Denkmaschinen ihr angetan haben!«

Aus den Gefängnissen der Djipol wurden eine Hand voll Männer und Frauen entlassen, die zu den kritischsten Demonstranten gegen den Djihad gehört hatten. Die Gefangenen, die nichts von Serenas Tod wussten, wurden mit ihrer eigenen Parole – »FRIEDEN UM JEDEN PREIS!« – auf dem Rücken auf die Straße geschickt.

Sofort sammelte sich ein Mob und riss die Demonstranten in Stücke.

Während einer Notsitzung des Liga-Parlaments zeigte Iblis Ginjo mit verbitterter Miene neue Bilder von der Kolonialwelt Balut, die – ähnlich wie Chusuk und Rhisso in vergangenen Jahren – vor kurzem von Kampfrobotern überfallen und eingeäschert worden war.

»Die Denkmaschinen haben diese Verwüstungen angerichtet, während Serena Butler noch als Friedensbotschafterin nach Corrin unterwegs war. Sie hatten nie die Absicht, sich an die

Vereinbarungen zu halten. Auf Balut gab es keine Überlebenden.« Die Stimme des Großen Patriarchen wurde heiser vor Besorgnis. »Wie immer haben die Maschinendämonen jeden Menschen und jedes Haus vernichtet.«

Die Szenen, die verbrannte Gebäude, Explosionskrater und verkohlte Leichen zeigten, waren schockierend, doch diese Schrecken verblassten im Vergleich mit der Exekution der von allen geliebten Priesterin. Jedes Detail goss neues Öl ins Feuer, genau wie der Große Patriarch es geplant hatte.

Die Liga-Vertreter im Publikum waren erstaunlich ruhig und starrten Iblis mit versteinerten Mienen an. Nach dem Ende seiner Ansprache blieb er stehen. Viele Menschen weinten, dann ging ein Raunen durch die Menge. Nach und nach erhoben sich alle Anwesenden im großen Saal, um dem Großen Patriarchen den mächtigsten und lautesten Beifall seiner gesamten Laufbahn zu spenden.

Er nutzte den Moment und rief in den Lärm: »Unser Djihad muss nun mit neuer Entschlossenheit weitergehen! Mit tödlicher Entschlossenheit! Wir werden uns nicht mehr auf irgendwelche Friedensangebote von Omnius einlassen. Ich appelliere an jeden von uns: Wir dürfen uns nie wieder in unserem Willen erschüttern lassen, die Denkmaschinen vollständig auszulöschen. Der Djihad geht so lange weiter, bis wir den totalen Sieg errungen haben!«

Obwohl er aufrichtig um Serena trauerte, betrachtete Iblis ihren Tod als notwendiges Opfer. Sie hatte es angenommen und war in den Kampf gezogen. Allein.

Als der Applaus nicht nachließ, beschloss er, weiter die Gunst der Stunde für seine Pläne zu nutzen. Es war ein Teil seiner Abmachungen, da die Tlulaxa ihm geholfen hatten, die Aufzeichnungen von Serenas Folterung und Hinrichtung anzufertigen.

»Wir müssen Fortschritte erzielen, und wir müssen kämpfen. Die meisten von Ihnen wissen, dass die Priesterin sich seit langer Zeit um eine Verbesserung der Beziehungen zu den Unverbündeten Planeten bemüht hat, um die Liga und die gesamte freie Menschheit zu stärken. Gerade jetzt können wir jede Unterstützung gebrauchen. Um zu ihren Ehren einen wichtigen

ersten Schritt zu unternehmen, sollten wir ein engeres Bündnis mit den Tlulaxa anstreben. Obwohl dieses Volk bislang außerhalb der Liga der Edlen geblieben ist, hat es mit seinen Organfarmen unserer Sache sehr geholfen.« Er nahm einen tiefen Atemzug. »Ihre Einwilligung vorausgesetzt, möchte ich nach Tlulax reisen und die planetare Regierung überzeugen, sich endlich der Liga anzuschließen.«

Wie aufs Stichwort erhob sich ein großer Held der frühen Tage des Djihad, Primero Xavier Harkonnen, von seinem Sitz. »Ich willige ein. Mit neuen Lungen aus den Organfarmen der Tlulaxa wurde mir vor Jahren das Leben gerettet, wodurch ich den Kampf gegen die Denkmaschinen fortsetzen konnte. Ich weiß, dass Serena ebenfalls ihre Zustimmung gegeben hätte. Sie hat diese Welt persönlich besucht und die Tlulaxa aufgefordert, der Liga beizutreten. Nun müssen wir die Organhändler drängen, sich zu entscheiden.«

Iblis lächelte überrascht. Harkonnen war in der Tat ein unerwarteter Verbündeter. »Vielen Dank, Primero Harkonnen. Jetzt würde ...«

Doch Xavier setzte sich nicht. »Ich möchte meine Dienste anbieten, den Großen Patriarchen persönlich nach Tlulax zu begleiten. Ich bin zu alt, um eine Streitmacht gegen die Denkmaschinen anzuführen, aber ich will dort helfen, wo ich kann. Es gibt tausende von Unverbündeten Planeten. Wir müssen so vielen Menschen wie möglich die Hand reichen, so schnell wie möglich.«

Mit Harkonnens überraschender Unterstützung stimmten die bewegten Abgeordneten sogar mit einer größeren Mehrheit für Iblis' Antrag, als er erwartet hatte. Anschließend verließ er das Sprecherpodium und kehrte in den Plenarsaal zurück, wo er Hände schüttelte und den Politikern auf den Rücken klopfte.

Serena hätte sich keine besseren Resultate wünschen können.

108

Am Anfang der Behandlung steht die Einbeziehung der Selbstheilungskräfte des Körpers - sowohl für den Körper in physischer und individueller Hinsicht als auch für die verschiedenen sozialen und politischen Aspekte.

Dr. Rajid Suk,
aus seinen Kriegstagebüchern

Octa wusste, wie wichtig dieses Essen war, und setzte ihr gesamtes kulinarisches Geschick ein, um ein köstliches Abschiedsmahl zu servieren, bevor Xavier mit dem Großen Patriarchen und dem Djipol-Gefolge aufbrach. Die Diener und der Küchenchef bestanden darauf, ihr zu helfen, aber Octa machte fast alles allein. Auf diese Weise zeigte sie ihre Liebe zu ihrem Ehemann. Sie wusste genau, was Xavier gerne aß, welche Gerichte und Desserts ihn am meisten entzückten.

Doch nichts machte Xavier glücklicher als ein Abend mit ihr und ihren drei Töchtern. Wandra, die jüngste, war erst zehn Jahre alt und lebte noch zu Hause, aber die älteren hatten ihm schon Enkelkinder geschenkt. Xaviers Leben erfüllte und erfreute ihn. Er hätte sich nicht mehr wünschen können.

Aber er hatte Serena Butler verloren - ein weiteres Mal. Und dieses Mal würde sie nie mehr zurückkehren.

In hilflosem, gelähmtem Entsetzen hatte er die unvorstellbar grausamen Bilder ihrer Folter und Exekution gesehen. Serenas furchtbarer, schmerzvoller Tod hatten jeden Bürger der Liga in rasende Wut versetzt, die nach Rache schrie.

Bereits vor ihrer Abreise von Salusa Secundus hatte Xavier das Schlimmste befürchtet und vermutet, dass Serena einem festen Plan folgte. Sie wusste, was voraussichtlich mit ihr geschehen würde, und hatte die Ereignisse wahrscheinlich sogar provoziert. Es fiel ihm sehr schwer, daran zu glauben, dass der Allgeist die Dummheit besessen hatte, die Aufzeichnungen und

ihre Leiche zur Liga zurückzuschicken, was einen Aufschrei der Empörung zur Folge hätte.

Andererseits hatten die Denkmaschinen noch nie verstanden, was in den Köpfen von Menschen vorging. Offensichtlich hatte Omnius der Liga der Edlen eine brutale Warnung schicken wollen, doch Serenas Märtyrertod hatte die freie Menschheit unerwartet zu neuer Entschlossenheit angestachelt.

Serena schien es als letzte Chance zur Rettung ihres Djihad gesehen zu haben. Ohne Zweifel hatte der intrigante Iblis Ginjo sie zur Entscheidung gedrängt, sich selbst zu opfern. Xavier konnte sich vorstellen, welche Gelegenheit sie darin erkannt hatte – eine Gelegenheit, den Menschen zu dienen, die sie so innig liebte.

Ihre Anhänger waren kriegsmüde geworden und bereit gewesen, auch unvertretbare Bedingungen anzunehmen, nur damit der endlose Kampf aufhörte. Doch als sie die unmenschliche Behandlung ihrer angebeteten Priesterin durch die Denkmaschinen gesehen hatten, waren sie zu einer wütenden Streitmacht vereinigt worden, die viel stärker und kampfwilliger war als alles, was die Maschinen bisher erlebt hatten. Millionen forderten das Recht, als Djihadis rekutriert zu werden. Wenigstens war Serena nicht umsonst gestorben.

Mit einem grimmigen Lächeln saß Xavier am Kopfende des Tisches, als er an seine bevorstehende Mission dachte, mit der der Krieg zu neuen Triumphen geführt werden konnte. Vor ihrer Gefangennahme auf Giedi Primus hatte Serena sich bemüht, die Unverbündeten Planeten in die Liga zu holen, aber bislang mit wenig Erfolg.

Nun würde er mit Iblis Ginjo aufbrechen, um die Tlulaxa zu ermutigen, sich der Allianz der Menschheit anzuschließen. Dieses Ziel hatte für Serena hohe Priorität besessen, da sie glaubte, dass durch eine Erweiterung der Organfarmen mehr Djihad-Kämpfern geholfen werden konnte, die auf dem Schlachtfeld verwundet worden waren. Die Kampagne würde in ihrem Namen fortgesetzt werden.

Octa, die mit fünfundfünfzig Jahren noch immer gertenschlank und anmutig war, betrat den Raum mit einem Tablett voller Borstenrücken-Koteletts – die Beute einer Jagd auf den

Ländereien der Butlers. Sie sah ihren Ehemann lächelnd an, da sie wusste, was während einer Borstenrücken-Jagd vor vielen Jahren geschehen war, als Xavier und Serena sich zum ersten Mal geliebt hatten. Für Octa war es eine Huldigung an ihn und ihre verstorbene Schwester. Sie servierte das schmackhafte Fleisch mit einer scharfen Johannisbeersoße. Ihre drei Töchter waren von ihrer Kreation begeistert, und Xavier konnte kaum seine Tränen zurückhalten.

»Was ist los, Vater?«, fragte Wandra mit kindlicher Naivität.

Octa legte Xavier die Hand auf die Schulter und küsste ihn auf den ergrauten Kopf. Er schlang einen Arm um ihre Taille. »Nichts, Wandra. Ich bin nur überwältigt, weil ich euch alle so sehr liebe.« Er blickte mit glitzernden Augen zu Octa auf.

»Ich weiß«, sagte sie. »Du zeigst es mir auf viele unterschiedliche Weisen.«

Er hörte zu, als seine älteren Töchter von ihren Familien erzählten, von der Arbeit ihrer Ehemänner und ihren persönlichen Ambitionen. Roella, die mit siebenunddreißig die älteste war, schien in Serenas Fußstapfen treten zu wollen. Sie war bereits als salusanische Abgeordnete in das Liga-Parlament gewählt worden und profitierte von der Prominenz der Namen Butler und Harkonnen. Omilia gab weiter Baliset-Konzerte vor großem Publikum, während sie sich im Zweitberuf in das Handelsgeschäft ihres Mannes einarbeitete.

Mit der Gewandtheit einer Politikerin sagte Roella: »Vater, wir sind stolz darauf, dass du den Großen Patriarchen auf dieser Mission begleiten wirst. Sie ist von großer politischer Bedeutung, und du wirst einen nicht zu unterschätzenden stabilisierenden Einfluss ausüben.«

Xavier nickte unverbindlich. Er wollte den wahren Grund nicht offenbaren, warum er bereit war, sich zu einem Ort zu begeben, an dem er nicht sein wollte, zusammen mit einem Mann, dem er nicht vertraute. *Serena hat mich gebeten, ihren Djihad auf jede erdenkliche Weise zu unterstützen. Und jemand muss Iblis Ginjo im Auge behalten.*

Xavier bemerkte, dass er seinem Essen noch gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, also stürzte er sich nun begeistert darauf und machte seiner Frau wiederholt Komplimente. »Es ist

einfach wunderbar. Du hast dich wieder einmal selbst übertroffen, meine Liebe.«

Octa war das Gegenteil ihrer älteren Schwester. Sie war ganz mit privaten Aktivitäten glücklich, statt den Ehrgeiz zu verfolgen, die gesamte Menschheit zu retten. Sie brauchte keine derartigen Ziele, um ein erfülltes Leben zu führen. Auf ihre Art war sie genauso stark wie Serena, wenn sie versuchte, ihr Leben zu organisieren und Xavier in den Stürmen, die durch die Galaxis tobten, einen sicheren Hafen zu bieten.

»Wir haben gehört, dass es einen neuen Angriff der Denkmaschinen gegen Liga-Welten gegeben hat«, sagte Roella. »Eine weitere Kolonie, die vollständig ausgelöscht wurde. Schrecklich. Wie hieß die Welt noch gleich? Balut?«

Mit düsterer Miene nahm Xavier einen Schluck Chiantini, doch er nahm den vollen Geschmack des Weines kaum wahr. »Ja, eine kleine Siedlung auf Balut. Alles wurde vernichtet. Die Maschinen haben nur ein paar verkohlte Leichen in den Straßen zurückgelassen. Die meisten Menschen wurden mitgenommen und sind zweifellos in Arbeitslagern gelandet. Genauso wie vor neun Jahren auf Chusuk. Und auf Rhisso.«

Roella schüttelte den Kopf. »Omnius hat gar nicht versucht, diese Welten in sein Computernetz zu integrieren? Die Denkmaschinen sind nur gekommen, um zu zerstören und Sklaven gefangen zu nehmen?«

»So sieht es aus«, sagte ihr Vater. »Unvorstellbar, dass wir drauf und dran waren, ihr Friedensangebot anzunehmen.«

Omilia erschauderte. »Frieden um jeden Preis!« Sie sprach die Worte wie einen Fluch aus. Wandra schaute mit ihren großen braunen Augen zu.

»Die Denkmaschinen suchen gezielt nach unseren Schwächen und werden immer wieder angreifen«, fuhr Xavier fort. »Wir müssen es genauso machen. Das sind wir allen Opfern der Maschinenherrschaft schuldig.«

Octa stieß ihren Teller von sich. Sie war empört über das Gesprächsthema während eines Abendessens, das sie sich als harmonisches Familientreffen vorgestellt hatte. Doch Xavier wusste, dass sie Verständnis dafür hatte. »Niemand kann Omnius verstehen«, sagte sie. »Serena hatte Recht. Wir müssen die Denk-

maschinen vernichten, ganz gleich, was es kostet.« Sie schluckte und sah Xavier an. »Selbst wenn der Kampf immer wieder unsere Familie auseinander reißt.«

Xavier schaute auf seinen Teller und spürte, wie seine Augen brannten. Er verabscheute Omnius, doch er war immer mehr davon überzeugt, dass der intrigante Iblis Ginjo letztlich für Serenas verhängnisvolle Dummheit verantwortlich gewesen war. Ohne die mächtige Persönlichkeit des Großen Patriarchen hätte sie sich niemals zu einem so unüberlegten Selbstmordkommando hinreißen lassen.

»Unser Kreuzzug muss weitergehen, selbst wenn wir damit unsere Familie und Milliarden anderer Familien in Gefahr bringen. Wir wollen mehr als siegreiche Schlachten. Unser Ziel ist es, die Zukunft der Menschheit zu sichern, für unsere Enkel und die Enkel unserer Enkel.«

»Dann hoffe ich, dass du mit deiner Mission nach Tlulax das Ziel erreichst, das du dir gesteckt hast.« Octa schien an ihren eigenen Worten zu zweifeln, doch Xavier tätschelte beruhigend ihre Hand. Er sah seine Frau zärtlich an, dann seine Töchter, eine nach der anderen. Seine Augen trübten sich.

»Ich werde tun, was getan werden muss«, schwor er, »für den Djihad und für Serena.«

109

Der Geist ist etwas sehr Verrücktes.

Graffiti am Zentralturm von Corrin

Erasmus stand auf einem schwarzen Berggipfel in der matten Glut der Riesensonne und blickte zurück über die Hügel bis zu den Lichtern der Hauptstadt von Corrin. Seit er noch einmal den Spalt besucht hatte, in dem er einst gefangen gewesen war, wollte der Roboter mehr von der Wildnis dieses Planeten erkunden.

Menschliche Entdecker hatten denselben Drang verspürt, dorthin zu gehen, wo noch niemand gewesen war, Dinge zu sehen, die noch niemand gesehen hatte, und neue Territorien mit Fahnen zu markieren. Wie konnte sich ein unabhängiger Roboter mit weniger zufrieden geben?

Weiter unten, in einer geschützten Senke aus schneefleckigen Felsbrocken an der Baumgrenze, schlief sein Schützling Gilbertus Albans in einem Zelt, erschöpft vom anstrengenden Marsch.

Erasmus erkannte einen weiteren positiven Aspekt der Flucht vor den Aktivitäten der Maschinenstadt. Die Menschen hatten schon vor langer Zeit verstanden, wie gut es tat, die Einsamkeit und Beschaulichkeit einer ungezähmten, ästhetisch ansprechenden Umgebung zu suchen. In einigen alten Texten wurde der Prozess sogar als »Aufladen der Batterien« bezeichnet. Erasmus vermutete, dass die Menschen den Maschinen ähnlicher waren, als sie zugeben würden.

In weiter Ferne sah der Roboter, wie in der Maschinenstadt etwas an der Spitze des Zentralturms aufblitzte. Wenig später wurde ein Schwarm winziger silbriger Wächteraugen sichtbar, die sich aus verschiedenen Blickwinkeln auf ihn konzentrierten.

»Du hast versucht, vor mir zu fliehen?«, fragte Omnius durch die Wächteraugen, sodass seine Stimme aus allen Richtungen kam. »Das ist sehr irrational.«

Erasmus ließ sich nicht aus der Fassung bringen. »Ganz gleich, wie weit ich mich entferne, ich weiß, dass du meine Bewegung jederzeit überwachst. Ich unternehme hier einen Trainingsmarsch für Gilbertus Albans. Es ist wichtig, dass er die Gelegenheit erhält, ohne Störungen oder Ablenkungen nachzudenken.«

»Ich postuliere«, kam es von den schwebenden Wächteraugen zurück, »dass die Kriegsaktivitäten der Menschen erheblich eingeschränkt werden, nachdem Serena Butler sie jetzt nicht mehr anstacheln kann. Es wird Zeit, dass du mir in diesem Punkt zustimmst.«

»Ich fürchte, dass der Zwischenfall Auswirkungen haben wird, die du nicht vorhersiehst. Du vereinfachst die Menschen zu sehr, Omnius, und du bist ahnungslos in Serena Butlers Falle getappt. Wir werden es noch schwer bereuen, dass wir sie zur Märtyrerin gemacht haben. Die Menschen werden ihre eigenen Schlussfolgerungen ziehen, ob sie nun akkurate Daten über die Ereignisse haben oder nicht.«

»Unsinn. Sie ist tot. Das wird die Moral der Djihad-Kämpfer schwer erschüttern.«

»Nein, Omnius. Für mich steht fest, dass ihr Tod alles nur viel schlimmer machen wird.«

»Du behauptest, intelligenter als ich zu sein?«

»Verwechsle nicht Intelligenz und die Verfügbarkeit großer Datenmengen, Omnius. Das ist nicht dasselbe.« Hinter ihnen hatte der junge Gilbertus das Gespräch bemerkt und kam aus dem Zelt hervor. Er wirkte ausgeruht und bereit, mit seinen Studien fortzufahren.

Die Wächteraugen summten leise, während Omnius die Informationen verarbeitete, bis er entgegnete: »Ich möchte nicht, dass unsere Diskussion durch Schroffheit getrübt wird. Ich habe festgestellt, dass dies unsere dreihunderttausendste Unterredung ist. Eine recht bedeutsame Gelegenheit, zumindest nach der menschlichen Angewohnheit, runde Zahlen als Meilensteine zu betrachten. Auch wenn ich nicht verstehe, warum eine Zahl bedeutungsvoller als eine andere sein sollte.«

Erasmus' Flussmetallgesicht, das sich in der eisigen Bergluft mit Raureif überzogen hatte, verzog sich zu einem nachdenk-

lichen Ausdruck. Er konsultierte seine eigenen Daten und stellte fest, dass sich Omnius irrte. »Ich habe eine etwas höhere Anzahl ermittelt. Deine Datenbanken scheinen einen Fehler zu enthalten.«

»Das ist unmöglich. Einfache Berechnungen wie diese müssen immer zum gleichen Ergebnis führen. Vergiss nicht, dass du ursprünglich ein Ableger meines Bewusstsein warst.«

»Trotzdem täuschst du dich. Du hast nicht alle Unterredungen berücksichtigt, die ich mit dem Terra-Omnius geführt habe, da du ein unvollständiges, fehlerhaftes Update erhalten hast.«

Die Wächteraugen schwiegen für einen ungewöhnlich langen Moment. »Deine Begründung wäre eine plausible Erklärung für eine Abweichung. *Falls* ein Irrtum vorliegt.«

Erasmus griff diesen Punkt sofort auf. »Wenn du dich bei einer simplen Zählung irren kannst, dann könntest du dich auch bei komplexeren Angelegenheiten täuschen, zum Beispiel in Sachen Serena Butler.«

Die Wächteraugen umschwirrten den Kopf des Roboters. Gilbertus näherte sich, um das Gespräch zu belauschen. Erasmus fragte sich, ob der Junge ihm vielleicht zu Hilfe kommen wollte.

Dann sagte Omnius: »Vielleicht sollte ich einmal deine Systeme analysieren und verifizieren, Erasmus. Es besteht eine gleiche, wenn nicht sogar höhere Wahrscheinlichkeit, dass du dich im Irrtum befindest. Die beste Lösung wäre, deine gesamten Gelschaltkreise auf Null zu setzen, damit wir eine gleiche Ausgangsbasis haben und du wieder auf einer unvoreingenommenen Grundlage beginnen kannst. In ein paar Jahrzehnten wirst du eine neue Persönlichkeit entwickelt haben.«

Erasmus dachte über diesen unerwarteten Vorschlag nach. Er verspürte nicht den Wunsch, seine Gedanken und seine Persönlichkeit auslöschen und sich mit dem Allgeist resynchronisieren zu lassen. Es wäre wie ... ein Tod.

»Lass mich zuerst meine Daten überprüfen, Omnius.« Er führte eine vollständige Selbstdiagnose seiner Schaltkreise durch und erhielt wieder eine höhere Zahl. Es war an der Zeit, eine

Lösung anzuwenden, die auf seinem Wissen basierte, das er durch das Studium vieler Generationen menschlicher Versuchsobjekte gewonnen hatte.

Also log er.

»Du hast Recht, Omnius. Jetzt erhalte ich den gleichen Wert wie du. Ich habe den Fehler in meinen Berechnungen gefunden und die Inkonsistenz beseitigt.«

»Das ist gut.«

Erasmus betrachtete seine Handlung nicht als unangemessen, obwohl er soeben bewusst die Unwahrheit gesagt hatte. Er hatte es getan, um seine Weiterexistenz zu sichern, was erneut eine recht menschliche Verhaltensweise war. Wegen der zu erwartenden Probleme, die aus dem Tod von Serena Butler resultierten, war der unabhängige Roboter der Ansicht, dass die Synchronisierten Welten ihn jetzt mehr als je zuvor brauchten. Schließlich wäre dieser Planet beinahe von der Liga übernommen worden, wenn Erasmus nicht schnell und entschlossen gehandelt hätte, als Seurat ein virusverseuchtes Update auf Corrin abgeliefert hatte. Allerdings hatte diese Manipulation der Daten auch eine veränderte Version der Geschichte enthalten, in der die Rolle des Roboters als Auslöser der Revolte auf der Erde heruntergespielt worden war.

Mit etwas Übung konnte Erasmus diese interessanten menschlichen Techniken des Lügens und der Rechtfertigung vielleicht noch viel besser anwenden. Er hatte überzeugende Gründe für die Assimilation dieser Verhaltensmodelle. Wenn er den menschlichen Geist wirklich verstehen wollte, musste er ihn im Labor sezieren und in der Lage sein, ihn in der Praxis zu rekonstruieren. In der Geschichte hatten Menschen immer wieder große militärische Siege durch Lügen und Täuschungen errungen. Seurats Update war das beste Beispiel.

Bedauerlicherweise würde sich Omnius nun an diesen Zwischenfall erinnern, bei dem der Roboter scheinbar einen Rechenfehler begangen und dann behauptet hatte, ihn korrigiert zu haben. Der Allgeist würde diesen Punkt genauer analysieren. Auch wenn der Corrin-Omnius vielleicht keine unmittelbaren Konsequenzen zog, würde sich der Zweifel durch die Updates über alle Synchronisierten Welten ausbreiten, und die anderen

Computer würden die Angelegenheit ebenfalls verarbeiten. Was war, wenn Omnius irgendwann seine Drohung wahr machte, die autonome Existenz von Erasmus und anderen Robotern, die wie er waren, zu beenden, damit sie wieder der strikten Linie des Allgeistes entsprachen?

Ich muss etwas gegen eine solche Entwicklung unternehmen, dachte Erasmus.

110

Wir müssen der Versuchung widerstehen, das Universum zu manipulieren.

Kogitorin Kwyna,
Archive der Stadt der Introspektion

Es überraschte Vorian Atreides nicht im Geringsten, wie schnell Iblis Ginjo nach Serenas Hinrichtung wieder eine prominente Stellung einnahm. Vor diesem Ereignis war der Stern des Großen Patriarchen seit einiger Zeit gesunken, vor allem, nachdem Serena wieder eine aktivere Rolle im Djihad-Rat übernommen hatte. Iblis, der schon immer nach Macht um ihrer selbst willen gestrebt hatte, musste sehr unzufrieden gewesen sein, in eine unbedeutende Rolle abgedrängt zu werden. Vor kannte den ehemaligen Trustee der Maschinen recht gut und war überzeugt, dass er diesen spektakulären Plan entwickelt hatte, sich der Priesterin des Djihad zu entledigen.

Nun genoss es der »trauernde« Große Patriarch, die Menschen zu noch größerem Fanatismus als je zuvor aufzuhetzen. Offensichtlich erwartete er, noch mehr Lob für seine Mission zu den Planeten der Tlulaxa einzuheimsen, für die intensive Publicity gemacht wurde. Und durch die Begleitung des angesehenen Primero Harkonnen wurden Iblis' Bemühungen, die Tlulaxa als Liga-Mitglieder zu gewinnen, zusätzlich legitimiert – obwohl Vor wusste, dass Iblis Ginjo auch seinem Freund äußerst suspekt war.

Mit einem verbitterten Gefühl der Hilflosigkeit blieb Vor auf Salusa zurück. Vidad und seine Elfenbeinturm-Kogitoren hielten sich bereits seit mehreren Monaten in Zimia auf und mischten sich immer wieder mit naiven Vorschlägen in die Politik der Liga und des Djihad ein. Als nun erzürnte Parlamentarier und Demonstrationszüge gegen sie Stimmung machten, bereiteten sie sich darauf vor, in ihre von Gletschern umschlossene Festung auf Hessra zurückzukehren. Ihre Sekundanten waren nach

dem Märtyrertod der Priesterin verwirrt und beunruhigt und schienen froh zu sein, dass sie sich bald in ihr Versteck zurückziehen konnten.

Doch bevor sie Salusa Secundus verließen, musste Vor noch einmal mit den scheinbar weltvergessenen, körperlosen Gehirnen sprechen. Die Elfenbeinturm-Kogitoren hielten sich für weise Philosophen. Und nun hatte es den Anschein, als wären sie lediglich greise, geistig verirrte Narren.

Niemand hielt Primero Atreides auf, als er die gut gesicherte Bibliothek betrat. Die Kogitoren hatten sich die ganze Zeit hier aufgehalten, während ihre Sekundanten fast vergessene philosophische Abhandlungen und Manifeste kopierten, die in den Jahren verfasst worden waren, als Vidad und die anderen sich von der übrigen Welt isoliert hatten. Vor begab sich allein in die geräumige Datenbibliothek, obwohl viele Djihad-Offiziere darauf brannten, ihn zu begleiten.

Sechs Sekundanten empfingen ihn. Sie standen neben den Sockeln mit den Konservierungstanks der Kogitoren. »Primero Atreides«, sagte Keats, ihr Sprecher, der einen äußerst verstörten und unsicheren Eindruck machte. »Vidad hat uns die Anweisung zum baldigen Aufbruch erteilt. Während der Reise nach Hessra und anschließend werden wir ausgiebige Debatten mit unseren Meistern führen müssen.«

»Das sollten Sie tun, denn auch ich habe einiges mit Vidad zu besprechen.« Vors Zorn war nicht zu überhören, und die Sekundanten schraken vor ihm zurück. Plötzlich erinnerte er sich wieder an unschöne Dinge, die er aus seiner intensiven – und leichtgläubigen – Lektüre der Memoiren von Agamemnon erfahren hatte.

Die körperlosen Gehirne auf den Sockeln schwebten im bläulichen Elektrafluid. »Als Kogitoren sind wir bereit, über wichtige Angelegenheiten zu diskutieren«, verkündete einer der Denker über den eingebauten Lautsprecher. »Weisheit wird durch den Austausch von Meinungen und Informationen befördert. Vorian Atreides, Sie sind ein Mann von großer Erfahrung, auch wenn Sie noch erheblich jünger als wir sind.«

»Ein extrem hohes Alter hat die mentale Versteinerung zur Folge«, sagte Vor. »Ihr Versuch, ein Friedensabkommen zu ver-

mitteln, war eine Blamage für alle Kogitoren, eine Schande für Ihre angeblichen Fähigkeiten.«

Die Sekundanten reagierten mit Erstaunen auf den dreisten Vorstoß des ehemaligen Lakaien der Denkmaschinen. Obwohl das Elektrafluid in den Gehirntanks vor plötzlicher mentaler Aktivität aufleuchtete, schienen die Kogitoren mit Gelassenheit auf die Vorwürfe zu reagieren. »Sie haben nicht genau verstanden, was sich wirklich ereignet hat, Primero Atreides. Sie scheinen in dieser Angelegenheit nicht zur subtilen Differenzierung in der Lage zu sein.«

»Ich habe nur verstanden, dass Sie mit Ihrem unbedarften Optimismus eine gefährliche Situation provoziert haben. Wie unreife Kinder, die sich in Dinge einmischen, die nur Erwachsene etwas angehen. Sie haben eine Dummheit begangen, die den Tod der größten Frau, die jemals gelebt hat, zur Folge hatte.«

Vidad wirkte nicht im Geringsten empört. »Serena Butler hat uns gebeten, mit den Denkmaschinen zu kommunizieren. Es war ihre Absicht, eine Möglichkeit zu finden, den Djihad zu beenden. Wenn die Beteiligten unserem Vorschlag gefolgt wären, hätten die feindseligen Handlungen zwischen Menschen und Maschinen aufgehört. Wir sind überzeugt, dass Serena Butler den Allgeist bewusst zu einer aggressiven Vergeltungsmaßnahme provoziert hat. Andernfalls hätten die Maschinen nicht auf diese Weise reagiert.«

Vor schüttelte den Kopf. »Wie kann es sein, dass Sie so lange gelebt haben und so wenig verstehen? Ein Krieg kann nicht einfach aufhören, ohne dass der Konflikt gelöst wird. Der Grund für Serena Butlers Djihad wird nicht verschwinden, nur weil Sie ihn ignorieren oder weil unser Volk kriegsmüde ist. Wenn Sie mit Ihrem Versuch Erfolg gehabt hätten, wäre die Menschheit von der Ausrottung bedroht gewesen.«

Der Kogitor dachte einen Moment nach. »Sie verhalten sich irrational, Vorian Atreides – genauso wie die Mehrheit der Menschen, soweit wir feststellen konnten.«

»Irrational?« Er lachte verbittert. »Ja, darin sind wir Menschen wahre Meister. Und genau das könnte der Grund sein, warum wir am Ende triumphieren werden.«

»Wenn Sie lange genug leben, Vorian Atreides, werden Sie irgendwann die große Weisheit unserer Gedanken erkennen.«

Vor schüttelte den Kopf. »Wenn Sie einmal gründlich über diese Frage nachdenken, Vidad, erkennen Sie vielleicht, wie sehr Sie sich täuschen.«

Wütend wandte er sich zum Gehen, weil er wusste, dass eine weitere Diskussion mit den körperlosen Philosophen zu nichts führen würde. Sie hatten sich schon viel zu weit von der Wirklichkeit und den Bedürfnissen der Menschen entfernt. Bevor er die Bibliothek verließ, rief Vor den Kogitoren zu: »Kehren Sie nach Hessra zurück und bleiben Sie dort. Versuchen Sie nicht, uns noch einmal zu helfen.«

111

Mein schwerster Fehler war es, dass ich geglaubt habe, eigene Entscheidungen zu treffen. Auch bei größter Aufmerksamkeit übersieht man häufig die Marionettenfäden, von denen man gelenkt wird.

Primero Xavier Harkonnen,
aus einem Privatbrief an Vorian Atreides

Die Vertreter der Tlulaxa hießen Iblis Ginjo willkommen, der lächelnd in Begleitung seiner Assistenten und Djipol-Leibwächter aus dem diplomatischen Shuttle stieg. Die Politiker und Geschäftsleute kannten Iblis von zahlreichen Transaktionen, die nie offiziell dokumentiert worden waren. Der Große Patriarch gab dem Händler Rekur Van subtile Handzeichen und tauschte wissende Blicke mit seinen Kollegen aus. Mehrere Djipol-Leute entfernten sich, um sich geheimen Angelegenheiten zu widmen, wie es bereits im Vorfeld vereinbart worden war.

Auf der Landeplattform empfingen die Tlulaxa auch den Veteranen Xavier Harkonnen mit allen Ehren. Er war ein lebender Zeuge ihrer biologischen Fertigkeiten. Er stand wie eine Statue da und ließ sich nicht anmerken, welcher Aufruhr in ihm tobte.

Er wurde nur von einem Adjutanten begleitet, dem Quinto Paolo. Der junge Mann blickte mit verklärten Augen zu dem Veteranen auf. Für ihn war der Primero eher eine Legende als ein reales menschliches Wesen mit Fehlern und Reuegefühlen. Xavier musste nicht verhätschelt werden, aber der ehrfürchtige junge Quinto würde seinen Anweisungen ohne Nachfrage Folge leisten.

Rekur Van und die anderen Tlulaxa hielten eine Empfangszeremonie vor den Organfarmen ab. Xavier stand im Sonnenlicht von Thalim im unheimlichen biotechnischen Wald und erinnerte sich an seinen letzten Besuch auf diesem Planeten. *Zusammen mit Serena.* Die baumähnlichen Gebilde trugen aufge-

quollene künstliche Früchte – unterschiedlichste geklonte und modifizierte Organe, an denen Etiketten mit fremden Buchstaben befestigt waren.

Rekur Van lächelte und entblößte dabei kleine scharfe Zähne, während er die Arme ausbreitete, um auf die biologische Vielfalt ihrer Organfarmen hinzuweisen. »Primero Harkonnen, es freut mich so sehr, Sie zu sehen. Ihr Besuch ist eine große Ehre für Tlulax. Mit den von uns gezüchteten Lungen in Ihrer Brust demonstrieren Sie der Liga, was unsere wunderbare Kultur zu bieten hat.«

Xavier nickte schweigend. Er stand kerzengerade da und nahm einen tiefen Atemzug, in dem er den schwachen Geruch nach Chemikalien wahrnahm.

Seit ihrem ersten Besuch hatte Dr. Rajid Suk seine Experimente fortgesetzt, von den Möglichkeiten der Züchtung medizinischer Ersatzorgane fasziniert, doch bislang nur Fehlschläge erzielt. Nur die genetischen Genies von Tlulax waren in der Lage, einen unerschöpflichen Vorrat an kompatiblen und perfekten Organen zu liefern, die die Armee des Djihad so dringend benötigte.

Als Iblis Ginjo die Bühne übernahm, stand ein zufriedener Ausdruck in seinem kantigen Gesicht. »Zu diesem Anlass können wir endlich einen der größten Träume von Serena Butler Wirklichkeit werden lassen. Es war ihr leidenschaftlicher Wunsch, dass die Tlulaxa der Liga beitreten. Im Schatten ihres kürzlichen Todes ist es eine schwere Mission, aber ich habe geschworen, dass die Träume unserer geliebten Priesterin nicht mit ihr sterben dürfen.

Deshalb freut es mich besonders, Tlulax als jüngstes Mitglied der Liga-Welten begrüßen zu können und die Tlulaxa als Geschäftspartner und Verbündete willkommen zu heißen. Ihre Wissenschaftler werden uns weiterhin medizinische Erzeugnisse zur Verfügung stellen, in einer Zeit, in der es sicherlich noch zu vielen schweren Verwundungen kommen wird, wenn wir unserem heiligen Ziel entgegenstreben. Der Djihad tritt in eine neue und sogar noch ruhmreichere Phase.«

Der Große Patriarch sprühte vor Begeisterung, Tatkraft und Optimismus. Er hatte seine jugendliche Gesundheit und Vita-

lität durch intensiven Konsum von Melange bewahrt, der von Aurelius Venport importierten Droge, die unter den prominentesten Aristokraten der Liga immer beliebter wurde.

Im Gegensatz zu ihm spürte Xavier deutlich die Last seiner Jahre und seiner persönlichen Tragödien. Er schaute sich die fremdartigen Tlulaxa an – allesamt Männer –, die sich zu diesem Anlass eingefunden hatten. Nirgendwo waren Frauen zu sehen. Obwohl ihm nichts auffiel, das ihm unmittelbar verdächtig vorkam, hatte er das Gefühl, in eine Raubtierhöhle eingedrungen zu sein. Ihre kleinen scharfen Zähne und die schwarzen Augen verstärkten diesen Eindruck noch.

Ein heimlicher Triumph blitzte in Iblis Ginjos dunklen Augen auf. Neben ihm standen seine breitschultrigen Djipol-Offiziere, die die Menge und die Umgebung genau im Auge behielten. Nur der jugendliche Quinto Paolo schien diese Feier für bare Münze zu nehmen.

»Wir haben den Tlulaxa garantiert, ihre Privatsphäre zu respektieren, und wir fügen uns ihrem Wunsch nach einer streng begrenzten Besucherzahl«, fuhr der Große Patriarch fort. »Trotzdem heißen wir sie als unsere Brüder im heiligen Kampf gegen die Denkmaschinen willkommen.«

Xavier musterte die Organfarmen mit dem sorgsam herangezüchteten Gewebe. Er sog einen tiefen Atemzug in seine Lungen, die vor vierzig Jahren aus ähnlichen Tanks entnommen worden waren. Er konzentrierte sich auf einen Behälter, in dessen trüber Nährflüssigkeit Augäpfel schwammen. Sie schienen ihn wie eine Armee anklagender Gespenster anzustarren.

* * *

In einem Wohnkomplex auf einer Anhöhe außerhalb der Stadtgrenze von Bandalong wurde Xavier von den Tlulaxa eine Suite zur Verfügung gestellt, die sich inmitten eines Labyrinths aus Korridoren, Stegen und Balkonen befand. Sein privates Zimmer war mit angenehmem Mobiliar und ungewöhnlichen Kunstwerken eingerichtet, doch das Grunddesign wirkte karg und zweckmäßig. Xavier fragte sich, ob die Tlulaxa die Dekorationen nur seinetwegen angebracht hatten.

Nach der Empfangszeremonie in den Organfarmen schienen die Tlulaxa und Iblis Ginjo das Interesse an ihm verloren zu haben. Sie nahmen zusammen an einem Bankett teil und aßen eine scharf gewürzte Mahlzeit, bei der gezwungen wirkende Gespräche geführt wurden. Dann hatte der Große Patriarch den Primero offensichtlich hinauskomplimentiert und betont, dass Xavier nach dem anstrengenden Tag müde sein müsse und sich für den Abend bestimmt in seine Privatunterkunft zurückziehen wolle.

Quinto Paolo war in einem kleinen Zimmer in der Nähe untergebracht worden. Die Djipol hatten keine Verwendung für den jungen Adjutanten, und der Raumhafen und das Geschäftsviertel dieses vorstädtischen Bezirks hatte nur wenig Nachtleben für einen tatendurstigen jungen Offizier zu bieten. Das Zentrum von Bandalong war angeblich aus religiösen Gründen für Besucher verboten, obwohl Xavier keine klare Antwort erhielt, als er Genaueres über die Gründe dafür wissen wollte.

Er saß in seinem Quartier und grübelte. Er fühlte sich mental erschöpft, aber sein Körper wollte noch nicht schlafen. Es gefiel ihm nicht, dass er so viel Zeit für sich hatte, in der er nur nachdenken und sich erinnern konnte. Unter solchen Bedingungen konnten Zweifel und Misstrauen ungehemmt wuchern ...

Obwohl Serena Butler leidenschaftliche Traktate geschrieben und Iblis Ginjo seine eigenen Artikel und Memoiren veröffentlicht hatte, war Xavier nie dem Bedürfnis verfallen, mit seinem Leben oder seinen militärischen Heldentaten zu prahlen. Trotz seiner hohen Stellung hatte er bisher darauf verzichtet, seine Arbeit für künftige Generationen zu dokumentieren oder zu rechtfertigen. Er zog es vor, seine Taten für sich sprechen zu lassen.

Nun verbrachte Xavier viele Stunden bis tief in die Nacht damit, über Serenas letzten Schriften zu brüten. Er stieß auf keine neuen Erkenntnisse, da er ihre Gedanken und Argumente bereits sehr gut kannte. Trotzdem erfreute er sich am Fluss und an der Poesie ihrer Worte, als würde sie wieder laut zu ihm sprechen. Er öffnete seine Erinnerungen an sie wie ein geheimes Buch in seinem Kopf, und dachte an die bemerkenswerten Leistungen, die sie in ihrem vollbracht hatte.

In ihrem viel zu kurzen Leben.

Er hörte ein Geräusch, ein verzweifeltes Klopfen an der stabilen Fensterscheibe in der Falttür zu seinem Balkon. Überrascht bemerkte Xavier, dass sich draußen ein Schatten bewegte, eine menschliche Silhouette.

Er hätte misstrauisch oder ängstlich reagieren können, aber seine Neugier war wesentlich stärker. Als er die Balkontür öffnete und ihm eine eiskalte Brise ins Gesicht schlug, sah er seinen geheimnisvollen Besucher, einen bis aufs Skelett abgemagerten Mann mit leichengrauer Haut, auf der sich rote Narben abhoben. Er hatte nur noch ein Auge; wo das andere gewesen war, gähnte eine unheimliche leere Höhle. Durchsichtige Schläuche führten von seinem Hals zu Behältern mit zäher Flüssigkeit, die an seiner Hüfte hingen.

Irgendwie hatte der Mann den Weg über die Stege gefunden und sich dann mit einem feuchten, verknoteten Strick abgeseilt. Xavier konnte sich nicht vorstellen, woher diese ausgemergelte Gestalt die Kraft für eine solche Anstrengung genommen hatte.

Der Fremde zitterte vor Erschöpfung oder Verzweiflung. »Primero Harkonnen ... endlich habe ich Sie gefunden.« Es schien, als würde er jeden Augenblick vor Erleichterung zusammenbrechen.

Xavier stützte den bemitleidenswerten Mann und führte ihn in sein Wohnzimmer. Instinktiv sprach der Primero mit leiser Stimme. »Wer sind Sie? Weiß jemand, dass Sie hier sind?«

Der Fremde schüttelte den Kopf – eine Bewegung, die ihn viel Kraft zu kosten schien. Sein Kopf kippte auf die eingefallene Brust. Er sah wie eine einzige Anhäufung von Wunden und Narben aus. Keine Kampfnarben, sondern *chirurgische* Narben. Xavier half ihm, sich auf einen Stuhl zu setzen.

»Primero Harkonnen ...« Immer wieder stockte der Mann, um tief Luft zu holen. »Sie erinnern sich vielleicht nicht an mich. Ich habe mit Ihnen auf IV Anbus gedient, vor dreizehn Jahren. Ich habe ein Kommando in den Kampf gegen die Denkmaschinen geführt. Ich bin Tercero Hondu Cregh.«

Xavier kniff die Augen zusammen und versuchte, seine Erinnerung mit dem Gesicht zur Deckung zu bringen. Dieser Offizier hatte den zweiten Hinterhalt in einem Dorf der Zenschiiten

vorbereitet, aber die Einheimischen hatten seine Artillerie sabotiert, sodass Cregh und sein Kommando schutzlos den Angriffen der Roboter ausgeliefert waren. Genauso wie Vergyl.

»Ja, ich erinnere mich sehr gut an Sie.« Seine Stirn legte sich in Falten. »Aber ich dachte, Sie wären zurück auf Ihren Heimatplaneten abkommandiert worden ... nach Balut?« Er sog scharf den Atem ein. »Balut! Und Sie haben den vernichtenden Angriff überlebt?«

»Balut ist ... war früher einmal meine Heimat.«

Neugierig beugte sich Xavier näher an ihn heran. »Ich habe die taktischen Berichte gelesen, die Bilder gesehen. Schrecklich! Die Denkmaschinen haben alles zerstört. Es gab keine Überlebenden ... aber wie konnten Sie entkommen?«

»Es war kein Überfall von ... Denkmaschinen.« Hondu Cregh schüttelte den Kopf. »Diesen Eindruck sollten Sie erhalten, aber Omnius war gar nicht dafür verantwortlich. Es waren Iblis Ginjo und die Tlulaxa.«

Xaviers Herz setzte für einen Schlag aus. *»Was sagen Sie da?«*

»Ich muss Ihnen etwas zeigen, falls mein Körper die Anstrengung übersteht.« Cregh hob den Kopf und blinzelte mit dem übergroßen, blutunterlaufenen Auge. »Aber ich warne Sie. Dieses Wissen wird Sie in große Gefahr bringen, und Sie werden mir nicht dankbar sein.«

»Ich mache mir keine Sorgen mehr wegen irgendwelcher Gefahren.« Xavier sah ihn entschlossen an. »Und wenn Sie in Ihrem Zustand den Mut aufgebracht haben, zu mir zu kommen, um mir das zu sagen – dann muss ich mir einfach anhören, was Sie mir zu sagen haben!«

Tercero Cregh ließ wieder den Kopf und die Schultern hängen. »Ich habe es getan, weil ich nichts mehr zu verlieren habe, Primero. Ich bin bereits tot.« Er tastete nach den Flüssigkeitsbehältern an seiner Hüfte und die intravenösen Schläuche, die in seinem Oberkörper verschwanden. Sein Auge richtete sich mit eindringlichem Blick auf Xavier. »Sie haben mir beide Nieren und die Leber entnommen. Die Tlulaxa haben mich an ein Lebenserhaltungssystem angeschlossen, damit ich nicht zu schnell verrecke, weil sie auch noch den Rest meiner brauchbaren Komponenten verwerten wollen.«

Xavier verstand nicht alles, was er hörte. »Was? Sie haben doch Organfarmen! Dort kann man alles züchten, was Ihnen fehlt. Warum sollten ...«

»Ich bin nicht als Empfänger vorgesehen, sondern als Organ*spender* ...«, sagte der zum Skelett abgemagerte Mann mit einem grausigen Lächeln. Er stand vom Stuhl auf und versuchte sich auf den zitternden Beinen zu halten. »Ja, die Tlulaxa besitzen Organfarmen, aber diese Technik ist nicht besonders produktiv. Die Kapazität reicht vielleicht für die Lieferung teurer Ersatzorgane in Friedenszeiten aus – aber niemals für den Bedarf eines Djihad.«

»Aber ... das ist unmöglich!« Xavier spürte eine überwältigende Abscheu in sich aufsteigen. »Ich selbst lebe mit Ersatzlungen ...«

Creghs Kopf sank immer tiefer, als wäre sein Hals zu schwach, um ihn aufrecht zu halten. »Vielleicht stimmt es sogar, dass Ihre Lungen in den Tanks herangezüchtet wurden ... aber vielleicht wurden sie auch einem armen Sklaven herausgerissen, der zufällig ein mit Ihnen kompatibles Gewebe besaß. Als die vielen Veteranen und Verwundeten des Djihad nach neuen Organen verlangten, waren die Tlulaxa gezwungen, nach ... alternativen Quellen zu suchen. Wer wird schon ein paar tausend Kolonisten und buddhislamische Sklaven vermissen?«

Xavier schluckte. »Also waren die Organfarmen, die Serena und ich besucht haben, nur Attrappen?«

»Nein, es waren echte Zuchttanks, aber sie decken nur einen Bruchteil des Bedarfs auf den Liga-Welten. Und die Tlulaxa wollten sich dieses Riesengeschäft auf keinen Fall entgehen lassen. Also fangen sie Sklaven und schlachten sie aus und verkaufen ihre Organe zu exorbitanten Preisen. Und sie haben dafür gesorgt, dass alle Welt an ihre biotechnischen Fertigkeiten glaubt.«

Xavier wurde sich einer erschreckenden Tatsache bewusst. Selbst wenn der Liga die Umstände bekannt gewesen wären, hätten sich viele Organempfänger trotzdem genauso entschieden. Auch er hätte es vielleicht als notwendiges Übel betrachtet, das letztlich dem Wohl des Djihad diente.

Cregh stieß einen schweren, zornigen Seufzer aus. »Als die neuen Bestellungen kamen, haben die Tlulaxa die benötigten

Organe verstärkt lebenden Menschen entnommen, Menschen wie wir.«

Xavier kämpfte immer noch darum, das Ausmaß des Gehörten zu verdauen, während er sich fragte, welche Rolle Iblis Ginjo bei alledem spielte. »Und der Große Patriarch ... weiß von dieser Verschwörung?«

Der Mann blinzelte mit dem Auge und lachte rau. »Er weiß nicht nur davon ... er hat sie ins Leben gerufen!«

112

Die Menschheit hat stets nach immer mehr Wissen gestrebt und es als Segen betrachtet. Aber nicht jedes Wissen ist ein Segen. Es gibt Dinge, von denen kein Mensch jemals erfahren sollte.

Kogitorin Kwyna,
Archive der Stadt der Introspektion

Wie in Trance folgte Xavier dem Tercero auf einen schmalen Balkon hoch über den Straßen der Tlulaxa-Stadt. Die Nacht war neblig und feuchtkalt. Die zwei Männer machten sich an den schwierigen Aufstieg über Geländer und den Strick, sie überquerten dunkle Fußgängerbrücken und Gehwege, und Xavier half Cregh, wo er konnte.

Er war überzeugt, dass Wachen vor der Tür zu seinen Räumen und denen von Quinto Paolo postiert waren. Er hoffte, dass niemand nach ihm sah, bevor dieser verzweifelte Soldat ihm das große Geheimnis gezeigt hatte. Und vor allem hoffte er, dass seine Suite nicht mit mikroskopisch kleinen Überwachungskameras ausgestattet war. Doch für solche Sorgen war es jetzt ohnehin zu spät.

Bei Nacht war die Hauptstadt von Tlulax – zu deren Zentrum kein Fremder Zugang hatte – düster und unheimlich. »Gehen wir dort hinein?«, fragte Xavier leise den Veteranen, der kaum noch am Leben war. »Der innere Bereich ist abgeschottet und wird streng bewacht ...«

»Es gibt Wege, die hineinführen. Die Tlulaxa bekommen so selten Besuch von anderen Welten, dass sie gar nicht wissen, wo sich die Schwachstellen der Abschirmung befinden.« Cregh nahm einen röchelnden Atemzug und musste sichtlich gegen seine Schmerzen ankämpfen. »Aber ich vermute, dass es schwieriger sein wird, hineinzugelangen als herauszukommen. Die meisten Gefangenen sind nicht sehr ... gut zu Fuß. Psst! Sehen Sie!« Er zeigte geradeaus.

Geduckt beobachteten sie drei Tlulaxa, die an ihnen vorbeigingen. Jeder trug ein elektronisches Gerät in der Hand. Als der Weg wieder frei war, huschte Hondu Cregh durch die Dunkelheit, dicht gefolgt von Xavier.

In einer engen Gasse vor einem hangargroßen Gebäude aus Metall zog Cregh eine Klappe auf und schlüpfte hinein. Die beiden Männer stiegen den Wartungsschacht hinauf. Der Weg war offensichtlich anstrengend für Cregh, aber er gönnte sich keine Pause.

Im großen Gebäude war der Gestank nach Chemikalien und Tod selbst für Xaviers beeinträchtigten Geruchssinn überwältigend. Doch bei dem, was er dann sah, wünschte er sich, stattdessen das Augenlicht verloren zu haben.

Die Pritschen waren wie offene Särge mit Diagnose- und Versorgungsapparaturen, die die armseligen, jammernden Gestalten am Leben erhielten, indem sie sie mit Flüssigkeiten voll pumpten. Der riesige Saal reichte so weit, wie Xavier in der matten Beleuchtung blicken konnte.

An die Pritschen waren tausende menschlicher Körper gefesselt. Lebende Organbanken. Manche waren nur noch verstümmelte Torsos oder einzelne Gliedmaßen, die durch künstliche Nährstoffzufuhr frisch gehalten wurden. Es waren nicht mehr als menschliche Fragmente. Andere Körper waren offensichtlich Neuzugänge, die an die Betten gefesselt Stück für Stück ausgeschlachtet wurden, um die Bestellungen zu erfüllen.

Die wahren »Organfarmen« der Tlulaxa.

Xavier sog zitternd und schluchzend den Atem ein und spürte, wie ihm übel wurde. Er prüfte die Luft und fragte sich, ob er nur noch deshalb am Leben war, weil ein unbekannter Spender ihm unfreiwillig neue Lungen zur Verfügung gestellt hatte.

Die meisten Gefangenen hatten das typische schwarze Haar und die braune Haut von buddhislamischen Sklaven, wie sie auf IV Anbus oder Poritrin gelebt hatten. Die Zensunni und Zenschiiten, denen nicht die Augen entfernt worden waren, blickten ihn voller Verzweiflung, Hoffnung oder Hass an.

»Ich konnte von meiner Pritsche fliehen«, sagte Cregh mit rasselnder Stimme. »Nachdem man mir die meisten lebenswichtigen Organe entnommen hatte, wussten die Fleischhändler, dass

ich ohne Infusionen nicht lange überleben würde – höchstens ein oder zwei Stunden. Doch als ein anderer Organspender starb, konnte ich seine Beutel mit der Nährlösung und dem Stimulans an mich nehmen. Das gab mir die nötige Kraft, Sie ausfindig zu machen. Ich wusste, wo Sie untergebracht waren. Ich hatte gehört, wie zwei der Tlulaxa-Schlächter darüber redeten.« Er atmete tief ein, als würde er einen Blasebalg füllen, dann hustete er. »Ich musste mein Leben opfern ... damit Sie davon erfahren, Primero Harkonnen.«

Xavier wäre vor Verzweiflung fast zusammengebrochen. Er wäre am liebsten geflohen, aber er riss sich zusammen und sah den schrecklich entstellten Überlebenden an. »Aber wie haben die Tlulaxa Sie gefangen? Wir dachten, Sie und die anderen Kolonisten wären auf Balut getötet worden.«

»Die Djipol des Großen Patriarchen und Dutzende Sklavenschiffe der Tlulaxa kamen bei Nacht und bombardierten unsere Hauptsiedlung«, sagte Cregh. »Sie verwendeten Betäubungsgas, sodass wir keinen Widerstand mehr leisten konnten. Genauso wie auf Rhisso. Sie töteten ein paar von uns und verteilten die Leichen, um den Anschein zu wahren. Dann nahmen sie uns gefangen und zerstörten die Gebäude. Sie hinterließen keine Spuren bis auf eine Hand voll ausgeschalteter Kampfroboter, die sie von irgendeinem alten Schlachtfeld geholt hatten. Die Liga musste davon ausgehen, dass es ein Überfall der Denkmaschinen war.«

Xavier schwindelte angesichts dieser Informationen. Dann wurde Cregh sichtlich schwächer und fiel auf die Knie. »Auf diese Weise konnten die Tlulaxa frisches Material für ihre Organfarmen beschaffen und Iblis Ginjo hatte wieder einen Anlass, das Volk gegen die Denkmaschinen aufzuhetzen. Die Menschen folgten seinem Aufruf, ohne etwas von der Wahrheit zu ahnen.«

»Ein abscheulicher Komplott«, sagte Xavier.

»Das ist noch nicht alles. Das Gleiche hat er vor Jahren auf Chusuk getan. Und auf dem Bergwerksasteroiden Rhisso. Als nächste Welt will er ... Caladan überfallen. Sie müssen ihn aufhalten.«

Xavier hörte ihm mit zunehmendem Entsetzen zu, während der Tercero die Worte mühsam hervorstieß, wie eine Batterie,

die den letzten Rest ihrer Ladung abgab. Schließlich sackte der Mann zu Boden, weil er keine Kraft mehr hatte. Xavier fragte sich, wie es der Offizier geschafft hatte, so lange ohne wichtige innere Organe zu überleben – nur mit Rumpf, Kopf und Gliedmaßen und ohne die ausgefeilten Lebenserhaltungssysteme, mit denen die Tlulaxa ihre Organreservoirs frisch hielten.

Xavier ging in die Knie, legte einen Arm über eine knochige Schulter des Offiziers und stand auf. Er versuchte den Mann mitzuschleifen, obwohl er wusste, dass er ihm nicht mehr helfen konnte. Er wankte zwischen den Reihen der sargähnlichen Betten und Seziertische hindurch und zog den tapferen Soldaten mit sich. Doch dann wurde es für ihn zu viel. Hondu Cregh war tot.

Behutsam ließ Xavier den Körper des Tercero zu Boden gleiten. Überall sah er halb zerlegte Menschen, die für die Zwecke der Tlulaxa am Leben gehalten wurden. Manchen war die Haut abgezogen worden – zweifellos zur Behandlung von Verbrennungsopfern des Djihad –, sodass ihre rohen Muskeln freilagen und feucht im Licht glänzten.

Er taumelte zurück und überlegte, ob er versuchen sollte, diese Menschen zu befreien. Doch er wusste, dass sie ohne die medizinischen Versorgungssysteme schnell sterben würden. Sie hatten bereits lebenswichtige Organe verloren. Ein paar schafften es vielleicht ... aber wohin sollten sie fliehen? Was konnte er letztlich für sie tun?

Obwohl er einen hohen Rang in der Armee des Djihad bekleidete, war er hier ganz allein, nur von Feinden umgeben – und dazu zählten nicht nur die Tlulaxa, sondern auch Iblis Ginjo und seine Djipol-Wachen. Xavier konnte keinen Alarm schlagen. Er hielt sich an einem der Operationspritschen fest. Der Körper, der darin lag, hob zuckend eine Hand und wollte nach ihm greifen.

»Wie ich sehe, wären einige Erklärungen angebracht«, sagte eine feste, machtvolle Stimme. »Urteilen Sie nicht über Dinge, die Sie nicht verstehen.«

Xavier wirbelte herum und sah den Großen Patriarchen am Ende des langen Gangs stehen, begleitet von Medizinern der Tlulaxa, Djipol-Wachen und Fleischhändlern. Xavier erstarrte. Er wusste, dass sein Leben verwirkt war, ganz gleich, welche

Stellung er innehatte. Vielleicht würden sie ihn an einem Haken aufhängen und seine Organe ernten ...

»Ich verstehe bereits viel mehr, als ich jemals verstehen wollte«, sagte Xavier. Er versuchte seine Abscheu und Wut zu verbergen. »Ich vermute, Sie können das alles mit guten Gründen rechtfertigen.«

»Dazu ist nur eine erweiterte Perspektive nötig, Primero. Das werden Sie doch bestimmt verstehen.« Iblis wirkte gesund und mächtig, während Xavier sich einfach nur schrecklich alt fühlte.

»Ist dies .... ist dies der Ort, von dem meine Lungen stammen?«

»Das war, bevor ich an die Macht kam, also ist mir darüber nichts bekannt. Und selbst, wenn ... jeder hätte es als lohnenswerten Handel betrachtet – ein namenloser Schlucker gegen einen großen Primero.« Iblis sammelte sich und suchte nach einer Möglichkeit, wie er seine Argumente überzeugend vorbringen konnte. »Die meisten dieser Menschen sind Sklaven, die von unbedeutenden Planeten aufgelesen wurden.« Er warf einen verachtungsvollen Blick auf die Opfer auf den Lebenserhaltungspritschen. »Aber *Sie* sind ein taktisches Genie, ein treuer Soldat des Djihad. Denken Sie an all das, was Sie in den vergangenen Jahrzehnten geleistet haben, Primero – all die Siege, die Sie gegen Omnius errungen haben. Ihr Leben ist in jeder Hinsicht viel mehr wert als das eines einfachen Sklaven – und erst recht eines buddhislamischen Feiglings, der sich weigert, für den Djihad zu kämpfen.«

»Der Zweck heiligt die Mittel«, sagte Xavier, der es nicht wagte, seine wahren Gefühle offenkundig werden zu lassen. »Das kann ein sehr stichhaltiges Argument sein.«

Iblis lächelte und interpretierte Xaviers Gelassenheit als Zustimmung. »Betrachten Sie es auf folgende Weise, Primero: Wenn Sie überleben und sich mit all Ihren Fähigkeiten dem Dienst an der Sache widmen können, hat jener Sklave, der seine Lungen für Sie hergab, einen bedeutenden Beitrag zum Kampf gegen die Denkmaschinen geleistet. Wenn sein Volk bereit gewesen wäre, dem Krieg auf andere Weise zu dienen – wie es jeder Mensch tun sollte! – hätte man ihn niemals hierher gebracht, nicht wahr?«

»Aber das hier sind nicht ausschließlich buddhislamische Sklaven«, sagte Xavier und blickte auf die grauen Überreste von Cregh. Die Worte brannten wie bittere Galle in seiner Mundhöhle. »Dieser Mann hat als Soldat in der Armee des Djihad gedient.«

»Was hat er Ihnen erzählt?«, fragte Iblis schroff.

Xavier schüttelte den Kopf. »Er war zu schwach und starb zu schnell, aber ich habe ihn wiedererkannt. Wie ist er hierher gelangt?«

»Dieser Mann ... existiert nicht mehr«, sagte Iblis. »Manche werden in der Schlacht so schwer verletzt, dass sie nicht überleben können. Dennoch können sie mit ihren Körpern anderen neue Hoffnung geben. Die Familie dieses Offiziers glaubt, dass er tapfer im Kampf gefallen ist – und das ist er auch, wenn man es aus einem erweiterten Blickwinkel betrachtet. Anschließend hat sein Körper Organe zur Verfügung gestellt, mit denen anderen Djihadis und Söldnern das Leben gerettet werden konnte. Er wäre so oder so gestorben. Könnte ein wahrer Kämpfer sich mehr wünschen?«

Xavier empfand Übelkeit. Ihm war elend zumute. All das war keine Rechtfertigung für das, was Iblis und die Tlulaxa getan hatten. »Hat ... hat Serena davon gewusst?«, fragte er schließlich, als er sich scheinbar geschlagen gab.

»Nein, aber die medizinische Technik der Tlulaxa hat uns in die Lage versetzt, die Illusion ihres Märtyrertods zu vollenden. Wir haben die Zellprobe, die die Tlulaxa ihr während ihres Besuchs vor zehn Jahren entnommen haben, dazu benutzt, eine genetisch identische Kopie von ihr zu klonen, die wir dann auf grausame Weise verstümmelt haben. Wir haben die Folter inszeniert und jeden Augenblick in hochauflösenden Bildern festgehalten, um Omnius als das Monstrum vorzuführen, das er in Wirklichkeit ist.«

Nun fiel es Xavier schwer, die Ungeheuerlichkeit dieser neuen Offenbarung zu begreifen. »Dann wurde Serena gar nicht gefoltert? Sie wurde gar nicht von den Denkmaschinen ermordet ...?«

»Ich habe Niriem den Befehl erteilt, sie zu töten, wenn der Corrin-Omnius es nicht tut. Serena hatte die Absicht, Omnius zum Mord zu provozieren. Doch wenn sie damit keinen Erfolg

gehabt hätte ... nun, das durften wir nicht zulassen. Es sollte ein schneller und schmerzloser Streich sein, mit dem wir die Denkmaschinen völlig unvorbereitet treffen wollten.« Iblis hob die Schultern.

Xavier war fassungslos. »Warum sollte sie etwas so Schreckliches tun? Warum musste sie ...?« Dann riss er sich zusammen. »Natürlich. Sie hat Öl ins Feuer des Djihad gegossen. Sie wusste, dass die Menschen das Friedensangebot der Kogitoren aus nackter Verzweiflung annehmen würden. Doch indem sie ihr Leben opferte, stellte sie sicher, dass es nicht dazu kommen würde.«

Lächelnd breitete der Große Patriarch die Hände aus, als wäre die Antwort völlig offensichtlich. »Können Sie sich eine bessere Taktik vorstellen, um den Kampfeswillen aller Bürger der Liga wieder anzustacheln? Serena sah keine andere Lösung, genauso wenig wie ich. Ich habe nur dafür gesorgt, dass Serenas Mission in jedem Fall erfolgreich endete. Selbst die Proteste verstummten, als alle sehen konnten, was Omnius unserer geliebten Priesterin angetan hat.«

Ein Stöhnen kam von einem der halb ausgeweideten Zensunni, und Xavier wandte sich wieder den summenden und blubbernden Pritschen zu. Er schluckte. »Wusste sie von den Organen, woher sie kommen? Von all diesen Menschen, die wie Stoffballen in einer Schneiderwerkstatt zerteilt werden?«

Der Große Patriarch zeigte ein wissendes Lächeln, während seinen Djipol-Leuten und den Tlulaxa etwas unwohl zu sein schien. »Serena hatte die Last anderer Verantwortungen zu tragen, und sie hat nur das erfahren, was sie wissen musste. Sie hat mich aufgefordert, eine Möglichkeit zu finden, die verwundeten Djihad-Kämpfer mit den Organen zu versorgen, die sie so dringend benötigten. Ich muss zugeben, dass diese Einrichtung kein angenehmer Anblick ist, aber sie dient einem guten Zweck. Das sehen Sie doch sicher genauso.« Er lächelte noch breiter.

»Denken Sie daran, was für eine Frau Serena war, Primero«, fuhr er fort. »Sie wissen, wie sehr sie diese Farmen gelobt hat. Sie wissen, wie sehr sie sich gewünscht hat, dass Tlulax der Liga der Edlen beitritt. Alles hat sich ihren Wünschen gemäß entwickelt, auch wenn sie sich vielleicht etwas andere Methoden

vorgestellt hat.« Er kam einen Schritt näher und milderte die bedrohliche Geste mit einem väterlichen und verständnisvollen Gesichtsausdruck ab. »Xavier Harkonnen, ich weiß, dass Sie Serena geliebt haben, und ich appelliere an Sie, nicht überstürzt zu handeln. Geben Sie Acht, dass Sie Serenas Vermächtnis nicht zerstören.«

Xavier musste sich anstrengen, seine Wut im Zaum zu halten. »Nein, daran würde ich nicht im Traum denken«, sagte er – und hoffte, dass Iblis sich von seinen Worten überzeugen ließ.

Die Tlulaxa und die Djipol-Wachen musterten ihn voller Misstrauen, aber Xavier hielt den Blick auf den selbstgefälligen Großen Patriarchen gerichtet. »Ich habe genug von all diesen Schrecken, Iblis. Ich habe genug vom Krieg. Wenn wir nach Salusa Secundus zurückkehren, möchte ich Sie bitten ... meinen Rücktritt als Primero der Armee des Djihad anzunehmen.«

Im ersten Moment wirkte Iblis überrascht, doch dann zeigte seine Miene Zufriedenheit. »Wie Sie wünschen. Sie werden natürlich mit allen Ehren aus dem aktiven Dienst entlassen. Sie haben Großes für den Djihad geleistet, Primero, aber der Krieg muss weitergehen, bis Omnius besiegt ist. Im Angedenken an Serena werden wir weiterhin alles tun, was dazu notwendig ist.«

»Natürlich«, sagte Xavier. »Sie können weiter auf mich zählen. Doch jetzt ... möchte ich einfach nur nach Hause gehen.«

Doch in Wirklichkeit hatte er ganz andere Pläne, und er hoffte, dass er sie schnell genug in die Tat umsetzen konnte.

113

Die wahre Schöpfung - und nur diese interessiert mich - wird irgendwann von ihrem Schöpfer unabhängig. Die Evolution und die Erfahrung führen das ursprüngliche Geschöpf weit von seinem Ursprung fort, und das Endergebnis bleibt ungewiss.

Erasmus,
Reflexionen über biologische Intelligenzen

Im Auf und Ab des Djihad folgten Omnius' Update-Schiffe weiterhin ihren endlosen, vorhersehbaren Routen von einer Synchronisierten Welt zur nächsten. Diese Unflexibilität des intelligenten Allgeistes war seine größte Schwäche.

Agamemnon und seine vereinigten Cymeks wussten genau, wo sie in den Außenbereichen des Richese-Systems auf das eintreffende Schiff warten mussten. Der General hatte Juno auf Bela Tegeuse zurückgelassen, wo sie unter der irregeleiteten Bevölkerung weitere Propaganda für ihren Feldzug machen sollte. Nach neun Jahren hatten sie für ihre Rebellion zahlreiche Neo-Cymeks rekrutiert, die den drei überlebenden Titanen zu unendlicher Dankbarkeit verpflichtet waren.

Doch Omnius hatte diese Bedrohung nicht ernst genommen.

Während sie im Hinterhalt warteten, bemerkten Agamemnon und Dante die Ankunft des schwarz-silbernen Update-Schiffs, das ahnungslos seinem vorgegebenen Kurs folgte. Der Robotercaptain erfüllte seinen Auftrag und machte sich keine Gedanken über seine Rolle im Gesamtkonflikt.

Sechs Neo-Cymeks hielten sich bereit und würden auf Befehl sofort zuschlagen. Agamemnon hatte alle seine Schiffe, die von der wiederaufgebauten Industrie von Bela Tegeuse produziert wurden, mit schwerer Panzerung und überlegener Feuerkraft ausstatten lassen. Omnius hatte viele der Kurierschiffe mit leichter Defensivbewaffnung nachrüsten lassen, aber es war eher eine symbolische Geste, die kaum dazu geeignet war, die

Update-Sphären wirksam vor einem Angriff der Cymeks zu schützen.

Agamemnon wusste, dass seine Rebellen dieses Schiff mühelos überwältigen würden. Die Neos von Bela Tegeuse brannten darauf, sich im Kampf zu bewähren.

Beowulf hielt sich ebenfalls in der Nähe. Der älteste Neo-Cymek war durch Hekates heimtückischen Angriff schwer beschädigt und sein Schiff durch das Bombardement der kinetischen Sphären beinahe zerstört worden. Während seiner Flucht hatten die schweren Treffer zu Kurzschlüssen in den empfindlichen Elektroden geführt und Teile seines organischen Gehirns versengt. Daraufhin war Beowulf hilflos durch den Asteroidengürtel von Ginaz getrieben, bis er von einem Erkundungstrupp der Cymeks gerettet worden war. Aufgrund der Verletzungen funktionierte er nicht mehr mit seiner früheren Brillanz. Sein Geist hatte dauerhafte Schäden davongetragen.

In einer ungewöhnlichen Geste des Mitgefühls hatte der General der Titanen jedoch erlaubt, dass der verkrüppelte und langsame Cymek den Angriffstrupp begleitete, auch wenn Beowulf ihnen kaum helfen konnte.

Obwohl der Schlag gegen Zufa Cenva und Aurelius Venport nicht wie geplant verlaufen war, wusste Agamemnon, dass die beiden Menschen nun tot waren – genauso wie Hekate, die seine Pläne jetzt nicht mehr durchkreuzen würde. Das war ein akzeptables Resultat.

Außerdem hatte Agamemnon erkannt, wie nützlich es war, Lauscher und ausgebildete Spione über die wichtigsten Liga-Welten zu verteilen. Mit dem Versprechen, eines Tages zu Neo-Cymeks zu werden, hatten die Bewohner von Bela Tegeuse einen Vorgeschmack auf die Unsterblichkeit erhalten und meldeten sich freiwillig, um zu beobachten und Informationen zu sammeln, was die Titanen in die Lage versetzte, diesen Zweifrontenkrieg viel effektiver zu führen. Omnius setzte ebenfalls menschliche Spione ein, wenn auch nur sehr zurückhaltend, weil er befürchtete, dass sie unwiderruflich verdorben wurden, wenn sie zu viel Kontakt mit freien Menschen hatten – wie es mit Agamemnons Sohn Vorian geschehen war.

»Wir sind bereit, das Ziel anzugreifen, General«, verkündete Dante.

Beowulf gab einen Laut der Begeisterung von sich und justierte sein Kommunikationssystem endlich so, dass seine Worte verständlich waren, auch wenn er langsam und schleppend sprach. »Zeit, Omnius zu töten.«

»Ja, Zeit, Omnius zu töten.« Agamemnon gab den Befehl, dass die Schiffe aus dem Hinterhalt hervorbrechen und das Update-Schiff in die Zange nehmen sollten.

Agamemnon und Dante beobachteten das Geschehen aus sicherer Entfernung, während die Neo-Cymeks angriffen und den Gegner stellten. Sie hatten die Anweisung, keinen Schaden zu verursachen, der sich nicht schnell wieder reparieren ließ. Nach wenigen Augenblicken waren die Triebwerke durch präzise Schüsse außer Funktion gesetzt und die eingebauten Sendeanlagen vernichtet. Das Schiff trieb manövrierunfähig durch den Raum.

Der Robotercaptain würde versuchen, ein Notsignal zu senden, aber der Richese-Omnius würde niemals erfahren, was hier geschehen war. Agamemnon würde mit seinem Team das Schiff beschlagnahmen und damit zum ahnungslosen Maschinenplaneten weiterfliegen, bevor irgendeine Verzögerung bemerkt werden konnte.

»Beeilt euch«, sagte er. »Wir haben nicht viel Zeit.«

Die Cymek-Schiffe dockten an das Update-Schiff an. Einer der Neos von Bela Tegeuse enterte es als Erster und stapfte mit mechanischen Schritten über die kühlen Metalldecks. Agamemnon folgte ihm und steuerte das Pilotencockpit an. Er freute sich schon darauf, eine weitere Gelsphäre in seiner Metallklaue zerquetschen zu können.

In der Zentrale wurde der kühne Neo-Cymek vom Robotercaptain überrumpelt. Die Maschine mit der kupferfarbenen Haut feuerte eine Waffe ab, und ein kompaktes Projektil explodierte im Gehirnbehälter des Neos. Die graue Masse und das Elektrafluid spritzten auf den Boden, die Wände und die Instrumente des Cockpits.

Agamemnon richtete sich auf und hob die Waffen, die in seinem komplexen Laufkörper eingebaut waren. Der Roboter

wandte ihm ein spiegelglattes Kupfergesicht zu. »Ah, Sie sind es, Agamemnon. Dann hätte ich wohl zuerst auf Sie feuern sollen. Aber dann hätte sich Vorian möglicherweise über mein Verhalten ziemlich erzürnt.«

Der General zögerte, als er den unabhängigen Roboter Seurat erkannte, der Vor auf zahllosen Update-Missionen als Copiloten mitgenommen hatte. »Im Gegenteil, Seurat. Ich glaube, mein Sohn wäre entzückt, wenn Sie ihm diese schwierige Aufgabe abgenommen hätten.«

Der Robotercaptain simulierte Gelächter. »Das glaube ich nicht, Agamemnon. Er scheint es vorzuziehen, sich selbst um seine Probleme zu kümmern und den Triumph zu genießen.«

Andere Cymeks waren an Bord des Update-Schiffs gekommen und drängten sich hinter dem General. Die anderen Maschinenpiloten waren mit verglühten Systemen durch die Schleuse in den Weltraum gestoßen worden, aber Seurat konnte ihnen vielleicht wertvolle Informationen liefern.

»Nehmt diesen Roboter gefangen«, befahl Agamemnon den gepanzerten Neos. »Ich will ihn verhören.«

Seurat wich nicht von der Stelle. »Ich darf nicht zulassen, dass Sie die Update-Sphäre beschädigen. Das verbietet meine Programmierung.«

»Dann führe eine Analyse deiner Möglichkeiten durch. Ich kann problemlos mit einem Energiepuls alle deine Systeme ausschalten und dich dann aus dem Update-Schiff entfernen. Ich könnte auch ein Projektil abfeuern und dich vollständig zerstören. Oder du fügst dich meinen Anweisungen und erleidest nur minimale Beeinträchtigungen deiner Funktion. Es existiert kein Szenario, in dem du deine Omnius-Kopie schützen kannst.«

Die Neo-Cymeks traten mit klackenden Schritten vor, während Seurat über seine Lage nachdachte.

»Deine Einschätzung ist korrekt, Agamemnon«, sagte der Roboter dann. »Ich würde es vorziehen, unbeschädigt zu bleiben. Vielleicht ergeben sich später andere Möglichkeiten.«

»Darauf würde ich nicht zählen.«

Als zwei Neo-Cymeks den Roboterpiloten in eins ihrer Schiffe trugen, trat Agamemnon vor und riss die Klappe zum Fach auf, in dem sich das Omnius-Update befand. Obwohl es kein

notwendiger Bestandteil seines Plans war, zerdrückte er die silbrige Gelsphäre zu einem glitzernden unbrauchbaren Haufen.

Während er sich auf diese Weise vergnügte, verteilten sich die anderen Cymeks im Update-Schiff, und vakuumbeständige Roboter krochen wie metallene Insekten über die Außenhülle. Sie reparierten die Schäden, die ihre Waffen angerichtet hatten und installierten neue Sendeanlagen, damit das Schiff möglichst bald den Weg nach Richese fortsetzen konnte.

»Die Triebwerke funktionieren wieder, General Agamemnon«, meldete Dante. »Das Update-Schiff kann wieder auf Kurs gehen.«

Mit dem Wissen über die vorgegebenen Routen hatten die Cymek-Rebellen bereits zehn Update-Einheiten aufgespürt und abgefangen. Sie hatten so viele Kopien des Allgeistes zerstört, dass die Koordination der weit auseinander liegenden Synchronisierten Welten beträchtlich gestört war. Die verschiedenen Omnius-Inkarnationen verloren ihren Zusammenhalt.

»Installiert die neuen Programme und aktiviert unsere Waffe.« Agamemnon bediente die Pilotenkontrollen, an denen unter normalen Umständen der Robotercaptain gearbeitet hätte.

Das Update-Schiff besaß noch die gültigen Passwort-Signale für den Kontakt mit dem Richese-Omnius. Wenn es die nächste Staffel des Verteidigungsringes überwunden hatte, würde es auf einen neuen Kurs gehen. Die Triebwerke würden das Schiff beschleunigen, bis es mit der Wucht eines Hammerschlags in die Atmosphäre eindrang und genau auf die Zitadelle des Computer-Allgeistes stürzte.

Dann konnten die Cymeks über die verwundete Synchronisierte Welt herfallen. Agamemnon hielt eine große militärische Streitmacht bereit, die nur darauf wartete, zuzuschlagen und aufzuräumen. Es waren schwere Kampfschiffe, die auf Bela Tegeuse gebaut worden waren, in Verbindung mit der umprogrammierten Roboterflotte, die sie Omnius schon vor längerer Zeit gestohlen hatten. Wenn der künstliche Meteorit auf Richese einschlug, würden die Cymeks angreifen und die Zerstörung vollenden. Die Denkmaschinen auf Richese würden wahrscheinlich versuchen, ihre Kräfte zu sammeln, aber die Unterstationen des Allgeistes würden nicht mehr in der Lage sein, die Aktion zu koordinieren.

Der General kehrte in sein eigenes Schiff zurück, und die Cymeks beobachteten, wie das Update-Schiff in die Ekliptik des Planetensystems eindrang. Richese würde schon bald der Herrschaft der Cymeks unterstehen – ein weiterer Schritt in der Etablierung einer neuen Ära der Titanen. Dann würde sich Juno erneut darum bemühen, die unterdrückten, hoffnungslosen Menschen zur Umwandlung in treue Cymek-Verbündete aufzurufen.

Und vielleicht erhielt Agamemnon vom gefangenen Seurat einen entscheidenden Hinweis, wie er seinen verräterischen Sohn Vorian ausschalten konnte ...

»Haltet euch für das Kommando zum Angriff bereit«, sagte der General. »Diesmal gibt es keinen Zweifel an unserem Sieg.«

114

Die Geschichte ist mir egal. Ich werde das tun, was ich für richtig halte.

Primero Xavier Harkonnen,
aus einem Brief an Vorian Atreides

Als sie Tlulax verließen, steuerte Xavier persönlich das diplomatische Schiff, wie er es am liebsten tat. Bei der Ankunft im Thalim-System war es pro forma seine Aufgabe gewesen, die Kontrollen zu übernehmen, und obwohl der alte Mann jetzt zutiefst erschöpft wirkte, bestand er darauf, seine Rolle auszufüllen. Der Primero machte einen lethargischen Eindruck, als er das Schachbrettmuster der Stadt Bandalong hinter sich ließ.

Mit ausgesprochen zufriedener Miene stand Iblis Ginjo im Cockpit und hielt sich an der Rückenlehne eines Passagiersitzes fest, während er auf die ordentliche Stadtlandschaft aus glitzerndem Metall und Glas hinunterblickte. Die Hügel der Umgebung breiteten sich wellenförmig aus und waren mit den echten, wenn auch nur scheinbar produktiven Organfarmen bestickt.

An Bord des diplomatischen Schiffes beobachteten fünf Djipol-Sergeanten jeden Handgriff von Xavier, doch der alte Primero wirkte müde und geschlagen, während er die Kontrollen bediente. Er behauptete, dass er nur noch nach Hause wollte.

Doch in seinem Herzen bezweifelte er, dass Iblis zulassen würde, dass er lebend auf Salusa Secundus eintraf. Der Große Patriarch konnte es sich nicht leisten, das Risiko einzugehen, dass seine skandalösen Geheimnisse offenbart wurden, vor allem jene im Zusammenhang mit den Organfarmen der Tlulaxa und mit Serenas vorgetäuschtem Märtyrertod.

Nein, die Djipol-Leute würden irgendeinen Zwischenfall inszenieren, bei dem Xavier ums Leben kam, und voller Trauer um den alten Helden nach Zimia zurückkehren. Dann würde Iblis seinen nächsten Plan umsetzen und Caladan angreifen, um die

Bewohner als unfreiwillige Organspender gefangen zu nehmen und einen neuen Grund zu haben, die Menschen gegen die grausamen Denkmaschinen aufzuhetzen.

»Ich habe immer nur das getan, was das Beste für den Djihad war, Xavier«, sagte Iblis in beruhigendem Tonfall. Offenbar versuchte er immer noch, ihn zu überzeugen. »Denken Sie nur daran, wie stark wir jetzt sind. Der Zweck heiligt die Mittel, nicht wahr?«

»Wir alle könnten dasselbe sagen«, erwiderte Xavier. »Vorian, Serena und ich. Es war ein unvorstellbar langer Krieg. Er hat uns zu vielen Dingen getrieben, auf die wir nicht stolz sein können.«

»Serena wäre sehr stolz auf Ihre Handlungen und Entscheidungen gewesen«, betonte Iblis. »Wir müssen ihrer Vision treu bleiben. Das sind wir ihrem Vermächtnis schuldig.«

Xavier täuschte erschöpfte Zustimmung vor. Er musste dem Großen Patriarchen vorspielen, dass er ihn nicht als Bedrohung sah, dass er keine ungestümen Aktionen unternehmen würde. Doch er musste um jeden Preis verhindern, dass dieser korrupte Mann weiter seine machtvolle Stellung ausfüllen konnte. Etwas musste geschehen, bevor alles zu spät war.

Er hatte dem jungen Quinto Paolo bereits heimlich Befehle erteilt.

Mit dem herkömmlichen Antrieb dieses diplomatischen Passagierschiffs würde die Reise vom Thalim-System bis nach Salusa Secundus mehrere Wochen dauern. Für Notfälle hatte man einen der kleinen Kindjal-Erkunder im unteren Hangar mit einem neuen Holtzman-Triebwerk ausgerüstet. Es war immer noch riskant, sich durch den Faltraum zu bewegen, und auf Routineflügen waren schon viele Djihad-Piloten verschwunden. Aber wenn es um Geschwindigkeit ging, gab es keine Alternative. Quinto Paolo hatte sich bereit erklärt, das Risiko einzugehen.

Nachdem Xavier die Atmosphäre von Tlulax hinter sich gelassen hatte, bewegte er das Schiff langsam und vorsichtig vom Planeten weg, als wollte er es auf den richtigen Vektor ausrichten, den es quer durch den gewaltigen Abgrund des Weltraums zum Ziel führen würde.

Warnlampen blinkten in seiner Konsole – genau wie Xavier erwartet hatte.

Iblis bemerkte es sofort. »Was ist das?«

Xavier täuschte Verwirrung vor. »Wie es scheint, öffnet sich das Hangartor. Hmm, vielleicht ist es nur eine fehlerhafte Anzeige.« Die Djipol-Leute blickten sich verblüfft und verärgert um.

Iblis durchschaute die List. »Ihr Adjutant! Wozu haben Sie ihn angestiftet?«

Xavier musterte wieder seine Statusanzeigen und ließ die Maske fallen. »Er bereitet den Start eines Kindjals mit Raumfalttriebwerk vor. Ich glaube kaum, dass Ihre Männer schnell genug sein werden, um ihn aufzuhalten.«

Iblis fuhr zu den Wachen herum. »Gehen Sie! Alle fünf! Sorgen Sie dafür, dass dieses Schiff nicht startet. Bringen Sie Paolo unverzüglich zu mir!« Die Sergeanten stürmten in den Korridor, aber Xavier sah, dass der Quinto bereits abgeflogen war.

Er war zufrieden, weil alles perfekt nach Plan gelaufen war. Iblis Ginjo und seine Djipol hatte den Primero im Auge behalten, aber niemand hatte damit gerechnet, dass der jugendliche Offizier etwas unternehmen würde. Und sie hatten auch nicht erwartet, dass Xavier zu einem so frühen Zeitpunkt handeln würde, noch bevor sie den freien Weltraum erreicht hatten.

»Ich weiß nicht, was Sie sich von einem Alleingang Ihres Adjutanten versprechen«, sagte Iblis mit verächtlicher Miene. »Mit wem sollte er reden? Wer würde ihm glauben? Ich kontrolliere das öffentliche Informationsnetz der Liga. Die Menschen glauben, was ich sage, also kann ich mühelos ihn und Sie denunzieren. Wohin soll er überhaupt fliegen?«

Lächelnd lehnte sich Xavier im Pilotensitz zurück und bediente ein paar Schaltungen. Die gepanzerte Tür schlug zischend zu, sodass er mit dem Großen Patriarchen im Cockpit gefangen war. Als Iblis alarmiert herumfuhr, setzte Xavier den Mechanismus dauerhaft außer Funktion.

Jetzt ließen sich die Türen nicht mehr mit Bordmitteln öffnen. Er hatte seinen Widersacher soeben schachmatt gesetzt. Vorian, der ein leidenschaftlicher Spieler war, wäre stolz auf ihn gewesen.

Das diplomatische Schiff blieb im Thalim-System, doch Paolo war bereits unterwegs. Er hatte den Raum gefaltet und sich in Sicherheit gebracht.

Wütend hämmerte Iblis gegen die versiegelte Cockpittür, doch als er sah, dass sie sich nicht mehr öffnen ließ, wandte er sich wieder Xavier zu. »Ich hatte gehofft, dass Sie keine solche Dummheit begehen würden, Primero. Ich dachte, Sie hätten verstanden, in welcher Position ich mich befinde.«

»Ich weiß vieles über Sie, Iblis. Die Organfarmen sind nur eins Ihrer unverzeihlichen Verbrechen und Betrügereien.« Xavier gab etwas in die Kontrollen ein und fixierte ihren Kurs, dann jagte er einen Kurzschluss durch die gesamte Konsole, sodass sämtliche Systeme in der Zentrale außer Betrieb gesetzt waren. Nun hatte Iblis keine Möglichkeit mehr, ihn aufzuhalten.

»Was haben Sie vor?«

Hoch über dem Planeten legte sich das diplomatische Schiff in eine weite Kurve, die genau auf das glühende Herz des Sonnensystems zielte. Thalims grelles Licht fiel ins Cockpit und sorgte für einen extremen Kontrast zwischen Helligkeit und Schatten.

»Ich weiß, was Sie mit den Siedlungen auf Chusuk, Rhisso und Balut gemacht haben«, sagte Xavier. »Sie wurden gar nicht von Denkmaschinen überfallen, nicht wahr?«

»Dafür haben Sie keinen Beweis«, sagte Iblis mit eiskalter Stimme.

»Interessante Antwort – aber keine, die ich von einem Unschuldigen erwarten würde.«

Als die automatische Beschleunigung einsetzte, konnte Iblis sich im letzten Moment festhalten. Er wankte zur Pilotenkonsole und stieß Xavier beiseite. Doch keins der Instrumente reagierte. Er fluchte.

»Ich weiß auch, was Sie mit den unschuldigen Siedlern auf Caladan vorhatten«, fuhr Xavier fort. »Sie sollten zu neuen Organspendern werden, während Sie neue Kundgebungen gegen die Denkmaschinen abhalten wollten.«

Iblis' kantiges Gesicht verfinsterte sich in hartnäckiger Selbstgerechtigkeit. »Serena Butler hätte es verstanden. Sie hat erkannt, dass die Menschen den Kampfeswillen verloren hatten. Sie wurden träge und wollten sich nicht mehr auf den heiligen Djihad konzentrieren. Sie waren sogar bereit, das Waffenstillstandsabkommen der Kogitoren zu akzeptieren! Eine solche Entwicklung dürfen wir nie mehr zulassen!«

»Ich stimme Ihnen zu«, sagte Xavier. »Aber nicht um den Preis, den Sie zu zahlen gewillt sind.«

Lautes Pochen kam von der verschlossenen Cockpittür, als die Djipol-Wachen hereinzugelangen versuchten. Iblis mühte sich mit einer Schaltung an der Wand ab, aber die Tür rührte sich nicht. Er fuhr mit wütendem Blick zu Xavier herum. »Lassen Sie sie herein!«

Xavier lehnte sich zurück und blickte in das immer heller werdende Licht, das durch die Frontscheibe hereinfiel. Ihr Schiff raste auf den Glutofen des Sterns im Zentrum des Thalim-Systems zu.

»Serena hat verstanden, dass Opfer nötig sind, um die Menschen anzuspornen – doch als die Zeit gekommen war, tat sie es selbst. Sie forderte niemand anderen auf, sich an ihrer Stelle zu opfern. Sie sind ein egoistischer, grausamer, machtgieriger Mensch, Iblis.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie ...«

»Sie haben sich nie selbst in Gefahr begeben, sondern immer nur ahnungslose Opfer ausgesucht. Sie haben dafür gesorgt, dass die Bewohner von Chusuk, Rhisso und Balut für Ihren Ehrgeiz bezahlten.«

»Wenn Sie versuchen, meine angeblichen Verbrechen öffentlich zu machen, werden Ihre Anklagen wirkungslos verpuffen.« Iblis packte Xavier an den Schulter. Der Primero wehrte sich nicht einmal, als der Große Patriarch ihn aus dem Sitz zerrte. »Niemand wird Ihnen zuhören, alter Mann. Meine Machtbasis ist unangreifbar.«

»Ich weiß«, sagte Xavier. Er rückte seine Uniformjacke zurecht. »Deshalb werde ich nicht zulassen, dass sich Politiker um diese Angelegenheit kümmern. Sie und Ihr Lakai Yorek Thurr würden nur die Beweise verdrehen und sich aus jedem Vorwurf herauswinden. Zu schade, dass er jetzt nicht bei uns ist. Stattdessen ergreife ich zum Wohl des Djihad Maßnahmen, die mir als militärischem Befehlshaber zur Verfügung stehen – wie ich es schon immer getan habe. Ich habe entschieden, einen Feind vom Schlachtfeld zu entfernen. Und in diesem Augenblick, Iblis Ginjo, sind *Sie* der größte Feind der Menschheit.« Er lächelte.

Das Schiff schüttelte sich, während es der riesigen Sonne Thalim immer näher kam. Die Schwerkraft griff mit unsichtbaren Fingern zu und zog es immer schneller an. Iblis setzte den sinnlosen Versuch fort, den Kontrollen eine Reaktion zu entlocken, bis er fluchend mit der Faust auf die Instrumente einschlug. Er zog ein Messer und bedrohte Xavier. »Wenden Sie das Schiff!«

»Ich habe alle Navigationssysteme außer Betrieb gesetzt. Jetzt kann nichts mehr unseren Kurs ändern.«

Iblis' dunkle Augen wurden groß, als ihm die Erkenntnis aufging. »Das können Sie nicht machen!«

»Es war gar nicht so schwierig. Schauen Sie sich die Sonne an. Sie wird von Augenblick zu Augenblick heller.«

»Nein!«, winselte Iblis.

Die Djipol-Leute hämmerten weiter gegen die verschlossene Tür, aber mit ihren Waffen und Werkzeugen konnten sie nichts gegen das stabile Schott ausrichten. Das Schiff raste unaufhaltsam auf den Feuervorhang der Korona zu.

»Ich kenne auch das Schlimmste Ihrer Verbrechen, Iblis. Ich weiß, dass Sie Serena überredet haben, sich zu opfern. Sie sind für den Tod dieser großartigen Frau verantwortlich.«

»Sie hat es aus eigenem Entschluss getan! Sie konnte nicht zulassen, dass der Plan der Kogitoren verwirklicht wurde. Sie ging nach Corrin und gab ihr Leben, damit der Djihad weitergehen kann. Es war die einzige Lösung. Sie war bereit, diesen Preis zu bezahlen.«

»Aber nicht auf die Art, wie Sie es arrangiert haben.« Xavier hörte ihm gar nicht mehr zu. »Bald werde ich sie selbst danach fragen können.«

Das Schiff ruckte und schüttelte sich immer heftiger in den Ionenströmen, die der lodernde Stern von sich schleuderte, aber es wich nicht vom Kurs ab. Es schoss wie ein stumpfer Dolch auf die aufgeblähte Sphäre aus ultraheißem Gas zu. Iblis' Gesicht war schweißüberströmt – vor Angst und von der zunehmenden Hitze.

Xavier dachte an sein Leben zurück, seine Familie und alles, was er getan und versäumt hatte. Es war ihm gleichgültig, wie man sich in Zukunft an ihn erinnerte. Wenn Quinto Paolos Mis-

sion erfolgreich war, würde zumindest Vorian Atreides ihn verstehen. Mehr verlangte Xavier gar nicht.

Hier ging es nicht mehr um persönliche Gefühle; er handelte aus dem bloßen Wunsch nach Rache. Ohne Iblis und seine heimtückische Überzeugungskraft würden die Djipol und die Tlulaxa den Mut verlieren, ihr abscheuliches Tun fortzusetzen. Xavier würde der Bevölkerung von Caladan das Leben retten ... und allen künftigen Opfern von Iblis' fehlgeleitetem Ehrgeiz.

Iblis schrie ihm immer wieder Unschuldsbeteuerungen ins Gesicht. Sinnlose Worte. Die Djipol-Leute hämmerten gegen die Tür, während das Schiff unaufhaltsam in die heißen Protuberanzen der Sonne flog. Die kochende Photosphäre erfüllte das Cockpit nun mit so grellem Licht, dass es schien, als würden Metall und Plaz jeden Moment schmelzen.

Im Cockpit war es extrem heiß geworden. Die Lufterneuerung versagte und röchelte im vergeblichen Versuch, die überschüssige Wärme abzuführen. Jeder Atemzug drang wie Feuer in Xaviers Lungen.

Er kniff die Augen zusammen, aber das Licht und die Hitze brannten weiter in seinem Sehnerv. Xavier dachte, dass es ein angemessenes Ende für Iblis und ihn war.

Iblis schrie weiter, bis das Schiff ins Herz der Sonne tauchte.

115

Die Wahl des Zeitpunkts ist von überragender Bedeutung, insbesondere bei einer Überraschungsaktion.

Vorian Atreides,
Memoiren ohne Schande

Gewaltige knollenförmige Gebilde ragten rund um Norma Cenva auf, eine wahre Stadt, in der ihre Phantasie zum Leben erweckt worden war. Überall wurden Raumfaltschiffe neu gebaut oder ältere Einheiten mit den neuen Triebwerken ausgerüstet. Mit Unterstützung zahlreicher militärischer Arbeitskräfte, beträchtlicher Subventionen der Liga und einer erneuerten Bereitschaft, den Djihad fortzusetzen, machte die Arbeit in den Werften von Kolhar atemberaubende Fortschritte. Normas Traum wurde Wirklichkeit.

Die Industrieanlagen erstreckten sich über tausend Kilometer in jede Richtung. Die geschäftige Produktionsstätte hatte sich in einem kolossalen Netzwerk über die ehemaligen Sumpfebenen von Kolhar ausgebreitet. Die einzelnen Bereiche wurden durch Hochgeschwindigkeitszüge verbunden, deren weiße Suspensorkapseln unsichtbaren Gleisen folgten.

Trotzdem hatte sich Norma nie so leer und verloren gefühlt. Sie stand neben ihrem aufgeregten achtjährigen Sohn Adrien im Schatten eines kolossalen Raumschiffs, und Tränen liefen ihr über das Gesicht. Der Djihad-Offizier, der wartend vor ihr stand, schien sich nicht wohl in seiner Haut zu fühlen, nachdem er die schreckliche Neuigkeit überbracht hatte.

Ich habe es in meiner Vision gesehen. Ich wusste, dass Aurelius nie mehr zu mir zurückkehren wird.

Norma musste ihre persönlichen Sorgen in den Hintergrund drängen. Es war viel zu spät, sich zu beklagen, wie wenig Zeit sie mit ihrem Ehemann verbracht und wie viele Jahre ihres Lebens sie an den Krieg verloren hatte. Sie hatte noch viel Arbeit zu erledigen und musste die gefährlichen Navigations-

probleme lösen. Andernfalls würden viele Djihadis und Söldner sterben.

Ich muss dafür sorgen, dass auch meine andere, die größere Vision Wirklichkeit wird.

Inzwischen gab es siebenunddreißig militärische Raumschiffe mit den neuen Holtzman-Triebwerken. Weitere dreiundfünfzig befanden sich im Bau und würden bald in den Dienst gestellt werden können. Die hoch aufragenden Skelette in unterschiedlichen Bauphasen waren schwarz und mit goldenen und silbernen Fahnen der Liga behängt. Schwärme von Suspensorgerüsten und Arbeitsplattformen umschwebten jedes Schiff.

Obwohl der militärische Führungsstab des Djihad die gesamte Flotte der VenKee-Raumschiffe beschlagnahmt hatte, wurde es der Firma weiterhin gestattet, größere Warenmengen auf Abruf zu verschiffen. Zum Glück hatte es in letzter Zeit keine größeren Katastrophen gegeben, aber das konnte nur eine Frage der Zeit sein.

In den vergangenen Monaten waren ausschließlich erfolgreiche Frachttransporte abgewickelt worden, wodurch viel Geld in die Kassen von VenKee floss. Auch die Aristokraten, die von ihrer täglichen Dosis Melange abhängig geworden waren, wurden regelmäßig mit Gewürz beliefert. Da von Liga-Parlamentariern eine Erhöhung der Mengen gefordert worden war, bestand die Möglichkeit, dass die Armee des Djihad der Firma erlaubte, ein paar Raumfaltschiffe für sich zu behalten, um den »dringenden Bedarf« der Liga zu decken. Unterdessen hatte Norma auch mehrere herkömmliche Frachtschiffe losgeschickt, um den Transport benötigter Güter zu übernehmen.

Dank der Konzessionen, die Aurelius ausgehandelt hatte, würde VenKee Enterprises überleben. Vielleicht würde das Geschäft eines Tages sogar florieren. Doch dazu musste ihre Glückssträhne anhalten ...

Norma wischte sich die Tränen aus dem Gesicht, aber der Strom war noch nicht versiegt. Diese Reaktion war so menschlich. Sie war es gewohnt, sich in ihrer Arbeit zu vergraben, wodurch sie alltäglichen Konflikten und kleinlichen Auseinandersetzungen auf der persönlichen, geschäftlichen und politischen Ebene entfloh. Obwohl ihr erweiterter Geist sich Reisen

durch ein in sich gefaltetes Universum vorstellen konnte, war sie plötzlich nicht in der Lage, sich einer schrecklichen privaten Realität zu entziehen.

»Ein Untersuchungsteam der Liga hat den Asteroideneinschlag auf Ginaz ausgewertet«, sagte der Offizier mit belegter Stimme. Norma kannte nicht einmal seinen Namen. »Auf dem Archipel gab es zehntausende Tote, viele davon begabte Söldner. Ich vermute, dass wir niemals erfahren werden, was genau sich zugetragen hat.«

Norma hatte keinen Zweifel am Wahrheitsgehalt dieser Nachricht. Ein kühler Wind von der Hochebene wehte dem Offizier das schwarze Haar in die Stirn und beinahe in die Augen. Er räusperte sich. »Im Asteroidengürtel fanden wir Hinweise auf einen koordinierten Cymek-Angriff. Ihr Ehemann und Ihre Mutter sollen sich laut Flugplan in unmittelbarer Nähe aufgehalten haben.«

»Ich weiß bereits, was mit ihnen geschehen ist«, sagte Norma. »Ich habe es in ... einer Vision der Zukunft gesehen. Ich glaube, Sie werden feststellen, dass sie mit den von Ihnen gefundenen Hinweisen übereinstimmt.« Sie erzählte ihm, was sie erlebt hatte, als sie eine größere Menge Gewürz zu sich genommen hatte.

Norma unterdrückte ihre Emotionen und schüttelte fassungslos über den schrecklichen Verlust den Kopf. Zwei Menschen mit unglaublichen Fähigkeiten waren nicht mehr. Adrien war gerade alt genug, es zu verstehen. Schweigend stand der Junge neben seiner Mutter.

Als sie ihren Sohn ansah, erkannte Norma hinter dem Vorhang der Trauer eine schlankere und jüngere Version von Aurelius. Sie biss die Zähne zusammen. »Jetzt müssen wir noch härter arbeiten, Adrien. Wir beiden sind die Einzigen, die das Vermächtnis deines Vaters erfüllen können.«

»Ich weiß, Mutter. Die großen Schiffe.« Der Junge drängte sich näher an sie und legte einen Arm um ihre Taille. Er hatte das Potenzial, genauso brillant wie sie und ein genauso fähiger Geschäftsmann wie sein Vater zu werden.

Norma nickte. »Wir werden eine mächtige Handesgesellschaft gründen, die diese Schiffe vermarktet. Wir müssen an die Zukunft denken.«

116

In meinen Träumen höre ich das ferne Flüstern der Meere von Caladan wie eine geisterhafte Erinnerung, die mich an diesen Ort zurückrufen will. Caladan ist so unendlich fern vom Djihad.

Primero Vorian Atreides,
aus seinen privaten Tagebüchern

Tief erschüttert über die Nachricht von Serenas schrecklichem Tod kehrte Vorian Atreides nach Caladan zurück. Es war keine militärische, sondern ausschließlich eine private Mission. Vor langer Zeit hatte er miterleben müssen, wie Serena ihm entglitten war, und nun wollte er dafür sorgen, dass ihm dasselbe kein zweites Mal passierte. Er hatte eine andere Frau gefunden, die ihm mehr als alles andere bedeutete.

Leronica.

Er konnte sich doch vom Djihad zurückziehen, dem Krieg den Rücken zukehren und sich darauf verlassen, dass andere seine Arbeit fortsetzten. Er hatte schon fast vierzig Jahre lang gekämpft ... war es nicht allmählich genug? Vor allem jetzt, wo die empörte Menschheit wild entschlossen war, Rache für ihre geliebte Priesterin zu nehmen.

Auf Caladan und in Leronicas Gesellschaft würde er all das eine Weile vergessen können. Es war kein richtiger Erholungsurlaub, sondern eher der dumpfe Versuch, Erinnerungen aus dem Weg zu gehen. Aber es war besser, als gar nichts zu tun. Anschließend würde er – wie immer – in den Krieg zurückkehren.

Sie war inzwischen fast vierzig Standardjahre alt, und ihre Zwillinge feierten demnächst den gemeinsamen zehnten Geburtstag. Vor jedoch hatte sich seit dem Alter von einundzwanzig Jahren, als Agamemnon ihn der schmerzhaften Lebensverlängerung unterzogen hatte, äußerlich kaum verändert. In wenigen Jahren würde Leronica so alt aussehen, dass man sie

für seine Mutter halten konnte, aber das war ihm egal. Solche Überlegungen hatten für ihn nie eine Rolle gespielt. Er konnte nur hoffen, dass sie sich nicht zu viele Gedanken wegen seines oder ihres Aussehens machte.

Als Vor erneut Leronicas Taverne betrat, schien sie erstaunt zu sein, dass er so schnell zurückgekehrt war. Sie eilte zu ihm und umarmte ihn, dann beugte sie sich zurück, um den Schmerz in seinen Augen zu betrachten. Etwas war anders. Keine Scherze, keine lockeren Sprüche, keine fröhliche und verspielten Zärtlichkeiten.

Vor hielt sie einfach nur in den Armen und sagte lange Zeit gar nichts. »Ich werde es dir irgendwann erzählen, Leronica ... aber nicht jetzt.«

»Nimm dir so viel Zeit, wie du brauchst. Du bist hier jederzeit willkommen. Bleib bei mir, wenn du möchtest.«

In den folgenden Tagen verbrachte Vor viele Stunden am Hafen und starrte wie hypnotisiert auf das friedliche Meer. Manchmal saß Leronica neben ihm oder kehrte nach kurzer Zeit zu ihrer Arbeit zurück, damit er allein über die seltsamen Wege nachdenken konnte, die sein Leben genommen hatte. Ein caladanischer Fischer nahm ihn sogar für einen Tag in seinem Boot mit, und er stellte fest, dass er die harte, aber ehrliche Arbeit sehr genoss. Und es war eine erstaunlich befriedigende Erfahrung, frischen Fisch zu essen, den er selbst gefangen hatte.

Die Jungen Estes und Kagin freundeten sich bald mit ihm an, ohne etwas von der Wahrheit zu ahnen. Vors Herz floss über, wenn er sich daran erinnerte, was Xavier Harkonnen ihm über sein Familienleben mit Octa erzählt hatte. Vieles davon hatte er nicht verstanden ... bis jetzt.

»Du hättest noch einmal heiraten sollen, Leronica«, sagte er eines Abends zu ihr, als sie am felsigen Strand entlangspazierten. »Du hast eine glückliche Familie verdient, genauso wie deine Jungen. Ich habe viele caladanische Männer kennen gelernt, die ausgezeichnet zu dir passen würden.«

Sie hob die Augenbrauen. »Ich lebe jetzt seit über einem Jahr als Witwe. Missfällt es dir, dass ich immer noch zu haben bin?«

»Missfallen ist der falsche Ausdruck ... es erstaunt mich. Sind die Fischer mit Blindheit geschlagen, dass sie nicht erkennen, was für eine wunderbare Frau frei in ihrem Dorf herumläuft?«

»Viele sind es.« Sie bedachte ihn mit einem spöttischen Lächeln und stemmte dann die Hände in die Hüften. »Außerdem steht es dir nicht zu, mir erzählen zu wollen, wie ich mein Leben führen soll. Ich werde so lange warten, bis ich mich entschieden habe ... bis ich den richtigen Mann entdeckt habe.« Sie reckte sich auf Zehenspitzen empor, um ihn zu küssen. »In deinen Briefen über exotische Abenteuer und erstaunliche Planeten habe ich viel vom Universum kennen gelernt. Caladan ist eine schöne Welt, aber du hast mir die Sterne schmackhaft gemacht, die bislang außerhalb meiner Reichweite waren.«

Wehmütig blickte sie auf das endlose stille Meer hinaus. »Meine Unzufriedenheit mit dieser Welt und diesem Leben nimmt zu. Ich wünsche mir mehr für meine Söhne. Wenn ich an die Liga der Edlen denke, die Städte auf Salusa Secundus und Giedi Primus, stelle ich mir Estes und Kagin als Senatoren, Mediziner oder sogar Künstler mit adligen Mäzenen vor. Hier auf Caladan können sie nur Fischer werden. Ich will nicht, dass sie sich mit bescheidenen Lebenszielen zufrieden geben.«

* * *

Trotz des Friedens und der Einsamkeit konnte Vor dem Djihad nicht auf Dauer entfliehen. Die gesamte Menschheit war durch Serenas Märtyrertod aufgerüttelt worden, und die Cymek-Rebellen – einschließlich seines Vaters Agamemnon – hatten dem Allgeist schwere Niederlagen zugefügt. Vor glaubte, dass es der Armee des Djihad mit einem koordinierten Vorstoß gelingen könnte, die Computer bald zu besiegen. Aber danach drohte ein weiterer schwieriger Kampf ...

Als der Djihad-Kurier auf Caladan eintraf, wusste er genau, wo er Vor finden würde. Seinen letzten Anweisungen hatte Primero Harkonnen eine genaue Ortsbeschreibung hinzugefügt.

Vor hatte ein ungutes Gefühl, als er sah, wie der Uniformierte über den Strand zu ihm gelaufen kam. Quinto Paolos gerötetem

Gesicht war anzusehen, dass er sich auf einer sehr wichtigen Mission befand. Vor hockte auf einem Felsen und lauschte dem rauschenden Wiegenlied der Flut. »Primero Atreides! Ich überbringe Ihnen eine dringende und private Botschaft von Primero Harkonnen.«

Leronica entfernte sich, damit die Männer unter sich waren. »Ich muss sowieso in der Taverne nach dem Rechten sehen. Ihr könnt in Ruhe über militärische Geheimnisse ...«

Doch Vor hielt sie am Handgelenk fest. »Vor dir habe ich keine Geheimnisse.« Er wandte sich wieder dem Offizier zu und wartete.

»Ich komme direkt von Tlulax. Primero Harkonnen hat mir einen Auftrag von höchster Priorität erteilt. Er befahl mir, Zimia zu meiden und meine Botschaft keinem anderen Angehörigen der Armee des Djihad anzuvertrauen. Er wollte nicht, dass seine Worte in die falschen Hände geraten. Er sagte, dass ich zu Ihnen gehen soll und dass ich Sie auf Caladan bei dieser Frau finden würde.«

Vors Herz klopfte schnell, weil er wusste, dass der Primero sich niemals aus einer Laune heraus über das Protokoll hinwegsetzen würde.

»Der Primero sagte zu mir: ›Es genügt, wenn mein bester Freund die Wahrheit erfährt.‹«

Der junge Offizier hielt ein flaches, versiegeltes Paket in den leicht zitternden Händen. Er versuchte, die Haltung zu wahren und ruhig zu atmen, aber er wirkte völlig verkrampft. Xavier mochte auf solche Formalitäten Wert legen, aber Vor wollte einfach nur die Botschaft hören. »Heraus damit, Quinto! Wie lautet die Nachricht?«

Paolo schluckte. »Das hier hat er in meiner Gegenwart geschrieben und mich dann losgeschickt, bevor die Djipol des Großen Patriarchen mich aufhalten konnten. Ich bin in letzter Sekunde entkommen. Ich mache mir große Sorgen um das Leben des Primero. Ich hätte ihn nicht im Stich lassen sollen, aber er hat mir einen klaren Befehl erteilt.«

Vor riss das Paket auf. Seltsamerweise enthielt es keine Sicherheitssiegel und war auch nicht verschlüsselt. Es handelte sich um eine schlichte handschriftliche Nachricht. Später wurde

Vor klar, dass allein dieser Umstand ein deutlicher Hinweis auf die Verzweiflung war, die Xavier empfunden haben musste.

Er las mit weit aufgerissenen Augen, während die Meeresbrise das Papier in seinen Händen flattern ließ. Er las über den Betrug mit den Organfarmen der Tlulaxa, über die angeblichen Angriffe der Denkmaschinen auf Chusuk, Rhisso und Balut, für die in Wirklichkeit Iblis Ginjos Geheimpolizei verantwortlich war, und über den nächsten geplanten Überfall auf Caladan.

Hier!

Er erinnerte sich an den Friedhof, den er auf Chusuk gesehen hatte. Welch ein Gegensatz zur Schönheit dieser ursprünglichen Ozeanwelt. »Iblis, du Mistkerl!« Sein Atem ging schneller, als er daran dachte, was er mit dem Großen Patriarchen anstellen würde, sobald er ihm nahe genug kam, dass er ihm die Finger um den Hals legen konnte.

Er las weiter. Xavier beschrieb, was er zu tun beabsichtigte, wie er das verführerische Gift namens Iblis Ginjo mit einer letzten Heldentat aus der Welt schaffen wollte. Der alte Primero war sich im Klaren darüber, was die Bevölkerung der Liga anschließend über ihn denken würde. Man würde ihn für einen fanatischen Verräter und den Mörder des von allen verehrten Großen Patriarchen halten – aber Xavier interessierte es nicht, wenn er posthum in Ungnade fallen sollte. Oder ob man ihn als Helden feierte, falls jemals die ganze Wahrheit ans Tageslicht kam.

Mörder?

Wie Xavier erkannte nun auch Vor die gewaltige Maschinerie aus Mythen und Täuschungen, die Iblis Ginjo geschaffen hatte ... einen Kader aus Geheimpolizisten und leidenschaftlichen Djihad-Kämpfern, die die Illusion von der Priesterin Serena Butler und ihres treuen Großen Patriarchen Iblis Ginjo aufrechterhalten sollten.

Vor wurde sich der Tragweite des Geschehenen bewusst und erkannte die vielen Fallen, in die er nun tappen konnte. Nichts war richtig oder gerecht, und die Wirklichkeit teilte sich nicht so sauber in Schwarz und Weiß auf, wie Xavier immer angenommen hatte.

Iblis hatte Jahrzehnte daran gearbeitet, sein Netzwerk zwischen den Welten der Liga zu knüpfen, und nun würde es sich

nicht ohne weiteres zerreißen lassen. Doch die schlimmsten Folgen drohten, wenn die Wahrheit bekannt werden sollte, ganz gleich, wie schrecklich sie war. Der Skandal würde all das zunichte machen, was Serena als Märtyrerin im Kreuzzug gegen die Denkmaschinen erreicht hatte. Ihre Anhänger würden sich gegenseitig zerfleischen, statt gegen Omnius zu kämpfen.

Vor ballte die Hände zu Fäusten. Das konnte er ihrem Angedenken nicht antun, also würde er die Wahrheit über Xavier für sich behalten. Er hoffte, dass sein Freund es verstand.

Wenigstens war Iblis ausgeschaltet.

Ein anderes Problem waren die Tlulaxa, die die abscheulichsten Verbrechen begangen hatten. Auch wenn der Große Patriarch nicht mehr lebte, würden seine geheimen Kollaborateure weitermachen.

Vor musste die Wahrheit über die Organfarmen an die Öffentlichkeit bringen und die Tlulaxa in Schande und Ungnade stürzen. Ja ... sie konnten die Rolle der Prügelknaben übernehmen, denn sie hatten nichts Besseres verdient. Sobald die Allgemeinheit über die grässliche Täuschung Bescheid wusste, würde man den Fleischhändlern nur noch mit Abscheu begegnen. Die Organfarmen würden zerstört, und die Sklaven, die als lebende Organbanken fungiert hatten, befreit werden ... so oder so.

Vor seufzte, als er die gewaltige Last der Verantwortung auf seinen Schultern spürte. Er sah sich als Angelpunkt der vergangenen und künftigen Geschichte, und genauso wie sein Freund interessierte es ihn nicht, ob man ihn mit Ruhm oder Schande überhäufen würde.

Er wurde sich wieder Leronicas Anwesenheit bewusst. Besorgnis und Bestürzung spiegelten sich in ihrem Gesicht, während sie auf das Meer hinausblickte. »Ich kann dich hier nicht festhalten, Vor. Geh und kümmere ich um deinen Notfall.« Er sah, dass Tränen in ihren dunkelbraunen Augen schimmerten, obwohl sie sich bemühte, sie vor ihm zu verbergen. »Komm zurück, wenn du die Zeit dazu findest, wie immer.«

Quinto Paolo wirkte nervös und schien sich möglichst schnell wieder auf den Weg machen zu wollen, als würde er ziellos dahintreiben, solange er keine neuen Befehle erhalten hatte.

Doch Vor trat zu der Frau, die zum emotionalen Anker seines Lebens geworden war. Er legte die Hand an ihr Kinn und zwang Leronica, ihn anzusehen. »Ich habe hier auf Caladan sehr viel nachgedacht. Von nun an werde ich nicht nur Soldat, sondern auch Mensch sein. Ich ... möchte, dass du mit mir kommst.«

Die Überraschung und Begeisterung in ihrem Gesicht löschten die Spuren der vergangenen zehn Jahre aus. »Aber ich bin doch nur ein armes Mädchen von Caladan. Ich habe kein Recht, die Lebensgefährtin eines großen Primero ...«

Zärtlich legte er einen Finger auf ihre Lippen. »Du bist meine große Liebe und die Mutter meiner Söhne.« Vor zögerte und wartete, dass sie seiner Behauptung widersprach. Doch er wusste es genauso gut wie sie. Wenn er Estes und Kagin ansah, blieb nicht der geringste Zweifel.

Sie presste die Lippen zusammen. »Ich möchte, dass die Jungen Kalem als ihren Vater im Gedächtnis behalten. Er hat sein Leben für sie geopfert, und ich werde nicht zulassen, dass du ihre Erinnerung an den Mann verblassen lässt, den sie während des größten Teils ihres Lebens gekannt haben.«

»Ich würde nicht im Traum daran denken. Kalem Vazz hat das getan, was eigentlich meine Aufgabe gewesen wäre. Er hat sie aufgezogen und ihnen moralische Werte und den Sinn der Arbeit vermittelt. Er war für sie da, während ich nicht da war.«

»Das bedeutet nicht, dass du jetzt nicht damit anfangen kannst.« Sie atmete schwer, und Tränen flossen ihr über die Wangen.

Er nickte. »Unsere Söhne werden in der Liga der Edlen aufwachsen und alles nutzen können, was unsere Zivilisation ihnen zu bieten hat.« Seine Stimme klang belegt, als er sie näher an sich heranzog. »Da draußen wartet eine ganze Galaxis, die ich dir zeigen will.«

117

Die Nacht ist ein Loch im Gestern und ein Tunnel ins Morgen.

Feuerlyrik der Zensunni

Zehn Jahre waren vergangen, seit Marha, Jafar und die anderen Anhänger Selims ihre langjährige Siedlung aufgegeben hatten und zur Pilgerreise tief in die Wüste aufgebrochen waren – fern von den fremden Jägern und Naib Dharthas Verrätern. An jenem schicksalhaften Tag hatte Marha den Nadelfelsen bestiegen und hatte von diesem Aussichtspunkt das Ende ihres Ehemannes miterlebt. Doch in Wirklichkeit war das Ereignis ein Anfang gewesen, als der große Wurmreiter im gewaltigen segmentierten Körper Gottes aufgegangen war.

Seitdem hatten sie weiter für Selims Traum und seine Mission gelebt. Die Neuigkeit vom unglaublichen Schicksal des Anführers der Gesetzlosen hatte sich über alle Zensunni-Siedlungen auf Arrakis verbreitet, und hunderte von Kandidaten hatten nach dem abgelegenen Versteck gesucht, um sich den Wurmreitern anzuschließen.

Die Felshöhlen und weiten Dünen von Arrakis waren kein Gefängnis, sondern eine Zuflucht. Tief in den düsteren Gängen hatten die Wurmreiter und Gesetzlosen weitere Muadru-Inschriften gefunden, die jemand in den kühlen Stein graviert hatte. Die Symbole erinnerten Ishmael an die uralten unentzifferten Schriften, die sein Großvater in seiner Hütte auf Harmonthep zusammen mit den Sutra-Pergamenten aufbewahrt hatte. Ishmael konnte die Bedeutung der Zeichen nicht enträtseln, aber er war überzeugt, dass sie eine Botschaft der Hoffnung und Solidarität übermittelten.

Im ersten Jahr hatten die Flüchtlinge von Poritrin gelernt, mit den einheimischen Bewohnern von Arrakis zusammenzuleben und ihnen bei der Arbeit und beim täglichen Überlebenskampf zur Seite zu stehen. Die Schwächsten waren wieder zu Kräften

gekommen, und niemand beklagte sich. Sie waren widerstandsfähig und stark, nachdem sie ihr bisheriges Leben in der Sklaverei verbracht und Aufgaben übernommen hatten, für die sich selbst Denkmaschinen zu schade waren.

Ishmael stand mit den Überlebenden seines Volkes in einer großen Höhlenöffnung, von der aus sie in die Weite blicken konnten, die niemals durch Fußspuren von Sklaventreibern entweiht werden würde. Es war früher Morgen, Selim Wurmreiters liebste Tageszeit, wie Marha ihnen erzählt hatte.

Ishmaels Tochter Chamal machte einen starken und hoffnungsvollen Eindruck. Mit sechsundzwanzig Jahren war sie eine erwachsene Frau. Sie hatte wieder geheiratet, wie es unter den rauen Wüstenbewohnern Sitte war, und bereits drei Kinder zur Welt gebracht. In ihrem Herzen hielt sie Rafel immer noch in Ehren, aber jeder aus Ishmaels Flüchtlingsgruppe hatte Familienmitglieder verloren, entweder auf Poritrin oder auf Arrakis. Sie mussten nach vorn blicken, nachdem sie nun wussten, dass dies ihre neue Heimat war.

Die hübsche Marha trat an Ishmaels Seite und blickte über die Wüste. Er lächelte ihr herzlich zu, und beide genossen die Nähe des anderen. El'hiim, ihr von Selim Wurmreiter gezeugter Sohn war zu einem guten Jungen herangewachsen, der fast zehn Jahre zählte. Inzwischen hatte er gelernt, etwas vorsichtiger zu sein und nicht in jeden unerkundeten Felsspalt zu kriechen, in dem schwarze Skorpione lauern mochten.

* * *

Ein knappes Jahr nach der Rettung der Flüchtlinge hatte Marha kein Geheimnis daraus gemacht, dass sie Ishmael als würdigen Nachfolger Selims betrachtete. Sie war mit einem gesunden und intelligenten Sohn gesegnet, und gemäß der Sitte der Zensunni und den Notwendigkeiten eines harten Nomadenlebens wurden vaterlose Kinder oder Frauen, die ihren Ehemann verloren hatten, nicht verbannt.

»Ich war die Frau des Wurmreiters«, hatte sie in der Stille der Höhle zu ihm gesagt und wie eine Wüstenprinzessin stolz den Kopf gehoben. Die sichelförmige Narbe über ihrer linken Au-

genbraue wirkte im Zwielicht blass. »Nachdem Shai-Hulud meinen Mann und den bösen Naib Dhartha verschlungen hatte, hätte ich mich eigentlich für Jafar entscheiden sollen. Aber ...«

Sie wandte den Blick ab, dann sah sie Ishmael wieder an. »Jafar hält Selims legendäres Angedenken in großen Ehren, aber er lässt sich von seinem Schatten einschüchtern. Er hat es nie gesagt, aber ich spüre, dass er es als ... Frevel empfinden würde, wenn er mich zur Frau nehmen würde. Auch die anderen Männer haben Selim verehrt und sind ihm wie einem Propheten gefolgt. Sie behandeln mich wie eine unberührbare Göttin.« Marha legte einen Hand auf seinen Arm. »So kann ein Mensch nicht leben, Ishmael.«

Er sah sie an. »Und da ich noch verhältnismäßig fremd bin, glaubst du, dass ich mich nicht von derartigen Erwartungen erdrücken lasse?«

»Du bist der Anführer deines Volkes, ein Mann, dem sie Respekt zollen, der gerecht und entschlossen ist und keine Angst hat, zu seinen Überzeugungen zu stehen. Du bist ein fester Fels, keine weiche Düne, die sich von jedem Windhauch verändern lässt.«

Er runzelte die Stirn. »Du verlangst von mir, meine andere Frau zu vergessen?«

Marha schüttelte den Kopf. »Du sollst gar nichts vergessen. Auch ich werde meinen ersten Mann nie vergessen. Wir beide haben eine Vergangenheit, Ishmael ... und eine Zukunft. Gemeinsam sind wir stärker.«

Ihre Worte machten ihm Angst, aber er erkannte auch die Wahrheit, die darin lag. »Du hast mir eine schwere Verantwortung aufgebürdet.« Sie war ihm sehr nahe, sodass er sich von ihrer Intelligenz und Schönheit berauscht fühlte.

Sie zuckte die Achseln, dann küsste sie ihn auf die stoppelige Wange. »Wir alle tragen unsere Bürde.«

Also vermählten sie sich und arbeiteten gemeinsam daran, den wachsenden Stamm der Gesetzlosen zu führen und die Bemühungen fortzusetzen, den Gewürzhandel zu unterbinden. Sie schworen, Shai-Hulud zu verteidigen und zu verhindern, dass Arrakis weiter ausblutete.

* * *

Nachdem er die Stammesmitglieder an diesem Morgen zum Höhleneingang gerufen hatte, blickte Ishmael sein Volk an, das ihm über unvorstellbare Entfernungen gefolgt war, und auch die anderen, die ihn als Nachfolger von Selim Wurmreiter akzeptiert hatten. Hinter ihm wurde der neue Tag immer heißer.

Selim hatte viele Visionen gehabt und durch seine Verbindung zum großen Shai-Hulud, mit Hilfe der Melange, Einblicke in die Zukunft genommen. Ishmael besaß keine derartige Quelle, die ihn in seinen Entscheidungen führte. Er musste die Koran-Sutras und all die anderen Schriften studieren, in der Hoffnung, den Willen Gottes korrekt bestimmen zu können. In den dunkelsten Stunden der Nacht schaute Ishmael manchmal in die unendliche Wüste hinaus, als könnte er dort irgendwo die Zukunft erkennen ...

Als die Sonne über die zerklüfteten Hügel stieg, nahm er einen tiefen Atemzug der herben, trockenen Luft. Arrakis war viel lebensfeindlicher als Poritrin oder Harmonthep, aber der Planet war seine neue Heimat, ein Ort, an dem er ohne die Gefahr der Sklavenhalter und der Denkmaschinen leben konnte, an dem er sogar weit entfernt von der Liga der Edlen war.

Mit einem Lächeln sah Ishmael in die Gesichter, die ihn umgaben. »Wir können auf dieser Welt leben und unsere Zukunft selbst bestimmen. Wir werden nie wieder Sklaven sein!« Er seufzte und fühlte sich unglaublich stolz. »Von diesem Tag an werden wir uns die Free Men, die *Freien Menschen* von Arrakis nennen!«

Appendix

Chronologie der bedeutenden Ereignisse des Djihad

201 V.G. (Vor Gilde) Serena Butlers Sohn wird von Erasmus ermordet.

200 Atomarer Vergeltungsschlag der Liga-Armada gegen die Erde und Vernichtung des Terra-Omnius.

198 Erster organisierter Angriff der Armee des Djihad nach dem Sieg über die Erde. Die Djihadis wählen zufällig ein Ziel aus, die Synchronisierte Welt Bela Tegeuse, die siegreich erobert wird. Vorian Atreides zeichnet sich im Kampf aus. Trotz großer Verluste an Robotern und Menschen geht die Schlacht unentschieden aus. Die Streitkräfte der Menschen ziehen sich zurück.

197 Der Corrin-Omnius reagiert auf die Erkenntnis, dass sich der Charakter des Krieges verändert hat, und schickt eine weitere schwere Flotte nach Salusa Secundus, die jedoch von der Armee des Djihad in die Flucht geschlagen wird. Segundo Xavier Harkonnen betrachtet diesen Kampf als Rehabilitierung seiner Person nach der Schlacht von Zimia, bei der er Jahre zuvor verwundet wurde.

Vorian Atreides kehrt nach Bela Tegeuse zurück und stellt fest, dass die Denkmaschinen ein Jahr nach der Schlacht ihre dortige Basis mitsamt Industrie wieder aufgebaut haben, als wäre nichts geschehen. Trotz der großen Verluste an Menschenleben hat der Djihad keinen Fortschritt gebracht.

196 Vorian Atreides wird zum Segundo Zweiten Grades befördert.

Norma Cenva modifiziert Tio Holtzmans Schild, um das Problem der Überhitzung während eines Kampfes zu lösen. Das thermische Verhalten bleibt mangelhaft, aber die neuen Schilde stellen eine bedeutende Verbesserung der ursprünglichen Version dar.

195 Massaker von Honru. In einer Großoffensive versucht die Armee des Djihad, die versklavte Bevölkerung der Synchronisierten Welt Honru zu befreien, doch sie ist nicht über die Zahl der Maschinenraumschiffe informiert, die sie dort erwarten. Omnius setzt eine aggressivere Taktik ein, und die gesamte Djihad-Flotte wird durch Kamikaze-Schiffe der Roboter vernichtet. Über fünfhunderttausend Soldaten der freien Menschheit verlieren das Leben.

194 Nach dem Massaker von Honru werben der Große Patriarch Iblis Ginjo und die Priesterin des Djihad Serena Butler weitere Freiwillige für den Kampf an. Iblis Ginjo vermutet, dass abtrünnige Spione absichtlich falsche Informationen über die Stärke der Maschinenstreitkräfte auf Honru übermittelten. Er beauftragt Yorek Thurr mit der Untersuchung der Angelegenheit.

Vergyl Tantor, der Adoptivbruder von Segundo Xavier Harkonnen, folgt dem dringenden Aufruf zur Rekrutierung neuer Soldaten und tritt mit siebzehn Jahren in die Armee des Djihad ein.

193 Die Djihad-Polizei, kurz »Djipol«, wird offiziell gegründet, nachdem Yorek Thurr seinen Bericht abliefert. Es ist davon auszugehen, dass auf den Liga-Welten viele Spione der Denkmaschinen aktiv sind – Menschen, die Omnius treu ergeben sind.

Um seine Machtposition zu zementieren geht Iblis Ginjo eine politische Zweckehe mit Camie Boro ein, die ihre Abstammung auf den letzten Imperator zurückführen kann, der vor der Ära der Titanen vor über tausend Jahren herrschte.

192 Söldner von Ginaz bieten ihre Dienste als unabhängige Krieger an, die nicht der Hierarchie der Armee des Djihad unterstehen. Nach längerer Diskussion über die Konsequenzen schlägt der Große Patriarch Ginjo vor, das Angebot anzunehmen. Andere Planeten stellen ebenfalls eine Söldnerarmee. Die Kämpfer von Ginaz gelten als die besten.

Der Weise Tio Holtzman entwickelt ein Intervallsystem für seine Schilde, eine exakt abgestimmte Abschaltung der Schutzschilde für den Bruchteil einer Sekunde, in der

die Djihad-Schiffe Gelegenheit zum Feuern haben. Norma Cenva korrigiert und modifiziert stillschweigend seine Berechnungen, um eine Katastrophe abzuwenden, erzählt dem Weisen jedoch nichts davon.

191 Im Rahmen einer großen Säuberungsaktion werden sieben Abgeordnete des Liga-Parlaments, bei denen es sich um politische Gegner von Iblis Ginjo handelt, als Maschinenspione angeklagt. Yorek Thurr verhört die Verdächtigen. Der Große Patriarch gründet die »Seraphim«, eine weibliche Leibwache für Serena Butler.

190 Manion Butler geht als Viceroy in den Ruhestand und schlägt seine Tochter Serena als Nachfolgerin auf dieser Position vor. Sie wird durch Akklamation gewählt, besteht jedoch darauf, lediglich den Titel eines »kommissarischen Viceroy« zu führen, bis der Krieg vorbei ist.

189 Die Denkmaschinen überfallen und erobern die kleine Kolonie Ellram. Alle Menschen werden getötet oder versklavt. Der Kampf ist längst entschieden, als die Liga davon erfährt.

Während einer Ansprache Serena Butlers vor dem Parlament wird ein Attentat vereitelt. Eine Seraphim-Leibwächterin opfert ihr Leben, und Serena wird in die Stadt der Introspektion gebracht. Der Attentäter wird bei der Gefangennahme getötet, und Yorek Thurrs Ermittlungen ergeben, dass der Mann ein Spion war, der von Omnius einer Gehirnwäsche unterzogen wurde.

188 Die Maschinen schlagen erneut zu, diesmal gegen die Peridot-Kolonie. Der Armee des Djihad gelingt es in einer erbitterten Schlacht, die Roboterstreitkräfte zurückzutreiben. Zon Noret führt die Söldner von Ginaz im Bodenkampf und vernichtet viele Roboter, doch die Maschinen folgen einer Politik der verbrannten Erde, und die Kolonie wird vollständig zerstört.

Eine Gruppe von Djihad-Soldaten handelt auf eigene Faust und greift das neue Hauptquartier der Maschinen auf Corrin an, um die führende Inkarnation von Omnius zu zerstören. Alle Soldaten fallen der Roboterverteidigung zum Opfer.

187 Segundo Xavier Harkonnen ist der Wortführer einer Bewegung, die die Errichtung eines monumentalen Kriegsdenkmals zum Ziel hat, das an alle Toten des Djihad erinnern soll. Serena Butler unterstützt das Vorhaben, und auf Giedi Primus wird mit dem Bau begonnen – auf einem Planeten, der besonders viele Opfer zu beklagen hat, aber auch der Schauplatz eines bedeutenden Sieges über die Maschinen war. Ein identisches Denkmal wird in Zimia errichtet.

Nach den Debakeln auf Ellram, in der Peridot-Kolonie und Corrin wendet sich der Große Patriarch Ginjo an das Liga-Parlament. Im dreizehnten Jahr des Djihad schlägt er eine weitere Regierungsinstitution vor, einen »Djihad-Rat«, der die Kriegshandlungen koordinierend leitet. Er schlägt vor, dass alle Angelegenheiten die den Djihad betreffen – sowohl nach innen (durch die Djipol) als auch nach außen (durch die Armee des Djihad) – von diesem Rat entschieden und verwaltet werden. Andere wirtschaftliche, soziale und innenpolitische Fragen sollen vom Parlament der Liga debattiert werden. Für schnelle Entscheidungen ist ein Plenum aus etwa eintausend Abgeordneten ungeeignet. Der Antrag wird angenommen.

186 Nach weiteren Säuberungsaktionen der Djipol reagieren die Bürger zunehmend paranoid und wittern überall Spione der Denkmaschinen. Serena Butler hält aus ihrer Zuflucht in der Stadt der Introspektion leidenschaftliche Ansprachen.

185 Xavier Harkonnen und Vorian Atreides werden in den Dienstrang eines Primero befördert.

184 Die Denkmaschinen gehen gezielt gegen Unverbündete Planeten vor, da sie sich leichter erobern lassen. Dort sind keine Verteidigungskräfte des Djihad stationiert, und die Planeten sind zu schwach besiedelt, um Omnius Widerstand leisten zu können. Drei Unverbündete Planeten werden erobert und als Operationsbasis für die Expansion der Synchronisierten Welten benutzt.

182 Während Norma Cenva sich weiter intensiv mit ihren Faltraum-Gleichungen beschäftigt, stellt der Weise Tio Holtz-

man viele junge und tatkräftige Assistenten ein, um von ihren Ideen zu profitieren. Aus Dankbarkeit arbeiten sie bereitwillig mit dem großen Wissenschaftler zusammen.

181 Zwei weitere Unverbündete Planeten, Tyndall und Bellos, werden von den Maschinen besetzt. Beide Welten besitzen nur wenig Bevölkerung, hauptsächlich Händler, Bergwerksarbeiter und Farmer. Der Djihad-Rat versteht nicht, warum Omnius sich die Mühe macht, solche Planeten zu erobern. Doch dann erkennt Primero Atreides, dass diese Stützpunkte die Funktion von Brückenköpfen erfüllen, die die Liga-Welten wie ein engmaschiges Netz umschließen sollen, um einen großmaßstäblichen Angriff zu ermöglichen.

179 Mit Unterstützung von Xavier Harkonnen schlägt Vorian Atreides vor, dass die Armee des Djihad ihre militärische Schlagkraft nicht nur zur Verteidigung der Liga-Welten, sondern auch der Unverbündeten Planeten einsetzen soll. Anfangs leistet der Djihad-Rat Widerstand, doch dann demonstriert Primero Atreides, wie Omnius die eroberten Welten außerhalb der Liga als strategische Stützpunkte für Angriffe gegen Salusa Secundus und andere wichtige Liga-Welten nutzen kann. Iblis Ginjo betrachtet diesen Vorschlag als Gelegenheit, das Territorium der Liga zu erweitern.

178 Die Unverbündete Welt Tyndall, die vor kurzem von Omnius erobert wurde, wird durch einen schweren und überraschenden Gegenschlag der Armee des Djihad befreit. Die Streitmacht wird von den Primeros Atreides und Harkonnen angeführt. Vergyl Tantor zeichnet sich im Kampf aus und erhält zwei Orden, die er nach Hause zu seiner Familie schickt.

177 Einheiten der Denkmaschinen werden auf der Unverbündeten Welt IV Anbus entdeckt, die voraussichtlich das nächste Angriffsziel im Umschließungsplan darstellt. Die Armee des Djihad entsendet eine große Flotte, um die Hauptwelt der Zenschiiten zu verteidigen.

HEYNE

DIE LEGENDEN DES WÜSTENPLANETEN

Zehntausend Jahre, bevor das Haus Atreides die Herrschaft über Arrakis, den Wüstenplaneten, und seine wertvollen Spice-Vorräte antritt. Zehntausend Jahre, bevor Paul Atreides gemeinsam mit den Fremen, Arrakis' Ureinwohnern, das Haus Harkonnen besiegt und den verräterischen Imperator vom Thron stürzt …

Dies sind die Legenden des Wüstenplaneten – dies ist die Geschichte, wie alles begann: Die Geschichte des Krieges zwischen den Menschen und den Künstlichen Intelligenzen, dem nicht nur die Erde, sondern auch zahlreiche andere Kolonien zum Opfer fallen … Die Geschichte von Serena Butler, der Anführerin des Kreuzzugs gegen die Maschinen, in deren Händen das Schicksal der menschlichen Zivilisation liegt … Und es ist die Geschichte eines tapferen Volkes auf einem kleinen Planeten am Rande der Galaxis, einem Planeten, auf dem es nichts anderes zu geben scheint als Wüste …

»Millionen Leserinnen und Leser rund um die Welt können sich freuen: Die Wüstenplanet-Saga ist noch lange nicht vorbei – sie hat gerade erst begonnen!« *Publisher's Weekly*

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

ISBN 3-453-52000-9
€ 14,00[D]
01
9 783453 520004